HD WIDENER
HW SNEK 5

47596.14

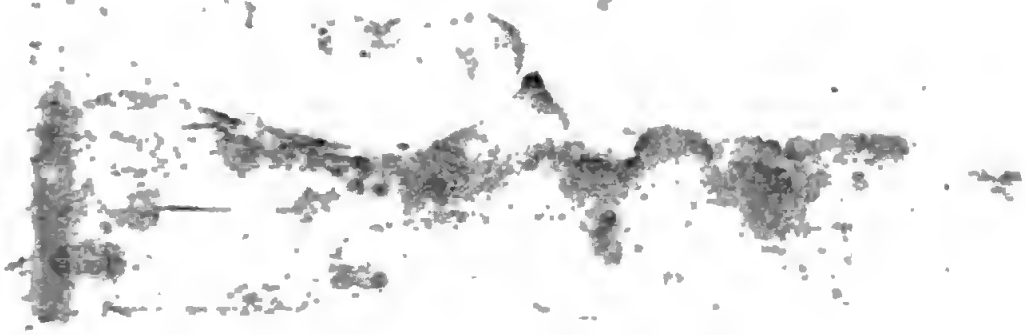
BOUGHT WITH

THE INCOME FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858.

13 Sept. 1875.



Digitized by Google

Schiller und seine Zeit.

Von

Johannes Scherr.

In drei Büchern.

Erstes Buch:

Schiller's Lehrjahre.

1759—1782.

Dritte Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1862.

Digitized by Google

1875, Sept. 13.
Subscription Fund.

47596.14

Vorrede.

Es iſt ein Lieblingswunſch meiner Jugend geweſen, die Lebensgeſchichte des großen Mannes zu ſchreiben, welcher als ein Leitſtern ſtätig ob den Wirrſalen meines Daſeins geleuchtet hat. Ich wurde frühe gewöhnt, mit Ehrfurcht und Liebe zu demſelben aufzublicken. In meinem väterlichen Hauſe gab es ein hochgeſchätztes braungebundenes Buch, eine der erſten Ausgaben von Schiller's Gedichtſammlung, und oft ſah ich daſſelbe zur Feierabendzeit in den Händen meiner theuren Mutter, in Händen, welche tagüber unermüdlich mit der Sichel, dem Nähzeug oder Spinnrad ſich abgemüht hatten. Noch ſteht mir die Stunde friſch im Gedächtniß, wo ich am Abend eines Sommerſonntags mit der Unvergeßlichen unter dem alten Apfelbaum vor dem Hauſe ſaß, während die Sonne rothglühend hinter dem Scheitel des Hohenſtaufens hinabſank. Da las ſie dem von ſchwerer Krankheit geneſenden Knaben die ſchöne, ihren frommen Sinn beſonders anmuthende Romanze vom Grafen von Habsburg vor und erklärte mir das Gedicht, ſo gut ſie, die einfache Dörflerin, es vermochte. Das war meine erſte Bekanntſchaft mit dem großen Dichter und der damals empfangene tiefe Eindruck iſt geblieben.

Digitized by Google

Die dunkle Ahnung des Knaben von Schiller's Größe wurde in dem Jüngling zu begeisterter Vorliebe, welche mich schon in Studentenjahren nach Materialien zu einer Biographie des Dichters umschauen machte. Aber mancherlei innerliche und äußerliche Umstände, deren Erwähnung nicht hieher gehört, ließen erst den gereifteren Mann, welcher die ganze Bedeutung Schiller's für Gegenwart und Zukunft verstehen gelernt hatte, zur Ausführung eines langgehegten Vorhabens kommen. Zwar konnte der Versuch überflüssig erscheinen, nachdem Karoline von Wolzogen, Gustav Schwab und der Schotte Carlyle ihre Lebensbeschreibungen des Dichters veröffentlicht hatten und nachdem vollends das bekannte umfangreiche — nachmals in der kleineren Ausgabe durch Heinrich Viehoff mannigfach berichtigte — Buch von Karl Hoffmeister erschienen war. Allein die Betrachtung, daß, unbeschadet der großen Verdienste, welche den genannten Biographieen Schiller's jeder in ihrer Art zuerkannt werden müssen, eine wirkliche und wahrhafte Lebensgeschichte des Dichters erst möglich geworden, nachdem der Schiller-Körner'sche Briefwechsel (1847), sowie die vervollständigte Ausgabe des Schiller-Göthe'schen (1856) und das einzig-schöne Buch „Schiller und Lotte" (1856), worin Schiller's Tochter, Frau Emilie von Gleichen-Rußwurm, die Correspondenz ihres Vaters mit den Schwestern von Lengefeld großsinnig in der ursprünglichen Form mittheilte, erschienen waren, — diese Betrachtung ließ mich mit neuem Muth einen alten Plan wieder aufnehmen. Auch anderweitig war die Quellensammlung zu einer Biographie Schiller's inzwischen wesent-

lich bereichert worden. So, beiſpielsweiſe zu reden, durch das fleißige documentariſche von Maltzahn herausgegebene Buch des zu frühe hingegangenen Boas über Schiller's Jugendjahre, durch den „Literariſchen Nachlaß" Karoline's von Wolzogen, die Memoiren Ludwig's von Wolzogen, die Erinnerungen der Henriette Herz und eine ganze Reihe von gedruckten Briefſammlungen aus der claſſiſchen Zeit unſerer Literatur. Weiter will ich mich über den literariſchen Apparat meines Unternehmens hier um ſo weniger auslaſſen als die „Belege und Erläuterungen", auf welche im Texte fortwährend verwieſen iſt, die benützten Quellen und Hülfsmittel überall gewiſſenhaft nachweiſen. Tiefer eindringenden Leſern dürfte dieſer Anhang zu meiner Schrift manchen nicht unwillkommenen Wink geben.

Nach vieljähriger, oft unterbrochener und wieder angeknüpfter Vorbereitung an die Arbeit gegangen, theilte ich beim Herannahen der Säcularfeier von Schiller's Geburt meinem Freund und Verleger mit, es ſei dies wohl der paſſendſte Zeitpunkt für das Erſcheinen meines Buches. Er ging mit Feuereifer auf meine Anſicht ein und wollte, daß die neue Lebensgeſchichte des Dichters zugleich eine Jubelſchrift, daß ſie auch in ihrem Aeußeren eine Huldigung ſei, nicht ganz unwürdig, dem Unſterblichen dargebracht zu werden, welchem die deutſche Nation, welchem die Menſchheit eine nie abzutragende Summe des Dankes ſchuldet. Mit einer Mühwaltung, die kein Opfer ſcheute, wurde eine Prachtausgabe meines Buches hergeſtellt, die ſich zur Zeit bereits in den Händen der Beſteller befinden muß. Es ſchien aber räth-

Digitized by Google

lich, zugleich eine billige Volksausgabe des Textes zu veranſtalten, und dieſe liegt hier vor.

Die Veröffentlichung von Palleske's Schrift über Schiller's Leben und Werke, von welcher ich zeither viel Rühmliches hörte, hätte das Unternehmen, abermals mit einer Biographie des Dichters hervorzutreten, bedenklich erſcheinen laſſen können, falls ein ſolches Bedenken nicht zu ſpät gekommen wäre, um noch irgend einen Einfluß zu üben. Als der erſte Band von Palleske's Buch im Sommer 1858 erſchien, befand ſich die Handſchrift des meinigen druckfertig in den Händen des Verlegers und waren die Künſtler, welche die Zeichnungen zur Prachtausgabe übernommen hatten, bereits in voller Thätigkeit begriffen.

Meine Arbeit beanſprucht Selbſtſtändigkeit der Forſchung, des Urtheils und der Form. Der Standpunkt, von welchem ich ausging, war weniger der literarhiſtoriſche als vielmehr der kulturgeſchichtliche. Ich wollte keine Aeſthetik der Werke unſeres Dichters ſchreiben, wie ſie ja ſchon Karl Grün im Ganzen und faſt unzählige Andere im Einzelnen geſchrieben haben, und darum iſt der kritiſchen Analyſe von Schiller's Dichtungen nur ſo viel Raum gegeben als ſich mit meinem Plane vertrug. Dieſer war, ein Lebensbild Schiller's und ſeiner Zeit zu liefern. Gervinus hat uns den Weg gezeigt, auf welchem die Literargeſchichte zur Kultur- und Sittenhiſtorie ſich erweitert, und auf dieſem Wege bin ich vorgegangen, indem ich verſuchte, innerhalb eines nicht allzu weit geſpannten Rahmens ein treues Gemälde jener Epoche zu entwerfen und auszuführen, auf welche, allen ihren Schatten

zum Trotz, kein Deutſcher zurückblicken kann, ohne daß ihm gerechter Stolz die Bruſt ſchwellte. Um mit einem Worte meine Abſicht ins Klare zu ſetzen, wage ich zu ſagen, daß ich ein biographiſches Kunſtwerk ſchaffen wollte. Eine unbefangene Kritik mag entſcheiden, inwieweit das Können dem Wollen entſprochen habe.

Während ich, heimatsfern, im Februar d. J. die Vorrede zu der Prachtausgabe meiner Arbeit ſchrieb, ſah ich drohendes Gewölk an des Vaterlandes Gränzmarken aufſteigen. Ich äußerte dort: Täuſchen die Zeichen nicht, wird Deutſchland binnen Kurzem wieder eine große Prüfung zu beſtehen haben. Möge dann kein Herz und kein Arm vaterländiſchem Dienſte ſich verſagen! Oder ſollten alle die ernſten Lehren unſerer Geſchichte für uns verloren ſein? Sollten unſere edelſten Geiſter umſonſt gearbeitet, gelitten und geſtritten haben? Sollte Deutſchland nie werden, was es werden kann, werden muß, ſobald es thatkräftig will, der Hort des Rechtes, der Freiheit und des Friedens der Welt? Ich mag dieſe Vorrede nicht mit trüben Ahnungen ſchließen, ich will nicht glauben, daß irgend ein Deutſcher ſich ſo weit erniedrigen könnte, zu wollen, daß die Zeiten des Rheinbundes, die Tage von Auſterlitz, Jena und Tilſit wiederkehrten. Damals, ach, wurde die Mahnung überhört, die unſer großer Dichter und Seher als ein prophetiſches Vermächtniß auf Attinghauſen's Lippen gelegt hatte. Tauſendmal ſind die goldenen Worte wiederholt worden, aber nicht oft genug kann man jedem Deutſchen jeden Standes zurufen: —

Die angebor'nen Bande knüpfe feſt.
Ans Vaterland, ans theure, ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen;
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft!
Drum haltet feſt zuſammen, feſt und ewig,
Seid einig, einig, einig!

Heute hat dieſe Mahnung noch ein ganz anderes Schwergewicht als vor fünf Monaten. Denn das alte deutſche Erbübel, daß jeder Deutſche ſein eigenes politiſches Syſtem, und zwar ein unfehlbares, zu haben und haben zu müſſen glaubt, regt ſich wieder bedrohlich und das zu einer Zeit, wo es heißt: Offene oder ſchlechtverkappte Feinde ringsum! und wo es auch dem Blödſichtigſten klar ſein ſollte, ſein muß, daß wir uns ſchlechterdings nur auf uns ſelbſt verlaſſen können ....

Möge der Genius des Vaterlandes wach ſein!

Winterthur, Mitte Juni's 1859.

Dr. J. Scherr.

Einleitung.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Aus dem Geiſte des achtzehnten Jahrhunderts, von weſentlich lyriſchen Elementen durchdrungen, entſprangen die ſtaunenswertheſten Erſcheinungen des Friedens und des Krieges, Heroen und Geſetzgeber, Weiſe und Poeten, Muſiker und Bildhauer, hohe und herrliche Menſchen. Dieſe Zeit war ein ſchöner Dithyrambus auf die Menſchheit.

Gregorovius.

Einem großen und guten Manne, dem geliebteſten der vaterländiſchen Heroen verſuche ich ein Denkmal aufzurichten, — ein Denkmal dankbarer Ehrfurcht, aber auch geſchichtlicher Treue und Wahrhaftigkeit. Blinde Bewunderung, ſklaviſche Vergötterung liegen mir ferne; denn ich fühle, daß Wahrheit der einzige Maßſtab iſt, welcher an wirkliche Größe gelegt werden darf. Der gemachten mag Wohldienerei frommen, die echte wird dadurch erniedrigt. Wo eitle Anſprüche die Unterſuchung ſcheuen und um Schonung bitten, verlangt das Verdienſt nur Gerechtigkeit. Wenige, ſehr wenige Geſtalten der Geſchichte haben ſo geringe Urſache, wie Friedrich Schiller, die tageshelle Beleuchtung zu fürchten. An dieſer erlauchten Erſcheinung treten die Schatten nur hervor, um deutlicher zu zeigen, wie lauter und mächtig das von ihr ausgehende Licht ſei, und auch der ſtrengſte Richter wird zuletzt voll

Pietät und Rührung dieſe von Leiden niedergebeugte und dennoch bis ans Ende von himmliſcher Begeiſterung ſtralende Stirne bekränzen.

So werde ich, geſtützt auf vieljährige, liebevolle Prüfung der Acten, erzählen, wie Schiller gelebt und geſtrebt, gelitten und geſtritten, was er gewollt und vollbracht hat, wie ſeine Zeit ihn und wie er ſeine Zeit bewegte, wie er aus den chaotiſchen Regionen titaniſcher Empörung zu den Aetherhöhen reiner und maßvoller Schönheit ſich hinaufkämpfte, um dem Genius des Dichters die Würde des Völkerlehrers und Propheten zu vermählen, ſeine Sendung, die Herzen zu tröſten, die Geiſter zu adeln, die Seelen zu löſen von der „Angſt des Irdiſchen" und vermittelſt der Kunſt die Menſchen zu ſittlich-freier Würde zu erziehen, bis zum letzten Hauch erfüllend, — und wie er endlich — ein ſchönes Wort Göthe's über den großen Freund zu wiederholen — vom Gipfel ſeines Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen.

Der Künſtler, welcher ein hiſtoriſches Bild malt, hat Sorge zu tragen, daß die Hauptfigur ſeines Gemäldes klar und beſtimmt vom Hintergrunde ſich abhebe. Aber des letzteren kann er zur Geſammtwirkung nicht entbehren, und wenn es ihm erlaubt, ja geboten iſt, denſelben mehr nur ſkizzenhaft zu halten, ſo muß er doch darauf achten, keinen weſentlichen Zug zu vernachläſſigen, welcher den Zuſammenhang des Helden mit ſeiner Zeit veranſchaulichen mag. Ebenſo wird der Bildhauer bei Aufrichtung einer geſchichtlichen Statue darauf bedacht ſein, dieſe, wo immer möglich, ſo zu ſtellen, daß die architektoniſche Umgebung gleichſam eine hiſtoriſche Folie des Standbildes abgibt.

In Anwendung von dieſem auf die Pflicht des Biographen liegt mir zuvörderſt ob, die Umriſſe des Bildes zu entwerfen, deſſen Mittelpunkt Schiller ſein wird, oder, mit andern Worten, den Hintergrund zu zeichnen, aus welchem die theure Geſtalt plaſtiſch vortreten ſoll. Große Geiſter ſind freilich „die Zeit-

genoſſen aller Zeiten," allein ihr Werden und Wirken, ihr Thun und Laſſen, ihre Tugenden und Schwächen, ihre Arbeiten und Triumphe, ihr Leid und ihre Luſt, ihr ganzes Sein und Gehaben — das Alles kann nur volles Verſtändniß und volle Würdigung finden, wenn ſtets im Auge behalten wird, welche Förderung das eigene Zeitalter ihnen angedeihen ließ und welche Hinderniſſe ihnen daſſelbe entgegengeſtellt hat. Ich werde demnach auf den nächſtfolgenden Seiten den kultur- und ſittengeſchichtlichen Charakter des 18. Jahrhunderts ſkizziren. Mit dieſem Wort iſt geſagt, daß es dabei nicht auf Detailſchilderung abgeſehen ſei. Wo aber ſolche der Leſer in dieſer Skizze vermiſſen ſollte, darf er ſicher ſein, daß der hier bloß berührte Gegenſtand in den folgenden Abſchnitten an paſſender Stelle ſeine weitere Ausführung finden werde. Zunächſt handelt es ſich nur darum, den Hintergrund des Bildes mit flüchtigen Linien zu umſchreiben und mit gedämpften Farben zu untermalen.

1.

Wie das Meer, ſo hat auch die Geſchichte der Menſchheit ihre Flut und Ebbe: nur bemeſſen ſich hier die Zwiſchenräume nicht wie dort nach Stunden, ſondern nach Jahrhunderten. Auf Zeiten, wo die Völker, wie mit ſchlafender Seele, zwiſchen der gemeinen Sorge um des Lebens Nothdurft und dem grobſinnlichen Genuß ein dumpfes Daſein hinfriſten, folgen Epochen, wo der prometheiſche Funke in den Menſchen aufs Neue aufglüht, wo ihre Pulſe friſchlebendig allem Großen und Schönen entgegenſchlagen und ihre Bruſt mit Entzücken das Fluidum der Begeiſterung trinkt, welches die geſellſchaftliche Atmoſphäre durchzieht. In ſolchen Flutzeiten, wo freilich mit der edelſten Leidenſchaft nur allzuhäufig die gemeinſten Affecte ſich verbinden, wird der Menſch im Guten wie im Böſen über das normale Maß

ſeines Vermögens, ja ſeines Wollens hinausgeriſſen. Da treibt mit der unwiderſtehlichen Gewalt einer Springflut die Nationen ein dämoniſcher Trieb vorwärts. In ſolchen Perioden werden Staaten errichtet oder zertrümmert, werden Feſſeln zerbrochen und Baſtillen zerſtört. Die Erde erdröhnt von Waffen, denn die mächtigſten Gedanken einer Zeit ſtreben gewaltſam nach Verwirklichung. Unter ungeheuren Wehen ringt ſich ein großer Zukunftsgedanke aus dem Mutterſchooße der Gegenwart und greift mit zwingender Macht von den höchſten Höhen der Geſellſchaft bis in die tiefſten Niederungen hinab oder umgekehrt. Hat er aber dem Zeitalter ſein Gepräge aufgedrückt, ſo iſt ſeine Miſſion erfüllt. An die Stelle erbitterten Kampfes tritt die ſchlaffe Gewöhnung. Der Menſch lebt ſich in die neuen Zuſtände ein, als müßten ſie ewig dauern, als müßte der irdiſchen Dinge raſtloſer Wechſel endlich für immer zur Ruhe gekommen ſein. Alſo herrſcht nach der Flut die Ebbe in der moraliſchen Welt, bis wieder ein neuer Anſtoß zur Bewegung dieſer conſervirenden oder reagirenden „Kraft der Trägheit" ein Ziel ſetzt und neue ſchickſalsmächtige Ideen — erſt von ferne mit lindem Säuſeln ſich ankündigend, dann mälig und mälig zum toſenden Gewitter anſchwellend — einen vermorſchten Geſellſchaftsbau vor ſich niederwerfen und auf den Trümmern ausgelebter Formen eine friſche Saat der Zeit aufgrünen laſſen.

Deſſen zur Beſtätigung ſehen wir, vom Alterthum zu ſchweigen, im 12. und 13. Jahrhundert die Gedanken, welche den Ideengehalt des Mittelalters ausmachten, in ihrer Vollreife thätig und mächtig. Die Ausbildung des Lehenſtaates einerſeits, die Entſcheidung des Kampfes zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum zu Ungunſten des erſteren anderſeits, bezeichnen nach der politiſchen Richtung hin die Triumphe damaliger Anſchauungen. Das religiöſe Dichten und Trachten des Mittelalters erreicht in den Kreuzzügen mit ihren furchtbaren Zwiſchenſpielen — Geißlerfahrten,

Judenſchlachten, Albigenſerkriegen — ſeinen Gipfel- und Glanzpunkt. Und wie auf dem realen Gebiete, ſo findet zur angegebenen Zeit die mittelalterliche Idee auch auf dem idealen ihre größtmögliche Verwirklichung. Die gothiſche Architektur beginnt ihre frommen Rieſenbauten, in welchen der chriſtkatholiſche Gedanke am vollſtändigſten zur ſinnlichen Erſcheinung kommt. Die Troubadours der Provence und die Trouvères Nordfrankreichs ſtiften jene romantiſche Poeſie, welche dann unſere deutſchen Epiker und Lyriker der Hohenſtaufenzeit zur Vollendung führen. Durch Thomas von Aquino wird die auf das katholiſche Dogma baſirte Philoſophie des Mittelalters, die Scholaſtik, zum Abſchluß gebracht und endlich faßt der Genius von Dante Alighieri in dem Focus ſeiner Göttlichen Komödie alle Seiten der mittelalterlichen Weltanſchauung zu einer Einheit zuſammen, in Zügen, „wie ſie der Blitz in Felſen ſchreibt.“

Aber von dieſer Höhe welcher Sturz in den Sumpf des 14. Jahrhunderts! Da entartet Alles. Die romantiſchen Typen des Mittelalters werden zu grotesken Verzerrungen, die Sitte wird zur Unſitte, das Ritterthum zum Räuberthum und eine plumpe Zuchtloſigkeit zieht alle Stände und Geſchlechter in ihren Strudel. Der lange Verweſungsprozeß der mittelalterlichen Lebensformen ſetzt ſich dann im 15. Jahrhundert fort, bis Kirche, Staat, Geſellſchaft ganz offenkundigem Marasmus verfallen ſind. Doch jetzt iſt die Zeit der Ebbe wieder zu Ende: in den letzten Jahrzehnten des 15. und in den erſten des 16. Jahrhunderts rauſchen die Wogen einer weltgeſchichtlichen Flut reinigend über die verſchlammten Länder hin. Die große Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften hebt an, ſobald die erneuerte Bekanntſchaft mit der antiken Bildung, die Wiedererweckung der claſſiſchen Studien, als das Morgenroth eines neuen Geiſtestages aus Italien über die Alpen herüberleuchtet. In die dumpfe Nacht nordiſcher Mönchserei dringen die Sonnenpfeile eines lebensfreudigen Humanismus.

Nun wird es der Menſchheit zu eng in dem mittelalterlichen Dogmengehäuſe: ihre Glieder dehnend ſprengt ſie es und ſtrebt allwärts nach Luft, Licht und Bewegung. Was die Weiſen aller Zeiten gedacht, was die Dichter erſonnen, die beſten Reſultate einer vieltauſendjährigen Kulturarbeit — Guttenberg's glorreiche Erfindung macht ſie allmälig zum Gemeingut der Menſchheit. Der erſte Karthaunenſchuß, welchen abzufeuern die Entdeckung des „Schwarzkünſtlers" Berthold Schwarz möglich macht, iſt das Signal zur anhebenden Zerſtörung der Feudaltyrannei. Gioja gibt den Seefahrern den Kompaß, den ſichern Wegweiſer in der Waſſerwüſte des Ozeans, und alsbald rückt eine Heroenſchaar moderner Argonauten — Diaz, Gama, Colon, Magelhaens — die Gränzen der Erde in vorher kaumgeahnte Fernen hinaus, während Kopernikus, Galilei und Kepler die Vorſtellungen vom Weltgebäude auf ganz neue Grundlagen ſtellen, die Sonne als die Weltleuchte „in die Mitte des ſchönen Naturtempels auf einen königlichen Thron ſetzen, von welchem aus ſie die ganze Familie der kreiſenden Geſtirne lenkt," und es durch ihre Findungen ihrem Nachfolger Newton ermöglichen, das „Spiel und den Zuſammenhang der innern, treibenden und erhaltenden Kräfte" zu erkennen und zu enthüllen.

Die humaniſtiſchen Studien, in Deutſchland mit dem Ernſt und der Wärme einer Herzensſache betrieben, brachten den Geiſt religiöſer Oppoſition zur Reife, welcher ſchon während des Mittelalters in den deutſchen Myſtikern ſich bethätigt hatte. Die philologiſche Polemik eines Reuchlin und Erasmus wurde durch Hutten zur nationalen erhoben. Alle Claſſen des deutſchen Volkes, bis zum leibeigenen Bauer herab, waren ergriffen und getrieben von dem Verjüngungshauch, welcher durch die Zeit ging. Da ſchritt zu Wittenberg der beherzte Mönch aus ſeiner Zelle hervor und machte den Gedanken der Reformation zur That. Aber der große Reformator beſaß wohl geſunden Menſchenverſtand

und Muth genug, die beleidigte Natur an den Mönchsgelübden zu rächen, nicht aber Genie und Weltkenntniß genug, die patriotiſchen Hoffnungen und Entwürfe ſeiner beſten Zeitgenoſſen ſtaatsmänniſch zum Ziele zu führen. In Luther's theologiſcher Beſchränkung lag der Keim des Unglücks, daß die Reformation gerade in ihren beſten Tendenzen ſcheiterte, um ſo entſchiedener ſcheiterte, als die leider gleichzeitig eingetretene Hiſpaniſirung des Hauſes Habsburg an entſcheidender Stelle das Verſtändniß der reformatoriſchen Ideen verwehrte. So gewann unſer Vaterland, ſtatt der gehofften kirchlichen, ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Wiedergeburt, nur die kirchliche Spaltung, womit die Einheit des deutſchen Reiches nach innen und ſeine Weltſtellung nach außen vernichtet war. Andere Völker, vor allen das engliſche, ernteten, wie das herkömmliches deutſches Geſchick iſt, von unſeren Anſtrengungen die Früchte. Aber wenn auch keiner der vaterländiſchen „Blüthenträume" reifte, welche die edle Leidenſchaft eines Hutten beim Beginn der reformatoriſchen Bewegung geträumt hatte, dennoch wird dieſe Epoche ihren Rang als eine der emanzipativſten in der Weltgeſchichte behaupten. Der große Bruch mit dem Syſtem des Mittelalters war erfolgt. Der bloß mechaniſchen und äußerlichen Autorität trat der innere freie Trieb des Menſchen, dem ſtarren Dogma die ſittliche Selbſtbeſtimmung der Perſönlichkeit, der todten Werkheiligkeit der lebendige Glaube gegenüber. Die freie Forſchung war begründet. Noch ſchüchtern zwar und ungelenk begann die Vernunft ihrer Souverainetät ſich bewußt zu werden; aber doch ſchon übte ſie im Stillen ihre Kraft, um ſpäter Schritt für Schritt zur Erkenntniß und Verkündigung der Menſchenrechte vorzuſchreiten. Von der Reformationszeit datirt der Kampf der zwei großen Prinzipien, welcher ſeither der eigentliche Motor der geſchichtlichen Entwicklung geweſen iſt, — der Kampf des germaniſchen Prinzips der Autonomie mit dem romaniſchen der Autorität.

Das 17. Jahrhundert brachte zunächſt den großen romaniſchen Rückſchlag. Die römiſche Kirche, vermittelſt des Jeſuitismus reſtaurirt, erhob ſich kriegeriſch gegen das Vordringen des Proteſtantismus. Es trat da eine jener Perioden ein, bei deren Betrachtung der Hiſtoriker alle Kraft ſeines Glaubens an den Genius der Menſchheit aufbieten muß, um nicht an dieſer zu verzweifeln. Ein Krieg von faſt beiſpielloſer Dauer und Zerſtörungswuth wurde auf deutſchem Boden ausgefochten. Er verminderte die Bevölkerung unſeres Landes um drei Viertheile, warf die Städte in Ruinen, machte die Dörfer zur Heimat der Wölfe, ganze Landſchaften zu Einöden und endete, nachdem er die geſammte deutſche Kultur in Frage geſtellt, mit einem Friedensſchluß voll Unheil und Schmach. Zur Zeit unſerer großen Kaiſerdynaſtieen die herrſchende Großmacht, zur Reformationszeit die leitende Geiſtesmacht des Erdtheils, ſank Deutſchland im 17. Jahrhundert nicht nur zu politiſcher Nullität, ſondern auch zur geiſtigen Sklaverei herab. Das Lutherthum und der Calvinismus waren in dieſer unſeligen Zeit zu ſeelenloſer Kleinmeiſterei erſtarrt, mit kläglichſtem Schulgezänk die Gemüther einengend und verbitternd, vom nationalen Leben losgelöſt, hierarchiſch unduldſam nach unten, unglaublich nachgiebig nach oben. Mit der Kanzel wetteiferte an Unerſprießlichkeit, Kleingeiſt, Engherzigkeit und Servilität die Kathedra. Das offizielle gelehrte Weſen von damals war eitel Barbarei. Die Dialektik des Aberwitzes, welche von den Theologen und Juriſten beider Confeſſionen zu Gunſten der Hexenprozeduren entwickelt wurde, liefert den ſchrecklichen Beweis hiefür. Die Pedanterei ging ins Ungeheuerliche: — ein Profeſſor zu Tübingen brauchte z. B. volle fünfundzwanzig Jahre (1624 — 1649), um ſein Collegium über den Propheten Jeſaia fertig zu bringen. Die Literatur ihrerſeits, Sklavin ausländiſchen Ungeſchmacks, widerſpiegelte hier die Dürre der Kathederweisheit, dort die ſittliche Verwilderung der

Zeit. Doch in Betreff der literariſchen Zuſtände müſſen wir, zurückblickend, etwas weiter ausholen.

Das germaniſche Heidenthum hat uns als Zeugniſſe waldurſprünglicher Poeſie nicht allein jene großartigen nationalen Sagenkreiſe hinterlaſſen, welche die Urkunden des Heroenzeitalters unſeres Volkes vorſtellen, ſondern auch einzelne dichteriſche Geſtaltungen dieſer Sagen. So das fragmentariſche Hildebrandslied, das angelſächſiſche Beowulfslied und das, freilich erſt im 10. Jahrhundert von einem St. Galler Mönch in lateiniſchen Hexametern niedergeſchriebene Lied vom aquitaniſchen Walther. Dieſe Geſänge geben ein Bild von germaniſcher Sinnesweiſe und Lebensführung zur Zeit der Völkerwanderung. Hier athmet die primitive Kraft und Wildheit eines die weltgeſchichtliche Bühne erobernd beſchreitenden Volkes. Die römiſch-chriſtliche Kultur der karolingiſchen Epoche bemühte ſich, dieſe urzeitlich-heidniſchen Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen. Doch waren dieſelben mächtig genug, der berühmten altſächſiſchen im 9. Jahrhundert gedichteten Evangelienharmonie, der Heliand (Heiland), noch ein ganz nationales Gepräge zu geben, während in der wenige Jahrzehnte ſpäter entſtandenen oberdeutſchen Evangelienharmonie des Weißenburger Mönches Otfrid, der älteſten Kunſtdichtung unſerer Literatur, die nationalen Anſchauungen den chriſtlichen ſchon völlig untergeordnet ſind. An die Stelle dieſer geiſtlichen Dichtung trat in den Zeiten der Kreuzzüge die ritterliche, aus Frankreich, der Heimat des ritterlich-romantiſchen Ideals, Anregung, Formen und Stoffe holend. Während damals die Dramatik in den kirchlichen Myſterienſpielen ihre erſten ungefügen Anläufe nahm, blühten Lyrik und Epik zu reichſter Fülle auf. Was jene, den Minnegeſang, angeht, ſo iſt freilich nicht zu verſchweigen, daß unſere Minneſänger das Feuer und die Energie der provençaliſchen Troubadours nicht erreichten. Die deutſche Minnedichtung iſt im Grunde eine ſehr zahme, eintönige, beſchränkte. Es fehlt ihr nicht an einzel-

Digitized by Google

nen innigen Herzenstönen, aber auch nicht an einer ſtarken Beimiſchung von bettelhaftem Knechtsſinn. Der einzige Walther von der Vogelweide erhebt ſich zu freieren und höheren Geſichtspunkten und zeigt uns in ſeinen Liedern, welche ſich nicht, wie die ſeiner Mitſänger, ausſchließlich und ermüdend monoton um Minneleid und Minneluſt drehen, das Gefühl und den Verſtand eines erleuchteten Patrioten. Unter den ritterlich-romantiſchen Epikern ragen Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg weit über die andern hinweg. In Wolfram war ein Genius von außerordentlichem Tiefſinn thätig. Er hat in ſeinem Gedicht von Parzival den Gralmythus zu einem pſychologiſchen Epos geſtaltet, welches man mit Fug die erſte große That der deutſchen Idealiſtik nannte. Die Idee dieſes merkwürdigen Werkes iſt das Verhältniß von Gott und Menſch, von Irdiſchem und Ewigem. Es will zeigen, wie der Zweifel im Menſchen entſtehe, wohin er ihn führe und wie er, im chriſtlichen Sinne, überwunden werden könne durch das Myſterium der Erlöſung durch Chriſtus. Im ausgeprägten Gegenſatze zu Wolfram, welcher die Erde himmelwärts zu heben trachtet, zieht ſein Zeitgenoſſe Gottfried den Himmel zur Erde herab. Es iſt Antik-Sinnliches, etwas von Helleniſchem in dieſem herrlichen Poeten. Er proteſtirt ausdrücklich gegen Myſticismus und Ascetik und ſein Gedicht von Triſtan und Iſolde, bezaubernd friſch und melodiſch, iſt wie eine Antecipation Göthe'ſchen Humanismus und Göthe'ſcher Anmuth. Zur gleichen Zeit, wo dieſe Werke geſchaffen wurden, wandten ſich Dichter von großem, ja größtem Talent pietätsvoll zu den Ueberlieferungen des alteinheimiſchen Volksgeſangs zurück. So entſtanden die Sammlungen und Ueberarbeitungen der alten, Jahrhunderte lang durch fahrende Volksſänger gepflegten nationalen Heldenlieder von Sigfrid und dem Nibelungenhort, von Dietrich von Bern und ſeinen Recken, vom Hünenkönig Etzel, von der Frieſenkönigstochter Gudrun, von der Schildjungfrau Brunhild, von Chriemhild und dem Roſengarten

zu Worms. Das Nibelungenlied, in ſeiner Art das Gewaltigſte, was der germaniſche Geiſt hervorgebracht, und das Gudrunlied ſind die edelſten Geſtaltungen dieſer Sagen. Die Dichter, welche uns dieſe Heldengeſänge in ihrer jetzigen Form gaben, zollten ihrer Zeit einen redlichen Tribut, indem ſie den altheidniſchen Rieſengeſtalten chriſtlich-romantiſche Gewänder anthaten; allein das heidniſch-wilde Muskelſpiel der Helden und Heldinnen ſchiebt dieſe Gewandung fortwährend bei Seite. Wir ſtehen da überall auf urzeitlich-germaniſchem Boden und recht charakteriſtiſch iſt es, wenn z. B. im Lied vom Roſengarten der Mönch Ilſan, eine köſtliche Figur, ſeiner Kutte zum Trotz ganz wie ein urwäldlicher Berſerker ſich gebärdet. Auseinanderzuſetzen, wie die ritterlich-romantiſche Lyrik durch eine zum Theil ganz vortreffliche Lehrdichtung hindurch zuletzt zur elenden Pritſchmeiſterei, die ritterliche Epik durch breite Epigonenverſuche hindurch zur ungeſchlachten Proſa der Volksbücher ſich abſtufte, dazu iſt hier kein Raum.

In dem Maße, in welchem während des 14. und 15. Jahrhunderts die Formen der ritterlich-romantiſchen Poeſie zum Gemeinen und Rohen herabſanken, verwitterte auch das Intereſſe an ihrem Inhalt. Wenigſtens unter den gebildeteren Claſſen der Nation, wo die Entwerthung und Entfremdung der Ueberlieferungen einheimiſcher Dichtung zu der mehr und mehr ſich verbreitenden Bekanntſchaft mit dem claſſiſchen Alterthum in genauem Verhältniß ſtand. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte die Literatur eine ganz antikiſirende Richtung angenommen, und da die Gelehrten nur lateiniſch ſprachen und ſchrieben, ſo blieb der deutſchen Muſe nur übrig, beim eigentlichen Volk eine Zuflucht zu ſuchen. Dort, wo um dieſe Zeit eine Fülle ſchönſter Volkslieder gedieh, mußte man die deutſche Poeſie ſuchen, weit mehr als in den zwar wohlgemeinten, aber ſchnörkelhaften Singſchulen der ſtädtiſchen Meiſterſänger, über deren handwerksmäßige Plattheit nur Meiſter Hans Sachs vermöge reichen Gemüthes und klaren

Verſtandes emporragte. Die humaniſtiſche Bewegung wurde für die Literatur erſt recht fruchtbar, als ein Mann wie Hutten die Probleme des Reformationszeitalters dem Volke in der deutſchen Mutterſprache zu vermitteln begann. Dann gab die Luther'ſche Bibelüberſetzung der Literatur mit einem neuen Inhalt auch die neue Form, deren beſte nationalliterariſchen Aeußerungen zunächſt das proteſtantiſche Kirchenlied und die in Fiſchart gipfelnde reformiſtiſche Satire waren. Auch die polemiſchen Komödieen jener Tage, den derben Ton des reichſtädtiſchen „Faſtnachtsſpiels" auf die alte Myſterienbühne verpflanzend, gehören hierher. Das von katholiſcher wie von proteſtantiſcher Seite gleich eifrig geförderte Schulkomödieenſpiel hatte zwar ſeinerſeits keine literariſchen Reſultate, trug aber doch zur Weiterbildung der ſzeniſchen Kunſt nicht wenig bei.

Im 17. Jahrhundert iſt die Lostrennung der Literatur vom Leben vollſtändig durchgeführt. Das Volk iſt von der Betheiligung an jener ganz zurückgetreten: — ſogar die ſogenannten Volkslieder dieſer Zeit ſind nur Machwerke der Gelehrten. Dieſe monopoliſiren die Literatur und ſie nimmt unter ihren Händen die unerquicklichſten Geſtaltungen an. Der Zuſammenhang mit den Schätzen und Traditionen der alteinheimiſchen Literatur war völlig zerriſſen: die gelehrten Literatoren wußten Nichts vom nationalen Alterthum, ſondern nur vom griechiſchen und römiſchen, und zwar vielfach nur durch die umfärbende oder geradezu fälſchende Vermittelung der Franzoſen und Italiener, welche die Vorbilder einer ſklavenhaften und plumpen Nachahmung abgaben. Zwar in den erſten zwei Dezennien des Jahrhunderts hatte noch ein beſſerer Geiſt in Deutſchland ſich zu regen verſucht. Ein vaterländiſch geſinnter Fürſt, Ludwig von Anhalt-Köthen, hatte 1617 die Fruchtbringende Geſellſchaft oder den Palmenorden geſtiftet, welcher einerſeits die neuhochdeutſche Mundart als allgemeine Schriftſprache neu befeſtigte, andererſeits darauf

ausging, die von Ausländerei trunkenen höheren Gesellschaftskreise an deutsche Sprache, Bildung und Sitte zu erinnern. Auf solche Bestrebungen gründete dann Opitz seine Wiedererneuerung der nach Inhalt und Form ganz elend gewordenen deutschen Dichtung. Er war ein wohldenkender Patriot, der aber unglücklicher Weise von Poesie keine Ahnung hatte. Deßhalb stellte er als Grundgesetz derselben in seinem berühmten „Buch von der deutschen Poeterey" (1624) die lehrhafte Verständigkeit hin und verwies zur Erfüllung derselben auf die unbedingte Nachahmung der Alten und ihrer modernen Nachahmer. Indessen auch größere Talente und Kräfte vermochten in der ungeheuern Trübsal des inzwischen hereingebrochenen dreißigjährigen Krieges zu keinen bedeutenden Leistungen zu gelangen. So ließ z. B. die schreckliche Zeit den Genius des tief und fein fühlenden Flemming nicht zur Reife kommen und trieb den hochbegabten Andreas Gryph, welcher unter günstigeren Umständen ein Stück deutschen Shakspeare's hätte werden können, in die falschen Geleise einer verzerrten und gräuelhaften Tragik hinein. In Folge der politischen Einflüsse des Auslandes, wie in Folge der Zusammenwürfelung aller Arten von fremden Kriegsvölkern auf deutschem Boden, schien das deutsche Wesen aus seinen Wurzeln gerissen werden zu sollen. Mit einer fast beispiellosen sittlichen Corruption ging ein unerhörtes Verderbniß der Sprache Hand in Hand. In Wahrheit, die Sprache der „Gebildeten" von damals war so bunt und abgeschmackt wie eine Narrenjacke. Vergebens setzten sich ernstere und redlichere Schriftsteller, wie Michel Moscherosch (Philander von Sittenwalt) und der Verfasser des vortrefflichen Sittenromans Simplicissimus, dem moralischen und sprachlichen Unfug entgegen. Die Literatur, in Nachahmung der italischen Seicentisten auf der tiefsten Stufe der Entartung angelangt, war nur noch ein Cultus der Zuchtlosigkeit und Grausamkeit. So finden wir sie in den Werken von zwei Chorführern der zweiten

ſchleſiſchen Dichterſchule, Hofmannswaldau und Lohenſtein. Der Schwulſt ihrer Sprache, wie die Lascivität ihrer Anſchauungen überſteigen alle Vorſtellung. Hätten wir nicht die gedruckten Zeugniſſe vor uns, würden wir es geradezu unglaublich finden, was man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutſchland für „galant", für ſchön, für poetiſch, für tragiſch hielt.

Man muß jedoch dieſe verpeſtete Atmoſphäre kennen, um die glorreiche Reinigungsarbeit, welche unſere großen Geiſter im 18. Jahrhundert vollzogen, in ihrem ganzen Umfange zu verſtehen und nach ihrem ganzen Werthe zu ſchätzen. Niemals iſt unter ungünſtigeren Vorausſetzungen ein ſchwierigeres Werk unternommen worden. Das 17. Jahrhundert ſteht als ein Brand- und Schandmal in der deutſchen Geſchichte. Nur noch in wenigen edleren Gemüthern glomm deutſcher Sinn ſchüchtern unter dem Wuſt einer aus ſittlicher Schlaffheit und ſchamloſer Zügelloſigkeit abenteuerlich gemiſchten Zeitſtimmung. Das „alamodiſche" Unweſen, d. i. die blindeſte Nachäfferei von Fremdländiſchem in Tracht, Sitte und Sprache, beherrſchte die tonangebenden Kreiſe ganz und gar. Alles war in Deutſchland daheim, nur Vaterländiſches nicht. Die katholiſchen Höfe empfingen von Rom und Madrid her Anregungen und Befehle, die proteſtantiſchen verriethen die deutſchen Intereſſen an Frankreich. Die Reichsverfaſſung war eine verrottete Maſchine, die zwar mitunter laut knarrte und klapperte, aber keine Wirkung mehr that; denn des Reiches „Herrlichkeit" war durch den weſtphäliſchen Frieden zur Spottgeburt einer Anarchie herabgeſunken, deren politiſches Thun und Laſſen vollkommen der Anarchie entſprach, welche in den ſittlichen und literariſchen Zuſtänden herrſchte.

Am Schluſſe des 17. Jahrhunderts ſtand eine große Veränderung im Staatsweſen des Continents fertig da. An die Stelle des in Ruinen fallenden germaniſchen Feudalſtaats, welcher ſich nur in dem inſulariſchen England und nur vermittelſt zweier Revo-

Digitized by Google

lutionen zur ariſtokratiſch-repräſentativen Monarchie zu entwickeln vermocht hatte, trat auf dem europäiſchen Feſtland der romaniſche Abſolutismus, in Spanien geboren, aber in Frankreich großgezogen, geſchult, raffinirt. Hier hatte von Philipp Auguſt an eine Reihe von Königen und Miniſtern an der Ausbildung und Verwirklichung der abſolutiſtiſchen Staatsidee gearbeitet. Es war das einem Lande ganz angemeſſen, deſſen Bevölkerung wie nur wenige andere das Talent der Knechtſchaft beſitzt, wie nur wenige andere zur Ertragung der Freiheit unfähig iſt und unter allen Umſtänden einen Herrn, einen Deſpoten, einen Götzen nöthig hat. Ludwig XI. und nach ihm Richelieu und Mazarin hatten für das abſolute Königthum ſo viel gethan, daß Ludwig XIV. nur noch die letzte Hand anzulegen brauchte, um die Phraſe: Der Staat bin ich! zur vollendeten und allſeitig anerkannten Thatſache zu machen. Er wurde das vergötterte Muſter der feſtländiſchen Fürſten, auch ſolcher, welche durch ſeine beiſpielloſen Uebergriffe zum Kriege gegen ihn gezwungen waren. Die Mode des Abſolutismus von Verſailles graſſirte mit der Heftigkeit anderer franzöſiſcher Moden in Europa. Alle Claſſen der Geſellſchaft waren unter dieſem nivellirenden Deſpotismus dem Weſen nach gleich erniedrigt und nur die Formen der Knechtſchaft ſtatuirten Unterſchiede. So eröffnete ſich das 18. Jahrhundert.

2.

Wie man auch immer über dieſe große Epoche urtheilen mag, gewiß iſt, daß ſie eine der außerordentlichſten, vielgeſtaltigſten, poeſievollſten, ideen- und thatenreichſten der Weltgeſchichte war. Welche Fülle von „Menſchengeſchick beſtimmenden" Gedanken auf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens und Strebens! Welche unüberſehbare Reihe von originellen Menſchen, von edlen, großen, räthſelhaften und ſchrecklichen Charakteren! Welches Gedränge

von Helden, Dichtern, Denkern, Künſtlern, von Originalen, Kraftgenies, Abenteurern und Courtiſanen! Weichſte Gefühlſamkeit und Thränenſeligkeit wechſelt mit prometheiſchem Trotz und der titaniſchen Kühnheit des Wollens geſellt ſich die genialſte Kraft des Vollbringens. Wildeſte Skepſis, das ſchneidende Hohnlachen noch auf den Lippen, ſpringt jach in myſtiſche Verzücktheit um oder umgekehrt ſchwärmeriſche Zerknirſchung in blasphemiſchen Atheismus. Neben dem unbändigen Geziſch und Gehöhne eines ſouverainen Spottes, der, trunken von Zerſtörungsluſt, nichts Heiliges mehr anerkennt, jubeln die innigſten Herzenslaute erhabenſter Begeiſterung auf. Wunderbarſtes wird gedacht, Unerwartetſtes geſchieht auf dieſem Boden, welcher vulkaniſch unter den Füßen der Menſchen ſchwankt. An der Stelle, wo noch eben ein Heros unſere Bewunderung, ein Geſetzgeber unſere Dankbarkeit, ein Poet unſer Entzücken erntete, bläht ſich im nächſten Augenblick ein frecher Charlatan. Eine ſchwüle Atmoſphäre von Puder, Schminke, Frivolität, Myſticismus, Intriguengeiſt und ſtahlhartem Egoismus umgibt uns; aber in dieſer Luft des Verderbens blühen mit einmal, himmliſchen Wunderblumen gleich, hochherzige Ideen auf und reifen zu epochemachenden Thatſachen der Vernunft und Humanität.

Es war die Beſtimmung des 18. Jahrhunderts, die unvollendete Miſſion des 16. wieder aufzunehmen. In Weiterführung derſelben hat es auf allen Gebieten, wenigſtens theoretiſch, die europäiſche Geſellſchaft von der mittelalterlichen Befangenheit und Gebundenheit erlöſt. Es hat das Vorurtheil der Kaſtenunterſchiede ſpottlachend in die Luft geblaſen, hat das Bürgerthum neu geſchaffen, hat den leibeigenen Bauer in den Kreis der Menſchen eingeführt; aber es hat auch das ſittliche Fundament der Geſellſchaft unterhöhlt und neben Schlechteſtem auch Beſtes entwürdigt und entwerthet. Ziemte es ſich, von der ernſten Geſchichte in leichten Bildern zu ſprechen, ſo könnte man dieſe

wunderbar bewegte Zeit ein wahres Carneval von schneidenden Gegensätzen nennen. Allein aus diesem gährenden Chaos von Blasirtheit und Enthusiasmus, von mondscheinzarter Empfindsamkeit und grober Sinnenlust, von frechem Unglauben und kindischer Wundersucht, von rohestem Materialismus und ätherischer Gedankenhoheit, von raffinirter Unnatur und überschwänglicher Naturfreude klingt als starker Grundton immer wieder der emanzipative Sturm- und Drangruf und über dem Wirrniß sittlicher Verkommenheit erhebt sich adlergleich der Glaube an das Ideal.

Zwei intellectuelle Mächte lösen sich in der Herrschaft über diese Welt von Contrasten ab. Erst schwingt ein weltgeschichtlicher Witz sein boshaft lachendes Szepter und schlägt damit an die Grundsäulen der Gesellschaft, um zu zeigen, wie hohl und morsch dieselben geworden. Dann gestaltet sich der Ueberdruß an dem altersschwachen Bestehenden zur leidenschaftlichen Sehnsucht nach neuen Zuständen und dieses weltgeschichtliche Pathos macht, vermittelst einer ungeheuren Umwälzung, die moderne Weltanschauung über die mittelalterliche triumphiren. Alles drängt und treibt auf dieses Ziel hin, bewußt und unbewußt. Alle macht das Jahrhundert seinem Geiste dienen, von dem einsamen Denker an, der unter Noth und Verfolgung erhabene Zukunftsgedanken sinnt, bis hinab zu der üppigen Courtisane, die in byzantinischen Orgien den Schweiß eines Volkes vergeudet. Und merkwürdig, gerade in diesem Zeitalter der Aufklärung, wo eine unerbittliche Kritik alle Illusionen der Romantik zu zersetzen, zu vernichten sich abarbeitet, nimmt die Weltgeschichte eine ganz abenteuerliche Gestalt an und diese Gesellschaft in Perücke und Haarbeutel, im Reifrock und Stelzschuh wird von phantastischen Träumen, Wünschen und Begierden verzehrt. Ja, durch das ganze Jahrhundert spannt sich eine Kette von bizarren Erscheinungen, grellbunten Schicksalswechseln und romanhaften Ereignissen im öffentlichen und privatlichen Leben.

Auf der Schwelle des Jahrhunderts ſteht im ganzen Pomp des vollendeten Abſolutismus Ludwig der Vierzehnte, ein Erdengott, welcher zum Hofnarren einen Molière, zu Schmeichlern einen Corneille, Racine und Boſſuet hat. Eingehüllt in eine Wolke von Weihrauch, braucht der Jupiter nur die Locken ſeiner Perücke zu ſchütteln, um einem Erdtheil Beſorgniß und Furcht einzuflößen. Aber dieſer Autokrat, welcher neben einem Louvois auch einen Colbert zum Miniſter hatte, d. h. dem Regierungsprinzip des modernen Militärſtaats als ein zweites den modernen Induſtrialismus geſellte, — dieſer ſouveraine Monarch, welcher, um ſagen zu können: „Es gibt keine Pyrenäen mehr!“ viele Jahre hindurch Europa mit einer verheerenden Flut von Bajonnetten bedeckte, er vergrämt ſeine letzten Lebensjahre, ſich ſelbſt und Allen verhaßt und zur Laſt, unter der eiſernen Zuchtruthe einer Betſchweſter, der Wittwe eines Poſſenreißers, die er zu ſeiner Gemahlin gemacht. Ein deutſcher Fürſt, von der Natur zum Herkules gebildet, zieht wie ein irrender Paladin von König Artus' Tafelrunde nach einer Königskrone aus, — nur mit dem Unterſchiede, daß Gold und Intrigue ſeine Waffen ſind, und errichtet, nachdem er das Traumbild dieſer polniſchen Krone erjagt, mitten in einem Lande von ſtrenglutheriſch-frommer Zucht und Sitte ein orientaliſches Sultanat, funkelnd und rauſchend von märchenhafter Pracht und Schwelgerei. Dieſes Sultans Todfeind, der zwölfte Karl von Schweden, wirft ſich, ein nordiſcher Alexander, erobernd in die unermeßlichen Einöden Rußlands und erliegt nicht minder dem eigenen Starrſinn als dem Glück jenes energiſchen Civiliſators, welcher, den Kantſchu in der Fauſt, ſein Volk aus dem Dunkel aſiatiſcher Barbarei heraus und der Helle europäiſcher Bildung entgegentreibt, das „Mädchen von Marienburg“ neben ſich auf den Thron ſetzt, den eigenen Sohn ſeiner Staatsidee zum Opfer bringt und durch Gründung von Petersburg, ſowie durch Annahme des kaiſerlichen Titels der

Welt verkündigt, daß im Osten des Erdtheils eine neue Ordnung der Dinge begonnen habe. Das Werk dieses Kraftmenschen, dessen Leben zwischen der Ausführung riesenhafter Pläne und rohesten Vergnügungen verfloß, wird von einer Frau fortgesetzt. Eine kleine deutsche Prinzessin besteigt, über den Leichnam ihres Gemahls hinwegschreitend, den Czarenthron und verwandelt, eine wunderbare Mischung von glühendem Temperament, Verstellungskunst und Herrschergeist, die vorzeitlichen Mythen von der babylonischen Semiramis droben am Newagestade in welthistorische Wirklichkeit, wirft einem Potemkin und andern Corporalen die höchsten Ehren, Würden und Reichthümer des Reiches zum Spielzeug hin, sieht trockenen Auges ganze Völker unter dem Schwert ihrer Eroberungspolitik verbluten und zerfließt am Sterbebette des geliebten Lanskoi in Verzweiflungsthränen. Wie die zweite Katharina in ihrem Genie und in ihren Leidenschaften, so findet ihre Zeitgenossin Maria Theresia in dem standhaften Glauben an ihr göttliches Recht und in ihrer Mutterliebe die Quellen eines Muthes, welcher mit Manneskraft höchsten Gefahren trotzt. Aber, widerfahrene Unbill zu rächen, verbindet sich diese sittenstrenge Frau, diese keusche Gattin und treffliche Mutter mit einer Czarin Elisabeth und einer Marquise Pompadour und verschafft so ihrem Gegner, dem preußischen Friedrich, Gelegenheit zur Vorführung der Heldenrolle in einem „Schauspiel für Götter", d. h. in dem Kampf eines großen Mannes mit dem Schicksal.

Neben diesen und anderen Staatsactionen des Jahrhunderts spielen sich zahllose Intriguendramen ab. Nicht allein politische „Mantel- und Degenstücke", sondern auch erotische Boudoirspiele, wo seidenweiche, von den kostbarsten Spitzen bedeckte Händchen die Giftphiole handhaben oder dem willigen Bravo mit der Goldbörse zugleich den rächenden Dolch in die Faust drücken. Während deutsche Abenteurer, ein Ostermann, ein Münnich, auf russischem Boden, ungebeugt durch schroffeste Glückswechsel, die civilisirende

Miſſion der germaniſchen Race erfüllen, durchzieht ein Schwarm von ſüdländiſchen Singern und Springern, Buhlerinnen, Spielern und Induſtrierittern aller Art, meiſt zu Venedig, der damaligen Hochſchule der Ausſchweifung, in allen Künſten der Ueppigkeit, des Betrugs, der Infamie ausgebildet, beutelüſtern die cisalpiniſchen Länder und lebt herrlich und in Freuden, wie vormals das päpſtliche Rom, von den „Sünden der nordiſchen Barbaren.“ Es war die Blüthenzeit einer fabelhaften Schwindelei. Die unerhörte Dreiſtigkeit derſelben entſprach genau der Begierde, womit die blaſirte, in Unſitte und Glaubensloſigkeit verſunkene vornehme Welt neuen Reizungen entgegenſchmachtete. Nachdem man kaum die Myſterien des Offenbarungsglaubens mit Voltaire'ſchem Gelächter in alle Winde geſtreut, wollte man neue Myſterien haben und natürlich fehlte es nicht an Myſtagogen, welche dieſem Bedürfniß entgegenkamen. Der Hang zum Wunderbaren iſt ſo alt wie die Menſchheit und wird nur mit dieſer ſterben; aber niemals, ausgenommen im ſinkenden Römerreich, hat ſich der thörichtſte Wunderglaube ſo hart neben den vollendeten Unglauben geſtellt wie im 18. Jahrhundert. In demſelben Paris, deſſen Straßen noch ſo eben von den blasphemiſchen Cynismen der Gelage des Duc d'Orleans und ſeiner Roués widerhallten, erneuern die „Verzückten“ (Convulsionnaires) die myſtiſch-asketiſchen Schamloſigkeiten der Geißler und Tänzer des Mittelalters. Tollſte Märchen verſchaffen ihren kecken Erfindern die Mittel, im höchſten Styl von Grandſeigneurs zu leben. Ein Caſanova läßt ſich von einer alten Thörin das Verſprechen, ſie vermittelſt magiſcher Operationen, deren Lächerlichkeit nur von ihrer Ruchloſigkeit übertroffen wird, zu verjüngen, mit einer Million bezahlen; ein Caglioſtro erbeutet ungeheure Summen, indem er die myſterienſüchtigen vornehmen Kreiſe Europa's jahrelang mittelſt handgreiflichen Hokuspokus äfft, und noch immer dampfen die koſtſpieligen Rauchfänge der Goldtinktur- und Lebenselixirküchen des

17. Jahrhunderts. Fürwahr, wir empfangen den Eindruck von gedankenſchnell wechſelnden Bildern einer magiſchen Laterne, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß in denſelben Tagen ein Waſhington, der Typus höchſter Menſchenwürde und Bürgertugend, den befreienden und ein Suwarow, halb Heros, halb Tollhäusler, den unterjochenden Feldherrnſtab führte, — oder, daß zur nämlichen Zeit, wo droben in Königsberg ein Kant ſeine „Kritik der reinen Vernunft" ſchuf, drunten in Berlin ein Biſchofswerder die nächſte Umgebung des Throns, auf welchem Friedrich der Große ſaß, in die Rauchpfannendünſte plumpſten Geſpenſterſpukes hüllte.

Auf der großen Bühne war inzwiſchen das Drama des Jahrhunderts ſeinen Höhepunkten und Kataſtrophen entgegengeſchritten. Das Verkommen Polens und das Emporkommen Rußlands, die Erwerbung der königlichen Souverainetät von Seiten Preußens und die Berufung der hannoverſchen Dynaſtie auf den Thron von Großbritannien, — alle dieſe Thatſachen begründeten neue Zuſtände, ſteckten neue Ziele auf, wieſen der ſtaatlichen und ſozialen Entwicklung neue Wege. Und mit den äußerlichen Staatsveränderungen ging ein mächtiger innerlicher Umwälzungsproceß Hand in Hand. Neue Bedürfniſſe drängten überall zur Findung und Schaffung neuer Mittel. Die Politik mußte ſich mehr und mehr auf neue ſtaatswirthſchaftliche Grundlagen ſtellen. Neue nationalökonomiſche Theorieen befruchteten die Landwirthſchaft, die Induſtrie, den Handel und ſchon lehrte die geniale Schwindelei eines Law die moderne Geſellſchaft mit fictiven Werthen rechnen. In eben demſelben Maße, in welchem eine revolutionäre Literatur — wir werden ſie etwas näher ins Auge zu faſſen haben — die bisherigen politiſchen, religiöſen und ſozialen Lebensmächte untergrub, kam eine neue, die bürgerliche Geldmacht, immer entſchiedener empor. Die Gloriole, welche der vierzehnte Ludwig dem monarchiſchen Prinzip um die Stirne gelegt hatte, war in den Orgien der Regentſchaft erblichen, die nicht nur das Königthum

profanirte, sondern auch, indem sie den notorisch lasterhaftesten und glaubenslosesten Menschen, einen Dubois, zum Cardinal machte, die Kirche schwer compromittirte. Nachdem vollends in dem Hirschpark des fünfzehnten Ludwig's die königliche Würde von ihrem eigenen Träger rücksichtslos in den Staub getreten worden, war der Zauber der Monarchie so geschwächt, daß sich der Enthusiasmus leicht begreift, womit das große republikanische Experiment jenseits des atlantischen Ozeans in Europa begrüßt wurde. Diesem Prolog folgte die weltgeschichtliche Tragödie der französischen Revolution. Dem zu Anfang des Jahrhunderts gesprochenen Wort autokratischen Uebermuths: „L'état c'est moi!" antwortete am Ausgang als ein furchtbares Echo der Fallbeilschlag vom 21. Januar 1793. Aber der bis zum Wahnsinn gesteigerten Action trat die Reaction auf die Fersen und unter den ungeheuren Wehen einer vereitelten Wiedergeburt sank das gealterte Europa ermattet zu den Füßen eines glücklichen Soldaten nieder.

3.

Die Mitte des 18. Jahrhunderts markirt ziemlich scharf den Scheidepunkt von zwei Epochen, zwei Systemen, zwei Gesellschaften. Der Kulturcharakter der ersten Hälfte ist in den vorgeschritteneren Staaten eine mit französischem Firniß übertünchte, in den zurückgebliebeneren eine naturwüchsige Barbarei. Ein unerquickliches Gemisch von beiden begegnet uns bis gegen 1750 zu in den deutschen Ländern. Auch hier, wie überall — England bei Seite gelassen — war die Autokratie Ludwig's XIV. hochbewundertes und eifrigst nachgeahmtes Vorbild. Aber wenn in Versailles der Despotismus vermöge seiner gewaltigen Dimensionen wenigstens den Schein der Größe an sich hatte, so war er an den kleineren und kleinsten Höfen nur eine ebenso lächerliche als drückende Caricatur. Der vaterländischgesinnte Historiker,

welcher die Freude am Skandal nicht kennt, wird mit Schmerz die traurige Thatsache berühren, daß die deutschen Hofgeschichten von damals — eine Volksgeschichte gab es nicht — mit wenigen, sehr wenigen ehrenwerthen Ausnahmen nur eine vielgliederige Skandalchronik waren. Kaum ein Jahrhundert ist seither verflossen und doch ist uns, als blickten wir in eine ganz fremde, weit hinter uns liegende Welt hinein, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß damals ganz unverholen die Ansicht im Schwange ging, Sittengesetz und Anstandslehre hätten nur für die „Rotüre" und „Canaille", d. h. für Bürger und Bauer, nicht aber für die höheren Stände Geltung. Unter den letzteren war eine moralische Erschlaffung daheim, die ihre Kreise weiter und weiter ausdehnte, so daß, wie wir späteren Ortes sehen werden, am Ende des Jahrhunderts die Verwirrung der sittlichen Begriffe selbst gebildetste Geister und edelste Gemüther nicht unberührt gelassen hatte.

Der Eifer einzelner, wenn auch noch so hochgestellter Persönlichkeiten vermochte gegen die leichtfertige Zeitströmung nicht aufzukommen. Die strenge Sittenwächterin Maria Theresia war mit all ihrer Energie nicht im Stande, die Zuchtlosigkeit der Wiener Gesellschaft auszutilgen; im Gegentheil, ihre „Keuschheitscommissionen" machten das Uebel nur ärger, indem dieselben den französischen Modelastern und Lastermoden alle Niederträchtigkeiten der Spionage und Angeberei gesellten. Anderwärts, wo, wie am Hofe des zweiten Königs von Preußen, das ganze französische Wesen dem Souverain persönlich verhaßt war, wurde die Frivolität durch eine Unkultur ersetzt, welche für deutsch biderb gelten wollte, aber nur teutonisch roh war. Wenn man die hofgeschichtlichen Denkwürdigkeiten aus jener Zeit zur Hand nimmt, die Memoiren eines Freiherrn von Pöllnitz, einer Markgräfin von Baireuth, so begreift man das Entsetzen, welches ein redlich und patriotisch denkender Hofmann, wie der wackere

Knebel war, bei dieſer Lectüre empfand. „Welche Barbarei — rief er in einem Briefe an ſeine Schweſter Henriette aus — herrſchte nicht an den deutſchen Höfen! Welches Elend, welche Rohheit! Alles knechtiſche Dienerei, nirgends freier, edler, wahrer Patriotismus. Und das ſind die Zeiten, deren Verluſt wir beſeufzen ſollen! Nur auf Sitten erbaut erhält ſich ein Staat, ſo gut wie jeder einzelne Menſch.“

In Wahrheit, unſer Vaterland bot in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein klägliches Bild von Verkommenheit, Unfreiheit und Erniedrigung. Der Reichshaushalt anarchiſch zerrüttet und zerfahren, das kirchliche Leben verſumpft. Im katholiſchen Süden die graſſen Erſcheinungen hiſpaniſcher Bigoterie, im proteſtantiſchen Norden ein ſeelenloſer und ſerviler Bibelbuchſtabendienſt. Zwiſchen den bevorrechteten, genießenden Ständen und der rechtloſen, arbeitenden Menge eine ſo unermeßliche Kluft, daß beide Nichts mit einander gemein hatten als die Luft. Das Nationalgefühl erloſchen, das öffentliche Gewiſſen unterdrückt. Der Adel depravirt, das Bürgerthum verholzt, die Bauern und die vermittelſt Liſt und Gewalt zuſammengefangenen Soldaten, die Aermſten der Armen, unter gränzenloſem Druck entmenſcht und ſo ſehr als Nichtmenſchen angeſehen, daß noch um 1750 in amtlichen Erlaſſen Ausdrücke auf ſie angewandt wurden, die der Gebildete von heute auch nur auf Thiere anzuwenden vermeidet. Elend und barbariſch, wie alles Uebrige, war auch das gelehrte Weſen. Wüſtes Raufboldthum und ſchmähliche Völlerei tumultuirten auf den deutſchen Univerſitäten und die Docenten waren den Studenten völlig ebenbürtig. Männer, wie der vielſeitige Leibnitz, welcher, ein Hauptmitbegründer der modernen Philoſophie, die Wiſſenſchaft aus den obſcuren Studirſtuben heraus und in die Geſellſchaft hatte einführen wollen, oder wie der hellſichtige Thomaſius, der ſein Lebenlang, wie dem Hexenproceß und anderem Aberwitze ſeiner Zeit, ſo auch durch Empfehlung und Gebrauch der Mutterſprache

in gelehrten Dingen der barbariſchen Lateinerei energiſch den Krieg gemacht, hatten nicht durchdringen können. Dummheit, Schlendrian und Gemeinheit machten ſich auf Kathedern, Kanzeln und Kanzleien breit. Die herrſchende Juriſterei war der herrſchenden Theologie ſo ſehr würdig, daß noch die ganze erſte Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch die Monſtroſität der „Maleſizgerichte" in Thätigkeit blieb. Erſt 1749 loderte zu Würzburg der letzte Herenbrand im deutſchen Reich, eine arme ſiebzigjährige Nonne verzehrend. Die Kriecherei der Patentträger einer barbariſchen Gelahrtheit ging den herrſchenden Gewalten gegenüber ins Unglaubliche. Die Wuth dieſer Pedanten gegen alle Vernunft und freie Bewegung war ſo blindſelbſtſüchtig, ihr ganzer Kram und Quark ſo unerſprießlich, daß man ſtark verſucht iſt, den freilich nicht feinen Spaß gerechtfertigt zu finden, welchen ſich Friedrich Wilhelm I. machte, indem er 1737 zwiſchen dem halbverrückten Magiſter Morgenſtern und den Profeſſoren der Univerſität Frankfurt a. d. O. eine feierliche Diſputation veranſtaltete über die Theſe: „Gelehrte ſind Saalbader und Narren."

Auf zwei Gebieten jedoch regte ſich ſchon zu dieſer Zeit, wo das deutſche Leben ganz erſtarrt ſchien, ein beſſerer Geiſt: — auf dem religiöſen Gebiet und auf dem der Kunſt in ihrer muſikaliſchen Erſcheinungsform. Das Sicheinsfühlen mit dem Unendlichen, das Beten, hat der Deutſche ſelbſt in ſchlimmſten Zeiten nie ganz verlernt und ebenſo wenig das Singen und Muſiziren, eines reichen Gemüthslebens unmittelbarſten Ausdruck. Dem zu geiſtloſem und unduldſamem Formelweſen veräußerlichten Lutherthum hatte der Spener-Francke'ſche Pietismus ein Element der Sänftigung, Bewegung und Fortbildung zugeführt, das bei der Reinheit ſeiner urſprünglichen Tendenz unzweifelhaft heilſam auf den deutſchen Volksgeiſt einwirkte, wennſchon daſſelbe in ſpäterer Trübung und Fälſchung zu vielfach ſinnloſem, politiſch und ſozial höchſt verderblichem Sektenweſen ausgeſchlagen iſt. Auch die

Musik schöpfte zunächst aus der religiösen Innigkeit und Begeisterung die Kraft, von dem an den Höfen gehätschelten wälschen Opernstyl sich zu emanzipiren und durch Meister wie Graun, Bach und Händel erhabene Offenbarungen des deutschen Genius verkündigen zu lassen.

4.

Der große Kampf zwischen Autonomie und Autorität, in dessen Verlauf während des 18. Jahrhunderts die Gesichtspunkte der inneren und äußeren Welt, die bisherigen Ansichten von göttlichen und menschlichen Dingen geradezu umgekehrt wurden, hatte nicht in Deutschland seinen Anfang genommen. Er ist auf das philosophische System des Franzosen Descartes zurückzuführen, welcher die Souverainetät des menschlichen Selbstbewußtseins zuerst proclamirte. Wie kühn aber auch das Unternehmen war, das Sein als Resultat des (menschlichen) Denkens hinzustellen, der Gegensatz von Geist und Materie wurde dadurch nicht überwunden. Auch des genialen Spinoza großartiger Versuch, alles Individuelle und Partielle als Endliches in der Unendlichkeit der göttlichen Substanz verschwinden zu machen, vermochte den Dualismus von Idee und Wirklichkeit nicht völlig aufzuheben und so sehen wir von dem Grundstamm der modernen Philosophie zwei große Aeste auslaufen, den Idealismus, welcher zunächst durch Leibnitz seine Formulirung erhielt, und den Realismus, welchem zuerst der Engländer Locke wissenschaftliche Gestalt verlieh. In dem Locke'schen Empirismus wurzelt die emanzipative oder, wenn man will, revolutionäre Literatur des 18. Jahrhunderts. Die realistische Richtung, mißtrauisch, zweiflerisch und untersuchungslustig von Haus aus, wurde durch den Schotten Hume und den Franzosen Bayle zu scharfem Skepticismus zugespitzt. Dieser richtete seine Kritik gegen den Supranaturalismus, und indem

er die Wahrheit der Offenbarung in Frage ſtellte, mußte er auch die factiſchen Conſequenzen des Offenbarungsglaubens, Intoleranz und Glaubenszwang, verwerfen. Schon Locke hatte in beredten und berühmten Worten die religiöſe Toleranz empfohlen und dieſer edle Begriff wurde jetzt eine der großen Loſungen des Jahrhunderts.

Von dem Boden der Locke'ſchen Erfahrungsphiloſophie aus unternahm darauf eine Reihe von engliſchen Schriftſtellern ihre kritiſchen Feldzüge gegen die Orthodoxie. Man nannte dieſe Kritiker (Toland, Tindal, Woolſton, Morgan und Andere) Freidenker oder Deiſten, welche letztere Bezeichnung man wohl auch mit der von Atheiſten vertauſchte, weil die kühneren Freidenker nicht allein das Dogma von einem dreieinigen, ſondern überhaupt das von einem perſönlichen, nach menſchlichen Vorſtellungen geſtalteten Gott verneinten. Herren der vornehmen Kreiſe, wie die Lords Shaftesbury und Bolingbroke, wandten ſich der deiſtiſchen „Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes" zu und propagirten dieſelbe geiſtvoll und witzig in der ariſtokratiſchen Geſellſchaft. Von dieſen Kreiſen aus verbreitete ſich dann die ſkeptiſche Weltanſchauung in die Salons der feſtländiſchen Ariſtokratie, zunächſt der franzöſiſchen, welche, getrieben von dem Ungeſtüm ihres nationalen Temperaments, mit den neuen Anſichten nicht nur in der Weiſe der kühleren engliſchen Oligarchen ein frivoles Spiel trieb, ſondern vielfach an der Verwirklichung der revolutionären Ideen bis zu einem gewiſſen Grade alles Ernſtes mitarbeitete und, weil ſie den Ton in Europa angab, den Bemühungen der franzöſiſchen Autoren, auf welche die Wortführung der Freidenkerſchaft übergegangen war, bei den Privilegirten des Continents Eingang verſchaffte.

Dies iſt ein Umſtand, welcher bei Würdigung der Geneſis der Umwälzungen des 18. Jahrhunderts ſehr ins Gewicht fallen muß. Die in machtloſe Höflinge verwandelten Feudalherren

ſchürten den Brand, welcher die feudale Welt verzehren ſollte, und, eingedenk ihrer tiefen Demüthigung durch die fürſtliche Macht und die mit dieſer verbündete Kirche, ergötzten ſie ſich ſchadenfroh an dem Gezüngel der Flammen, welche ſchon die Stufen von Thron und Altar umleckten. Nur ſehr allmälig ſummten die bürgerlichen Claſſen die revolutionären Weiſen nach, welche der Adel ihnen vorſang. Das jubelnde Gelächter, womit droben in den Salons Voltaire's zerſtöreriſche Witze überſchüttet wurden, war eine Aufforderung an das Volk, ſeinerſeits drunten auf der Gaſſe die Carmagnole anzuſtimmen. Der dritte und der hinter dieſem ſchon drohend ſich erhebende vierte Stand erwies ſich binnen Kurzem ſehr gelehrig. Wenn droben in den Kreiſen der geiſtreichen Modeherren jenes prophetiſche, ſchon zum Voraus den Blutgeruch des Grèveplatzes hauchende Diderot'ſche Couplet vom letzten König und vom letzten Prieſter intonirt wurde, ließ von drunten der wilde Refrain nicht auf ſich warten. Und dennoch hatten die ariſtokratiſchen Frondeurs keine Ahnung, wie bald ſie von den demokratiſchen Demagogen bei Seite geſchoben werden würden. Alle die Ducs und Chevaliers, alle die Marquiſen und Comteſſen, welche ſich bei der Aufführung von Beaumarchais' Figaro die Hände roth klatſchten, ließen es ſich nicht im Traume einfallen, daß die Worte: „Vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus!“ welche der kecke Komöde den Privilegirten zuſchleuderte, nicht ſo faſt eine witzige Abtrumpfung ihrer maßloſen Anſprüche als vielmehr ein Todesurtheil ſeien, welches bald genug von dem Revolutionstribunal beſtätigt werden ſollte.

Eine räthſelhafte Erſcheinung, dieſes Frankreich des 18. Jahrhunderts mit ſeiner raffinirt deſpotiſchen Regierungsform und ſeiner bis zur äußerſten Zügelloſigkeit entfeſſelten Literatur. Welcher Sprung ſchon von der fictiven Claſſik eines Corneille und Racine, wo Pſeudogriechen und Pſeudorömer im Hofcoſtüm von Verſailles

kunſtvoll geglättete Sentenzen declamirten, die alle mehr oder weniger auf die Glorificirung Ludwig's des „Großen" berechnet waren, bis zu den Trauerſpielen Voltaire's, wo die dramatiſche Form nur noch als das bequeme Vehikel freigeiſteriſcher Anſichten erſcheint. Das Terrain war übrigens zur Aufnahme der aus England herübergreifenden neuen Ideen in Frankreich ſchon lange vorbereitet. Der ſkeptiſche Empirismus lehnte ſich hier an die antiptäffiſche Satire eines Rabelais und Pascal und es hatten praktiſche Denker, wie Montaigne, Rochefoucauld, La Bruyères und Saint-Evremont, ſchon während des 17. Jahrhunderts die Wege vorgezeichnet, auf welchen im folgenden der geſunde Menſchenverſtand den beſtehenden kirchlichen, ſtaatlichen und ſozialen Verhältniſſen kritiſch zu Leibe gehen konnte. Er that dies mit der Richtung auf beſtimmte politiſche Ziele in den Schriften von Montesquieu, welcher, angeregt durch die Verfaſſung Englands, in ſeinem „Esprit des Lois" der abſolutiſtiſchen Praxis die Theorie der conſtitutionellen Monarchie entgegenſtellte und das genannte Buch zur Bibel des modernen Liberalismus und Parlamentarismus machte.

Von einem ſolchen poſitiven Streben war der Mann, deſſen Name und Wirkſamkeit wie der und die keines zweiten das Jahrhundert erfüllt hat, weit entfernt. Voltaire, der große Perſifleur, war geſchaffen, zu ſpotten und durch Spott zu zerſtören. Dieſes Genie der Verneinung, Apoſtel des ſouverainen Witzes, wandelte, wie einſt Lukian durch die verfaulte antike Welt gewandelt war, durch die abgelebte romantiſche und machte vor dem ſtereotypen Hohnlächeln ſeiner Lippen ein mittelalterliches Geſpenſt nach dem andern erbleichen. Der Einfluß dieſes Spötters, deſſen beſter Witz geweſen iſt, daß er einen Papſt bewog, die Widmung ſeiner Tragödie Mohammed anzunehmen, in welcher unter dem Bilde des moslemiſchen der chriſtliche Fanatismus bis in ſeine letzten Schlupfwinkel verfolgt wird, — der Einfluß dieſes Spötters war ein unermeßlicher. Tiſchgenoſſe Friedrich's des Großen, Correſpondent

Katharina's II., zugleich der Schmeichler und Verhöhner, zugleich der Sklave und Tyrann der Könige, der gehätschelte Liebling der „guten" Gesellschaft, das Entzücken der geistreichen Herren und Damen in allen civilisirten Ländern, ist Voltaire ein halbes Jahrhundert lang der geistige Regent Europa's gewesen und nie, so lange die Welt steht, hat ein Autor über seine Zeitgenossen so weitgreifend und absolut geherrscht wie der Verfasser des Candide und der Pucelle d'Orleans.

Vermöge seiner witzigen Polemik gegen alles Ueberlieferte erscheint Voltaire überall, wenn nicht als Initiator, so doch als Leiter und Chorführer der Anhänger einer Philosophie, welche sich durch die naturwissenschaftliche Thätigkeit eines Buffon, Condillac und Anderer rasch zum ausgesprochenen Materialismus eines La Mettrie und zum grau in Grau gemalten Atheismus des „Maître d'hôtel de la philosophie" Holbach fortbildete. Die Moral dieses materialistischen Evangeliums, d. h. den nackten Egoismus, hat bekanntlich Helvetius in seinem Buch De l'Esprit gepredigt, und nachdem die Pariser Gesellschaft — eine andere gab und gibt es in Frankreich nicht — durch das freigeisterische Geplauder der literarischen Salons (Bureaux d'esprit), wie die Tencin, die Geoffrin, die Du Deffant, die d'Espinasse und andere mehr oder weniger emanzipirte Frauen sie hielten, für ein solches Unternehmen hinlänglich empfänglich gemacht war, wurde der gesammte reformistische und revolutionäre Ideenkreis des Jahrhunderts zu einem leichtfaßlichen, von Diderot und d'Alembert glänzend redigirten Conversationslexikon verarbeitet, welches unter dem Titel „Encyclopédie" eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Hier wurde die Gesellschaft des ancien Régime auf den Secirtisch geschleppt und wurden die Schäden des kranken Organismus mit erbarmungslosem Messer bloßgelegt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wie schon angedeutet worden, viele Mitglieder der vornehmen Kreise in Frank-

Digitized by Google

reich und außerhalb deſſelben mit Aufrichtigkeit, ja ſogar mit Enthuſiasmus den befreienden Gedanken der Zeit, der Sache der Aufklärung und Toleranz zugethan waren. Wie hätte es ſonſt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen „aufgeklärten Deſpotismus" geben können und wie erklärte ſich ſonſt das liberale Benehmen der beſten Edelleute und Prieſter Frankreichs beim Beginne der Revolution? Allein die Maſſe der Privilegirten konnte ſich nicht vorſtellen, daß die encyklopädiſche Literatur etwas Anderes ſei und ſein könnte als ein wie andere Moden vorübergehender Gegenſtand geiſtreicher Cauſerie, der Skandalfreude oder der bloßen Neugier. Dies zeigte ſich klärlich, als Rouſſeau, die ganze Macht ſeines Genies und die moraliſche Wucht ſeiner großartigen Entſagung der Voltaire'ſchen Frivolität entgegenſetzend, die Reſultate der freigeiſteriſchen Kritik zu ſittlichen und politiſchen Poſtulaten formulirte. Alle Frivolen — und ihre Zahl war Legion — überkam ein nicht geringes Entſetzen, als ſie erfahren mußten, daß es doch nicht ſo ganz leicht ſei, dem Naturevangelium Jean Jacques' nur die Bedeutung einer tollen Sonderlingsgrille beizulegen und den mächtigen Anſtoß zu einer umfaſſenden Bewegung in den politiſchen und pädagogiſchen Anſchauungen, welcher von dieſem außerordentlichen Mann ausging, als nicht geſchehen zu betrachten. Das eben iſt ja Rouſſeau's weltgeſchichtliche That, daß er die geiſtige Bewegung des Jahrhunderts zuerſt mit Entſchiedenheit aus der Sphäre des Witzes in die der Leidenſchaft hinübergeleitet hat. Mit Jean Jacques hört das geiſtreiche Spiel mit den Problemen der Zeit auf und hebt der pathetiſche Ernſt an. Zwar, wie Jedermann weiß, konnte Rouſſeau das franzöſiſche Naturell nicht ſo ganz verleugnen, daß nicht ſein Pathos mitunter in kaum geringerem Maße als der Witz Voltaire's auf den Effect (im gemeinen Sinne des Wortes) berechnet geweſen wäre; aber daß der große Schriftſteller an die Mächte des Gemüthes, an die beſten Gefühle des Menſchen appellirte,

ſtatt ſich zu begnügen, den Verſtand zu beſchäftigen und den Eſprit zu amüſiren, das unterſcheidet ihn ſo ſcharf und ſchön von den Encyklopädiſten. Mit einer Beredtſamkeit ohne Gleichen hat der Verfaſſer des „Katechismus der Revolution" (Contrat social) die Unnatur der geſellſchaftlichen Convenienz bekämpft, von der Verwahrloſung oder Verbildung der Kinder an bis hinauf zu den höchſten Spitzen der Corruption in Staat und Kirche, und wenn er ſich von ſeinem Haß gegen die ſchreienden Uebelſtände des ancien Régime zu der Empfehlung eines chimäriſchen Naturzuſtandes und zur Erdichtung einer unmöglichen Demokratie fortreißen ließ, ſo hat er doch daneben in der Tiefe ſeiner Bruſt eine Begeiſterung gefunden, energiſch genug, gegenüber einem troſtloſen Materialismus dem Menſchenherzen den Glauben an ſeine ewigen Rechte zu retten. Die Hand, welche inmitten der Orgien Voltaire'ſchen Hohnes das ſchönſte Blatt der Literatur Frankreichs niederſchrieb, das Glaubensbekenntniß des ſavoyiſchen Vikars, muß uns geſegnet ſein für und für. Es war in Rouſſeau ein Hauch echter Prophetie, auch abgeſehen davon, daß er die Revolution des Beſtimmteſten vorhergeſagt hat. Der idealiſtiſche und kosmopolitiſche Zug des Jahrhunderts iſt mächtig in ihm geweſen und ſo begegnen wir denn in der Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur, deren Träger Natur! Freiheit! Humanität! Weltbürgerthum! auf ihre Fahnen ſchrieben, überall den Spuren ſeines Einfluſſes.

Vorerſt freilich — wir wollen ſagen in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts — war in dem deutſchen Geiſtesleben von Sturm und Drang Nichts wahrzunehmen. Die Poeſie, falls dieſer Name hier überhaupt anwendbar iſt, ſchleppte ſich mühſelig in den Geleiſen herkömmlicher Nachahmung fort. Da und dort verkümmerte ein wirkliches Talent, wie das Günther's, frühzeitig in elenden Verhältniſſen und das dichteriſche Vermögen eines Brockes oder auch eines Haller reichte nicht aus, die Nachahmung

der poetiſchen Naturmalerei, wie ſolche im Gegenſatze zu der Pope'ſchen Salonsdichtung die Thomſon und Gray in England aufgebracht, für die deutſche Literatur ſonderlich erſprießlich zu machen. Hagedorn ſeinerſeits erinnerte mit ſeiner geſelligen Lyrik nur an die größere Eleganz ſeiner Vorbilder, eines Chaulieu und Chapelle, und die Satire eines Rabener und Zachariä konnte ſchon bei ihrem Entſtehen mehr nur auf ſittengeſchichtlichen als auf äſthetiſchen Werth Anſpruch machen. Dagegen muß der Gellert'ſchen Fabelndichtung, obſchon ſie ſich über eine gewiſſe ſpießbürgerliche Verſtändigkeit nirgends erhebt, ein wahrhaft nationallitterariſches Verdienſt zuerkannt werden. Gellert's Fabeln populariſirten die Literatur, indem ſie ihr die Theilnahme des Mittelſtandes gewannen und vermöge ihrer redſeligen Deutlichkeit ſogar in die unterſten Volksſchichten eindrangen. Hier war doch endlich einmal wieder ein Poet aufgetreten, welcher im Vaterlande daheim war und deutſch fühlte, dachte und ſchrieb, ein Poet, deſſen volksthümliche Manier doppelt liebenswürdig erſchien im Gegenſatz zu dem excluſiven Gelehrtendünkel eines Gottſched, der mit einer bis dahin noch unerhörten Selbſtgefälligkeit ſein gallomaniſches Szepter über den deutſchen Literaten ſchwang. Die Pſeudoclaſſicität der Franzoſen als ein Geſetz verehrend, welches für alle Ewigkeit gelten müſſe, hat dieſer arbeitſame und in ſeiner Art wohlmeinende, ja ſelbſt patriotiſche, aber von allen Muſen und Grazien verlaſſene Leipziger Magiſter in Verbindung mit ſeiner ſchöngeiſtigen Frau den Verſuch gemacht, wie alles Franzöſiſche, ſo auch die Pariſer Bureaux d'Eſprit nachzuahmen, was gerade in demſelben Maße gelang, in welchem die elenden Reimer, welche er um ſich verſammelte, die franzöſiſche „Claſſik" erreichten.

Indeſſen muß man Gottſched doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er redlich ſich bemühte, die Literatur, welche einem herben aber wahren Wort zufolge damals nur allzu ſehr gewohnt war, „ſich in der Goſſe zu wälzen," wieder Anſtand zu

lehren und das deutſche Theaterweſen aus ſeinem barbariſchen Naturalismus herauszureißen. Er machte dem tollen Opernſpectakel, der brüllenden „Haupt- und Staatsaction" und der unſauberen Hanswurſtkomödie, welche — eine Widerſpiegelung roher Sitten — beſonders in Wien florirte, gleichmäßig den Krieg und ſuchte mit Beihülfe der für ihren Beruf begabten und begeiſterten Schauſpielerin Karoline Neuber zu Leipzig ein kunſtgerechtes, d. h. nach franzöſiſchen Vorſchriften regelrechtes Theater einzurichten. Freilich ließ die poetiſche Ohnmacht des Mannes ſeine wohlgemeinten, wenn auch ſchiefen dramaturgiſchen Abſichten im Stich. An die Stelle des auf ſein Betreiben 1737 auf der Leipziger Bühne feierlich in effigie verbrannten Hanswurſts vermochte er nur ein Ding zu ſetzen, wie ſein „Sterbender Cato" war, d. h. einen nach Boileau'ſchem Rezept angefertigten Gliedermann, der nur den Mund zu öffnen brauchte, um das Publikum mit Bedauern an den verbannten Harlekin zurückdenken zu machen. Man ſtelle ſich den Cato von Utica vor, wie er — im Coſtüm eines Pariſer Petitmaitre, in gepuderter Zipfelperücke, goldbordirtem Hut, weißſeidenen Zwickelſtrümpfen und Schnallenſchuhen mit rothen Abſätzen, den Galanteriedegen an der Seite — Gottſchediſche, in froſtigſte Alexandriner eingewickelte Plattheiten declamirt, und dieſem „Römer" gegenüber die „Römerin" Portia im ungeheuerlichen Reifrock, eine thurmhohe Friſur auf dem Kopf, Schönpfläſterchen im Geſicht, die Taille weſpenartig zuſammengeſchnürt, den Buſen kokett herausgepreßt, durch die zollhohen Stelzchen an den Schuhſohlen gezwungen, den Körper ſeiltänzeriſch auf den Fußſpitzen zu balanciren — und fürwahr, man wird den Rouſſeau'ſchen Schrei nach Natur, welcher ſo wildſehnſüchtig in dieſe Welt von Fratzen hereinklang, vollauf gerechtfertigt, man wird es begreiflich finden, daß, in Anſehung der idealiſtiſchen Grundſtimmung des deutſchen Weſens, dieſer Schrei gerade in Deutſchland den lauteſten Widerhall wecken mußte.

Digitized by Google

5.

Unter dem Einfluß der Reformliteratur, wie ſie von Frankreich aus die gebildeten Kreiſe Europa's beherrſchte, gewannen während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die neuen Prinzipien auf dem ſtaatlichen und kirchlichen Gebiete poſitive Geſtaltung. Die Abgelebtheit der mittelalterlichen Formen lag zu ſehr am Tage, um länger überſehen werden zu können. Neue Bedürfniſſe rechtfertigten überall die Kritik des Alten und Veralteten und den Staatenlenkern ſelbſt mußte eine Oppoſition willkommen ſein, welche ihnen die Wege zu Veränderungen bahnte, die ſchon um ihres eigenen Vortheils willen mehr und mehr unausweichlich geworden waren. Der Abſolutismus mußte ein „aufgeklärter" werden, d. h. er mußte den Vorſchritt der Völker wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade zu ſeiner eigenen Sache machen, er mußte die Bewegung zu lenken ſuchen, um nicht von ihr überflügelt zu werden. Freilich hat nachmals die Revolution bewieſen, daß ſelbſt königliche Hände eine rollende Lawine nicht zu leiten oder gar aufzuhalten vermögen; aber vorerſt ſahen nur einige tiefer blickende Geiſter voraus, daß der Umwälzung von oben auf halbem Wege eine Umwälzung von unten begegnen könne. Mit anderen Worten, die Möglichkeit einer Revolution ahnte nur ein Voltaire, ein Rouſſeau, während über die Nothwendigkeit von Reformen alle Denkenden und Redlichen einverſtanden waren.

Demzufolge ging der „erleuchtete Deſpotismus" überall rüſtig an ſein Werk, den mittelalterlichen Feudalſtaat vollends zum modernen Polizeiſtaat umzuſchaffen. Befreiung der Völker von feudalem Druck, Aufhebung der Leibeigenſchaft, geſteigerte Nutzbarmachung der natürlichen und induſtriellen Hülfsquellen der Länder für den Staatshaushalt, Vermenſchlichung einer barbariſchen Geſetzgebung und Rechtspflege, Milderung der ſchroffen Kaſtenunterſchiede, Förderung der Volksbildung durch Schuleinrich-

tungen: — das waren die in politiſcher und ſozialer Richtung angeſtrebten Ziele. Auf dem religiöſen Gebiet griff der große Grundſatz gegenſeitiger Duldſamkeit entſchieden Platz und weder die römiſche Curie noch die proteſtantiſchen Kirchen vermochten der Einwirkung des Zeitgeiſtes ſich zu entziehen. Die lutheriſche Orthodoxie wurde durch den deutſchen Rationalismus, welcher die Miſſion der engliſchen Freidenker weiterführte, in der öffentlichen Meinung gerichtet, während innerhalb der katholiſchen Kirche in der Aufhebung des Jeſuitenordens durch den liberalen Papſt Ganganelli — welcher freilich, melancholiſcher Ahnung voll, mit Unterzeichnung der Aufhebungsbulle ſein Todesurtheil unterſchrieben zu haben bekennen mußte — ferner in den Anläufen der Illuminaten und endlich in den Joſephiſchen Reformen die Aufklärung ihre Höhepunkte erreichte.

Jeder Unbefangene wird zugeben, daß mit Alledem die weltgeſchichtliche Entwicklung einen mächtigen Schritt nach vorwärts that. Aber nicht minder wird der Unbefangene zugeſtehen, daß an den Unternehmungen des erleuchteten Deſpotismus, ſelbſt an ſeinen beſten, der Fluch des Zwanges, der Willkür und des zudringlichen Hineinregierens in Alles und Jedes haftete. Sei ſie eine finſtere oder erleuchtete, immer iſt es die Natur der Gewaltherrſchaft, daß ſie ernten will, bevor die Ausſaat gekeimt hat, geſchweige großgewachſen iſt. Der Grundfehler der commandirten Aufkläreret war das Generaliſiren, das ſchablonenmäßige Zuſchneiden, die geringe Achtung oder vielmehr entſchiedene Mißachtung der Individualität der Völker wie der Perſonen. Die gekrönten Aufklärer und ihre Miniſter hielten durchſchnittlich dafür, es genüge, die enchklopädiſchen Formen aus Paris zu verſchreiben und die Völker wie Töpferthon in dieſelben hineinzupreſſen. Aber erſtens ſind die Menſchen doch nicht ſo ganz Töpferthon und zweitens kommt die in den Maſſen ruhende Kraft der Trägheit viel ſympathetiſcher einer befohlenen Verdunkelung als

einer befohlenen Erleuchtung entgegen. Vermittelſt ſouverainen Beliebens, vermittelſt des „Car tel est notre plaisir!“ laſſen ſich wohl aufkläreriſche Edicte, nicht aber läßt ſich damit eine wirkliche Kultur ſchaffen und deßhalb ſind auch ſo viele von den Thaten des „Despotismo illustrado“ eben nur papierene geweſen, die ſich bald genug wirkungslos in dem Maculaturkorb der Geſchichte verloren. Auch wäre es ein großer Irrthum, zu glauben, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutſchland und anderswo an entſcheidender Stelle mit der aufkläreriſchen Theorie ſtets eine entſprechende Praxis Hand in Hand gegangen ſei. Gerade in dieſe Zeit fallen willkürlichſte Acte von Kabinetsjuſtiz, gerade an dieſer Zeit haftet ein dunkelſter Makel deutſcher Geſchichte, — die Behandlung der Unterthanen Seitens ihrer Landesherren als einer bloßen Waare, welche an den Meiſtbietenden verhandelt wurde.

So, wie er einmal war, mit allen ſeinen Vorzügen und vielen ſeiner Schwächen, erſcheint der aufgeklärte Abſolutismus höchſter Potenz in Friedrich dem Großen. Eines Tages erfuhr Europa plötzlich, daß die vielverhöhnte „Potsdamer Wachtparade“ Friedrich Wilhelm's I. noch zu ganz anderen Dingen gut ſei als zum Parademachen und daß die vielen Millionen Thaler doch nicht aus bloßem Geiz in den Gewölben des Berliner Schloſſes aufgeſpeichert worden. Was der Vater vorbereitet hatte, die Erhebung Preußens zur europäiſchen Großmacht, — der Sohn vollbrachte es. Das thatſächliche Manifeſt dieſer Erhebung, die Wegnahme Schleſiens, erſchien zwar den pedantiſchen Staatsperücken, welche mit weitſchichtigſter Gründlichkeit das deutſche Reich zu Tode regierten, als ein muthwilliger Schülerſtreich, welcher ſofort ſeine Beſtrafung finden würde. In Wahrheit aber war ſie die von einer genialen Natur dem Geſchick hingeworfene Herausforderung, und als dieſelbe nach einigem Zögern angenommen wurde, da war das Schlußreſultat eines von dem kleinen

Preußen sieben Jahre lang gegen das verbündete Europa ruhmvoll bestandenen Krieges dieses, daß niemals der großartige Kampf des Menschen mit dem Schicksal großartiger geführt worden sei, als hier durch Friedrich den Großen geschah.

Für Deutschland ist die Bedeutung dieses Helden und Herrschers die gewesen, daß er durch seine heroische Laufbahn die tiefgesunkene Achtung der Welt vor deutschem Wesen wieder erhöhte und den Deutschen das verlorene Selbstgefühl zurückgab; ferner, daß er, dem kaiserlichen Oestreich ein thatsächlich gleichberechtigtes Preußen zur Seite stellend, den Gegensatz der beiden Staaten zu dem Angelpunkte machte, um welchen sich fortan die Entwicklung deutscher Geschichte zu drehen hatte. Die weltgeschichtliche Bedeutung Friedrich's war einerseits, daß er Preußen in die Reihe der Großstaaten von Europa einführte; andererseits, daß er ganz entschieden als gekrönter Aufklärer regierte. Wie mit der Aufhebung der Tortur, ist er überall vorangegangen, die neuen Prinzipien des Jahrhunderts zu praktischen Reformen zu gestalten. Er ließ auch Jedermann bis zu einem gewissen Grade seine Meinung sagen, wie „Jeden nach Seiner Façon Selich werden." Den unbedingten Autokraten hat er aber bei Alledem sein Leben lang nie verleugnet. Das Vollbewußtsein des „Droit divin" war in keinem seiner gekrönten Zeitgenossen stärker als in dem Manne, der von sich zu sagen liebte, er sei nur der erste Diener des Staates, und wenn der große König am Ende seiner Laufbahn murrte, daß er „müde sei, über Sklaven zu herrschen," so kommt diesem Worte nur der Werth einer kühnen Selbstverspflage zu. Einem Italiäner, Alfieri, kam der ganze preußische Staat wie eine ungeheure Wachtstube, einem Engländer, Hanbury, kam er wie ein ungeheures Gefängniß vor und ein Deutscher, der behutsame, schmiegsame Wieland, konnte sich nicht enthalten, der blinden Vergötterung des heldischen Königs gegenüber zu äußern: „König Friedrich ist zwar ein großer

Mann, aber vor dem Glück, unter ſeinem Stocke (sive Szepter) zu leben, bewahre uns der liebe Herrgott!" Indeſſen, welchen Irrthümern auch dieſer ſeltene Menſch und Regent verfallen iſt, welche Mißgriffe, namentlich in nationalökonomiſcher Beziehung, er begangen und wie ſehr er durch eine ungerechte Bevorzugung des in ſeinen berühmten Marginalreſolutionen von ihm häufig ſo bitter verhöhnten Adels — die ſo weit ging, daß er nur adeligen Offizieren Ehrgefühl zutraute — dem Geiſte ſeiner Zeit und ſeinen eigenen Grundſätzen ins Geſicht geſchlagen, immer wird er als eine der bedeutendſten Geſtalten der Weltgeſchichte daſtehen und nie wird ein Empfänglicher ohne Ehrfurcht und Rührung im Teſtament des großen Königs die Stelle leſen, wo er der Wahrheit gemäß ſagte, daß er nur über ein geringes Privatvermögen zu verfügen habe, weil er „die Einkünfte des Staats immer als eine Bundeslade betrachtete, welche keine unheilige Hand berühren durfte."

Was freilich Friedrich's Verhalten zur deutſchen Bildung oder vielmehr gegen dieſelbe betrifft, ſo kann der Patriot daſſelbe wohl begreiflich, nicht aber verzeihlich finden. Es iſt wahr, Friedrich hatte das Unglück, daß ihm ſchon in früheſter Kindheit durch ein paar ganz und gar franzöſirte Frauen, denen er anvertraut war, ein ſtarkes Vorurtheil gegen das deutſche Weſen eingeimpft wurde. Es iſt ferner wahr, daß der Anblick des mit mechaniſcher Frömmelei verquickten Teutonismus, welcher am Hofe ſeines Vaters herrſchte, nicht eben geeignet geweſen, dem heranwachſenden Prinzen ſeine Vorliebe für elegante Pariſer Moden oder für franzöſiſche Frei- und Schöngeiſterei zu verleiden. Allein ebenſo wahr iſt, daß, nachdem der König die Nichtsnutzigkeit des Franzoſenthums im Krieg und Frieden, an ſeiner Tafel zu Sansſouci, wie auf dem Schlachtfeld von Roßbach oder in ſeiner franzöſiſchen Abenteurern anvertrauten Kaffee- und Tabaksregie, ſattſam kennen gelernt hatte, es doch wohl der Mühe werth geweſen wäre, zu

unterſuchen, ob denn eine Kultur, welche nur ſolche Reſultate lieferte, wirklich über die vaterländiſche ſo unendlich erhaben ſei. Wenn Friedrich bei ſeiner ans Wunderbare ſtreifenden Arbeitsfähigkeit auch nur den zehnten Theil der Zeit, welche er mit franzöſiſcher Verſemacherei verlor, darauf verwandt hätte, das edle Streben der rings um ihn her erwachten deutſchen Geiſter zu beachten, gewiß, Klopſtock hätte ihn nicht mit vollem Rechte den „Fremdling im Heimiſchen" zu ſchelten Gelegenheit gehabt. Wenn der große König das angebliche Sapphothum einer Karſchin mit zwei Thalern hinlänglich honorirt glaubte, wenn er von den gereimten und ungereimten Lobhudeleien der Gleim und Ramler keine Notiz nahm, wenn ihm zum Verſtändniß der religiöſen Lyrik Klopſtock's das Organ fehlte, ſo wird kein Verſtändiger ihn darum tadeln wollen. Aber was ſoll man dazu ſagen, daß der königliche Literat die edelſte Huldigung, welche dem Genius und der Stellung Friedrich's des Großen zu Theil geworden, die bei der erſten Aufführung durch die Döbbelin'ſche Truppe am 19. März 1768 von den Berlinern mit unerhörtem Beifallsſturm aufgenommene „Minna von Barnhelm" überſah, weil ſie eben nur von einem Deutſchen dargebracht wurde? Was dazu, daß er durch Unterhaltung einer franzöſiſchen Akademie inmitten eines deutſchen Landes die Geiſteskultur deſſelben zu fördern wähnte? Was dazu, daß er noch im Jahre 1780, alſo nach dem Erſcheinen der Emilia Galotti, des Götz und Werther, des Nathan und des Oberon, ſein Libell „De la littérature allemande" ausgehen ließ, worin er mit der ganzen Naivetät der Ignoranz einen Shakſpeare und Göthe ſchmähte und von ſeinen deutſchen Landsleuten ſagte, „ſie hätten bislang Nichts gekonnt als eſſen, trinken und zuſchlagen?" Wahrlich, zu einer Zeit, wo Leſſing längſt eine claſſiſche deutſche Proſa geſchaffen und Wieland den Franzoſen auf ihrem eignen Gebiete Lorbeeren abgerungen hatte, hätte man billig erwarten dürfen, daß ein deutſcher Monarch, der noch dazu den An-

ſpruch erhob, ein Literat zu ſein, die deutſche Sprache und Literatur nach ihren vorliegenden Leiſtungen ſtatt nach ſeinem eigenen vorſündflutlichen und grotesken Deutſch beurtheile.

Unwillkürlich muß man, wenn man mit Bedauern von Friedrich's undeutſchem Weſen redet, zugleich mit Freude des aufrichtigen Wortes von Kaiſer Joſeph dem Zweiten gedenken, daß „er das gemeinſchaftliche Vaterland liebe und ſtolz darauf ſei, ein Deutſcher zu ſein.“ Wie ſehr auch Joſeph ſeinen großen Gegner als Aufklärer zum Vorbild nahm, hinſichtlich der blinden Verehrung von Franzöſiſchem und der ebenſo blinden Verwerfung von Vaterländiſchem that er es ihm keineswegs nach. Es mag dieſes, wie überhaupt der Unterſchied zwiſchen Friedrich und Joſeph, ſeinen Grund darin haben, daß jener mit dem Kopfe, dieſer mit dem Herzen dachte. Das war Friedrich's Vortheil und Joſeph's Unglück; aber wenn die Parallele zwiſchen dem aufkläreriſchen König und dem aufkläreriſchen Kaiſer gewöhnlich ſo ſehr zum Nachtheil des letzteren auszufallen pflegt, ſo vergißt man, daß es eine unendlich viel leichtere Sache war, den einheitlichen, vorwiegend von einer und derſelben Nationalität getragenen, ſchon von Friedrich Wilhelm I. ſtraff militäriſch organiſirten und an unbedingten Gehorſam gewöhnten preußiſchen Staat in die neuen Formen einzuzwängen, als das tief in hiſpaniſch-mittelalterlicher Trägheit ſtecken gebliebene Oeſtreich, ein Conglomerat widerhaariger Nationalitäten, in einen modernen Staat umzuſchaffen. Der Erfolg iſt, was man auch ſage, nicht allein der Maßſtab der urtheilsloſen Menge, ſondern im Grunde auch der Werthmeſſer der Geſchichte. Tadelnswertheſtes, was Friedrich unternommen, z. B. die Theilung von Polen, wird geprieſen oder wenigſtens bemäntelt, weil es ihm geglückt iſt; Löblichſtes, was Joſeph angeſtrebt, z. B. die Befreiung des Ungarvolkes von oligarchiſcher Barbarei, genannt Verfaſſung, wird getadelt, weil es ihm mißglückte. Keine Frage, die oben berührte Schattenſeite des auf-

geklärten Despotismus haftete in bedeutendem Grade auch an Joseph und seinem Thun, in noch höherem als an dem Friedrich's, weil dieser jenen, wie an Genie, so auch an Kenntniß der Geschäfte übertraf und, aller schönen Illusionen ledig, die Menschen nahm, wie sie sind. Aber wenn der edle Kaiser mit Herrscherthaten, welche — wie das Toleranz- und Preßfreiheitsedict von 1781, das Civilgesetzbuch von 1786, das Strafgesetzbuch von 1787 und das Steueredict von 1789 — zu den glorreichsten der deutschen, ja der Geschichte überhaupt gehören, verhältnißmäßig wenig oder nichts ausgerichtet hat, so war das doch wohl nur insofern seine Schuld, als er sich in dem Glauben an das Gerechtigkeitsgefühl der Privilegirten getäuscht und nicht erwartet hatte, der Unverstand der Massen würde so groß sein, daß sie gegen ihren Befreier und Wohlthäter Partei nähmen. Das war der tragische Irrthum, an welchem das beste Herz brach, welches jemals in der Brust eines Kronenträgers geschlagen hat. Joseph tritt uns menschlich viel näher als Friedrich. Denn wo wir diesen seiner Kraft und seiner Erfolge wegen bewundern, lieben wir jenen um seiner Güte und seiner Leiden willen. Und es ist auch gar nicht wahr, daß Joseph nur ein edler Schwärmer gewesen sei. Wie richtig und vorahnend der Grundgedanke war, von welchem er bei seinem Reformwerk ausging, der Gedanke, daß eine Regeneration Oestreichs auf der Einheit des Staates fußen müsse, dafür hat das 19. Jahrhundert Zeugniß abgelegt, indem es diesen Josephischen Gedanken wieder aufnahm und so den Manen des unglücklichen Kaisers wenigstens nach dieser Seite hin die schuldige Sühne bot.

6.

Nichts kann in seinen Wirkungen und Folgen auf und für das deutsche Kulturleben verschiedener sein, als der dreißigjährige

Krieg des 17. und der ſiebenjährige des 18. Jahrhunderts es geweſen ſind. Denn wie jener alle Bildungskeime zu vernichten drohte und viele wirklich vernichtete, ſo hat dieſer alle neu belebt und befruchtet. Zwar iſt es nur billig, anzuerkennen, daß ſchon vor der bezeichneten Kriſis da und dort in Deutſchland Manches für Geltendmachung der neuen Ideen geſchah; wie auch, daß bereits die große literariſche Bewegung im Gange war, welche in Göthe und Schiller ihren Abſchluß finden ſollte. Allein im Großen und Ganzen zeigte ſich das deutſche Leben doch ſo tief verſumpft, daß die gründlichſte Aufrüttelung vonnöthen war, um neuen Geſtaltungen Luft, Licht und Raum zu ſchaffen. Als Held und Lenker dieſer wohlthätigen Grunderſchütterung iſt Friedrich der Große, ſeiner Franzöſirtheit zum Trotz, ein nationaler Kulturheros geworden. Göthe, der ſonſt in alten Tagen, als er die Erinnerungen ſeines Lebens aufzeichnete, von einem quietiſtiſchen, um nicht zu ſagen ſchönfärbenden Hofton ſich nicht immer fernhielt, hat an der Stelle von „Wahrheit und Dichtung", wo er von dem Einfluß des ſiebenjährigen Krieges auf die Literatur ſpricht, treffend geurtheilt, daß durch die Thaten Friedrich's erſt ein wahrer, höherer, eigentlicher Lebensinhalt in die deutſche Poeſie gekommen ſei. Richtig hat er hervorgehoben, daß die Abneigung Friedrich's gegen das Deutſche für die Bildung des Literarweſens eigentlich ein Glück geweſen ſei; denn „man that Alles, um von dem Könige beachtet zu werden, aber man that's auf deutſche Weiſe, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für Recht erkannte, und wünſchte und wollte, daß der König dieſes deutſche Recht anerkennen ſolle."

Das iſt's! Man erreichte freilich nicht das zunächſt Gewünſchte und Gewollte, aber aus dem Widerſpruch gegen die ungerechte Geringſchätzung von Seiten des großen Königs erwuchs der deutſchen Muſe die Kraft, ihm zu zeigen, daß ſie — wie es in Klopſtock's edler Strafode heißt — „ſeiner werther ſei als er ſie

kenne.“ Ja, Friedrich's Antipathie gegen das deutſche Weſen war nicht die Mutter, aber recht eigentlich die Amme der freien Selbſtbeſtimmung unſerer Literatur. Hätte ſich ihr der Held der Zeit freundlich zugeneigt, ſein Einfluß wäre mächtig genug geweſen, die Literatur auf falſche Bahnen zu leiten, und im günſtigſten Falle wäre uns dann im 18. Jahrhundert das zu Theil geworden, was Frankreich ſchon im vorhergehenden erhalten hatte, eine — wenn wir die Molière'ſche Komödie ausnehmen — kalte, geſpreizte, alles Naturſinns baare und darum lebloſe Hofdichtung. Dank der hochmüthigen Abwendung Friedrich's von ihr, wurde die deutſche Bildung vor dem Unglück bewahrt, der heimiſchen Stätte ihrer naturgemäßen Entwicklung entriſſen zu werden, den Kreiſen des deutſchen Mittelſtandes. Aber Dank auch dem reformatoriſchen Walten Friedrich's und gleichgeſinnter Fürſten, Dank der heilſamen Kriſis des ſiebenjährigen Krieges, daß ein gebildeter Mittelſtand in Deutſchland aufkommen konnte, ein Stand, in welchem das eigenſte Weſen unſerer Nationalität zu neuen Thaten ſich ſammelte. Es iſt eine der denkwürdigſten Erſcheinungen in unſerer Geſchichte, daß gerade zu der Zeit, wo der Ruhm des populärſten Fürſten, welchen Deutſchland ſeit Jahrhunderten beſeſſen, die von demſelben repräſentirte, empfohlene und befohlene franzöſiſche Bildung entſchiedener als je über die vaterländiſche triumphiren zu machen ſchien, — daß, ſage ich, gerade zu dieſer Zeit der deutſche Genius energiſcher als je ſeine Schwingen rührte, um ſeine kühnſten Flüge zu beginnen.

Die Anfänge dieſer Bewegung waren beſcheidene. Ihr Ziel, die Freiheit der Wiſſenſchaft, die Löſung des denkenden Menſchen aus den Feſſeln dogmatiſcher Satzung, die Emanzipation der deutſchen Kunſt von der Willkür romaniſcher Theorie, wurde vorerſt nur von wenigen auserwählten Geiſtern klar erfaßt. Die Herrſchaft des „fremden Regelzwanges“ wurde nicht plötzlich durch überwältigend originale Schöpfungen gebrochen, ſondern zunächſt

Schritt für Schritt vermittelſt kritiſcher Bemühungen untergraben. Gegen die gallomaniſche Dictatur Gottſched's erhob ſich im deutſchen Süden, in der Schweiz, eine Oppoſition, welche ſich auf die Bekanntſchaft mit der engliſchen Literatur ſtützte. Die beiden Züricher Breitinger und Bodmer verneinten die franzöſiſche Theorie, welche das Weſen der Poeſie in die formelle, um nicht zu ſagen ceremonielle „Correctheit" ſetzte, und führten aus, die Aufgabe des Dichters ſei vielmehr, die Eingebungen einer lebendigen Phantaſie und einer durch liebevolle Naturbetrachtung genährten friſchen und warmen Empfindung anſchaulich zu geſtalten. Naturwahrheit und unmittelbare Stimmung müſſe in die Poeſie zurückkehren, der ſeit Opitz gültige, einſeitig lehrhafte und moraliſirende Standpunkt müſſe überwunden und von der Didaktik und Lyrik zum Epos und Drama vorgeſchritten werden. Aber die Deutſchen waren durch die lange Abhängigkeit von der franzöſiſchen Autorität ganz des Glaubens entwöhnt worden, daß ſie durch eigene Kraft Etwas vermöchten, und ſo brachen ſich der geſchloſſenen Phalanx der Gottſchedianer gegenüber die neuen Prinzipien nur langſam Bahn. Erſt dann, als Klopſtock in den „Bremer Beiträgen" 1748 mit den erſten Geſängen des „Meſſias" hervorgetreten war, dämmerte die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer deutſchen Originaldichtung auf.

Jedermann weiß, daß die Theilnahme, welche Klopſtock's großes Werk bei ſeinem Erſcheinen erregte, nicht nach den Eindrücken beurtheilt werden darf, welche der heutige Leſer davon empfängt. Wenn heutzutage, wo wir ſeine äſthetiſchen Unzulänglichkeiten kennen, ſeine lyriſche Verſchwommenheit, ſeinen Mangel an ſinnlicher Begreiflichkeit und epiſcher Plaſtik, dieſem Gedichte nur noch die Bedeutung eines literarhiſtoriſchen Ereigniſſes zukommt, ſo hatte es damals das Vollgewicht einer nationalen That. Es wirkte in ſeiner Art ſo mächtig auf die Nation, wie zweihundert Jahre früher die Luther'ſche Bibelüberſetzung in

der ihrigen gewirkt hatte, und dieſe Wirkung wurde noch vervollſtändigt, bei den Gebildeteren ſogar weit übertroffen durch Klopſtock's Odendichtung, welche in einer Sprache voll urſprünglicher Friſche und kernhafter Gedrungenheit von keuſcher Liebe, enthuſiaſtiſcher Freundſchaft, regem Naturſinn, patriotiſchen Anſchauungen und edlem Lebensgenuß redete. Klopſtock's Dichten war das Rieſeln eines köſtlichen Felſenquells in der dürren Wüſte der Nachahmung. Endlich war in Deutſchland doch wieder einmal ein Dichter aufgeſtanden, welcher, über die kläglichen Schranken der literariſchen Convenienz mit Verachtung hinwegſchreitend, in den eigenen Buſen griff, aus „allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt," aus „allem Hohen, was Menſchenherz erhebt," ſeine Inſpiration ſchöpfte und, wenn auch in den Mitteln vielfach ſich vergreifend, ſeinen Landsleuten zuerſt das Gefühl des Vaterlandes wieder wachrief, durch ſein Wort wie durch ſeine Perſönlichkeit die Literatur Selbſtſtändigkeit und Würde lehrte und in allen jungen Herzen ein religiöſes Glühen für Alles entfachte, was „des Schweißes der Edlen werth."

Dennoch war es eine glückliche Fügung, daß der nicht ſelten in unerſprießlichſten und unerquicklichſten Abſtractionen ſich bewegende Spiritualismus Klopſtock's in dem Senſualismus Wieland's ein Gegengewicht fand. Wieland leitete die junge deutſche Poeſie aus den ſeraphiſchen Regionen, wo ſie mitunter in Gefahr war, in Weihrauch- und Thränendampfwolken zu verflattern, auf den feſten Boden der Wirklichkeit zurück. Ihm vornehmlich haben wir es zu verdanken, daß ein gedeihlicheres Wechſelverhältniß zwiſchen Literatur und Leben angebahnt wurde, als bis dahin beſtanden hatte. Kein Genius erſten Ranges, aber ein elaſtiſches und vielſeitiges Talent, war der Mann wie eigens dazu gemacht, unſere noch ungefüge und täppiſche Dichtung weltmänniſch zu ſchulen. Seine Muſe iſt doch in der That eine Grazie geweſen, wenngleich dieſe deutſche Griechin ihre aus Paris verſchriebene Coiffüre,

Digitized by Google

Chauſſüre und Tournüre etwas zu kokett ſehen ließ. Wieland beabſichtigte nicht und konnte der ganzen Anlage ſeines Weſens zufolge nicht beabſichtigen, abſolut Neues und Originales geben zu wollen. Er beſchied ſich, thatſächlich zu beweiſen, daß ein deutſcher Poet gerade ſo elegant und galant, ſo leicht und im Nothfall auch ſo leichtfertig ſchreiben könne wie ein franzöſiſcher. Dadurch gewann er, während Klopſtock die Jugend begeiſterte, gereifteren Leuten, den Herren und Damen der franzöſirten vornehmen Kreiſe ein Intereſſe für die deutſche Literatur ab und es liegt auf der Hand, daß dieſer Umſtand für die Weiterentwicklung unſeres Kulturlebens von nicht geringer Wichtigkeit ſein mußte. Wieland, mit ſeiner toleranten Bonhommie, mit ſeiner weltmänniſchen Beweglichkeit und Heiterkeit, ſeiner gutmüthigen Skepſis und Ironie, mit ſeiner ſokratiſchen Unterhaltungsgabe und ſeinem ſchelmiſchen Lächeln, er war vortrefflich dazu angethan, zwiſchen den bürgerlichen und den ariſtokratiſchen Claſſen den literariſchen Vermittler zu machen. Als ſolcher hat er den idealiſtiſchen Strebungen der Zeit ein zierlich realiſtiſches Gepräge aufgedrückt und dieſelben als gangbare Münze in den großen Verkehr gebracht, ſo daß er in ſeinen alten Tagen mit vollem Recht als ſeines Verdienſtes ſich rühmen durfte, er habe fünfzig Jahre lang eine Menge von Ideen in Umlauf geſetzt, welche den Schatz der Nationalkultur vermehrt hätten.

Die literariſchen Richtungen, welche von Klopſtock auf der einen, von Wieland auf der andern Seite ausgingen, werden uns ſpäter begegnen, beſonders da, wo wir die Literaturzuſtände, wie ſie beim Auftreten Schiller's waren, ins Auge zu faſſen haben. Wir führen alſo hier den Faden unſerer Darſtellung nicht bis zur „Sturm- und Drangperiode" fort, ſondern berühren nur noch, was zur Abrundung der gegebenen Skizze von der aufkläreriſchen Bewegung dienlich ſein mag. Selbſtverſtändlich ſieht der unbefangene Geſchichtſchreiber dieſe Bewegung nicht in der falſchen und

Digitized by Google

verleumderiſchen Beleuchtung, in welcher pſeudogenialiſche Romantiker von älterem und neuerem Datum dieſelbe zu zeigen belieben. Keine Frage, es gab unter den Aufklärern platte, mitunter unausſtehlich proſaiſche und langweilige Geſellen und es laſſen ſich der Aufklärung bedauerliche Mißgriffe und bedenkliche Ausſchreitungen nachweiſen. Aber deßhalb die ganze Richtung in Bauſch und Bogen verdammen, heißt nur die alte Forderung wiederholen, daß das Licht keinen Schatten werfen ſollte. Schatten war da, aber nur der Schatten jener Fülle von Licht, die ſich in der Aufklärungsperiode über die finſtere Barbarei verbreitete, welche bis dahin das deutſche Leben bedrückt und beengt hatte.

Bürgerlich ihrem innerſten Weſen nach, machte die Aufklärung den von ihr erzogenen Mittelſtand zum Träger einer öffentlichen Meinung, welche ſie neuſchuf und in Achtung zu ſetzen wußte. Ueberall bereitete die hausbackene Verſtändigkeit der Aufklärer dem Humanismus die Wege, deſſen höhere ſoziale und künſtleriſche Ziele freilich ſpäter mit dem bürgerlichen Mittelmaß nicht ſelten in Conflict kamen. Dieſe beiden Seiten der Aufklärung zeigt uns die typiſch gewordene Geſtalt des Berliner Schriftſtellers und Buchhändlers Nicolai, welchen ein Leſſing ſeiner Freundſchaft und ein Göthe ſeiner Feindſchaft würdigte. Von dem Nicolai'ſchen Kreiſe ging unmittelbar oder mittelbar der Aufſchwung der deutſchen Journaliſtik aus, welcher ſich in den „Literaturbriefen", der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek", den „Göttinger" und „Frankfurter gelehrten Anzeigen", der „Jenaiſchen Literaturzeitung", dem „Deutſchen Merkur" und anderen Zeitſchriften Organe ſchuf, welche die Kreiſe des Wiſſens auf bisher unbekannte Entfernungen ausdehnten. Indem ſo die deutſche Bildung aufhörte, eine excluſiv gelehrte zu ſein, und nach Gemeinfaßlichkeit ſtrebte, iſt es bei der vorwiegend theologiſchen Stimmung der Deutſchen von größter Wichtigkeit geweſen, daß die aufkläreriſche Tendenz innerhalb der Theologie ſelber Fuß faßte. Der Pietismus war im Verlaufe der

Zeit nicht weniger hohl und geiſtlos geworden als die Orthodoxie, gegen welche er in ſeinen beſſern Tagen reagirt hatte. Die Bemühungen eines Dippel und mehr noch die eines Edelmann, ihr religiöſes Bewußtſein aus den Banden der Sectirerei zu retten, hatten einen Uebergang vom Myſticismus zum Kriticismus angebahnt. Gelehrte wie Semler, Michaelis und Reimarus ſuchten nun auch in der Theologie das Prinzip der freien Forſchung zu Ehren zu bringen und in Verbindung damit befehdeten die Popularphiloſophen Spalding, Abbt, Sturz, Eberhard, Mendelsſohn, Garve und Zimmermann hierarchiſchen Fanatismus, bigote Kopfhängerei und barbariſchen Aberglauben aller Art. Die gemeinſame Arbeit dieſer Schriftſteller machte in religiöſen Dingen jene liberale Denkweiſe herrſchend, welche man Rationalismus nennt, und pflanzte Duldſamkeit in unzählige Herzen. Eine andere Reihe von Aufklärern, voran die beiden Moſer, Pütter, Schlözer und Möſer, der preiswürdige „Anwalt des Vaterlandes", unterzogen ſich der herkuliſchen Arbeit, die politiſchen Vorſtellungen aufzuhellen, Unrecht und Gewaltthat zu rügen und das eingeſchlafene Bewußtſein des Staatsbürgerthums wieder in den Deutſchen zu wecken. Eine große Reform der empiriſch-hiſtoriſchen Wiſſenſchaften vollzog ſich, ausgehend vornehmlich von der 1736 eröffneten Univerſität Göttingen, wo Heyne, der Vorläufer von Friedrich Auguſt Wolf, claſſiſche Philologie, Käſtner und Lichtenberg Mathematik und Phyſik lehrten. Durch Schröckh und Planck wurde die kirchliche, durch Spittler und Heeren die weltliche Geſchichtſchreibung, durch Eichhorn die Kulturhiſtorik auf neue Grundlagen geſtellt, d. h. auf die einer vorurtheilsloſen Kritik, und Winckelmann ſeinerſeits eröffnete durch ſeine geniale Betrachtung der griechiſchen Kunſt Anſchauungen, an welchen unſere Claſſik weſentlich zur Vollendung ſich heraufgebildet hat. Von nicht geringerer Bedeutung waren die aufkläreriſchen Bemühungen, das Gebiet der Erziehung von mittelalterlich-ſcholaſtiſchem Wuſt reinzu-

ſegen und auch hier an die Stelle des theologiſchen Schlendrians humaniſtiſch-realiſtiſche Prinzipien zu ſetzen. Allerdings blieben die in den ſogenannten „Philanthropinen" angeſtellten pädagogiſchen Sturm- und Drangverſuche eines Baſedow nicht frei von Thorheit und Charlatanismus, dafür aber bewährte ſich der hochherzige Peſtalozzi als ein pädagogiſcher Reformer, deſſen mathematiſch-analytiſche Methode des Anſchauungsunterrichts für die Volkserziehung eine neue Epoche begründete. Erſt von da an exiſtirte die Möglichkeit, daß die Geſammtheit der Nation allmälig in den Kreis humaner Bildung eintreten konnte.

Unterdeſſen waren zwei auserwählte Geiſter vorgerückt, um der deutſchen Aufklärung in nationalliterariſcher und wiſſenſchaftlicher Richtung den höchſten Ausdruck zu geben, — Leſſing und Kant. Von Letzterem wird zu handeln ſein an dem Orte, wo der Einfluß der Kantiſchen Philoſophie auf Schiller zur Sprache kommen muß. Was Leſſing angeht, ſo war ſeine literariſche Bedeutung für Deutſchland keine geringere als die politiſche Friedrich's des Großen. Leſſing iſt der eigentliche Befreier unſeres Landes von der geiſtigen Fremdherrſchaft geworden, indem er darthat, daß der Deutſche da, wo er diente, zu herrſchen berufen ſei. In dieſem großen Manne verband ſich vielſeitigſtes Wiſſen und raſtloſeſte Arbeitskraft mit klarſtem Verſtande und reiffter Beſonnenheit, ſittliche Gediegenheit des Charakters mit erleuchteter Vaterlandsliebe. Mit ſeinen theologiſchen und archäologiſchen Streitſchriften hebt unſere wiſſenſchaftliche, mit ſeinen Literaturbriefen, ſeinem Laokoon und ſeiner Hamburger Dramaturgie hebt unſere äſthetiſche Kritik an. Er ſchob den pſeudoantiken Flittertand des franzöſiſchen Geſchmacks bei Seite, zeigte hinter demſelben das wirkliche antike Schönheitsideal und lehrte, was und wie von dieſem die deutſche Kunſt lernen ſolle. Er zuerſt begriff und verkündigte die Größe Shakſpeare's und welche Wirkungen Deutſchland und die Welt von dieſem Genius empfangen könne.

Von Leſſing zu reden vermag ein Deutſcher nicht, ohne daß ihm das Herz aufginge. Er war es, der, franzöſiſchem Uebermuth deutſches Selbſtgefühl entgegenſetzend, das ſtolze Wort ſprach: „Man zeige mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte“ — und bewies durch Thaten, wie ſehr berechtigt er war, ſo zu ſprechen. Er ſtellte ſchon 1755 den geſchraubten Declamationen des franzöſiſchen und franzöſirenden Drama's die bürgerliche Lebenswahrheit ſeiner Sara Sampſon entgegen, gab 1763 unſerer Literatur ihre beſte Komödie, die Minna von Barnhelm, eine Dichtung voll nationalen Gehalts, und ſchuf 1772 die erſte deutſche Tragödie, welche dieſen Namen verdiente, ſeine Emilia Galotti. Sein Lebenlang hat er die Wahrheit geſucht um ihrer ſelbſt willen. Nie iſt ein gemeiner, ſelbſtſüchtiger Gedanke in dieſes einſame, edle und männliche Herz gekommen und nur einmal ſtieß der tapfere Kämpfer einen halbunterdrückten Schmerzensſchrei aus, als der Tod das Weib, welches ihn liebte, frühzeitig hinwegnahm. Der klare, friſche, energiſche Gedankenſtrom des theuren Mannes drang reinigend bis in die dunkelſten Winkel des Augiasſtalls deutſcher Philiſterei. Immer auf ſeinem Poſten, immer ſchlagfertig, erhöhte er, ob er ſtrafte, ob er anerkannte, die Wirkung ſeines Wortes durch edelſtes Maßhalten. Dem Lichte der Vernunft ein unbeirrbares Auge zugekehrt, ſchritt er vor, das Gewürm der Finſterniß unter ſeinen Ferſen zermalmend, nach allen Seiten hin das Geſtrüppe barbariſcher Gewöhnung und conventioneller Lüge niedertretend, überall anregend, pfadzeigend, muſtergebend. Er iſt der erſte wahrhaft freie Menſch, Forſcher und Künſtler in unſerem Lande geweſen. Mit ſeiner Vaterlandsliebe hat er nicht groß gethan, aber auf Schritt und Tritt hat er ſie bethätigt. Und Deutſchland erſchöpfte nicht die Fülle ſeiner Liebe. Jene weltweite Geſinnung, welche „die Sache der Menſchheit als die eigene betrachtet,“ ſchwellte ſeine Bruſt und dictirte ihm am Ende ſeiner Laufbahn

Digitized by Google

das Schauſpiel vom weiſen Nathan, ein Hoheslied deutſcher Humanität und deutſchen Weltbürgerthums, ein Gedicht voll wunderbarer Zukunftsahnung, welches unſerem Auge die tröſtliche Fernſicht in eine wahrhaft humane Entwicklung der Menſchheit aufthut. So hat denn Leſſing unſerer Claſſik ihr Ziel vorgezeichnet: die Füllung helleniſch ſchöner und maßvoller Formen mit deutſchem Gemüth und Geiſt, mit germaniſcher Innerlichkeit. Dieſes „moderne Griechenthum", welches in Göthe und Schiller culminirte, hat ſeine Mängel und Gebrechen, wie alles Menſchliche; aber darob ſollte man nicht vergeſſen, daß das moderne Griechenthum es war, welches uns Deutſche zu freien Menſchen machte und uns befähigt, freie Staatsbürger zu werden.

Jener Bildungstrieb, jene lebhafte Theilnahme für die Literatur, jene Empfänglichkeit für das Schöne, wodurch ſich die deutſche Geſellſchaft der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſo vortheilhaft auszeichnete, ſie weckten und nährten neben der Poeſie auch die übrigen Künſte. Von geringer Bedeutung war freilich, was zunächſt in den bildenden, in Baukunſt, Bildnerei und Malerei, geleiſtet wurde. Zwar kamen reiche Sammlungen von Kunſtſchätzen zuſammen, in Düſſeldorf, Dresden, Wien und Berlin, auch wurden Kunſtſchulen eröffnet und ein Mengs, ein Hackert, ein Chodowiecki erwarben daheim und auswärts dem künſtleriſchen Talent der Deutſchen Ruf und Achtung; allein im Ganzen waren die bildenden Künſte innerlich doch allzuſehr im leidigen Zopfthum befangen und äußerlich viel zu ſehr nur Spielwerk launiſchen Mäcenatenthums, als daß ſie auf die Entwicklung der nationalen Kultur bedeutend hätten einwirken können. Erſt mußte das von Winckelmann angeregte Studium der Antike durchgreifen, erſt mußte unſere aufſtrebende Dichtung dem Künſtlerauge neue Welten aufſchließen, bevor die Möglichkeit gegeben war, daß die Carſtens, Schick und Wächter, die Dannecker

und Schinkel einen von der Verschnörkelung französischer Pseudoclassik emanzipirten Kunststyl in Deutschland begründeten.

Rascher zugleich und glänzender als der Vorschritt der bildenden Künste war der Aufschwung deutscher Musik und deutscher Schauspielkunst. Geistvolle Theoretiker, ein Mattheson und ein Marpurg, thaten für die Musik, was die Kritik Winckelmann's und Lessing's für die bildende Kunst und die Poesie wirkte, und mit solcher Aufhellung der Begriffe vom Musikalisch-Schönen ging die schöpferische Praxis einer ganzen Reihe talentvoller und genialer Tondichter Hand in Hand. Benda führte das Melodram, Hiller das Liederspiel bei uns ein, Haydn gab uns die heitere Anmuth seiner Symphonieen und ließ den Schöpfungsmythus und der Jahreszeiten Wechseltanz in großen Tongemälden an den entzückten Ohren seiner Zeitgenossen vorübergehen. Gluck verschaffte der Naturwahrheit und dem Tiefsinn deutscher Musik einen glänzenden Triumph über italische Weichlichkeit und Ueppigkeit, indem er einen edleren Opernstyl begründete. Auf Gluck folgte Mozart, der Göthe der Musik, und schon rüstete sich Beethoven, neben den Schöpfer des Don Juan zu treten, wie der Dichter des Wallenstein neben den des Faust trat.

Bei der entschiedenen Bevorzugung, welche das musikalische Drama an den Höfen fand, war es für das recitirende, das eigentliche Schauspiel, eine sehr schwierige Aufgabe, aus dem rohen Naturalismus des vagabundirenden Komödiantenwesens einerseits, aus der Gottschedischen Oede der rhetorischen Phrase andererseits, zur Höhestellung und Geltung eines nationalen Bildungsmittels sich heraufzuarbeiten. Ein erster Schritt hiezu war die Stabilität des Theaters, wofür die Fixirung der Ackermann'schen Truppe, welcher auch Eckhof angehörte, im Jahre 1767 zu Hamburg ein wirksames Beispiel gab. Nachdem hier das erste deutsche „Nationaltheater" gegründet war, entstanden solche auch anderwärts, wie zu Wien, wo Kaiser Joseph 1776 die deutsche Bühne unter

ſeinen unmittelbaren Schutz nahm und das nachmals ſo berühmt gewordene Burgtheater einrichtete. Die Thätigkeit Leſſing's als Dramaturg und dramatiſcher Dichter, die genauere Bekanntſchaft mit Shakſpeare, die weitere Einrichtung von Nationaltheatern zu Mannheim und Berlin, ferner die dramatiſchen Jugendthaten Göthe's und Schiller's, welche das Publikum elektriſirten, endlich das Auftreten ſo großer Schauſpieler, wie Schröder, Beil, Beck, Iffland und Fleck waren, — das Alles wirkte gemeinſam, die deutſche Schauſpielkunſt zu heben, zu adeln und ihr das lebhafteſte Intereſſe der Nation zuzuführen.

So finden wir denn, Alles zuſammengehalten, daß die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts für unſer Vaterland eine jener geſegneten Perioden geweſen iſt, wo alle edeln Triebe und Neigungen des Menſchen in Saamen ſchießen, zu Blüthen ausſchlagen und Früchte reifen. Ja, das war eine ſchöne, große, hohe Zeit, allen ihren Unzulänglichkeiten, Ueberhebungen und Irrthümern zum Trotz. Es iſt vom Jahre 1784 ein kulturgeſchichtliches Document auf uns herabgekommen, welches nicht ohne eine Beimiſchung von Selbſtgefälligkeit, aber im Ganzen wahr und richtig das Zeitalter der Aufklärung charakteriſirt. Ich meine die „Gedächtnißurkunde an die Nachkommenſchaft," welche am 3. November 1856 in dem Behufs einer Reparatur herabgenommenen Thurmknopfe der Margarethenkirche zu Gotha gefunden wurde. Sie lautet ſo: — „Unſere Tage füllten den glücklichſten Zeitraum des 18. Jahrhunderts. Kaiſer, Könige, Fürſten ſteigen von ihrer gefürchteten Höhe menſchenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volkes. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor. Aufklärung geht mit Rieſenſchritten. Der unſeren Eltern ſo ſchreckliche Feind der Chriſtenheit zittert vor unſerer Macht. Tauſende unſerer Brüder und Schweſtern, die in geheiligter Unthätigkeit lebten, werden dem Staate geſchenkt. Glau-

benshaß und Gewiſſenszwang ſinken dahin; Menſchenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künſte und Wiſſenſchaften blühen und tief dringen unſere Blicke in die Werkſtätte der Natur. Wir haben dem Blitze ſeinen Weg vorgezeichnet, mit ſeinem Feuer in unſeren Zimmern geſpielt und unheilbare Krankheiten damit geheilt. Wir haben die Luft durchſchifft, haben Pflanzen nach Belieben vermählt und den Embryo im Hühnerei ohne Brütwärme entwickelt. Wir haben das Peſt- und Blatterngift durch Einpfropfung beſiegt, haben dreizehn Luftarten gefunden, Metalle in ihnen in Brand geſteckt, ſie ſtatt Schießpulvers verbraucht. Wir haben weißes Gold entdeckt, Queckſilber gehärtet und, was weit mehr iſt, wir haben Aberglauben beſtritten, beſiegt und dichte Dunkelheit zerſtreut. Handwerker nähern ſich gleich den Künſtlern der Vollkommenheit, nützliche Kenntniſſe keimen in allen Ständen. Aber Schöngeiſterei und Empfindelei ſind die Plagen unſeres Zeitalters und zügelloſe Modeſucht und übertriebener Prunk hemmt den allgemeinen Wohlſtand. . . . Hier habt ihr eine getreue Schilderung unſerer Zeit. Blickt nicht ſtolz auf uns herab, wenn ihr höher ſteht und weiter ſeht als wir; erkennet vielmehr aus dem gegebenen Gemälde, wie ſehr wir mit Muth und Kraft euren Standort emporhoben und ſtützten. Thut für eure Nachkommenſchaft ein Gleiches und ſeid glücklich!“

Erſtes Buch.

Schiller's Lehrjahre.

1759 — 1782.

Wie aus des Berges ſtillen Quellen
Ein Strom die Urne langſam füllt
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überſchwillt;
Es werfen Steine, Felſenlaſten
Und Wälder ſich in ſeine Bahn,
Er aber ſtürzt mit ſtolzen Maſten
Sich rauſchend in den Ocean!

So ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und Nichts ſo ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Die Ideale.

Erſtes Kapitel.

Die Heimat.

Altwürtemberg. — Die Schwaben. — Zur Geſchichte des Landes. — Der Herzog Karl Eugen. — Glanzvolle Hofhaltung. — Das „Schreiberparadies." — Kirche, Schule und Gelehrſamkeit.

„In Deutſchland dürfte ſich kaum eine Gegend finden, welche ſchöner wäre als das Würtemberger Land. Der Boden iſt vortrefflich, das Klima mild und geſund, Berge, Thäler, Wieſen, Quellen und Wälder, Alles höchſt angenehm. Die Feldfrüchte gedeihen ungemein, der Wein iſt wie das Land. Stuttgart ſelbſt nennen die Schwaben das irdiſche Paradies; ſo anmuthig iſt die Lage der Stadt."

Digitized by Google

So ſchrieb im Mai 1519 Ulrich von Hutten aus dem bei Eßlingen aufgeſchlagenen Feldlager des ſchwäbiſchen Bundesheeres, welches in Würtemberg eingerückt war, um die Wegnahme der Bundesſtadt Reutlingen an dem übelberathenen Herzog Ulrich zu rächen. Der berühmte Ritter, welcher den wider Erwarten raſch beendigten Kriegszug im Sinne eines Bluträchers für ſeinen von Ulrich erſchlagenen Vetter Hans mitmachte, war vollauf berechtigt, zwiſchen Würtemberg und anderen deutſchen Landſchaften Vergleichungen anzuſtellen; denn ſchon hatte er das Vaterland bis zu den Oſtſeegegenden hinauf, nach Olmütz hinüber und nach Wien hinab durchwandert und konnte daher aus eigener Anſchauung reden. Er hat auch kaum zu viel geſagt, denn, in Wahrheit, Altwürtemberg iſt ein ſchönes Stück Erde. Die Bergwälle des Schwarzwaldes im Süden und Weſten, der ſchwäbiſchen oder rauhen Alp im Oſten, des Welzheimer Waldes im Norden umgränzten das Herzogthum, welches aus den Umwälzungen der napoleoniſchen Zeit als ein Königreich hervorgegangen iſt, ſo ziemlich mit Verdoppelung ſeines früheren Flächeninhalts. Der Neckar, aus dem tannendunkeln Schwarzwald hervorbrechend, zuerſt in nordöſtlicher Richtung am Fuß der kühngegipfelten Alp hinſtrömend, dann nach ſcharfer Abbeugung bei Plochingen in maleriſchen Windungen weſtnördlich ziehend, iſt der Hauptfluß des Landes. Von der Neckarniederung laufen links und rechts in reizendem Wechſel Höhenzüge und Thaleinſchnitte aus, jene auf ihren Scheiteln Laub- und Nadelgehölz tragend und zahlreiche Quellen von kleinen Flüſſen in die Thäler niederſendend, dieſe in ſaftigem Wieſengrün oder im goldenen Aehrenſchmuck prangend. Da und dort ſchon am oberen, überall aber am unteren Laufe des Neckars ſiehſt du die anmuthig geſchwungenen Hügelhalden mit Rebenpflanzungen bedeckt. Zahlreiche kleine Städte, im Obſtbaumſchatten ruhende Dörfer, Weiler und Höfe bieten das Bild eines wohlbeſiedelten Landes, welchem in Geſtalt häufig vorkommender Burg-

ruinen auch die Erinnerungszeichen „romantiſcher" Vergangenheit nicht fehlen.

Von ihren Stammesbrüdern im „Oberland" lange durch politiſche und, ſeit der Reformation, noch einſchneidender durch religiöſe Verhältniſſe getrennt, machen die Altwürtemberger oder „Unterländer" ohne Frage einen begabteſten und eigenthümlichſten deutſchen Volksſtamm aus. Acker- und Weinbau, bei der unter ihnen außerordentlich vorgeſchrittenen Güterzerſtückelung mit beiſpielloſem Fleiße betrieben, bilden noch heutzutage die breite Grundlage ihres Daſeins. Es ſind zähe, beharrliche, an Arbeit und Entbehrung von Kindesbeinen an gewöhnte Menſchen. Mit einem Stücke Brot und einem Kruge Cider ausgerüſtet, geht der „Wingärter" (Weingärtner) frühmorgens an ſein mühſeliges Tagwerk, von welchem erſt der letzte Dämmerſchein des Abends ihn abruft. Das Aeußere dieſes arbeitſamen Geſchlechtes ſtellt ſich durchſchnittlich nicht gerade vortheilhaft dar. Starker Knochenbau, mittelgroße, gedrungene, ſehnige Leibesgeſtalt, flachsblondes Haar, blaßblaue Augen, — das iſt altwürtembergiſcher Typus. Das Landvolk in der Regel frühzeitig allzuſehr „zuſammengeſchafft", um ſchön ſein zu können, in den Städten jedoch und überhaupt bei behaglicherer Exiſtenz männliche und mehr noch weibliche Schönheit nicht ſelten. Die Frauen ſchlank, vollbuſig, friſcher Hautfarbe, und wenn nicht immer regelmäßiger, ſo doch häufig anmuthiger Geſichtsbildung. Bei beiden Geſchlechtern bemerkt man im Gang etwas Läſſiges, in der Haltung etwas Unbeholfenes, im Gang das, was wir Schwaben „latſchig" nennen. Aber auch da, wo dieſe Mängel nicht durch höhere Bildung aufgehoben oder wenigſtens gemildert ſind, in den Augen ein Ausdruck zutraulicher Gutmüthigkeit, auf der Stirne ein Stral von Intelligenz und um den Mund ein Zug halbverſteckter Schalkheit und Schelmerei, ohne welchen namentlich ein hübſches „Schwobamädle" gar kein ſolches wäre. Summa: knorrige, bei der erſten Begegnung

und beſonders gegen Fremde zurückhaltende und verſtockte, mitunter ganz „viereckig" ſich anſtellende, aber ſtrebſame, ausdauernde, tiefinnerliche, auf das Ernſte und Tüchtige gerichtete Menſchen. Reich ausgeſtattet mit Phantaſie und Abſtractionskraft, ſehr oft von einer ſtarken Ader Humors durchzogen, zum Nachdenken wie zum Lebensgenuß geneigt, heute grübleriſch bis zur Hypochondrie, morgen luſtig bis zum Exceß, gemüthliche „Kneipbrüder" und finſtere „Stündler", nicht ſelten dem kühnſten Idealismus leidenſchaftlich zugewandt und doch auch wieder bedächtig, zaudernd, hochfliegendſte Entwürfe mit unerbittlichſter Kritik zerſetzend, — ſo ſind die Schwaben.

Altwürtemberg war, wie Jedermann weiß, aus kleinen und dunkeln Anfängen allmälig zu einem Herzogthum des deutſchen Reiches erwachſen. Wenn der Reiſende heutzutage im Stuttgarter Bahnhof den Dampfwagen beſteigt, gelangt er auf dem ſüdöſtlichen Schienenweg längs des ſchönen Schloßparks binnen wenigen Minuten in einen Tunnel, welcher unter der königlichen Villa Roſenſtein durch den Hügel gebohrt iſt. Beim Hinausrollen aus dem finſteren Gewölbe auf die über den Strom geſpannte Brücke geht ein Landſchaftsbild von bezaubernder Anmuth vor ſeinen Blicken auf, das Neckarthal zwiſchen Cannſtadt und Eßlingen. Mittelpunkt und Krone des ganzen Bildes iſt der Rothe Berg, eine über dem Dorfe Untertürkheim aus dem reizenden Rebenhügelgelände vorſpringende Kuppe, von welcher ein tempelförmiges Gebäude thalwärts ſchaut. Es iſt das Mauſoleum einer ſchönen, klugen und guten Frau, der Königin Katharina, deren Andenken in Würtemberg zu den geſegnetſten gehört. An der Stelle, wo König Wilhelm der betrauerten Gemahlin dieſes Denkmal erbaut hat, ſtand früher die Stammburg des alten Dynaſtengeſchlechts der Herren zu Würtemberg und Beutelſpach. Im 12. und 13. Jahrhundert finden wir ſie als Grafen und vortretende Anhänger der Hohenſtaufen, von deren preisgegebener Hinter-

laſſenſchaft ſie ſich dann einen reichen Antheil zu erwerben wußten. Der Hohenſtaufenberg ſelbſt bildete bis zu den großen Veränderungen, welche zu Anfang des 19. Jahrhunderts eintraten, Altwürtembergs Gränzmarke gegen die reichsſtädtiſchen und reichsritterſchaftlichen Gebiete in den oberen Thalſchaften der Rems und Fils. Nachdem am Ende des 15. Jahrhunderts durch den trefflichen Eberhard im Bart das Haus Würtemberg den Herzogshut überkommen hatte, wurde zur Reformationszeit das Land durch ſeinen im Exil nachdenklich gewordenen Herzog Ulrich zum Lutherthum hinübergeführt. Es blieb von da an ein Hauptſitz und eine Hauptſtütze des lutheriſchen Bekenntniſſes im ſüdweſtlichen Deutſchland. Hier, wie überall, war dieſes Bekenntniß im 17. Jahrhundert dogmatiſcher Erſtarrung verfallen und ſo konnte es bei dem ſchwäbiſchen Bedürfniß gemüthlicher Anregung nicht fehlen, daß beim Aufkommen des Pietismus viele Gemüther von der Landeskirche ſich abwandten und in allerlei Sektirerei religiöſe Befriedigung ſuchten. Mochte dieſe jedoch in orthodoxer oder in pietiſtiſcher Form geſucht werden, immerhin trug das Leben Altwürtembergs eine vorſchlagend religiöſe Färbung und das theologiſche Studium blieb von allen gelehrten Disciplinen die am meiſten gepflegte und geehrte.

Der verheerende Sturm des dreißigjährigen Krieges hat auch an Altwürtemberg ſeine volle Wuth ausgelaſſen. In dieſen ſchrecklichen Drangſalen ſanken 8 Städte, 45 Dörfer, 36,000 Häuſer in Aſche und verminderte ſich die Bevölkerung von 400,000 Köpfen auf 48,000. Noch hatte ſich das Land von den Nachwehen des ungeheuren Unglücks nicht erholt, als die Kriege Ludwig's XIV. neue Heimſuchungen brachten. Und das war noch nicht das Schlimmſte. Denn mit dem 18. Jahrhundert begann auch für Würtemberg die unheilvolle Wirkung, welche die Regierungs- und Hofhaltungsweiſe des genannten franzöſiſchen Autokraten auf Deutſchland übte, die Periode, wo jeder deutſche

Fürſt ſein Verſailles und ſeine Monteſpan haben wollte, die Periode, welche unter der Unterſchrift „die ſchweren Zeiten der Grävenitz" ein düſterſtes Kapitel der Geſchichte von Altwürtemberg ausmacht. Damals fing die Franzöſirung der vornehmen Kreiſe in Tracht, Sitte, Bildung und Sprache an. Zu dem bis dahin herrſchend geweſenen, ſteiflutheriſchen, aber ehrbaren und patriarchaliſchen Ton des Lebens kam der ganze Wuſt franzöſiſcher Etikette, franzöſiſcher Geziertheit und — franzöſiſcher Sittenloſigkeit. Widerhaarigſtes ſtand da nebeneinander. Droben in den winkeligen Gaſſen der Univerſitätsſtadt Tübingen ſtiegen, mittelalterlich bemantelt, in ſteiffter Gravität lutheriſche Scholaſtiker umher; drunten durch die breiten, ſchnurgeraden Straßen von Ludwigsburg tänzelten in Alongeperücken und Bandroſenſchuhen Nachbilder der Verſailler Hofherren, von Stickereien ſtrotzend, von Bändern und Spitzen flatternd, biſamduftend, galante Arien aus italiſchen Opern trällernd.

Nachdem die Gewaltſamkeiten der Regierung von Eberhard Ludwig's Nachfolger Karl Alexander durch den plötzlichen Tod dieſes Fürſten — dem als tragiſches Nachſpiel die Hinrichtung ſeines verhaßten Miniſters, des „Jud Süß" folgte — ein Ende gefunden, gelangte nach kurzem vormundſchaftlichen Interregnum Karl Eugen im Jahre 1744 als Sechszehnjähriger zum Regiment und das glühende Temperament des jungen Herzogs durchbrach bald die Schranken der weiſen Lehren über Regentenpflichten, welche er aus dem Munde Friedrich's des Großen zu vernehmen Gelegenheit gehabt hatte. Es war in dem jungen Fürſten Etwas von dem Stoffe zu einem großen Herrſcher, ja vielleicht für Altwürtemberg nur zu viel; denn es mag billig angenommen werden, daß er an der Spitze eines großen Staates ſeine unzweifelhaft bedeutenden Gaben zu wohlthätiger Entfaltung gebracht hätte, während er als Herzog von Würtemberg die erſte Hälfte ſeiner Regierungszeit an den Verſuch verlor, wenigſtens im Styl eines

größten Monarchen von damals zu leben. Beseelt von einem Machtgefühl, wie es souverainer nicht die Brust des vierzehnten Ludwig's geschwellt hatte, wollte der Herzog gewiß nicht ein allbekanntes Wort des Bourbon parodiren, sondern nur seine innerste Ueberzeugung kundgeben, als er eines Tages dem Sprecher einer Bürgerdeputation von Tübingen, welcher bescheiden an die Noth des Vaterlandes erinnert hatte, zuherrschte: „Was Vaterland? Das Vaterland bin ich!" Daß dieses absolute Machtbewußtsein mit der altwürtembergischen Verfassung schlecht sich vertrug, versteht sich von selbst. Wenn aber gesagt werden muß, daß Karl in seinen Zerwürfnissen mit der aus den Prälaten (Generalsuperintendenten) und den Abgeordneten der Städte bestehenden Landesvertretung mit äußerster Willkür dreinfuhr, so darf auch nicht verschwiegen werden, daß diese „Landschaft" weit mehr nur eine oligarchische Familienkette als eine wirkliche Volksrepräsentation gewesen ist. Wie streng jedoch immer die Geschichte über Regiment und Lebensführung des Herzogs bis zum Jahre 1770 urtheilen mag und muß, gewiß ist, daß es selten einen populäreren Fürsten gegeben hat, als er war und noch ist. Ueberall, wohin man in Altwürtemberg den Fuß setzt, lebt das Andenken an Herzog Karl oder, landesmundartlich zu sprechen, an „Karl Herzich" im Volke fort. Er ist dem Altwürtemberger, was der alte Fritz dem Altpreußen ist, eine halbmythische Figur, der Held von hundert Anekdoten. Alle seine Irrthümer und Fehler, alles Gewaltsame und Verletzende, was er selbst beging oder Höflinge, Soldaten und Beamte mit Herzen von Stein und Stirnen von Bronce, wie Montmartin und Rieger, Wittleder und Gegel, begehen ließ, alle Folgen seines Soldatenluxus und seiner Jagdlust, seiner zügellosen Sinnlichkeit und seiner Sucht, um jeden Preis zu glänzen, kurz, alle seine Ausschreitungen sind vergessen; aber von seiner Leutseligkeit und Zugänglichkeit, von seiner ungemein geschickten Art, sich zu dem

gemeinen Mann herabzulaſſen, von ſeinen Sentenzen und Scherzreden erzählt man ſich noch immer in den Kunkelſtuben. Zudem war er ein höchſt ſtattlicher Mann, deſſen feuriges Auge und männlich ſchönes Geſicht, deſſen körperliche Rüſtigkeit und frankes Auftreten der Menge imponirten, während ſeine Liebenswürdigkeit, wenn er liebenswürdig ſein wollte, feinſte Damen in Reifröcken und Stelzchenſchuhen und barfüßige Bauernmädchen gleichermaßen bezauberte.

Zur Zeit, von welcher hier die Rede iſt, war des Herzogs Hofhaltung die glänzendſte in Deutſchland und der herzogliche Bibliothekar Uriot hatte vermittelſt im umſtändlichſten Curialſtyl verfaßter Feſtbulletins („Déscriptions“) dafür zu ſorgen, daß Mit- und Nachwelt hierüber in keinem Zweifel ſein könne. Alles, was zum Hofe gehörte, war reich, prächtig, üppig. Zahllos die höhere und niedere Dienerſchaft: es wimmelte da von Marſchällen, Kammerherren, Jagdjunkern, Pagen, Lakaien, Heiduken, Mohren und Läufern. In mit Goldſtickerei bedeckten, mit koſtbarem Rauchwerk beſetzten Uniformen zogen die Leibjäger auf, paradirten die Leibhuſaren, thaten die Leibtrabanten ihren Dienſt. Von einer zahlreichen Stalldienerſchaft wurden im herzoglichen Marſtall an ſechshundert Pferde edler Zucht verpflegt. Ein wohlgerüſtetes Waidgefolge begleitete mit engliſchen und däniſchen Meuten den Gebieter zu ſeinen Feſtinjagden, wobei Tauſende von Hirſchen, Wildſchweinen und anderem Gewild erlegt wurden. Alles betrieb der Fürſt in großem Maßſtab. So ſeine Bauluſt, ſo ſein Gefallen an Muſik, Oper und Ballet. Er hatte zu Architekten einen Leger, Bilfinger, Retti und De la Guepière, er baute das neue Schloß zu Stuttgart, das Seehaus, die Solitude, Hohenheim. Guibal malte die Decken der Prachtſchlöſſer, welche des Gebieters Wink plötzlich in Wald und Wildniß erſtehen ließ, — Aſyle ländlicher Zurückgezogenheit, wie er meinte, aber bald Sitze rauſchender Feſte. Eine Wolke vornehmer Gäſte erſchien dabei, Dutzende von Fürſten,

Reichsgrafen und Edeldamen. Jagden, Bankette, hohes Spiel, „Wirthſchaften", venetianiſche Meſſen und Concerte füllten die Feſttage aus. Die Abende brachten theatraliſche Augenweide, Bälle, Illuminationen und Feuerwerke, welche Veroneſe, der „erſte Pyrotechniker Europa's", anfertigte. Das Opernhaus zu Ludwigsburg, nach damaligem Geſchmack im Innern mit Spiegelglas bekleidet, war das größte in Deutſchland. Künſtler von europäiſchem Rufe, mit Gewährung jeder Forderung aus Italien und Frankreich verſchrieben, waren da thätig. Jomelli führte den Taktſtock, Noverre leitete das Ballet, in welchem Veſtris auftrat, gnädig ſeine Zeit zwiſchen Paris und Stuttgart theilend. Aprile war Primuomo, die Maſi Primadonna, Nardini, Lolli und Teller ſpielten Geige, Rodolfi blies das Horn, Plas die Hoboe. Wenn in den Prunkopern Schlachtſzenen vorkamen, erſchienen vier- bis fünfhundert Figuranten und ganze Schwadronen mit beſchuhten Pferden auf der Bühne.

Abſeits von dieſem höfiſchen Glanz, in Kreiſen, welche mit den hauptſtädtiſchen nicht in allzunaher Berührung ſtanden, ging inzwiſchen die altwürtembergiſche Lebensführung ihren herkömmlich einfachen und genügſamen Gang. Frucht-, Obſt- und Weinbau bildeten die Nahrungsquellen der Bevölkerung. Induſtrie und Handel befanden ſich noch im Zuſtande ſchüchterner Anfänge und Verſuche. Die Stände waren auch im geſelligen Verkehre ſchroff getrennt, der durchſchnittlich arme und auf Hofdienſt angewieſene Adel vom Bürgerthum und dieſes von der Bauerſchaft. Das Beamtenthum — Altwürtemberg hieß das „Schreiberparadies", über welchem ſich ein ſehr excluſiver „Verwandtſchaftshimmel" wölbte — bildete eine Welt für ſich. Der barſche „Er-Styl" und eine weitſchweifige, mit barbariſchen Latinismen geſpickte Kanzleiſprache bezeichneten die weite Kluft zwiſchen Regierenden und Regierten. Durchſchnittlich gering beſoldet, ſuchten ſich die öffentlichen Diener nicht ſelten durch Erlangung unrecht-

mäßiger Vortheile zu helfen. Die Landeskirche hielt ſich ſtreng innerhalb der Schranken lutheriſcher Rechtgläubigkeit und war in ein pedantiſches Tabellenweſen verſtrickt. Das ging mitunter bis zum abſolut Lächerlichen. Unter dem Volke wucherte der Pietismus und verlieh ſeinem Daſein die Färbung düſterer Reſignation. Für den Volksunterricht war übrigens ſeit der Reformation in Würtemberg wenigſtens ſo viel geſchehen, daß auch auf dem Lande den Kindern die Möglichkeit offenſtand, etwas leſen, ſchreiben und rechnen zu lernen. Aber wie überall vor der großen Peſtalozzi'ſchen Reform, war auch hier das Volksſchulweſen ein todter Mechanismus. In philologiſcher und theologiſcher Gelehrſamkeit hatten ſeit den Tagen des Reuchlin und Brenz die Würtemberger einen guten Ruf. Das Gymnasium illustre in Stuttgart, die lutheriſchen Kloſterſchulen im Lande und die Univerſität Tübingen erzogen Schaaren jener wohlbekannten „ſchwäbiſchen Magiſter", welche als Informatoren in alle Welt gingen. Aber dieſes ganze altwürtembergiſch-gelehrte Weſen hatte etwas klöſterlich Enges, Befangenes, Gedrücktes, vermiſcht nicht ſelten mit einem Magiſterdünkel, welcher neuen Ideen den Zutritt nur deshalb wehrte, weil ſie von auswärts kamen. Die aufſtrebende vaterländiſche Literatur brach ſich in Würtemberg nur ſchwer und langſam Bahn; denn in gelehrten Kreiſen wurde ſie lange als bloße Spielerei über die Achſel angeſehen, während von den höfiſchen Kreiſen aus die franzöſiſche Bildung gegen ſie reagirte. Allerdings gab es zu Herzog Karl's Zeiten auch in Würtemberg Gelehrte, welche ſich nicht damit begnügten, auf herkömmlichen Standpunkten theologiſche und juriſtiſche Quartanten zu ſchreiben, ſondern für die geiſtige Bewegung des Jahrhunderts ein offenes Auge und einen regen Sinn zeigten; allein wie ſich zu dieſer Bewegung die Entſcheidung gebenden Kreiſe verhielten, erhellt klar genug aus dem Umſtand, daß gerade die erleuchtetſten Geiſter, welche bis zum Ende des Jahrhunderts

aus dem Lande hervorgingen, in der Heimat keine Stätte der Wirksamkeit finden konnten.

So war, in flüchtigen Umrissen gezeichnet, Altwürtemberg, als in einem unbedeutenden Landstädtchen, unter dem Dach eines bürgerlichen Hauses, das mehr den Namen einer Hütte verdiente, der größte Genius geboren wurde, welchen Schwaben dem Vaterlande gegeben hat.

Zweites Kapitel.

Das Elternhaus.

Marbach. — Johann Kaspar Schiller und Elisabeth Dorothea Kodweiß. — Ein bürgerlicher Haushalt vom Jahre 1749. — Friedrich Schiller geboren. — Ein Gang am Ostermontag. — Lorch. — Erster Unterricht und erste Freunde. — Die Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd. — Ludwigsburg. — Zwei Ludwigsburger Figuren: Schubart und Zilling. — Die Schule. — Das Landexamen. — Die Confirmation.

Eine starke Wegstunde unterhalb des Einflusses der Rems in den Neckar liegt am rechten Ufer desselben auf ansteigendem Boden das Städtchen Marbach. Die Landschaft trägt ganz den früher berührten altwürtembergischen Charakter: sie ist weder großartig noch auch besonders malerisch, aber der stillgleitende Strom, das Wiesengrün der Thalsohle, die Rebenhügel mit den Obstbaumgruppen dazwischen verleihen ihr idyllische Anmuth. Marbach ist ein so echtes und gerechtes schwäbisches Landstädtchen, wie es nur eines geben kann. Die während des 15. Jahrhunderts im gothischen Styl schön erbaute Alexanderskirche, Ueberreste einer starken Ringmauer und ein wohlerhaltener mittelalterlicher Thorthurm bezeugen, daß die Marbacher Commune in früherer Zeit Anläufe genommen habe, wie sie seit den Kriegstrübsalen, welche im 17. Jahrhundert über den Ort ergingen, nicht mehr vorkamen. Was heutzutage die Städte zu Städten macht, die Theilnahme an der industriellen und commerciellen Bewegung, fehlt dem durch

die modernen Verkehrsmittel zur Seite geschobenen Marbach. Es ist ein sogenanntes Bauernstädtchen, d. h. die Mehrzahl seiner Bewohner beschäftigt sich mit Landwirthschaft. Dem Fremden mag zunächst die Menge der Wirthshausschilder das Auffallendste sein. In der That, es ist dafür gesorgt, daß ein guter Theil des in der Umgebung gebauten Weines und Ciders in der Stadt selbst ausgeschenkt werde.

Aber der Reisende, welchen eine fromme Absicht hergeführt, wird die langgestreckte Hauptgasse — sie macht eigentlich das ganze Städtchen aus — rasch durchmessen. Er beugt in südöstlicher Richtung in eine gegen die Kirche hinführende Nebengasse aus und gelangt auf einen freien Platz, wo ein Rohrbrunnen steht. Hier sieht er sich einem kleinen Hause mit Riegelwänden gegenüber, unter dessen linker Dachecke ein plumpes Bäckerschild vorspringt. Es stellt sich recht arm und niedrig dar, dieses Bäckerhäuschen, außen und innen. Ein kleiner verrauchter Vorplatz führt dich von der Hausthüre zu einigen hölzernen Stufen, über welche hinweg du in die Stube gelangst. Bänke laufen längs der Wände, ein großer Kachelofen und ein plumper Tisch verengen den ohnehin knappen Raum. Die Stube sieht ganz bäurisch und gewöhnlich aus. Eine kleine schwarze Gipsbüste in der Wandecke und ein kleiner Schrank mit etlichen Bänden, deren Titelschild ein erlauchter Name ziert, erinnern dich nur schwach daran, daß du auf geweihtem Boden stehest. Aber alledem zum Trotz und selbst der widerwärtigen Störniß durch eine Unzahl summender Fliegen ungeachtet fühlst du in dir eine Regung vom Cultus des Göttlichen im Menschenleben.

Denn in diesem Raume wurde am 10. November 1759 Friedrich Schiller geboren. Dort in der Ofenecke, wo jetzt eine große Bäckermulde steht, stand einst die Wiege des Dichters.

An den Umstand, daß in Schiller's Geburtshaus noch jetzt das Bäckerhandwerk betrieben wird, knüpft sich zwanglos die Be-

merkung, daß der Dichter auf väterlicher und mütterlicher Seite Bäcker zu Vorfahren hatte. Sein Vater, Johann Kaſpar Schiller, geboren am 27. October 1723, war der Sohn des Bäckers und Schultheißen Johannes Schiller, welcher in dem großen, zwei Stunden nordwärts von dem alten Hohenſtaufenſtädtchen Waiblingen gelegenen Dorfe Bittenfeld wohnte, wohin des Dichters Urgroßvater von Großheppach im Remsthal gezogen war. Wenn auch nicht mit voller, ſo doch mit einiger Sicherheit läßt ſich Schiller's väterlicher Stammbaum bis in die Zeit des Bauernkriegs hinauf verfolgen. In dem ſchönen, weinreichen Heimatthal mögen die Altvorderen des Dichters ſchon in den Tagen, wo der „arme Konrad" gegen unerträglichen Feudaldruck die Fahne bäuerlicher Empörung erhob, ſchlichte und fleißige Winzer geweſen ſein. Johann Kaſpar Schiller verlor im Alter von zehn Jahren ſeinen Vater. Er wurde zu einem Chirurgen in die Lehre gethan, nahm, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, als Feldſcherer Dienſte in einem baieriſchen Huſarenregiment, mit welchem er in den Niederlanden den öſtreichiſchen Erbfolgekrieg mitmachte, neben ſeinen wundärztlichen Pflichten gelegentlich auch die eines Unteroffiziers erfüllend. Nach dem Abſchluß des Friedens von Aachen 1748 in die Heimat zurückgekehrt, ließ er ſich in Marbach als Wundarzt nieder. Hier lernte er im Hauſe des Bäckers und Gaſtwirths zum Löwen, Georg Friedrich Kodweiß, deſſen Tochter Eliſabeth Dorothea kennen. Die Bekanntſchaft gedieh zu gegenſeitiger Neigung und im Jahre 1749 wurde das Paar Mann und Weib.

Des Sohnes Ruhm hat auch auf die Eltern einen verklärenden Schimmer zurückgeworfen; aber die poetiſche Ausſtaffirung, welche man ihnen anthat, hält vor einer näheren Unterſuchung nicht Stand. Johann Kaſpar und Eliſabeth Dorothea Schiller waren redliche, brave, gute Menſchen und auch nicht ohne geiſtige Strebſamkeit; allein das Bemühen, Andeutungen von Genialität

in ihnen aufzuzeigen, iſt ein eitles. Der Chirurgus Schiller war ein Mann von kleiner Statur, aber wohlproportionirt, rüſtig und lebhaft, verſtändigen Geſichtsausdruckes, etwas ſteifmilitäriſcher Haltung und nicht ohne einen Zug von Pedanterie um den Mund. Redlich bemüht, auch in ſpäteren Jahren noch die Lücken ſeiner Bildung möglichſt auszufüllen, entzog er ſich den Einwirkungen der aufklärerischen Tendenzen jener Zeit nicht, ohne darum im Weſentlichen den religiöſen Ueberzeugungen ſeiner Jugend untreu zu werden. Er hielt ſein Lebenlang mit Entſchiedenheit die Bräuche lutheriſcher Hausandacht feſt, aber er war auch einſichtsvoll genug, dem großen Sohne nicht mit engherzigen Bekehrungsverſuchen zur Laſt zu fallen. Ein Mann ſtrenger Ordnung und Pflichterfüllung, gewann er ſich das Vertrauen ſeiner Vorgeſetzten und die Achtung ſeiner Untergebenen im hohen Grade. Es muß bei all der Feſtigkeit, womit er auf ſein hausväterliches Anſehen hielt, in ſeinem Gebahren etwas Tiefgemüthliches geweſen ſein; denn Gattin und Kinder bezeugten ihm bis zuletzt nicht allein tiefe Ehrerbietung, ſondern auch innigſte Liebe. Zuweilen ſcheint ſein vorwiegend praktiſches Naturell eines höheren Aufſchwungs fähig geweſen zu ſein und es wäre möglich, daß er in einer ſolchen Stunde wirklich jenen Morgenpſalm in Reimen verfaßt hätte, welchen man ſpäter unter den Papieren ſeiner Gattin fand. Frau Eliſabeth Dorothea war bei ihrer Verheiratung ein ſchlankes Mädchen mit hochblonden, ins Röthliche ſpielenden Haaren. Ohne ſchön zu ſein, beſaß ſie eine edelgebildete Stirne, gewinnend milde Züge und ſeelenvolle Augen, deren Blick zu der lauteren Herzensgüte ſtimmte, welche in jungen und alten Tagen ihre Phyſiognomie wohlthuend auszeichnete. Sanft und demüthig, hing ſie mit Zärtlichkeit an den Ihrigen, ertrug ſtillgefaßt die Prüfungen des Lebens und wartete ihrer Pflichten mit geräuſchloſem Fleiß. Sie war keine Empfindlerin oder Schwärmerin, auch keine Muſikerin oder gar Dichterin, zu was Allem eine übel-

berathene Pietät ſie hat machen wollen. Aber ihr religiöſes Gefühl war tief, und wenn ihre Bildung über das Maß der Kenntniſſe eines altwürtembergiſchen Bürgermädchens im Ganzen nicht hinwegragte, ſo wohnte ihr doch ein reger Sinn für die Natur, wie für das Schöne und Große in der Geſchichte inne. In ihren knappzugemeſſenen Mußeſtunden las ſie gerne, neben der Bibel die Gedichte von Gellert und Uz, auch Naturgeſchichtliches und mit beſonderer Vorliebe die Lebensbeſchreibungen großer Männer.

In Betracht der genügſamen bürgerlichen Verhältniſſe von damals begann der Hausſtand der Neuvermählten unter nicht ungünſtigen Umſtänden. Der Bräutigam hatte als Junggeſell ſparſam gelebt und der Marbacher Löwenwirth, welcher ſpäter verarmte, war zu jener Zeit noch ein Mann, der ſeiner Tochter Etwas mitgeben konnte. So brachten die jungen Eheleute ein Vermögen von ſiebenhundert Gulden zuſammen. Allein obgleich ihr Bund acht Jahre lang kinderlos blieb, mußte der Gatte bald bemerken, daß die Erträgniſſe ſeiner Barbierſtube und ſeiner wundärztlichen Praxis doch nur ein kümmerliches Auskommen boten. Gerade zur Zeit, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, ſcheint er ſich verlangender als bisher nach einer Aenderung und Beſſerung ſeiner Lage umgeſehen zu haben. Vielleicht auch ermunterte ihn das Beiſpiel ſeines Herzogs, den Krieg, wie dieſer in Form eines Subſidienvertrags mit Frankreich im Großen, ſo für ſeine Perſon und mit Einſetzen ſeiner Perſon im Kleinen zu einer Erwerbsquelle zu machen. Wahrſcheinlicher jedoch iſt, daß er es ſatt hatte, den Marbachern ihre Wochenbärte abzunehmen und den Marbacherinnen zur Ader zu laſſen. Genug, er nahm wieder Militärdienſte und erhielt ein Patent als Fähnrich und Adjutant im würtembergiſchen Regiment Prinz Louis. Während er ſich anſchickte, mit demſelben nach Böhmen zu rücken, gab Frau Eliſabeth Dorothea ihrem Eheherrn im September 1757 das erſte

Kind, ein Töchterlein, welches den Namen Chriſtophine erhielt. Bekanntlich haben ſich der Herzog von Würtemberg und ſeine Soldaten im Kampfe gegen den alten Fritz, wie der große Preußenkönig an den Beiwachtfeuern ſchon damals hieß, nicht eben hervorgethan, außer etwa in dem, was in der neueren und neueſten Kriegsſprache euphemiſtiſch „Rückwärtsconcentriren" genannt wird. Der Fähnrich Schiller indeſſen hatte Gelegenheit, ſeine vielfachen Gaben für ſeine Kameraden nutzbar zu machen, indem er neben dem Degen gelegentlich auch das chirurgiſche Beſteck führte und außerdem, wo es noththat, den Dienſt eines Feldkaplans verſah.

Es war im Spätherbſt 1759, als Schiller, zum Lieutenant im Romann'ſchen Infanterieregiment avancirt, in dem Uebungslager ſtand, welches, ſo lange die Soldatenluſt des Herzogs währte, zu dieſer Jahreszeit jedesmal auf dem Neckarplateau zwiſchen Ludwigsburg und Cannſtadt aufgeſchlagen war. Zufolge einer Ueberlieferung, welche anzuzweifeln kein Grund vorliegt, ſtattete Frau Eliſabeth von ihrem elterlichen Hauſe in Marbach aus ihrem Gatten einen Beſuch im Lager ab und wurde unter dem Dach ſeines Zeltes von den Vorwehen ihrer zweiten Niederkunft überfallen. Mit Noth konnte ſie noch die kurze Strecke ins Elternhaus zurücklegen und wurde hier am 10. November von einem Knaben entbunden. Vielleicht dachte die Mutter lebhaft an jenen Lagerbeſuch zurück, als ſie ſpäter „Wallenſtein's Lager" las.

Am 11. November 1759 wurde der Knabe getauft und zwar auf die Namen Johann Chriſtoph Friedrich. Er war ein zartes Kind, welches von den Kinderkrankheiten viel zu leiden hatte. Beſonders hart ſetzten ihm die Kinderkrämpfe zu, welche man in Schwaben mit dem Namen „Gichter" bezeichnet. Wie gemüthlich, war der Junge auch körperlich mehr nach der Mutter als nach dem Vater geartet. Von Frau Eliſabeth hatte er den ſchlanken Körperbau, das röthlichblonde Haar, die breite Stirne und die

Digitized by Google

ſanftblickenden Blauaugen, welche, in jungen Jahren oft krankhaft afficirt, ein gutmüthig-ſchelmiſches Blinzeln ſich angewöhnten Die robuſte Geſundheit, das rüſtige Weſen des Vaters fehlte dem Kinde; aber es hatte von demſelben andere treffliche Anlagen überkommen, die ſich ſpäter zu ſchönſten Charaktereigenſchaften entwickelten.

Der kleine Fritz blieb mit der Mutter und Schweſter im großväterlichen Hauſe zu Marbach, bis nach Abſchluß des Hubertsburger Friedens (1763) der Vater nach Würtemberg zurückkam. Eine bleibende Stätte war aber der Familie Schiller noch nicht bereitet. Frau Eliſabeth mußte ihrem Gatten nach Cannſtadt folgen, wo er in Garniſon ſtand, und von da bei der Verlegung ſeines Regiments nach Ludwigsburg. Jetzt begann auch die väterliche Einwirkung auf den Knaben und zwar war dieſelbe nach der Sinnesweiſe des Vaters hauptſächlich eine religiöſe. Schweſter Chriſtophine, in ſchwäbiſcher Abkürzung Phinele, welche mit gränzenloſer Liebe an dem Bruder hing, hat, hochbetagt, aus dem Schacht ihres außerordentlich treuen Gedächtniſſes Erinnerungen heraufgeholt, wie ſich der kleine Fritz bei dem patriarchaliſchen Hausgottesdienſt der Familie benahm. Wenn der Vater, erzählt ſie, aus der Bibel vorlas oder die Morgen- und Abendgebete ſprach, „da war es ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergeſicht zu ſehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunſt gefalteten Hände gaben ihm das Anſehen eines Engelsköpfchens.“ Chriſtophine hat uns auch einen weiteren charakteriſtiſchen Zug aus ihren und ihres Bruders Kindertagen überliefert. Frau Eliſabeth pflegte die ſonntägliche Muße zu benutzen, um mit ihren Kindern von Ludwigsburg aus ins großväterliche Haus nach Marbach zu wandern. Auf einem ſolchen Gang an einem frühlingsmilden Oſtermontag erzählte die Mutter den Kindern die evangeliſche

Geſchichte, wie ſich auf dem Wege der zwei Jünger nach Emmaus Jeſus zu ihnen geſellte. Während der Erzählung waren die Dreie auf den Gipfel der Anhöhe gelangt, wo der Weg ins Neckarthal abfällt, und, hingeriſſen von dem Zauber feiertäglicher Ruhe ringsher und wie inſpirirt von dem Hauche der Andacht, welcher aus dem evangeliſchen Berichte ſie anwehte, knieten Mutter und Kinder auf den Raſen nieder und beteten ſtill.

Im Jahre 1765 ward Herr Johann Kaſpar unter Verleihung des Hauptmannscharakters mit einer Miſſion betraut, welche gewiß ſeinen Wünſchen nicht ſehr entſprach. Er wurde commandirt, als Werboffizier nach der Reichsſtadt Schwäbiſch-Gmünd zu gehen, mit der Erlaubniß, in dem würtembergiſchen Gränzflecken Lorch zu wohnen. Der Hauptmann nahm ſeine Familie mit und ſchlug zu Lorch in der Herberge zur Sonne ſein Quartier auf. Das langgeſtreckte Dorf liegt anderthalb Stunden unterhalb der genannten Stadt an der Rems. Durch tiefgrünen Wieſengrund ſchlängelt ſich der Fluß. Tannenbewaldete Höhen ſchließen das Thal ein. Oſtwärts vor dem Dorfe windet ſich die Rems um den Fuß eines ſteilvorſpringenden Hügels, der auf ſeinem breiten Rücken das alte Kloſter Lorch trägt, welches mit vielem Anderen aus der hohenſtaufiſchen Verlaſſenſchaft an das Haus Würtemberg gekommen. Zur Zeit der Römerherrſchaft im ſüdlichen Deutſchland ſtand hier ein Caſtell, welches die Römerſtraße durch den Welzheimer Wald deckte. Die Hohenſtaufen begabten das Kloſter reichlich und machten die Kloſterkirche zu ihrer Familiengruft. Doch ruht keiner der großen Kaiſer und Könige des Hauſes in derſelben, wohl aber neben vielen Gliedern der Familie jene byzantiniſche Prinzeſſin Irene, Gemahlin des durch Otto von Wittelsbach ermordeten Königs Philipp, welcher der Schrecken und Gram über die Unthat das Herz brach. Auf der Nordſeite des im Bauernkrieg halbzerſtörten Kloſters breitet eine ungeheure, vielhundertjährige Linde ihre Aeſte aus. Von der ſüdlichen Ring-

mauer herab genießt man eines prächtigen Ausblickes auf das Remsthal und auf die kühngeformte Bergreihe des Albuch. Von dieser zweigen sich drei isolirte Kalksteinpyramiden ab, der Hohenstuifen, der Hohenrechberg und der Hohenstaufen, welche sich auf der Hochebene zwischen Rems- und Filsthal wie die Winkelpunkte eines unregelmäßigen Dreiecks gegenüberstehen. Es ist ein zugleich heimelig und romantisch gelegener Ort, dieses Lorch, und mit seiner Natur, seinen sagenhaften Ueberlieferungen und geschichtlichen Erinnerungen wohlgeeignet, in jungen begabten Menschen dichterische Stimmungen zu erregen. Wohl möglich daher, sogar wahrscheinlich, daß während seines Aufenthalts in Lorch den kleinen Fritz zum ersten Mal jene ebenso vage als süße Träumerei und Traumbildnerei überkam, jener gaukelnde Instinkt des Schaffens und Gestaltens, welcher zu Dichtern Geborene schon mit Knabenaugen die Welt anders ansehen lehrt, als gewöhnliche Menschenkinder sie sehen.

In Lorch erhielt der Knabe den ersten regelmäßigen Unterricht und zwar durch den Pfarrer des Ortes, Philipp Ulrich Moser, welcher der Hausfreund der Schiller'schen Familie wurde. Er hatte zum Mitschüler den Sohn des Pfarrherrn, Christoph Ferdinand Moser, mit welchem und der Schwester Christophine er gemeinsam lesen, schreiben und die übrigen Anfangsgründe des Wissens lernte. Bald wurde auch zum Latein vorgeschritten. Der Lehrer war eifrig und streng, gewann sich aber doch die Zuneigung seines von Haus aus an ernste Zucht gewöhnten Zöglings. Was Fritzens Vorschritte im Lernen betrifft, so waren es keine ungewöhnlichen. Er ist überhaupt keines jener frühreifen Wunderkinder gewesen, deren ungesunde Treibhausentwicklung nur in seltensten Fällen die erregten Erwartungen erfüllt. Man weiß auch von keinen pikanten Einfällen und vorzeitigen Genieblitzen aus seinen Kinderjahren oder, wo solche ein Biograph kritiklos dem andern nacherzählte, lassen sie sich unschwer auf die trübe Quelle

Oemler'ſcher Phantaſie zurückführen. Unzweifelhaft wahr dagegen iſt die bekannte Erzählung Chriſtophine's, daß ihr kleiner Bruder ſchon frühzeitig das Bedürfniß fühlte, den Vorſtellungen, welche ihn bewegten, Worte zu verleihen, und bei der vorherrſchenden Richtung, welche die ſchwäbiſche Bildung damals zur Theologie hatte und zum Theil noch jetzt hat, ging es ganz natürlich zu, daß Fritzle von der Mutter oder Schweſter ſich eine ſchwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufſetzen ließ, auf einen Stuhl ſtieg und von dieſer Kanzel herab eine Predigt hielt. Wie Kinder zu thun pflegen, nahm er die Sache ſehr ernſt und wurde unwillig, wenn Jemand über ſeine Vorträge lachte. „Tiefer Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiele.“ Allerdings, nur darf man dabei Zweierlei nicht vergeſſen: erſtlich, daß Schiller vermöge ſeiner ganzen Geiſtesanlage weit mehr dazu berufen war, ein Prediger für die Menſchheit als für die Kirche zu werden, und zweitens, daß die Symptome theologiſcher Neigungen in dem Knaben ſicherlich von der Mutter und wohl auch vom Vater genährt wurden, theils aus frommem Sinn theils in Berückſichtigung des Umſtandes, daß die im proteſtantiſchen Würtemberg beſtehenden Kloſterſchulen die Mittel boten, den Sohn ohne bedeutende Koſten zu einem geachteten Berufe heranzubilden.

Fritz hielt ſich fleißig zur Schule und Kirche und ſeine unbegränzte Herzensgüte gewann ihm die Liebe Aller, mit welchen er in Berührung kam. Das Leben im elterlichen Hauſe oder vielmehr Quartiere war einfach, ſparſam, ſelbſt dürftig, denn der Sold des Vaters blieb aus und die Familie mußte von den kleinen Erſparniſſen früherer Jahre zehren. Doch herrſchte Friede und Eintracht in dieſem genügſamen Kreiſe. Kam der Vater von ſeinen Geſchäftsgängen heim, ſo beſchäftigte er ſich viel mit den Kindern, erklärte ihnen die geſchichtlichen Denkmäler der Gegend, erzählte ihnen vom großen Friedrich und ſchilderte, was er ſelbſt vom Kriege und Lagerleben geſehen. In ihren Freiſtunden tum-

melten ſich die Geſchwiſter mit dem jungen Moſer in Feld und Wald und machten weite Gänge in die Berge. Zu den drei Spielgenoſſen hatte ſich noch ein vierter geſellt, der einige Jahre jüngere Karl Philipp Conz aus Lorch, welcher ſich ſpäter in ſeinem Heimatland als Philolog und Poet bekannt machte und ein treuer Freund Schiller's blieb. Waren die Kinder ſpielmüde, ſo ſaßen ſie wohl mitſammen droben unter der uralten Kloſterlinde, ſahen in die ſchöne Landſchaft hinaus, erzählten ſich Geſchichten und vertrauten einander, was ſie Alles im Leben werden und thun wollten.

Eindrücke und Anregungen ganz neuer Art mußte Fritz in der nahen Stadt Gmünd empfangen, wohin er mit Vater und Mutter nicht ſelten kam. Es gab hier für einen ſtreng im lutheriſchen Lehrbegriff erzogenen Knaben viel Ueberraſchendes zu ſehen und zu hören. Die alte Reichsſtadt, ſowie die an ihr kleines Gebiet angränzende Grafſchaft Rechberg waren im Gegenſatz zum würtemberger Land der alten Confeſſion zugethan geblieben. Die Gmünder galten ſogar weitum für ganz beſonders eifrige Katholiken. Die Stadt zählte nicht weniger als vier Mönchsklöſter und zwei Nonnenklöſter. Aber ihre Einwohner, durch eine blühende Gold- und Silberinduſtrie und einen ausgebreiteten Handel in behaglichen Umſtänden, waren nicht nur ſehr katholiſch, ſondern auch ſehr lebensluſtig. Daher begleitete ein ebenſo glänzender als heiterer Pomp die zahlreichen religiöſen Feſte. Auf dem freien Platz bei der ſchönen gothiſchen Kathedralkirche war zu Oſtern die weitläufige Myſterienbühne aufgeſchlagen, auf welcher nach mittelalterlichem Brauche die Paſſionsgeſchichte Chriſti tragirt wurde. Es iſt aber kaum anzunehmen, daß bei Anſchauung dieſes Myſterienſpiels der junge Schiller die erſten theatraliſchen Eindrücke erhalten habe, und zwar darum nicht, weil dem ſtrengen Vater ſolches Spiel wie eine Profanirung von Heiligſtem vorkommen und er deßhalb die Seinen davon fern-

halten mochte. Dagegen iſt ausgemacht, daß Fritzle und Phinele häufig nach dem ſogenannten Salvator oder Kalvarienberg bei Gmünd gingen, einem aus der katholiſchen Umgegend außerordentlich ſtark beſuchten Wallfahrtsort. Eine Reihe von halboffenen Kapellen, in welchen die Leidenshiſtorie Jeſu in lebensgroßen, bemalten Figuren und Gruppen aus Holz und Stein dargeſtellt iſt, zieht ſich die Anhöhe hinauf. Oben ſteht eine weitſchichtige, zum Theil in den lebendigen Fels gehauene Kirche. An gewiſſen Feſttagen war der Salvator, deſſen Höhe eine reizende Fernſicht gewährt, das Ziel ſtattlicher Prozeſſionen, welche ſich mit wehenden Fahnen, tönenden Hymnen und klingender Muſik den Berg hinaufbewegten. Droben wurde im Freien gepredigt und hierauf in einer offenen Halle, wo die am Altar dienende Prieſterſchaft der verſammelten Volksmaſſe ſichtbar war, ein ſolennes Hochamt celebrirt. Weihrauchwolken wirbelten empor, Orgelklänge antworteten dem Meßgeſang des Prieſters und die dichtgedrängte Menge ſank vor der erhobenen Monſtranz auf die Kniee. Ich glaube keiner Willkürlichkeit mich ſchuldig zu machen, wenn ich annehme, daß auf den Anblick dieſes Schauſpiels, deſſen der junge Schiller zu wiederholten Malen genoſſen haben mag, die Keime jenes äſthetiſchen Intereſſes für das Poetiſche im katholiſchen Cult, von welchem im Gang nach dem Eiſenhammer, in der Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans ſo beredte Beweiſe gegeben ſind, zurückzuführen ſein dürften.

Den Hauptmann drängte es inzwiſchen um ſo mehr, von ſeinem unergiebigen Poſten wegzukommen, als ſich ſeine Familie zu Anfang des Jahres 1766 wieder um ein Töchterlein, Luiſe, vermehrt hatte. Er war außerdem vielleicht der ganzen Soldaterei und jedenfalls des Werbgeſchäftes müde. Seine Herzensneigung ging auf die Landwirthſchaft und zwar ſpeziell auf die Obſtzucht, deren theoretiſche und praktiſche Seite er eifrigſt cultivirte. Hierzu erhielt er Gelegenheit, als ihn auf eine nachdrück-

liche Vorſtellung hin der Herzog 1768 endlich von Lorch abrief und zur Garniſon von Ludwigsburg commandirte. Der einförmige Garniſonsdienſt genügte dem Thätigkeitstrieb des Mannes nicht. Er miethete in der Umgebung der Stadt ein Stück Land und legte auf demſelben eine Baumſchule an, deren treffliches Gedeihen bald auch die Aufmerkſamkeit des Herzogs erregte, welcher bei allen ſeinen Fehlern doch ſchon damals ein Auge für Tüchtigkeit und Strebſamkeit hatte. Was den jungen Fritz angeht, ſo mochte er ſich nur ſchwer und ungern von dem ihm liebgewordenen Lorch trennen. Wenigſtens hat er in ſpäterer Zeit gern und oft an das vom Hohenſtaufen überragte Remsthal zurückgedacht. Auch ſeines dortigen Lehrers Moſer erinnerte er ſich mit dankbarer Pietät, wie das edle dem würdigen Paſtor in den Räubern aufgerichtete Denkmal bezeugt.

Zunächſt freilich mag das rauſchende Leben, welches ſich damals auf den breiten Straßen von Ludwigsburg entfaltete, die Erinnerung an das idylliſche Lorch in dem Knaben zurückgedrängt haben. Die Stadt war zu dieſer Zeit herzogliche Reſidenz, denn Karl hatte ſeine ewigen Händel mit der „Landſchaft", die in Stuttgart tagte, dieſe Hauptſtadt des Landes dadurch entgelten laſſen wollen, daß er ſeinen glänzenden Hof nach Ludwigsburg verlegte. Wir haben dieſen Glanz ſchon früher berührt und iſt alſo hier nur zu ſagen, daß die Szenen des Luxus und Prunkes, namentlich die phantaſtiſchen Aufzüge zur Carnevalszeit, die venetianiſchen Meſſen und dergleichen Schauſtellungen mehr, auf Fritzens lebhafte Phantaſie bedeutend gewirkt haben müſſen. Er ſah auch — bei welcher Gelegenheit, iſt nicht anzugeben — zum erſten Mal eine theatraliſche Darſtellung, eine jener italiſchen Prunkopern, welche mit der höchſten Verſchwendung von Decorations- und Maſchinerieküſten über die Bretter des prächtigen Opernhauſes gingen. Die Folgen blieben nicht aus. Der künftige Dramatiker regte ſich in dem heranwachſenden Knaben. Pläne zu

Trauerſpielen gingen ihm durch den Kopf und auch zu Verſuchen zur Ausführung derſelben kam es, aber die Hauptſache blieb doch vorerſt eine ſpielende Nachahmung des Geſehenen. Mit Beihülfe der treuen Chriſtophine, welche ein hübſches Talent zum Zeichnen und Malen beſaß, wurde ein Theaterchen zuſammengepäppt, wurden Figuren ausgeſchnitten und ſo ward ein leidliches Puppenſpiel zuwegegebracht, welches die Geſchwiſter mitſammen agirten, vor einem Kreiſe von leeren Stühlen, welche die Zuſchauerſchaft vorſtellen ſollten.

Damals muß Fritz auf den Straßen von Ludwigsburg oft einem Manne begegnet ſein, aus deſſen ſchwelgeriſch aufgedunſenem Geſicht unter einer prachtvollen Stirne hervor geiſtvolle Augen keck in die Welt blickten und der ſeinen modiſchen Anzug mit genialer Nachläſſigkeit trug. Das war Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, der Poet und Muſiker, welcher, nachdem er in dem Bergſtädtchen Geißlingen den Schulmeiſterbakel geführt und ein ehrſames Bürgermädchen geheiratet hatte, als Stadtorganiſt nach Ludwigsburg berufen worden war. Nicht zu ſeinem Glücke, denn das heiße Temperament des Mannes fand in der üppigen Reſidenz, wo ihn ſein Witz und ſeine poetiſchen und muſikaliſchen Gaben in den Kreiſen vornehmer und niedriger Lebemänner beliebt machten, Gelegenheit zu zügelloſer Entwicklung. Ludwigsburg war in jenen Tagen eine Stätte ſittlicher Verdorbenheit und die überwiegende Mehrzahl der dortigen Geſellſchaft illuſtrirte recht klärlich das goldene Dichterwort von den ſchlimmen Einflüſſen fürſtlicher Ausſchreitungen. Schubart ſchwamm luſtig mit dem Strome. Nicht genug, daß er das Trinken bis zum Exceß trieb, er hielt ſich auch eine Art von Maitreſſe. Einen ſchroffen Gegenſatz zu dem leichtſinnigen Organiſten bildete aber ſein Vorgeſetzter, der Special Zilling, ſeines Zelotismus halber vom Volke nur „der lutheriſche Pfaff“ genannt. Dieſer Zilling iſt eine recht typiſche Figur eines altwürtembergiſchen Hierarchen. Ortho-

dor bis zur Vornirtheit, hielt er, wenigſtens nach unten, mit ſolcher Gravität auf ſeine geiſtliche Würde, daß ihm ſogar ſein leiblicher Bruder, welchen der Zufall zu ſeinem Küſter gemacht, den Kirchenrock nicht ohne tiefe Verbeugungen umhängen durfte. Zwiſchen ihm und Schubart mußte es natürlich bald zu heftigen Reibungen kommen. Der leichtfertige Lebenswandel des Organiſten bot dem Special begierig ergriffene Gelegenheit zu Denunciationen; allein er drang entſcheidenden Ortes erſt dann damit durch, als Schubart's unbezähmbarer Hang zu Spott und Satire über die Zilling'ſche Region hinaufgriff. Jetzt erhielt der Poet im Mai 1773 jenen Laufpaß, welcher eine ſo köſtliche Probe altwürtembergiſchen Kanzleiſtyls abgibt, und begann ſofort ſeine publiziſtiſche Odyſſee, welche vier Jahre ſpäter in der Kerkerhöhle auf Hohenaſperg ein ſchreckliches Ende nehmen ſollte.

Bei der Ueberſiedelung der Eltern nach Ludwigsburg wurde Fritz ein Zögling der lateiniſchen Schule der Stadt, wo, da dieſelbe weſentlich eine Vorbereitungsanſtalt für die theologiſchen Kloſterſchulen war, hauptſächlich Latein, ſowie die Anfangsgründe des Griechiſchen und Hebräiſchen gelehrt wurden. Der Magiſter Johann Friedrich Jahn, unter deſſen Obhut Fritz hier kam, war weder mehr noch weniger Pedant als andere Magiſter von damals, und wenn er gerne vermittelſt des Stockes ſeinen Schülern „der großen Römer Weisheit auf den Rücken malte," ſo that er damit weder mehr noch weniger als andere Präceptoren auch. Gegen Oſtern 1769 mußte Fritz nach Stuttgart wandern, um dort das Landexamen zu beſtehen. „Landexamen!" furchtbares Wort, deſſen Furchtbarkeit in ihrem ganzen Umfang nur ein altwürtembergiſches Knabenherz ermeſſen kann. Die Einrichtung beſteht meines Wiſſens noch heute. Alljährlich müſſen die Zöglinge der niederen lateiniſchen Schulen, welche ſich der Theologie widmen wollen, nach Stuttgart kommen, um ſich von den Lehrern des dortigen Gymnaſiums prüfen zu laſſen, ob ſie der Aufnahme

in die klöſterlichen „Seminarien“ würdig ſeien. Viermal, von 1769 — 72, hat der junge Schiller dieſe Prüfungen mit gutem Erfolg beſtanden. Er war ein fleißiger Schüler, ſchon um dem ſtrengen Vater genugzuthun. Nur mit der Religion haperte es, d. h. der mürriſche Präceptor konnte es gar nicht begreifen, daß, während er in der Schule mit der ganzen troſtloſen Trockenheit damaliger Katechetik dogmatiſche Langeweile trieb, der Fritz lieber unter der Bank heimlich geiſtliche Lieder von Luther und Gerhard las. Da wurde denn der Stock in Thätigkeit geſetzt und ohne Weiteres der Schluß gezogen, es habe „der Knabe noch gar keinen Sinn für Religion.“ Charakteriſtiſch genug las Fritz zur nämlichen Zeit, wo dieſer Ausſpruch geſchah, gerade mit beſonderem Eifer die Pſalmen und die Viſionen und Orakel der Propheten. Von dem Genius, welcher in dem Knaben ſchlummerte, hat keiner ſeiner Ludwigsburger Lehrer auch nur die entfernteſte Ahnung gehabt und man kann es ihnen auch kaum verdenken, eben weil dieſer Genius noch ein ſchlummernder war. Fritz gehörte zwar zu den beſten Zöglingen der Schule und that ſich in den oberen Claſſen, wo Ovid, Virgil und Horaz „tractirt“ wurden, namentlich im Latein hervor. Aber es muß geſagt werden, daß die lateiniſchen Diſtichen, welche er da verfertigte, den übriggebliebenen Proben nach zu urtheilen, den künftigen Dichter nicht errathen ließen. Sie erheben ſich, ſowohl Inhalt als Form betreffend, durchaus nicht über das Niveau derartiger Schulexercitien. Lebhaft erhielt ſich unter ſeinen Schulkameraden die Erinnerung an ſeine Seelengüte und Liebenswürdigkeit. Die ſchwächeren ſeiner Mitſchüler appellirten nie vergeblich an ſeine Gutmüthigkeit, den ſtärkeren imponirte ſein furchtloſer Sinn.

Das Jahr 1770 entzog dem Knaben das Glück des Familienlebens. Herzog Karl glaubte nämlich mit Grund, in dem Hauptmann Schiller den rechten Mann gefunden zu haben, die Aufſicht über die umfangreichen Gärten und Baumpflanzungen zu führen,

welche um das prächtige, in den Jahren 1763 — 67 erbaute Luſtſchloß, die „Solitude", her angelegt worden. Dorthin wurde Herr Johann Kaſpar verſetzt, bezog in einem der zahlreichen Nebengebäude des Schloſſes eine Amtswohnung und verbrachte, ſpäter zum Rang eines Majors erhoben, in dieſer neuen Stellung ſeine ganze übrige Lebenszeit. Frau Eliſabeth gebar auf der Solitude 1777 ihr letztes Kind, Nanette oder, wie ſie in den Briefen der Familie heißt, Nane. Der Vater ſoll bis zu ſeinem Tode nicht weniger als 60,000 Baumſtämme gepflanzt haben. Auch trat er in ſeinem Fache als Schriftſteller auf, indem er 1795 das geſchätzte Buch „die Baumzucht im Großen" herausgab. Fritz blieb, ſeinen Schulcurſus zu beendigen, in Ludwigsburg zurück und wurde beim Präceptor Jahn in Wohnung und Koſt gegeben. Das war ein ſchlimmer Tauſch und unter der Zuchtruthe des wohlmeinenden und in ſeiner Art tüchtigen, aber griesgrämigen und nachſichtsloſen Mannes verdüſterte ſich das muntere Weſen des Knaben. Es konnte nicht an „Colliſionen" zwiſchen ihm und dem Präceptor fehlen. Zum Glück hatte er unter ſeinen Schulkameraden zwei Herzensfreunde gefunden, Friedrich Wilhelm von Hoven und Immanuel Gottlieb Elwert, bei denen er, wie ſie ſeine Knabenfreuden getheilt hatten, jetzt in ſeinen Knabenleiden Troſt fand. Aber noch tröſtlicher war es doch, wenn er ſich der geliebten Mutter mittheilen konnte, und wie ſehnſüchtig mag er ſtets dem Sonntag entgegengeharrt haben, wo er die ſchnurgerade, faſt drei Stunden lange Allee, welche von der Stadt zur Solitude führte, hinaufeilen durfte, um droben die Liebe zu finden, wie nur eine Mutter ſie geben kann.

Die gedrückte Stimmung, die ſich während ſeiner zwei letzten Ludwigsburger Schuljahre bei dem Knaben bemerklich machte, wurde gewiß eher vermehrt als gemindert durch den Umſtand, daß er bei dem leidigen Zionswächter Zilling den Vorbereitungsunterricht zur Confirmation ausſtehen mußte. Der Special hat ihn

auch am 1. Maisonntag 1772 eingesegnet. Es wird uns erzählt, daß am Vorabend dieses religiösen Actes Schiller's erstes Gedicht in deutschen Reimen entstanden sei. Denn die Mutter sei von der Solitude herabgekommen und habe ihren Fritz müßig auf der Straße schlendernd getroffen, statt daß er daheim auf den morgigen Tag andächtig sich gesammelt hätte. Sie warf ihm diese Gleichgültigkeit vor und, den Vorwurf zu entkräften, habe der Knabe seine Confirmandengefühle noch an demselben Abend in einem lyrischen Erguß ausgesprochen. Die gute Frau Elisabeth wurde dadurch sicherlich besänftigt, als aber der Sohn am folgenden Tage sein Gedicht auch dem Vater zeigte, fragte ihn dieser nur mit Lächeln: „Bist du närrisch geworden, Fritz?" Im Herbst sollte er in eine der niederen Klosterschulen eintreten, um daselbst in mönchischer Tracht und Zucht einen mehrjährigen Vorbereitungscursus zum theologischen Universitätsstudium durchzumachen. Bei Annäherung des entscheidenden Zeitpunktes verdoppelte Fritz seinen Fleiß. Ein strenger Examinator gab ihm das Zeugniß, „er übersetze die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische neue Testament, mit ziemlicher Fertigkeit; er habe auch einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, doch seine Handschrift sei sehr mittelmäßig." Der Knabe sollte aber das zunächst gesteckte Ziel seines Eifers nicht erreichen. Es war anders beschlossen.

Wie sehr haben wir es zu beklagen, daß Schiller nie die nöthige Muße gefunden, uns mit eigener Hand den Entwicklungsgang seines Geistes zu zeichnen. Welch ein ganz anderes Bild würde uns dann schon seine Knabenzeit gewähren, über welche jetzt nur dürftige und abgerissene Notizen auf uns gekommen sind. Der Dichter scheint in der That einmal mit dem Gedanken sich getragen zu haben, seine Jugendgeschichte selber zu schreiben. Es war in der Zeit stiller Befriedigung in den ersten Tagen seiner Ehe, als er seinen Vater bat, ihm Alles zu senden, was sich

Digitized by Google

unter deſſen Papieren von ſeinen früheſten Arbeiten etwa noch vorfinden möchte, weil ihn „dieſe Dinge jetzt intereſſirten und er ſie zur Geſchichte ſeines Geiſtes brauche.“ Der Vater intereſſirte ſich höchlich für den in dieſen Worten angedeuteten Vorſatz, welcher leider unausgeführt blieb. Ein reizendes reichsſtädtiſches Idyll, liegt die Jugendgeſchichte Göthe's in „Wahrheit und Dichtung“ vor uns. Schillern ſollte es nicht ſo gut werden, eine ſolche Kinderzeit zu durchleben und ſie ſpäter in behaglicher Rückerinnerung mit künſtleriſcher Anmuth zu beſchreiben. Doch hier iſt noch nicht der Ort, hervorzuheben, wie ſehr ſeinem großen Freunde und Mitſtrebenden gegenüber Göthe ein Glücklicher genannt werden muß.

Drittes Kapitel.

Die Akademie.

Herzog Karl in der zweiten Hälfte ſeiner Regierungszeit. — Die Gräfin von Hohenheim. — Eine fürſtliche Beichte. — Schubart's Einkerkerung. — Geneſis der Karlsſchule. — Die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitude und Schiller's Eintritt in dieſelbe. — Die Militär-Akademie. — Wie den jungen Schiller, welcher Juriſt werden ſoll, ſeine Mitſchüler beurtheilen. — Ein vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten. — Verlegung der Akademie nach Stuttgart und Uebertritt Schiller's von der Jurisprudenz zur Medizin. — Das Leben in der Akademie. — Schiller als Schauſpieler. — Poetiſche Verſuche und proſaiſche Hinderniſſe. — Ein gedruckter Erſtling. — Bekanntſchaft mit Rouſſeau, Oſſian und Shakſpeare. — Ein kaiſerlicher Beſuch. — Göthe in der Akademie.

Später als in vielen anderen deutſchen Ländern erfolgte in Altwürtemberg die Wendung von der gedankenloſen Willkürherrſchaft zu jener Regierungsweiſe, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als „aufgeklärter Deſpotismus“ auftrat und als ſolcher in der Einleitung charakteriſirt worden iſt. Aber doch erfolgte auch hier dieſe Wendung. Der helle Verſtand, womit Herzog Karl begabt war, trat aus der vieljährigen Verdunkelung durch ein Leben voll Saus und Braus und die Schmeichlerkünſte

ehrvergeſſener Menſchen mehr und mehr hervor. Freilich war die Beſſerung keine plötzliche und konnte es auch nicht ſein. Man verletzt die Sitten nicht ungeſtraft, man tritt die Geſetze nicht ungeſtraft mit Füßen. Die augenblicklichen Aufwallungen und Launen der Willkür verhärten ſich gar zu leicht zu Gewohnheiten und das verfeſtigte Bewußtſein abſoluter Machtvollkommenheit wird nur ſchwer dazu gebracht, anzuerkennen, daß auch Andere Rechte haben. Indeſſen mußte der Herzog einſehen, daß in der bisherigen Weiſe nicht mehr fortzufahren ſei. Die Mittel waren ſchlechterdings nicht mehr zu erſchwingen. Und dann, wie ſehr auch die deutſche Reichsgewalt heruntergekommen war, in den Händen eines redlichen Mannes, wie Kaiſer Joſeph II. geweſen iſt, erwies ſie ſich doch noch nimmer „competent" genug, zu entſcheiden, daß die Bewohner eines deutſchen Reichslandes doch nicht ſo ganz nur eine Schaar frohnender Knechte ſeien. Genug, die würtembergiſchen Stände hatten ihren Herzog gehäufter Verfaſſungsverletzungen halber beim Kaiſer verklagt und nach langem Hin- und Herziehen der Sache kam, unter preußiſcher Vermittelung, zwiſchen Karl und der „Landſchaft" 1770 jener Ausſöhnungsvertrag zu Stande, welcher unter dem Namen „Erbvergleich" in der Geſchichte Würtembergs bekannt iſt und demzufolge der Fürſt ſich verpflichtete, fortan nach Verfaſſung und Geſetz zu regieren, das Land der übermäßigen Belaſtung zu entheben und jene ſchreienden Mißbräuche abzuſtellen, welche die rächende Muſe in „Kabale und Liebe" mit unauslöſchlichen Flammenzügen verzeichnet hat.

Der gute Wille Karl's mochte ein aufrichtiger ſein, denn die Zeit hatte das Feuer ſeiner Leidenſchaften gedämpft. Es fehlte auch, ihn nachdenklich zu ſtimmen, nicht an düſteren Erlebniſſen, wie z. B. ein ſolches die Gefahr war, durch die Hand der eigenen, an den Fürſten Anſelm von Th... vermählten Schweſter vergiftet zu werden. Aber die Gewohnheit war ſtark und man darf mit

Grund bezweifeln, daß die Bestimmungen des Erbvergleichs zur Ausführung gekommen wären, wenn nicht um diese Zeit eine seltene Frau den heilsamsten Einfluß auf den Herzog zu üben begonnen hätte. Man mag über das Verhältniß Franziska's von Hohenheim zu Karl unter dem Gesichtspunkt strenger Moral urtheilen, wie man will, immer wird man zugeben müssen, daß dasselbe dem Land zum Heile geworden. Franziska, nicht so sehr durch Schönheit als vielmehr durch Grazie in Haltung, Benehmen und Ausdrucksweise ausgezeichnet, war als armes Edelfräulein 1748 zu Adelmannsfelden bei Aalen geboren. Ihr Vater, ein Herr von Bernardin, hatte sie mit einem buckligen, aber reichen Herrn von Leutrum verheiratet. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, als der Herzog sie bei einer Adelsreunion zu Pforzheim kennen lernte und einen so außerordentlichen Eindruck von ihr empfing, daß er auf der Stelle seine Maßregeln traf, um in den Besitz der jungen Frau zu gelangen. Er ernannte den Herrn von Leutrum sofort zu seinem Reisemarschall, was diesem die Verpflichtung auferlegte, dem heimreisenden Herzog vorauszueilen, während seine Gemahlin die Reise in der herzoglichen Kutsche machte. Diese hielt vor dem Lustschloß La Favorite im Ludwigsburger Parke, wo sich der Herzog mit der Dame verständigte. Einer muntern Sage zufolge, die, wahr oder erfunden, jedenfalls das Hofleben von damals kennzeichnet, habe sich der Herr Reisemarschall, während drunten in der Favorite seine Frau die Favorite Karl's ward, droben im Stadtschloß im Gefühl seiner neuen Würde gebläht, ohne sich das Flüstern und Lächeln der Hofleute deuten zu können. Weil aber seine Anwesenheit unbequem geworden, habe ein gewiegter Kammerherr auf einen Wink Serenissimi dem Herrn Reisemarschall die erstaunliche Neuigkeit mitgetheilt, es sei in der Residenz ein seltenstes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, das auf der Herreise plötzlich in einen Hirsch von sechszehn Enden sich verwandelt hätte. Da endlich habe der arme Mann gemerkt, welche

Stunde die Glocke geſchlagen, und ſei, ohne die entführte Gemahlin zu reclamiren, auf ſeine Güter abgereiſt.

In Franziska gewann der Herzog nicht allein eine Geliebte, ſondern auch eine Freundin, die es verſtand, ihren Liebhaber, wenn nicht ganz, ſo doch großen Theils auf eine beſſere Bahn zu lenken. Ihr vorzugsweiſe iſt die Umwandlung des Fürſten zuzuſchreiben. Die verfaſſungsmäßige Regierung wurde jetzt wenigſtens annähernd eine Wahrheit. Die gröblichſten Uebelthäter und Quäler, wie Montmartin und Wittleder, erhielten ihre Entlaſſung und es wurden mit Eifer und Kenntniß vom Herzog Anſtalten getroffen, dem erſchöpften Lande aufzuhelfen. So durch Minderung des zerſtöreriſchen Wildſtandes, durch Verbeſſerung der Landwirthſchaft, Veredlung des Weinbaus, Anlegung von Straßen und Wegen, Einführung einer Forſtpolizei, Abſtellung der koſtſpieligen Soldatenpracht, Unterſtützung von Gewerben und neuen Induſtriezweigen. Franziska, den rauſchenden Vergnügungen abgeneigt, insgeheim von einem brennenden Schamgefühl gequält, daß ſie im beſten Falle doch nur den tiefſinnigen Shakſpeare'ſchen Spruch von der Adelung des Laſters beſtätige, und deßhalb die Zurückgezogenheit ſuchend, wußte auch dem Herzog Geſchmack an ländlicher Stille beizubringen. So wurde jetzt das Schloß Hohenheim Hauptreſidenz Karl's. Er hatte es 1768 zu bauen angefangen, auf der Hochebene zwiſchen Stuttgart und Echterdingen, wo Angeſichts der Bergſpitzen der ſchwäbiſchen Alp der Garbenhof geſtanden. Anfangs war es nur auf den Bau eines Landhauſes abgeſehen geweſen, aber es ging auch hier, wie es mit der Solitude gegangen war. Hohenheim wurde ein Prachtpalaſt, umgeben von ausgedehnten Gartenanlagen mit all den bizarren Spielereien der Horticultur von damals. Aber das buntſchimmernde Getümmel von Höflingen, Gäſten, Künſtlern und Soldaten, welches vormals die Wälder der Solitude mit Feſtgeräuſch erfüllt hatte, zog nicht mit in Hohenheim ein. Der Herzog lebte hier nicht ſo

faſt auf fürſtlichem, als vielmehr auf dem Fuß eines wohlhabenden Gutsbeſitzers. Daher verödete Ludwigsburg, die Solitude entſprach jetzt mehr und mehr ihrem Namen und aus Stuttgart verſchwanden die vornehmen Paraſiten, die italiſchen Trillerſchläger und Tänzerinnen, die franzöſiſchen Virtuoſen und Actricen. Franziska lehrte den Herzog zum erſten Mal in ſeinem Leben das Glück der Häuslichkeit kennen und er erwies ſich dankbar dafür. Er ließ die Freundin, ſein „Franzele", durch den kaiſerlichen Hof zur Reichsgräfin von Hohenheim ernennen, vermählte ſich nach dem Tode ſeiner Gemahlin mit ihr (1786) und erhob ſie zuletzt förmlich zur Herzogin.

Unter dem ſanften, aber dauernden Hausregiment dieſer Frau ſcheint den alternden Fürſten beim Rückblick auf die Vergangenheit zuweilen eine Empfindung von Scham und Reue angewandelt zu haben. Hieraus erklärt ſich die Entſtehung jenes höchſt eigenthümlichen Actenſtückes, welches Karl 1778 ausgehen ließ, damit es am 11. Februar, ſeinem fünfzigſten Geburtstage, von allen Kanzeln des Landes verleſen werde. Es war ein förmliches Sündenbekenntniß mit angehängter Reuebezeugung und dem ſchließlichen Verſprechen an ſeine Unterthanen, daß „die Zukunft von nun an von ihm einzig zum Wohle derſelben verwendet werden ſolle, ſo daß ſie in ihrem Landesherren ſtets einen ſorgenden, treuen Vater würden verehren können." So ganz ſtreng und ſtricte wurde dieſes feierliche Gelöbniß freilich nicht erfüllt. Es fehlte auch in der zweiten Hälfte von Karl's Regierung nicht an ſtarkem Mißbrauch der Gewalt. Selbſt von der früher im weiteſten Umfange betriebenen Seelenver — mietherei konnte er nicht ganz abſtehen und noch im Jahr 1786 wurden tauſend Mann würtembergiſcher Soldaten an die Holländer zum Dienſt in den Colonien „überlaſſen". Auch die an dem unglücklichen Schubart, der nicht einmal ein Unterthan des Herzogs war, mit Anwendung ſchnöder Liſt verübte Rache gehört hieher. Dieſer Streich fand

Digitized by Google

gerade ein Jahr vor Veröffentlichung des erwähnten Sündenbekenntniſſes ſtatt und Karl's Zerknirſchung ging keineswegs ſo weit, das ſchreiende Unrecht ſofort gutzumachen. Schubart wurde von Ulm weg, wo er in reichsſtädtiſcher Sicherheit ſeine „Deutſche Chronik" ſchrieb, in den letzten Tagen des Januar 1777 durch einen würtembergiſchen Beamten nach Blaubeuren gelockt, dort gefangen genommen und auf den Aſperg geſchleppt, wo er zehn volle Jahre ohne Verhör und Urtheil ſchmachtete. Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu ſagen, warum dieſer Frevel an ihm begangen werde; zweifelsohne aber geſchah es aus Rache, denn Schubart hatte ſich in ſeiner Zeitſchrift und mehr noch am Wirthshaustiſche mißfällige Anſpielungen auf den Herzog erlaubt. Der Herzog war ſelber auf den Aſperg gekommen, um der Einkerkerung des unglücklichen Mannes zuzuſehen. Franziska war mit ihm und dieſer Umſtand heftet einen dunkeln Makel an den Charakter derſelben. Die ſonſt ſo gutmüthige Frau ſcheint nicht die Kraft gehabt zu haben, zu vergeſſen, daß der arme Poet beim Weinglas nicht eben erbauliche Witze über ihr Verhältniß zum Herzog losgelaſſen und ihr den Spottnamen „Donna Schmergalina" geſchöpft hatte.

Karl konnte nicht ſtillſitzen. In dem Grade, in welchem ſeine Genußſucht nachließ, wuchs ſein Thätigkeitstrieb. Auch jetzt noch ſollte und mußte von ihm geſprochen werden, aber nicht mehr um ſolcher Großthaten willen, wie ſie Uriot vordem in die Welt hinausposaunt hatte. Eine Liebhaberei mußte er haben, er mußte ein Steckenpferd tummeln und man könnte glauben, daß ein bloßer Zufall ihm gerade das pädagogiſche untergelegt habe, wüßte man nicht, daß die Erziehungsluſt mit zur Signatur der Zeit gehörte. Rouſſeau's „Emile" war 1762 erſchienen und hatte ſeine epochemachende Wirkung auch auf Deutſchland ausgedehnt. Es iſt freilich entſchieden zu verneinen, daß die pädagogiſche Liebhaberei des Herzogs direct auf Rouſſeau zurückzuführen ſei. Eine ſo auto-

Digitized by Google

kratiſche Natur, wie die Karl's, mußte ſich, ganz wie die Friedrich's des Großen, von dem Demokratismus des berühmten Genfers nicht angezogen, ſondern abgeſtoßen fühlen. Aber der pädagogiſche Trieb lag einmal in der Luft, er machte einen weſentlichen Theil des aufgeklärten Deſpotismus aus und traf außerdem bei Karl mit einer bedeutſamen Wendung ſeines Lebens zuſammen. Es war ſeine Art, was er angriff, mit leidenſchaftlichem Eifer anzugreifen und geringfügige Anfänge raſch zu großartigen Veranſtaltungen zu erweitern. Die ſchulmeiſterliche Färbung ſeines Weſens wurde binnen kurzer Zeit eine ſo prononcirte, daß ſie den Spott herausforderte. Aber als Schubart ſeinen bekannten Witzpfeil vom Schulmeiſterlein Dionys auf den Herzog abſchoß, da hätte er ſich wohl nicht träumen laſſen, daß der Verſpottete zehn Jahre hindurch ſeine pädagogiſche Zuchtruthe über ihm ſchwingen würde. Es ſieht nämlich ganz ſo aus, als wäre die Gefangenhaltung des Dichters, wennſchon zunächſt vom Rachegefühl eingegeben, von dem Herzog wie ein pädagogiſches Experiment betrachtet worden. Das Experiment blieb denn auch nicht erfolglos: die Kerkerſchule auf dem Aſperg knickte den hochſtrebenden Geiſt Schubart's und machte den Mann zum Heuchler und Hofpoeten. In Wieland's Agathon hat man ebenfalls ſatiriſche Anſpielungen auf den Schulmeiſtertic Karl's gefunden, aber Wieland entging wenigſtens dem Unglück, mit demſelben nähere Bekanntſchaft zu machen. Im Uebrigen iſt es ſelbſtverſtändlich, daß der eitle oder komiſche Anſtrich, welchen des Herzogs pädagogiſcher Eifer nicht ſelten zeigte, uns nicht abhalten darf, anzuerkennen, daß Karl mit ganzer Seele bei der Sache war und daß er durch Gründung einer Anſtalt, aus welcher eine ganze Reihe ausgezeichneter und ausgezeichnetſter Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie treffliche Generale und Staatsmänner hervorgegangen ſind, Deutſchland und der Welt einen großen Dienſt erwieſen hat.

Die Anfänge dieſer Anſtalt waren ſo, daß nicht zu vermuthen

ſtand, es würde ſich daraus die berühmte Militär-Akademie entwickeln, welche, zur Zeit ihrer Blüthe mit Zöglingen aus der Heimat und Fremde angefüllt, endlich durch kaiſerliches Diplom (datirt vom 22. Dezember 1781) förmlich zur Hochſchule erhoben wurde und zwar unter dem offiziellen Titel: „Die Hohe Karlsſchule" oder „Karls-Hohe-Schule". Der Herzog hatte 1770 auf der Solitude unter dem Namen „Militäriſches Waiſenhaus" ein Erziehungs- und Wohlthätigkeitsinſtitut geſtiftet, beſtimmt, arme Soldatenkinder aufzunehmen und dieſelben zum Dienſt in den herzoglichen Gärten und bei den herzoglichen Bauten heranzubilden. Die Leitung hatte der Hauptmann Seeger, ein wohlmeinender Mann, deſſen Ein- und Umſicht aber mit militäriſcher Pedanterei ſtark verquickt war. Im Februar 1771 erhielt das Waiſenhaus den Namen „Militär-Pflanzſchule" und zugleich ein erweitertes Reglement, wonach in dieſer Anſtalt nicht nur Soldatenſöhne zu Handwerkern und „Artiſten", ſondern auch „junge Cavaliers- und Offiziers-Knaben zu künftigen Miniſterial-, Hof- und Kriegsdienſten gebildet werden ſollten." Demzufolge wurde das Lehr- und Aufſichtsperſonal bedeutend vermehrt, es wurden Profeſſoren für wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Disciplinen, ſowie Fechtmeiſter, Stallmeiſter, Tanzlehrer und Exerciermeiſter angeſtellt. Schon 1771 zählte das Inſtitut 361 Zöglinge welche in 18 Zimmer und Säle „einrangirt" waren.

In dieſe militäriſche Pflanzſchule auf der Solitude trat zu Anfang des Jahres 1773 der vierzehnjährige Friedrich Schiller als Zögling ein, angethan mit „einem blauen Röcklein nebſt Camiſol ohne Ermel," im Beſitze von fünfzehn Schulbüchern und einer Baarſchaft von 43 Kreuzern. Er kam nicht freiwillig. Der Herzog, begierig, ſeine Pflanzſchule möglichſt raſch mit Pflänzlingen zu füllen, hatte in den Schulen Nachfragen nach fähigen Offiziersſöhnen anſtellen laſſen. Fritz wurde ihm als ein ſolcher bezeichnet und der Fürſt machte dem Hauptmann den, wie er

meinte, höchſt gnädigen Vorſchlag, deſſen Sohn in der Pflanzſchule koſtenfrei unterrichten und erziehen zu laſſen. Dieſe Gnade war ein Befehl: hing doch die ganze Exiſtenz der Schiller'ſchen Familie unbedingt von dem Herzog ab. Damals mögen viele bittere Thränen aus Frau Eliſabeth's Augen gefloſſen ſein; denn ſie mußte ihren Herzenswunſch, den geliebten Sohn dereinſt auf der Kanzel zu ſehen, einem Willen opfern, welcher keinen Widerſpruch duldete. Daß Fritz ſelber den Eingriff in ſeinen Lebensplan ſchmerzlich empfand, iſt gewiß; doppelt ſchmerzlich deßhalb, weil dadurch die Lieblingshoffnung der heißgeliebten Mutter ſcheitern ging. Herr Johann Kaſpar, der ſich ebenfalls gewöhnt hatte, in ſeinem Sohne den künftigen Geiſtlichen zu erblicken, mochte ſich im Stillen grämen; aber den Seinigen zeigte er ein ſtrenges Geſicht und ſprach davon, daß es eines Offiziers „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" ſei, die Ordre ſeines Kriegsherrn zu pariren. Alſo keine Winkelzüge, kein Geſeufze, kein Gegreine! Was ſein muß, muß ſein, und zudem, Sereniſſimus meint es ja ſo gut mit dem Jungen! . . . Es iſt der Fluch der Willkür, daß ſie ſelbſt da, wo ſie wohlthun will, Schmerzen bereitet. Einigen Troſt mochte der betrübten Mutter der Umſtand gewähren, daß ihr Fritz, welcher — ſo wollte es der Herzog — ſtatt eines Predigers ein Juriſt werden ſollte, zunächſt in ihrer Nähe, im Umkreiſe der Solitude lebte.

Verfolgt man die vom Rothenbildthor Stuttgarts aus den Haſenberg hinanführende Straße, ſo empfängt Einen auf der Höhe ein Buchenwald, durch welchen hin man binnen einer Stunde bequem dem berühmten Luſtſchloß zuſchlendert. Es ſteht mit ſeinem Treppenvorbau und ſeiner ſchönen Kuppel jetzt recht ſtill an dem Bergabhang, von welchem man über das weite Blachfeld hinweg zum Aſperg hinüberſieht. Nur Sonntags wird die herrſchende Stille durch ſtädtiſche Beſucher für ein paar Stunden unterbrochen. Von den zahlreichen Nebengebäuden des

Digitized by Google

Schloſſes exiſtiren nur noch wenige. Auch die Militär-Akademie — denn dieſen Namen erhielt die Pflanzſchule ſchon 1773 — iſt verſchwunden. Ebenſo die Wunder damaliger Gartenkünſte. Spuren derſelben triffſt du noch überall bei einer Wanderung durch die Umgebungen des Schloſſes, und wenn du dich endlich ermüdet auf einer Raſenbank in einem verwilderten Boskett niederläſſeſt, haſt du vielleicht eine Stelle betreten, wo vor Zeiten Friedrich Schiller ſein vierzehnjährig Herz in den Entzückungen des Klopſtock'ſchen Meſſias badete. Denn Klopſtock war der große Liebling des werdenden Jünglings und der erhabene Idealismus dieſes Dichters hat unſtreitig auf ſeinen jungen Verehrer bedeutſame Wirkung gethan. Aber die Gelegenheit, auf einſamen Spaziergängen oder etwa in Geſellſchaft ſeines Jugendkameraden Hoven, mit welchem Fritz in der Pflanzſchule wieder zuſammengetroffen, ſolchen poetiſchen Genüſſen zu fröhnen, war keine häufige. Der Herr Major von Seeger, welcher dem Inſtitut als Intendant vorgeſetzt war, hielt ſtreng auf das Reglement, das mit militäriſcher Pünktlichkeit eine Tagesordnung feſtſetzte, welche für Allotria, wozu die vaterländiſche Literatur gerechnet wurde, nur ſpärlichſten Raum ließ. Fritz hatte genug zu thun, ſeine Vorbereitungsſtudien zur Jurisprudenz vorſchriftsmäßig zu treiben. Er vervollkommte ſich im Latein und beim Stiftungsfeſt der Akademie am 14. Dezember 1773 erhielt er den erſten Preis in der griechiſchen Sprache, eine ſilberne Medaille mit dem Bilde des Herzogs, welcher ſo recht con amore ſein pädagogiſches Steckenpferd ritt. Er war faſt täglich in der Akademie, wohnte den Lectionen und Prüfungen an, verkehrte traulich mit den Zöglingen, nannte ſie ſeine Söhne, und wenn er mit ſeiner „Franzel" nach Stuttgart hinabfuhr, ſah man die herzogliche Kutſche nicht ſelten außen und innen mit Pflanzſchülern vollgepfropft, welche zur Belohnung guter Aufführung dieſe Fahrten mitmachen durften.

Gewöhnliche Geiſter konnten einen ſo väterlich geübten

Zwang, welcher übrigens auch häufig zum Stocke griff und mit verletzenden Strafmaßregeln dreinfuhr, unschwer sich gefallen lassen und in den Geleisen reglementarischer Studien gemächlich fortschlendern. Ebenso natürlich aber ist es, daß ein Jüngling, in welchem der Genius sich zu regen begann, nur widerwillig in eine Existenz sich fand, welche zugleich die einer Kaserne und eines Klosters war. Wir wissen daher von bitteren Klagen, welche der junge Schiller in Briefen an Jugendfreunde ausstieß, die mit der größten Heimlichkeit geschrieben und an ihre Adressen geschmuggelt werden mußten. Doch waren solche trübe Stimmungen vorerst mehr nur vorübergehende als bleibende und es hatte sich des vulkanischen Feuers noch nicht genug in der Brust des Jünglings angesammelt, um schon jetzt auszubrechen. Wir besitzen ein merkwürdiges Document, aus welchem ersichtlich ist, in welchem Lichte Schiller während der ersten Jahre seines Aufenthalts in der Akademie seinen Mitschülern erschien. Es war nämlich vom Herzog angeordnet worden, daß die Zöglinge von Zeit zu Zeit Aufsätze an ihn einliefern sollten, in welchen sie sich selbst und ihre Mitzöglinge schilderten. Eine Zusammenstellung der Aeußerungen von 47 Akademisten über Schiller ergab in der Hauptsache folgendes Resultat: — „Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich und geht auch besonders Beider Neigung auf die Poesie, und zwar bei Schiller auf die tragische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand; ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich, liest beständig Gedichte. Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr, wie Andere, hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit. Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig. Ist gewiß ein guter Christ, aber nicht gar reinlich. Neigung zur Poesie. Ist zwar

nicht ganz mit ſich ſelbſt, aber doch vollkommen mit ſeinem Schickſal zufrieden. Hat einen Hang zur Theologie. Wendet ſeine Gaben nicht gut an.“

Man ſieht, dieſes Bild iſt ein ziemlich ſchwankendes. Aber drei Züge treten an demſelben mit Beſtimmtheit hervor: der gute Charakter des Jünglings, dann ſeine Kränklichkeit, welche, ach, die Qual ſeines ganzen Lebens werden ſollte, und endlich der dichteriſche Inſtinkt, welcher ſich noch während des Aufenthalts auf der Solitude mehr und mehr zum Bewußtſein heraufbildete. Freilich äußerte ſich der poetiſche Drang Schiller's zunächſt mehr nur empfangend und nachbildend denn ſchöpferiſch. Klopſtock's Meſſias gab ihm den Gedanken ein, Moſes zum Helden eines religiöſen Epos zu wählen, die düſtere Tragik von Gerſtenberg's Ugolino, welchen er ſchon 1773 kennen lernte, regte ihn an, ein Trauerſpiel, der Student von Naſſau, zu verſuchen, und Leiſewitz's Julius von Tarent begeiſterte ihn zu einer Nachahmung, welche den Titel Cosmus (oder Julian?) von Medici führte. Dieſe nachmals verſchollenen Verſuche fanden in dem engeren Freundeskreiſe, welcher ſich um Schiller her gebildet hatte, beifällige Anerkennung, um ſo mehr, da Fritz die poetiſchen Anläufe ſeiner Freunde Hoven, Peterſen und Scharffenſtein ebenfalls ſchön fand. Der Abgott der ſtrebſamen Jünglinge war Göthe, deſſen Götz und Werther, eben erſchienen, eine ſo unwiderſtehliche Wirkung thaten, daß ſich ſelbſt die ſtreng gehüteten Thore der Militär-Akademie auf der Solitude nicht vor dieſen Werken eines Genius verſchließen konnten, mit deſſen Auftreten eine neue Epoche der deutſchen Literatur anhob. Herzog Karl freilich, durch und durch ein Adept der franzöſiſchen Bildung, war nicht geneigt, dieſem neuen Ton Zutritt zu geſtatten, auch vorausgeſetzt, daß er denſelben verſtanden hätte. Oder verſtand er ihn vielleicht nur allzugut? Ahnte er, daß die neue kraftgeniale Poeſie einen Geiſt großzog, welcher allem Deſpotismus todfeindlich geſinnt war?

Wenigſtens that er ſein Möglichſtes, dieſen Geiſt von ſeiner Akademie fernzuhalten. Mit welchem Erfolge, beweiſt, von Schiller ganz abgeſehen, ſchon der Umſtand, daß der alte Fürſt ein Jahr vor ſeinem Tode, als er bei dem furchtbaren Gange, welchen die franzöſiſche Revolution genommen, in ſeiner Akademie eine antirevolutionäre Warnungs- und Strafrede hielt, von den Karlsſchülern förmlich ausgepfiffen wurde. Es muß die bitterſte Kränkung geweſen ſein, die er in ſeinem Leben erfahren. Er hat damals zur Antwort bloß einen ſtummen Blick kummervollen Vorwurfs auf die kecken Jünglinge geworfen und von da ab die Räume der Karlsſchule nur noch ſelten betreten.

Auf unſer vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten zurückzukommen, ſo iſt zu ſagen, daß man den jungen Leuten einige Selbſtgefälligkeit bei gegenſeitiger Anerkennung ihrer Verſuche ſchon zu gute halten wird, wenn man bedenkt, daß ſie Zeit und Gelegenheit zur Uebung in dichteriſcher Kunſt einem unnachſichtigen und pedantiſchen Aufſichtsperſonal förmlich abliſten mußten. Charakteriſtiſch war dabei die frühzeitige Hinneigung Schiller's zu großen oder wenigſtens tragiſchen Stoffen, welche ihn jene träumeriſche Weichheit und Sentimentalität, wie ſie dem erſten Jünglingsalter häufig eigen, verſchmähen ließ. Als Scharffenſtein in den Tagen ſeines Alters ſeine Erinnerungen an jene Zeit ſammelte, machte er die treffende Bemerkung, die eigentliche Wurzel der erwachenden Poeſie ſeines großen Freundes ſei deſſen Haß gegen den Zwang der Convenienz geweſen, welchem er in der Akademie unterworfen war. Wenigſtens in Verſen wurde gegen einen Druck angekämpft, deſſen Wucht gerade die begabteren Zöglinge doppelt fühlen mußten. Es unterliegt keinem Zweifel, das Leben in der Akademie gab dem Genius Schiller's für immer jene Richtung auf die Freiheit, welche auch Göthe als das große Merkmal der Schiller'ſchen Dichtung anerkannt hat [1]). Scharffenſtein erzählt uns, daß Schiller eine Ode, in welcher er die freimüthige

Festigkeit feierte, welche der Freund (Scharffenstein) bei Gelegenheit gegen den Intendanten bewiesen, für das beste seiner Erstlingsgedichte gehalten hätte. Den ernsten, auf das Tüchtige und Große gerichteten Sinn des Jünglings erkennt man auch aus seiner damaligen Lectüre. Er las mit Vorliebe die luther'sche Bibelübersetzung, welche auf die Bildung seines Styls bedeutenden Einfluß hatte, dann die Schriften von Lessing, Mendelssohn und Garve. Aber über Alles ging ihm Plutarch, welcher die großen Gestalten des Alterthums an seiner Seele vorüberführte. Wenige Jahre später las in der Militärschule zu Brienne der junge Bonaparte den Plutarch mit der nämlichen Vorliebe, aber der junge Corse zog eine andere Nahrung daraus als der junge Schwabe. Während der griechische Rhetor diesen hellenische Humanität und römischen Republikanismus lehrte, begeisterte er jenen für die Idee des Cäsarismus.

Die Ausdehnung, welche die Militär-Akademie binnen wenigen Jahren gewonnen hatte, machte eine Erweiterung der Räumlichkeiten nöthig, in welchen die Anstalt untergebracht war. Der Herzog hatte schon 1772 den Plan zu einem großen neuen Gebäude entwerfen lassen und die feierliche Grundsteinlegung hatte auf der Solitude stattgefunden. Dabei blieb es aber; denn Karl beschloß, die Akademie nach Stuttgart zu verlegen, und zwar in die Kaserne hinter dem neuen Schlosse, welche zu diesem Zwecke zu einem großen vierflügeligen Hause umgebaut wurde. Das Gebäude trägt noch heutzutage den Namen Akademie: es breitet seine langen Fensterreihen, seine Corridore und Hofräume zwischen der sogenannten Planie, der Neckarstraße und dem Schloßpark aus. Man hatte zwar einiges Bedenken getragen, die jungen Leute den Gefahren der „verführerischen" Stadt — für eine solche galt Stuttgart damals — auszusetzen, aber man glaubte diesen Gefahren vermittelst einer Potenzirung der militärischen Disziplin und einer raffinirten Ueberwachung doch wohl die Spitze bieten zu

können. Die feſtliche Ueberſiedelung der Anſtalt in die Hauptſtadt erfolgte am 18. November 1775. Der Herzog wollte den Stuttgartern, welchen er durch Verlegung der Akademie keinen geringen Vortheil zuwandte, deutlich zeigen, wie ſehr ihm das Inſtitut am Herzen lag. Eine feierliche Einholung war angeordnet. Karl begab ſich Vormittags, gefolgt von dem noch jetzt beſtehenden Corps der bürgerlichen Stadtreiter, den Haſenberg hinauf, auf deſſen Höhe er die Akademiſten erwartete. Geführt von ihren Offizieren, kamen ſie in Paradeuniform von der Solitude herüber und defilirten vor dem Herzog, welcher ſich zu Pferde an die Spitze des Zuges ſetzte und denſelben die Steige hinab und im Parademarſch durch die Stadt führte. In dem von den Stuttgartern mit lautem Zuruf begrüßten Zuge marſchirte auch der ſechszehnjährige Schiller, aber der langhalſige Jüngling, deſſen blaſſes Geſicht Sommerſproſſen bedeckten, muß nicht eben reizend ausgeſehen haben in ſeiner hellblauen Aermelweſte von Commißtuch mit Kragen und Aermelaufſchlägen von ſchwarzem Plüſch, weißtuchenen Hoſen, in welchen unverhältnißmäßig lange Beine ſteckten, auf dem Kopf einen kleinen Dreimaſter, unter welchem an den Schläfen zwei mit Gips gekleiſterte Papilloten hervorſtanden, während hinten ein enormer falſcher Zopf vom Nacken den Rücken hinabbaumelte. Beim Eintritt in die Akademie wurde der Herzog von den Profeſſoren der Anſtalt empfangen, worauf ſich der Zug unter Trompeten- und Paukenſchall nach der Akademiekirche bewegte. Der Prälat Faber hielt die Feſtpredigt, nach deren Beendigung der Herzog ſelbſt die Zöglinge in ihre neue Behauſung einführte und einem jeden ſeinen Platz anwies. Ein Bankett in dem großen Speiſeſaal beſchloß die Feier. Zugleich mit der Akademie wurde noch ein zweites Inſtitut von der Solitude nach Stuttgart verlegt und daſelbſt im alten Schloß untergebracht, die unter dem Patronat der Gräfin von Hohenheim ſtehende „Ecôle des Demoiselles“, in welcher Töchter adeliger Häuſer für das vornehme

Digitized by Google

Gesellschaftsleben und arme Bürgermädchen zur Ausübung der „Theatralkünste" erzogen und gebildet wurden. Die Planie trennte die beiden Anstalten. Hüben regierte der Herr Intendant Seeger, drüben die Frau Intendantin Seeger.

Die Uebersiedelung der Akademie nach Stuttgart wurde wiederum zu einem Wendepunkte in Schiller's Jugendleben und zwar nicht allein in örtlicher Beziehung. Er hatte während des ersten in der Akademie verbrachten Jahres alte Sprachen unter dem Professor Nast, Französisch unter Uriot, Geographie und Geschichte unter Schott, Mathematik unter Moll und Philosophie unter Abel studirt. An den Letztgenannten, den populärsten Lehrer der Anstalt, hatte er sich innig angeschlossen. Im zweiten Jahre hatte er das Rechtsstudium zu betreiben angefangen, aber es in dem noch dazu von zwei entschiedenen Pedanten vorgetragenen spitzfindigen Formelwesen, welches damals Jurisprudenz hieß, nicht eben weit gebracht. Ja, er war hinter seinen Mitzöglingen so offenbar zurückgeblieben, daß die oben mitgetheilten ungünstigen Censuren hierin ihre Erklärung finden. Hoven, dessen Selbstbiographie manchen Lichtstral auf die Jugendgeschichte seines großen Freundes wirft, erzählt, einer der Rechtslehrer auf der Solitude hätte Schiller zuletzt geradezu für talentlos erklärt. Da sei aber der gerade anwesende Herzog, dessen psychologischer Blick tiefer ging als der des Kathedermannes, dazwischengetreten mit den Worten: „Laßt mir den da nur gewähren; aus dem wird was!" Daß einen jungen Menschen, der bei äußerst lebhafter und reizbarer Phantasie in den unklaren Stimmungen und Strebungen der Entwicklungsperiode schwankte, instinktmäßig seiner wahren Bestimmung entgegenschritt und doch bei jedem Schritte von äußeren Verhältnissen gehemmt und zurückgehalten wurde, die Juristerei von damals nicht anziehen konnte, begreift sich leicht. Ebenso, daß er eine gebotene Gelegenheit, das unerquickliche Berufsstudium mit einem anderen zu vertauschen, gerne ergriff.

Digitized by Google

Der Herzog hatte bei Verlegung der Akademie nach Stuttgart derſelben neben anderen Erweiterungen auch eine mediziniſche Facultät beigefügt und unter den Zöglingen Umfrage halten laſſen, welch von ihnen zum Studium der Arzneiwiſſenſchaft geneigt wären. Unter den Sieben, welche ſich zunächſt meldeten, waren Schiller und Hoven, welche, im akademiſchen Styl zu ſprechen, nur der Abſcheu vor der Themis dem Aeskulap in die Arme trieb. Herr Johann Kaſpar auf der Solitude droben murrte über dieſe abermalige „Umſattelung" ſeines Fritz und brummte ſo etwas von den koſtſpieligen juriſtiſchen Büchern, welche vergeblich angeſchafft worden ſeien; aber der Herzog, welcher nun einmal in ſeiner Akademie auch Mediziner haben wollte, billigte die Umſattelung vollkommen.

Der Rahmen der Militär-Akademie war jetzt ein ſo weitgeſpannter, daß innerhalb deſſelben Juriſten, Verwaltungs- und Finanzbeamte, Mediziner, Offiziere, Kaufleute, Baukünſtler, Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, Modellirer, Muſiker, Schauſpieler, Tänzer, Kunſtgärtner, Jäger und Bereiter ihre Ausbildung finden konnten. Die ganze Organiſation der Anſtalt war bekanntlich eine ſtreng militäriſche. Die Direction hatte der Oberſt Seeger, unter ihm commandirten die Majore Alberti und Wolff, ſowie Aufſeher verſchiedener Grade, unter welchen der Lieutenant Rieß ſich hervorthat, eine Corporalsnatur höchſter Potenz, zugleich der Schrecken der Akademiſten und die Zielſcheibe aller guten und ſchlechten Witze, welche von den jungen Leuten ausgeheckt wurden. Dieſer Rieß witterte verpönte Bücher hinter wohlverſchloſſenen Schrankthüren, und wehe dem Jüngling, welcher der Sehnſucht ſeines Alters nach dem verbotenen Genuß einer Pfeife in einem entfernteſten Winkel der Akademie nachgab. Der Rieß ſchnüffelte Raucher, und ſogar Schnupfer unerbittlich auf und hatte es bald herausgebracht, daß Schiller zu dieſen beiden Claſſen von Verbrechern gehörte. Die ordonnanzmäßige

„Propreté" des Lieutenants ſtieß ſich auch nicht wenig an der Läſſigkeit, womit der Eleve Schiller ſein Aeußeres behandelte und welche allerdings weit gegangen ſein muß, denn wir haben allen Grund, anzunehmen, daß Herr Rieß keineswegs ohne Urſache eines Tages zu dem Eleven Schiller das hiſtoriſche Wort geſprochen habe: „Er iſt ein Schweinpelz!" Freilich iſt es nicht unbegreiflich, daß eine Schiller'ſche Natur gerade durch die unausgeſetzte Nöthigung zur „Propreté", deren widerwärtigſte Seite das ewige Zopfmachen und Friſiren war, wobei ſich die Zöglinge gegenſeitig helfen mußten, in das entgegengeſetzte Extrem verfiel.

Die Akademiſten waren in fünf Diviſionen eingetheilt, deren jede von einem Hauptmann commandirt wurde. Die erſte Diviſion bildeten ausſchließlich die „Cavaliersſöhne", welche unter anderen Vorrechten auch das beſaßen, dem Herzog bei feierlichen Gelegenheiten die Hand küſſen zu dürfen, während die Offiziersſöhne und übrigen bürgerlichen Eleven ihre Huldigungsküſſe einem Zipfel des herzoglichen Rockes aufdrücken mußten. Jede Diviſion hatte ihre beſondere Tafel in dem großen Speiſeſaal und ihren beſonderen Schlafſaal. Der Herzog hatte auch einen akademiſchen Orden „bene merentibus" geſtiftet und die damit Beliehenen, die „Chevaliers", deren Zahl aber ſelten mehr als acht oder neun betrug, genoſſen ebenfalls einiger Privilegien, bekamen an ihrer eigenen runden Tafel beſſere Gerichte und hatten ein eigenes Schlafzimmer. Trommelſchlag und Commandowort regelten Alles. Auf Commando wurde Toilette gemacht, wurden die Lectionen gehört, wurde ſtudirt, geſpeiſt, gebetet, ſchlafen gegangen [2]). Das ging ſo das ganze Jahr hindurch, denn Ferien gab es in der Akademie keine. Spaziergänge im Freien wurden nur ſelten gemacht und dann immer unter ſtrenger Aufſicht. Doch fehlte es den Akademiſten nicht an Gelegenheit zur Bewegung, denn ſie erhielten Unterricht im Tanzen, Fechten und Reiten. In dem geräumigen Garten war jedem ein Beet

Digitized by Google

zugetheilt, das er ſelbſt bebaute, und auch Waſſerbaſſins zur Uebung im Schwimmen waren da. Wunderlich machte es ſich, wenn die älteren Eleven zuweilen Winters truppweiſe auf Maskenbälle („Redouten") commandirt wurden. Sie mußten dabei paarweiſe mit den Schülerinnen der Ecôle des Demoiselles gehen und das linkiſche Benehmen der jungen Leute, die unter dem unausgeſetzt über ihnen ſchwebenden Commandoſtock in hölzerner Schüchternheit neben einander hergingen, erregte auf der Redoute immer große Heiterkeit. „Da kommen die Mönche und Nonnen!" hieß es bei ihrem Erſcheinen. Im Uebrigen wurden die Eleven vor Berührungen mit dem weiblichen Geſchlechte ſorgfältigſt gehütet. Nur Müttern und unerwachſenen Schweſtern war an beſtimmten Tagen der Eintritt in die Akademie geſtattet. Außerdem durfte vom geſammten Frauengeſchlecht nur die Gräfin Franziska dieſe Räume betreten, wo in engem Bunde gelehrte Pedanterei und ſoldatiſcher Kamaſchendienſt ihre Herrſchaft aufgeſchlagen hatten. Es konnte nicht fehlen, daß ſich viele Karlsſchüler ſpäter der Erſcheinung dieſer anmuthigen Frau wie eines Sonnenſtrals erinnerten, welcher tröſtend und erheiternd in die dumpfe Kaſernenwirthſchaft fiel.

Der Herzog kam, wenn er in der Gegend war, viele Jahre hindurch faſt täglich aus dem Schloſſe herüber oder von Hohenheim herab. Die Akademie war jetzt ſeine Leidenſchaft. Er unterſuchte Alles bis ins Einzelnſte hinein, vertheilte Belohnungen und dictirte Strafen [3]). Neben dem großen Speiſeſaal hatte er ſich ein bekuppeltes Gemach mit korinthiſchen Säulen einrichten laſſen, wo er oft mit ſeiner „Franzel" Abendtafel hielt, zu welcher Beamte oder Profeſſoren der Anſtalt gezogen wurden. Mit den Zöglingen unterhielt er ſich häufig, oft ganz cordial und väterlich. Den vierteljährlich wiederkehrenden Prüfungen wohnte er vom Anfang bis zum Ende bei, miſchte ſich auch wohl ſchulmeiſterlich darein, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ſein Mangel an

Fachkenntniſſen ihn arg proſtituirte[4]). Der Fürſt konnte das Brillirenwollen noch immer nicht laſſen und daher mußte ſich ſein akademiſches Steckenpferd nicht ſelten, namentlich vor fremden Gäſten, zum wohldreſſirten Paraderoß aufputzen. So beſonders am 14. Dezember, dem Tag der Stiftungsfeier der Akademie, und an den Geburtsfeſten des Herzogs und der Gräfin von Hohenheim. Da wurden Preiſe ausgetheilt, von Profeſſoren und Eleven Feſtreden gehalten, deren adulatoriſchen Weihrauch der Fürſt wohlgefällig einſog, und da wurden auch auf dem in der Akademie eingerichteten, unter Uriot's Leitung ſtehenden Theater eigens zu dieſen Feſten gedichtete und von Zöglingen der Akademie in Muſik geſetzte Feſtſpiele aufgeführt, und zwar von den Akademiſten ſelber in Gemeinſchaft mit den Demoiſelles der Ecole, welchen in dieſen allegoriſchen Stücken die Rollen der Göttinnen und Nymphen zufielen, während die übrigen Frauenrollen wohl oder übel von Karlsſchülern geſpielt werden mußten. Natürlich beſtand das Orcheſter ebenfalls aus Mitgliedern der Anſtalt. Daß Schiller bei ſolchen Gelegenheiten wiederholt als Schauſpieler aufgetreten, iſt gewiß; nicht minder aber, daß er ein wahrhaft ſchrecklicher Schauſpieler war, der ſich in komiſche Rollen gar nicht zu finden wußte und in tragiſchen den Herodes ſo überherodiſirte, daß er die Zuſchauer viel mehr zum Lachen als zum Weinen brachte. Am ärgſten muß er es, dem Bericht des Augenzeugen Peterſen zufolge, als Träger der Titelrolle von Göthe's Clavigo getrieben haben, welches Stück die Akademiſten zur Feier des herzoglichen Geburtstages am 11. Februar 1780 aufführten. In der großen Szene mit Beaumarchais ſei Clavigo-Schiller wie beſeſſen auf dem Stuhle herumgerutſcht, ſo daß die Zuſchauer lachend erwarteten, er würde herunterfallen. Dagegen ſcheint er als Feſtredner mehr Glück gemacht zu haben. Er wurde bei zwei Geburtsfeſten der Gräfin von Hohenheim (1779—80) zu einem ſolchen beſtellt und ſprach das eine Mal über das vom Her-

zog gegebene Thema: „Gehört allzu viel Güte, Leutſeligkeit und große Freigebigkeit im engſten Verſtand zur Tugend?“ — das andere Mal über das Thema: „Die Tugend, in ihren Folgen beleuchtet.“ Beide Reden ſind voll von Bombaſt, durch welchen dann und wann ein rhetoriſcher Blitz zuckt, und beide laufen auf die Verherrlichung des Herzogs und der Gräfin hinaus. Zu ihrem Geburtsfeſt im J. 1778 brachte Schiller im Namen der Akademie der Gräfin auch ein Huldigungsgedicht dar, in welchem ſie, die damals eben doch nur die Maitresse en titre war, als „das Muſterbild der Tugend“ gefeiert wurde. Zu einem der Geburtsfeſte des Herzogs endlich ſchrieb Schiller ein kleines Vorſpiel, betitelt „der Jahrmarkt“, welches in der gewöhnlichen Weiſe von den Eleven aufgeführt wurde. Einer der Lebensbeſchreiber des Dichters adoptirt in Beziehung auf dieſe jugendlichen Producte den Satz einer Zeitſchrift vom Jahre 1805, wo geſagt iſt, es hätten dieſe Verſuche ſchon den genialiſchen Kopf verrathen, „der mit Proteus' Zauberkraft ſich in jede Form zu wandeln wußte.“ Wir unſererſeits können beim beſten Willen wenig Genialität in dieſen Sachen finden, wohl aber Spuren jener Verwirrung der ſittlichen Begriffe, wie ſie, von oben herab gepflanzt und ermuthigt, damals in Deutſchland häufig genug war. Oder ſollen wir auch den Nebenumſtand in Anſchlag bringen, daß ſämmtliche Akademiſten, wie uns einer derſelben ausdrücklich bezeugt, in die Gräfin von Hohenheim „ſo zu ſagen förmlich verliebt waren?“ Aber wenn auch, ſo bleibt immer die Thatſache ſtehen, daß der jugendliche Schiller zur gleichen Zeit in öffentlichen Lobpreiſungen des Herzogs und der herzoglichen Geliebten ſich erſchöpfte, wo er im Geheimen ſchon an den Räubern dichtete, ſein Genius alſo bereits ſich gefunden hatte. Wollen wir damit einen Vorwurf ausſprechen? Keineswegs. Wäre es doch eine große Thorheit, von einem neunzehnjährigen Jüngling zu fordern, daß er im Beſitz einer conſequenten Charakterbildung ſei, und

überdies erſcheint uns Schiller in ſeiner Lobrednerrolle durchaus in der Lage eines Sklaven, welcher weiß, daß er loben und huldigen muß, und deßhalb in einer Art von Verzweiflung lieber den Mund gleich recht voll nimmt.

Es wäre ungerecht, wollte man die den Akademiſten gebotene Gelegenheit, als Mimen und Rhetoren öffentlich ſich hervorzuthun, durchaus nur auf Herzog Karl's Sucht, zu glänzen, zurückführen. Allein an den gelegentlich früher von einem ehemaligen Karlsſchüler ſelbſt hervorgehobenen Tadel der ganzen Anſtalt, daß ſie einſeitig auf Stachelung des Ehrgeizes hingewirkt habe, iſt hier doch zu erinnern. Welche Verlockung jugendlicher Gemüther zur Eitelkeit lag in allen dieſen Schauſtellungen! Zumal für Schiller, dem noch von anderer Seite her eine gute Meinung von ſich ſelbſt beigebracht wurde. Da waren die befreundeten Akademiegenoſſen — zu den ſchon früher Genannten hatten ſich in Stuttgart noch Zumſteeg, Dannecker, Schlotterbeck, Heideloff, Haug und Kapf geſellt — welche den angehenden Poeten bewunderten. Da war ferner Balthaſar Haug, der Vater des eben erwähnten Eleven, welcher an der Akademie ſchöne Wiſſenſchaften und deutſche Styliſtik docirte und, ſelber ein Stück Poet, eine Monatſchrift, das „Schwäbiſche Magazin", herausgab, in welchem den ſchwäbiſchen Muſen von damals Raum zur Aeußerung gegeben war. Es mochte dem Lehrerbewußtſein des Profeſſors nicht wenig wohlthun, als er im 10. Stück des Jahrgangs 1776 ſeiner Zeitſchrift ein Gedicht von ſeinem Schüler Schiller, betitelt „der Abend", abdrucken und darunter ſchreiben konnte: „Dies Gedicht hat einen Jüngling von ſechszehn Jahren zum Verfaſſer. Es dünkt mich, derſelbe habe ſchon gute Autores geleſen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum." So ſah ſich alſo der ſechszehnjährige Knabe zum erſten Mal gedruckt — wonnevolle Empfindung, wie ſie eben nur ein werdender Autor kennt — und es ſteht zu vermuthen, daß das Blatt ſofort nach der Solitude gewandert ſei

und dort der zärtlichen Mutter eine Freudenthräne, ja selbst dem strengen Herrn Hauptmann ein beifälliges Kopfnicken entlockt habe.

Dieses erste von Schiller gedruckte Gedicht ist eine Art Psalm, in welchem eine aus Uz'schen und Klopstock'schen Tönen gemischte Reminiscenz vorschlägt. Solche Anlehnung an hochgehaltene Vorbilder ist bei dem Alter, in welchem der Dichter stand, sehr begreiflich. Man weiß, daß die Erstlinge selbst größter Dichter wenig Originalität verrathen. Dante schrieb Canzonen im Styl der provençalischen und sizilischen Troubadours, bevor das Exil ihn zum Schöpfer der Göttlichen Komödie weihte, Shakspeare erging sich in der aus Italien nach England verpflanzten Concettilyrik seiner Zeitgenossen, bevor er in Romeo und Julie als er selbst auftrat, und auch blindeste Göthomanen werden kaum behaupten wollen, daß schon in der „Laune des Verliebten" oder in den „Mitschuldigen" der Dichter des Faust, der Iphigenie und Dorothea sich angekündigt habe. Zwei Stellen jedoch müssen in dem Gedicht, womit Schiller zuerst vor die Oeffentlichkeit getreten ist, als eigenthümlich betont werden, die, wo er Gott nicht um Macht und Reichthum, sondern um Gesänge bittet, und die Anfangsstrophe, in welcher man wohl mit Grund eine Andeutung der außerordentlichen Theilnahme erblickt hat, welche der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner zu jener Zeit in allen jungen Herzen erregte. Die Zöglinge der Akademie schwärmten für Washington und Franklin, wenigstens die Mehrzahl; denn es gab unter ihnen auch Parteigänger der Engländer und so fand der große welthistorische Streit jenseits des Ozeans in der streng soldatisch eingerichteten Lieblingsanstalt eines deutschen Fürsten sein kleines Spiegelbild. Es hätte müssen mit einem Wunder zugehen, wenn Schiller dieser Angelegenheit kein Interesse abgewonnen hätte. Mag sein, daß er, wie Petersen versichert, damals wenig Zeitungen las — sie waren auch darnach — allein schon

der glühende Fluch, welchen er in dem Gedicht „der Eroberer", das 1777 im Schwäbiſchen Magazin erſchien, dem Deſpotismus zuſchleuderte, verräth laut genug, daß der Jüngling das Wehen des Sturm- und Dranggeiſtes der Zeit zu fühlen angefangen hatte.

Wie ſehr ihm aber dieſer Geiſt die Seele ſchwellen mochte, ſeine in widerwärtigen Verhältniſſen frühgeübte Kraft des Willens lehrte ihn eine Selbſtbeherrſchung, welche ihn nur ſelten mit der Disziplin der Akademie in Conflict kommen ließ. Im Kreiſe ſeiner poetiſchen und künſtleriſchen Freunde wich er einem Scherze nicht aus, verſuchte ſich mit denſelben in dichteriſchen Kampfſpielen, die nicht gerade immer auf dem ſauberſten Boden ſich bewegten, und ließ manche verſifizirte Neckerei ausgehen. Sonſt lebte er ernſt und ſtill vor ſich hin. Viel in ſich gekehrt, wie er war, ſchenkte er der äußern Welt nicht jene geſchmeidige Aufmerkſamkeit, welche ſie fordert, und dieſem Umſtand, verbunden mit dem etwas ſteifen Gange und der aufrechten Haltung des Jünglings, mag es zugeſchrieben werden, daß er Solchen, die ihm nicht näher ſtanden, ſtolz erſchien. Wie mir aber ſcheinen will, muß etwas von dem „Stolzen und Großartigen" in Haltung und Gang, welches ſechsundvierzig Jahre ſpäter Göthe dem heimgegangenen Freunde nachrühmte, wohl ſchon in dieſer Zeit hervorgetreten ſein. Eine Frau, welche ihren Sohn in der Akademie beſuchte und bei dieſer Gelegenheit Schiller den Schlafſaal hinunterſchreiten ſah, rief überraſcht aus: „Sieh' doch, der dort bildet ſich wohl mehr ein als der Herzog von Würtemberg." Mitunter kam auch wohl die dichteriſche Begeiſterung ſo wild und gewaltſam über ihn, daß er ihre Eingebungen unter wüthendem Auffahren, Zucken und Schnauben zu Papiere brachte, mit den Füßen den Boden ſtampfend. Einem Kranken, bei dem er im Krankenzimmer der Akademie wachte, erſchien er in einem ſolchen Augenblicke wie ein Tobſüchtiger. Es kochte und ſtürmte damals aber auch heftig

in der jungen Dichterbruſt. Von ſeinem Berufsſtudium nur nach der phyſiologiſchen und pſychologiſchen Richtung hin angezogen, gab ſich Schiller den Einwirkungen einer ziemlich bunten Lectüre mit Begierde hin. Voltaire's ätzender Spott ſtieß ihn ab, obwohl es nicht fehlen konnte, daß im Vorſchritt ſeiner Bildung jene bibliſch-klopſtock'ſche Gläubigkeit, welche noch das Gedicht „der Abend" geathmet hatte, mehr und mehr der Skepſis wich. Den ſüßen Rauſch, womit Rouſſeau's Neue Heloiſe junge und unverdorbene Gemüther unwiderſtehlich erfüllen muß, hat er redlich durchgekoſtet. Eine Zeitlang nahm ihn die melancholiſche Naturſchwelgerei der Lieder Oſſian's gefangen, welche ihm Peterſen und Hoven verdeutſchten. Aus den kraftgenialiſchen Dramen Klinger's ſprach ihn eine verwandte Natur an. Aber am nachhaltigſten wirkte auf ihn die Bekanntſchaft mit Shakſpeare. Wie er ſie machte, iſt bekannt. Profeſſor Abel, ein Mann von Geiſt, war gewohnt, in ſeinen Vorträgen philoſophiſche Sätze durch Stellen aus Dichtern zu illuſtriren. So verdeutlichte er eines Tages ſeinen Zuhörern die Conflicte der Leidenſchaften, indem er paſſende Züge aus Shakſpeare's Othello nach Wieland's Ueberſetzung anführte. Schiller ſchaute hoch auf und wurde ganz Ohr. Nach beendigter Stunde erbat er ſich von dem Profeſſor das Buch und warf ſich mit Feuereifer auf das Studium des großen Dichters. Von den erſten Eindrücken deſſelben auf ſein Gefühl hat er ſpäter in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung klare Rechenſchaft gegeben und es iſt von nicht geringem Intereſſe, mit der betreffenden Aeußerung Schiller's jene Stellen in Wilhelm Meiſter's Lehrjahren und im elften Buch von Wahrheit und Dichtung zuſammenzuhalten, wo ſich Göthe über die erſte Wirkung Shakſpeare's auf ihn ausläßt. Auf Göthe wirkte der Brite unmittelbar und allgewaltig wie eine ungeheure Naturerſcheinung, Schiller dagegen mußte ſich, um eine reine und große Wirkung zu empfangen, das Verſtändniß Shakſpeare's erſt philoſophiſch vermitteln.

Digitized by Google

Während in der angedeuteten Weiſe die Welt der Phantaſie um den Jüngling her ſich erweiterte, gingen auch in der Wirklichkeit eindrucksvolle Erſcheinungen an ihm vorüber. Wenn Herzog Karl bezweckt hatte, die Augen der Welt auf ſeine Akademie zu lenken, ſo konnte er ſich freuen, daß dieſe Abſicht in Bälde vollauf erreicht wurde. Der Ruf der Anſtalt ging weit. Nicht nur aus der Mehrzahl der europäiſchen Länder, ſondern ſelbſt aus Amerika und Oſtindien kamen Zöglinge und aus dem In- und Auslande führte Theilnahme oder Neugier Beſucher aus allen Ständen herbei. Gewiß war es erſtere, welche den Beſuch Kaiſer Joſeph's II. veranlaßte. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein kam der edle Monarch auf ſeiner Reiſe nach Paris am 7. April 1777 in Stuttgart an, wo er mehrere Tage verweilte und mit ſeiner gewohnten Einfachheit und Unſcheinbarkeit auftrat. Er wollte auch hier lernen und verbrachte daher faſt ſeine ganze Zeit in der Akademie, welche ihm zeigen zu können der Herzog nicht wenig ſtolz war. Der Kaiſer hörte am erſten Tag ein von den Eleven gegebenes Concert und ſah ſich ihren Aufmarſch im großen Speiſeſaal an. Am zweiten Tage beſuchte er mehrere Vorleſungen in der Akademie, unterhielt ſich in ſeiner ſchlichten und freundlichen Weiſe mit Profeſſoren und Zöglingen und ließ ſich Abends die Aufführung einer Oper durch Akademiſten und Demoiſelles der Ecole gefallen. Er hinterließ einen ſehr günſtigen Eindruck.

Aber mochte es auch für den Eleven Schiller kein geringes Ereigniß ſein, zu ſehen, wie das Haupt des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, der, wenn auch nicht mehr der Macht, ſo doch immer noch dem Titel und der Würde nach höchſte Potentat der Erde, ſo menſchlich frei und gut in ſeiner Nähe verkehrte, — dennoch darf angenommen werden, daß ein anderer Beſuch, welcher anderthalb Jahre ſpäter in der Akademie eintraf, den jungen Dichter noch tiefer bewegt habe. Auf der Rückkehr von der „Geniereiſe", welche Karl Auguſt von Weimar mit ſeinem

Freunde Göthe im Herbst 1779 nach der Schweiz unternommen, wurde der Stuttgarter Hof besucht und kamen die Reisenden noch gerade recht, das Stiftungsfest der Akademie am 14. Dezember mitzubegehen. Nachdem Göthe und sein herzoglicher Freund der Morgenfeier in der Akademiekirche angewohnt und im Schlosse gespeist hatten, führte Herzog Karl seine Gäste Abends in den großen Saal der Akademie, wo die festliche Preisvertheilung stattfand. Draußen schlug die Trommel, Commandoworte tönten, die beiden großen Pforten thaten sich auf und herein marschirten die Colonnen der Eleven. Die leuchtenden Augen Hunderter von Jünglingen, die sich am Götz begeistert, am Werther berauscht hatten, waren auf die lange Tafel am obern Saalende gerichtet, auf welcher die zu vertheilenden Preise lagen. Dort stand Herzog Karl, zu seiner Rechten der Herzog von Weimar, zu seiner Linken der Dichter mit der stattlichen Gestalt und den männlich-schönen Zügen, mit dunkeln Feueraugen das eigenthümliche Schauspiel betrachtend. Den jugendlichen Herzen mochte es wohlthun, zu bemerken, daß Herzog Karl wie seinen fürstlichen Gast so auch dessen Freund mit ausgezeichneter Artigkeit behandelte [5]). Professor Consbruch hielt die Festrede und der Eleve Hoven will bemerkt haben, daß darin eine Anspielung auf den Werther vorgekommen und Göthe darüber roth geworden sei. Als die Eleven, welche sich im abgelaufenen Schuljahr ausgezeichnet hatten, zur Empfangnahme der Preise aufgerufen wurden, näherte sich auch Schiller der Tafel, denn er hatte sich Preise in zwei medizinischen und einem chirurgischen Fache verdient. Wie muß ihm das Herz gepocht haben, als er sich da dem berühmten, auch von ihm so sehr bewunderten und geliebten Dichter gegenübersah, welchen Fürsten wie Einen ihres Gleichen behandelten! Ob Göthe damals den hochaufgeschossenen Jüngling beachtete? Schwerlich. Ging er doch, wie wir sehen werden, bei einer zweiten, viel näheren Begegnung theilnahmlos an ihm vorüber und noch mußten nachher Jahre vergehen, bevor

die beiden größten Geister ihres Landes in Freundschaft sich zusammenfanden.

Aber hier unterbrechen wir für eine Weile die Fortführung der Jugendgeschichte Schiller's; denn es scheint mir passend, an die Erscheinung des Chorführers der Sturm- und Drangzeit unserer Literatur in der Militär-Akademie eine Schilderung dieser denkwürdigen, in das deutsche Kulturleben so tief eingreifenden Epoche zu knüpfen.

Viertes Kapitel.

Sturm und Drang.

Die Stürmer und Dränger oder Kraftgenies. — Der Göttinger Hainbund. — Mitglieder, Tendenzen und Lebensführung desselben. — Teutonischer Patriotismus, sittlicher Rigorismus und sentimentale Schwärmerei. — Die main- und rheinländische Dichtergenossenschaft. — Herder. — Shakspeare in Deutschland. — Lenz. — Klinger. — Hamann. — Göthe. — Merck. — Lavater. — „Geniereisen." — Die Geniezeit in Weimar. — Herzogin Amalia. — „Ein neuer Stern geht auf." — Herzog Karl August und Herzogin Luise. — Der Weimarer Kreis. — Kraftgenieſtyl. — Gäste. — Das „Wüthen." — Theatralische Freuden und Leiden. — Ende der Geniewirthschaft.

Während der junge Schiller in Ludwigsburg auf der Schulbank saß und dann auf der Solitude und zu Stuttgart in der akademischen Clausur seinen Studien oblag oder unsicheren Schrittes die ersten Gänge in der Welt der Phantasie versuchte, hatte sich draußen in Deutschland eine literarische Revolution vollzogen, welche vielfach auch auf das soziale Gebiet herüberspielte und überhaupt in ganz unverhältnißmäßig höherem Grade, als es bis dahin der Fall gewesen, Literatur und Leben in Wechselbeziehung und Wechselwirkung setzte. Man ist übereingekommen, die Helden dieser tumultuarischen Bewegung unter dem Gesammtnamen der „Stürmer und Dränger" oder auch der „Kraftgenies" zu begreifen, und es ist die erstere Bezeichnung von ihnen selbst, die letztere von ihren Gegnern aufgebracht worden. So ein Collectivname

verleitet aber leicht zu Mißverständniſſen, und wenn auch wahr iſt, daß ſämmtlichen Stürmern und Drängern die mehr oder weniger ungeſtüme, mehr oder weniger rückſichtsloſe Fehdeluſt gegen alles Aus- und Abgelebte, Greiſenhafte, Unzulängliche und Verrottete in Kunſt und Wiſſenſchaft, Dichtung und Wirklichkeit, Staat, Kirche und Geſellſchaft, ein mehr oder weniger tapferes Sturmlaufen gegen religiöſe, ſoziale und literariſche Beſchränktheit, gegen Kaſtenweſen und Standesvorurtheile, gegen die Zopfigkeit in Denkweiſe, Sitte und Tracht, als das gemeinſame Merkmal zukommt, ſo muß doch betont werden, daß innerhalb der „Partei der Zukunft" von damals ſehr bedeutende Unterſchiede und Farbennuancen vorkamen, daß man weder über den ſchließlich zu erreichenden Zweck noch über die anzuwendenden Mittel einig war und daß daher die Einen den Bruch mit der Vergangenheit prinzipiell, die Andern nur formell verſtanden wiſſen wollten. Die verſchiedenen Urſachen und Anregungen, deren Zuſammenwirken den Anſtoß zu der in Rede ſtehenden Bewegung gab, habe ich in der Einleitung zu meinem Buche ausreichend dargelegt, darf alſo, dorthin zurückweiſend, hier der Wiederholung mich enthalten und kann ſogleich an die drei Gruppen oder Kreiſe herantreten, in welchen hauptſächlich das Thun und Treiben der Original- und Kraftgenies ſich ſammelte. Demnach werden wir zunächſt den Göttinger Hainbund ins Auge faſſen, dann von der Dichtergenoſſenſchaft reden, welche ſich in den Rhein- und Maingegenden um ihren Mittelpunkt Göthe zuſammenthat, und uns endlich die „Geniewirthſchaft" mitanſehen, welche einige Jahre hindurch am Weimarer Muſenhof ſauſte und brauſte.

An der Univerſität Göttingen, einem Hauptſitz der deutſchen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, hatte ſich zu Anfang der ſiebziger Jahre ein Kreis von ſtrebſamen Männern und Jünglingen zuſammengefunden, welche von der aufgeregten Zeitſtimmung alle mehr oder weniger tief ergriffen waren: Voß, Hölty, Miller,

Digitized by Google

Wehrs, Ewald, Hahn, die beiden Grafen Chriſtian und Friedrich Stolberg, Esmarch, Clauswitz, Cloſen, Cramer, Klöntrup, Bürger. Die Rolle eines Mentors hatte in dieſem Kreiſe der empfängliche, aber bedächtige Boie, welcher 1770 den Göttinger Muſenalmanach gründete als einen Sammelplatz für junge Poeten. Auch Leiſewitz, der Dichter des Julius von Tarent, ſtand dem Göttinger Kreiſe nahe und ebenſo Claudius, unter dem Namen des Wandsbecker Boten vielgenannt, ein Sänger von Liedern, deren Schönheit ſelbſt ihre mitunterlaufende pietiſtiſche Verdüſterung kaum beeinträchtigen kann. Die Poeſie des Alterthums, mehr aber noch die engliſche Literatur, ſo eben durch die Percy'ſche Sammlung alter Balladen und durch den Macpherſon'ſchen Oſſian, dieſe keckſte und zugleich genialſte aller literariſchen Fälſchungen, aufgefriſcht, wirkten bedeutend auf die Göttinger ein. Am allermeiſten aber that dies Klopſtock, der Abgott dieſer Jünglinge, welche die geſchworenen Feinde der Wieland'ſchen Richtung waren, die um dieſe Zeit durch die Nicolay (nicht zu verwechſeln mit dem Aufklärer Nicolai) und Meißner zu langweiliger Breite ſich fortſpann, um in Alxinger zur Plattheit und in Blumauer zur baaren Gemeinheit abzuſinken. Das echteſte Dichtertalent der ganzen Genoſſenſchaft war ohne Frage Bürger, zu frühe und nicht ohne eigene Schuld vom Wirbel unglücklicher Verhältniſſe verſchlungen, als daß es ihm vergönnt geweſen wäre, das Gold ſeiner Poeſie von ihren Schlacken reinzuſchmelzen, aber bei Alledem als urkräftiger Balladenmeiſter in die Entwicklung unſerer Literatur ſchöpferiſch eingreifend. Auch in Bürger wühlte der Sturm und Drang jener nach neuen Lebensformen unſicher taſtenden Zeit heftig genug, aber er war doch lange nicht hinreichend ſchwärmeriſch, die Illuſion ſeiner Freunde zu theilen, das Poetiſche würde ſich in Form eines Dichterbundes auch ſozial verwirklichen laſſen. Der Hauptträger dieſer Idee war Voß, nachmals durch Verdeutſchung des Homer um die deutſche Kultur ſo hochverdient und bis zu

ſeinem Tode ein unerſchütterlich thatkräftiger Kämpe für Vernunft und Recht, ein Mann, ein Charakter, wie es in unſerer Literatur nur wenige gibt. Von Kindheit auf hatte er die Mittel ſeiner Bildung der Entbehrung abgerungen und es bewegt Einem das Herz, zu ſehen, welche Reinheit und Weichheit des Gefühls, welchen hochfliegenden Idealismus unter allem Druck frühzeitiger Sorgen der Jüngling ſich bewahrte. Selbſt da, wo dieſe Hingabe an das Ideal in kindliche Schwärmerei, ja mitunter ſelbſt in thränenſelige Sentimentalität ſich verliert, iſt ſie immer noch achtungswerth, wenigſtens verglichen mit dem broncefirnigen Realismus unſerer Tage, und wenn andererſeits der ebenſo vage als überſtiegene Teutonismus, welchem wir in dem Göttinger Kreiſe begegnen, nicht ſelten ein Lächeln auf unſere Lippen rufen muß, ſo iſt darob doch nicht zu vergeſſen, daß es in dem erniedrigten Deutſchland von damals nichts Kleines war, ſich als Deutſcher zu fühlen und auszuſprechen. Endlich iſt in dem Treiben der Göttinger ein idylliſcher Zug, welcher Jeden anmuthen muß, welchem in dem Geräuſch und Raffinement von heute der Sinn für Naturfreude und Einfachheit in Führung des Lebens noch nicht abhanden kam.

Voll der Begeiſterung für Freundſchaft, Freiheit und Vaterland, welche die Poeſie Klopſtock's in ihm angefacht hatte, war Voß nach Göttingen gekommen, um ſeine Studien fortzuſetzen, und bald ſammelten ſich um ihn und Boie die ſchon oben Genannten, welche alle mehr oder weniger Dichter waren oder ſich wenigſtens dafür hielten. Denn es mag gleich hier geſagt werden, daß die poetiſchen Reſultate des Hainbundes, wenn wir die Gedichte von Voß, Bürger, Hölty und etwa die des jüngeren Stolberg ausnehmen, den großen Anläufen und Erwartungen keineswegs entſprachen. Aber das Leben und Treiben innerhalb des Bundes ſelbſt macht eine eigenthümlichſte Epiſode der deutſchen Literaturgeſchichte aus. Die Briefe von Voß an ſeinen Freund

Brückner und an seine nachmalige Frau, Erneſtine Boie, führen uns mit köſtlicher und unnachahmlicher Naivetät und Friſche dieſes kulturgeſchichtliche Idyll vor, in welchem Kraftgenialität und Empfindſamkeit ſeltſam genug ſich miſchen. Am 17. Juni 1772 deutet Voß in einem Briefe an Brückner an, daß die Grundlagen des Bundes gelegt ſeien: — „Wir verſammeln uns der Reihe nach bei einem, gemeiniglich Sonntags Nachmittags. Die Producte eines jeden — (nämlich die von jedem Mitglied des Kreiſes die Woche über gefertigten Gedichte) — werden vorgezeigt und beurtheilt und von Boie verbeſſert.“ Schon Ende Septembers wird dann der Freund von der förmlichen Stiftung des Bundes der Barden — die Klopſtock'ſche Fiction von altdeutſchem Bardenweſen wurde nämlich von den Jünglingen adoptirt — freudig in Kenntniß geſetzt: — „Ach, den 12. September hätten Sie hier ſein ſollen. Die beiden Miller, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der ſchönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund und ſogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundſchaft unter dieſen heiligen Bäumen zu ſchwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten ſie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen und tanzten ſo um den eingeſchloſſenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unſeres Bundes an und verſprachen uns eine ewige Freundſchaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unſeren Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu dieſem Endzwecke die ſchon gewöhnliche Verſammlung noch genauer und feierlicher zu halten.“ Ueber die Einrichtung dieſer Verſammlung gibt dann ein Schreiben vom 3. November das Nähere an. „Alle Sonnabend um 4 Uhr kommen wir bei einem zuſammen. Klopſtock's Oden und ein in

ſchwarz-vergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier liegen auf dem Tiſche. Sobald wir alle da ſind, lieſt einer eine Ode aus Klopſtock her und man urtheilt alsdann über die Schönheiten derſelben. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergeleſen und darüber geſprochen. Das ſchwarze Buch heißt das Bundesbuch und ſoll eine Sammlung von Gedichten unſeres Bundes werden.“ Es ging aber in den Verſammlungen der Barden nicht immer ſo trocken her. Am 26. October ſchrieb Voß: „Einige Tage vor ſeiner Abreiſe nöthigte Ewald den ganzen hieſigen Parnaß zum Abſchiedsſchmauſe. Das war nun eine Dichtergeſellſchaft und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus. Boie oben im Lehnſtuhl und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenſchüler. Geſundheiten wurden getrunken. Erſtlich Klopſtock's. Boie nahm das Glas, ſtand auf und rief: Klopſtock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillſchweigen trank er. Nun Ramler's, nicht voll ſo feierlich; Leſſing's, Gleim's, Geßner's, Gerſtenberg's, Uzens u. ſ. w. und nun mein allerliebſter beſter Brückner mit ſeiner Doris. Ein heiliger Schauer muß Sie den Augenblick ergriffen haben, wie der ganze Chor, die Miller mit ihrer männlichen deutſchen Kehle, Boie und Bürger mit Silberſtimmen und Hölty und ich mit den übrigen das feurige: Lebe! ausriefen. Jemand nannte Wieland, mich deucht Bürger war's — (ohne Zweifel, denn der Dichter der Lenore theilte die Klopſtock'ſche Befangenheit ſeiner Freunde nicht). Man ſtand mit vollen Gläſern auf und — Es ſterbe der Sittenverderber Wieland! es ſterbe Voltaire!“

Nicht ſelten fällt der heilige Eifer, womit die jungen Leute ſich ans Dichten geben, ins Komiſche. So ſchreibt Voß am 8. November: „Bei Boie war eben der Bund verſammelt und wie wir um ſieben Uhr weggingen, flüſterte mir Boie ins Ohr, die Grafen Stolberg würden um neun Uhr ihn beſuchen; ich ſollte

Digitized by Google

auch kommen. Ich ging nach meiner Stube, fühlte aber Begeiſterung und wollte anfangen zu ſchreiben, als Hahn hereintrat. Kurz, er fühlte auch ſo was und wir entſchloſſen uns, Hölty abzufordern und wieder ins Dorf zu gehen, um die Nacht hindurch Verſe zu machen. Ich ſagt' es Boie; der nahm mich lächelnd beim Arm, ſchob mich zur Thüre hinaus und gab mir ſeinen Segen. Und ſo wanderten wir drei bei Mondſchein nach Wehnde und da dichteten wir um die Wette." Der Eintritt der beiden jungen Grafen Stolberg in den Hainbund erhöhte die Hoffnungen der Mitglieder ſehr bedeutend und bei der ſchroffen Ständeſcheidung, welche damals wie im politiſchen ſo auch im geſelligen Leben Deutſchlands noch exiſtirte, war dieſe enge Befreundung hochadeliger Studenten mit armen bürgerlichen in der That ein Ereigniß, das einem Symptom bevorſtehender Umwälzungen gleichſah. Fritz Stolberg insbeſondere ſchloß ſich innig an Voß an und wetteiferte mit dieſem in urteutoniſcher Begeiſterung, wie denn der Letztere einmal (16. Juni 1773) ſeiner Erneſtine ſchreibt, er ſei mit dem jüngeren Stolberg und Hahn bis Mitternacht ohne Licht in ſeiner Stube herumgegangen und „da ſprachen wir von Deutſchland, Klopſtock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unſchuld nicht achtet. Es ſtand eben ein Gewitter am Himmel und Blitz und Donner machten unſer ohnedies ſchon heftiges Geſpräch ſo wüthend und zugleich ſo feierlich ernſthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig geweſen wären."

In der That, ſie träumten vom Handeln, dieſe jungen Lyriker, während ſie ihre zornſchnaubenden Tyrannenoden dichteten und einander vordeclamirten. Vom „Hain"(-Bund) hegten ſie eben ſo große als unbeſtimmte Erwartungen. „Es kann nicht anders ſein," ſchreibt Voß am 24. Februar 1773 an Brückner, „der Bund muß einmal Deutſchlands Vortheil ſtiften, mit dem

Eifer, der alle seine Glieder beseelt und dem würdigen Zuwachs, den er erhält.“ Als vollends Klopstock mit dem Bunde in freundlichen Verkehr trat und dessen Tendenzen billigte, kannte der Enthusiasmus keine Gränzen mehr. „Komm her, mein liebster Bundesbruder, und umarme mich!“ ruft Voß unterm 6. März 1774 Brücknern zu. „Boie hat einen Brief von Klopstock an den Bund mitgebracht. Der größte Dichter, der erste Deutsche von denen die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Göthe und einige Andere, die deutsch sind, einladen und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Tyrannei aufzuhalten suchen.“ Als Klopstock im Spätherbst 1774 nach Göttingen kam, wurde er von den Hainbündlern mit einer Ehrfurcht empfangen, wie sie solche keinem Kaiser gezollt hätten. Sie saßen den ganzen Tag „um ihn herum“, seinen Worten zu lauschen. Der verehrte Mann zeigte seinen Jüngern auch den Brief, vermittelst dessen ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden zu sich eingeladen hatte [6]). Das Jahr zuvor hatte der Hainbund den Geburtstag des Christus- und Hermannssängers mit großer Feierlichkeit begangen [7]). Ein Brief von Voß an Brückner (4. Aug. 1773) zeichnet das charakteristische Bild dieser Feier. „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahn's Stube (es regnete den Tag) zusammen. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klopstock, mit Rosen und Levkoien bestreut, und auf ihm Klopstock's sämmtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstock's Gesund-

Digitized by Google

heit, Luther's und Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Ebert's, Göthe's, Herder's. Klopstock's Ode der Rheinwein ward vorgelesen. Nun war das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten und zuletzt verbrannten wir Wieland's Idris und Bildniß.“

Gewiß konnte der ehrliche Voß, als er einundzwanzig Jahre später Wieland's Haus betrat und daselbst mit der ganzen Bonhommie des Geschichtschreibers der Abderiten empfangen wurde, nicht ohne ein Gefühl von Scham und Reue auf dieses Autodefé zurückblicken [8]). Fast aber will mir scheinen, in dem erwähnten Brandopfer verrathe sich schon ein Vorgeschmack von der Ketzerriecherei und Ketzerrichterei des später — einen Voß'schen Ausdruck zu gebrauchen — unter die „Dunkler“ gegangenen Fritz Stolberg, welcher sich ja auch, wie wir seines Ortes sehen werden, durch Erlassung eines Fehdebriefes gegen Schiller den Heiligenschein zu verdienen suchte. Während seines Zusammenlebens mit den Hainbündlern in Göttingen war jedoch Stolberg ganz Feuer und Flamme, ganz Kraftgenie, dessen poetische Manifeste gegen Despoten und Pfaffen nicht selten in ein unarticulirtes Lallen der Wuth verliefen. Aus solchem aufgebauschten Zürnen fielen unsere jungen „Tyrannenerschütterer“ dann häufig in die allerweichsten Rührungen, so daß man z. B. glauben könnte, es handle sich um ein ungeheuerstes Unglück, wenn Voß seiner Ernestine am 18. September 1773 den Abschied der Stolberge beschreibt: — „Der 12. September wird mir noch oft Thränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Des jüngeren Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein und jede Miene, jeder

Ausdruck war Melancholie . . . Jeder wollte den Andern aufheitern und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahekam (ja wohl!). Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Miller's Abschiedslied. Hier war nun alle Verstellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns. Jetzt schlug es 3 Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von Neuem das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen." — Natürlich konnte bei so empfindsamer Disposition auch die Liebe nicht ausbleiben. Es wurde im Hainbund eine schwere Menge von Oden und Elegien „an die unbekannte Geliebte" gemacht, aber wenn dann an die Stelle der Phantasiebilder ein wirkliches Mädchen trat, so ging es dabei höchst ehrbar her. Diesen Jünglingen war es Ernst mit ihren Tugendgefühlen und Tugendgesängen und sie dachten nur daran, die Erwählte ihres Herzens als ehrsame Hausfrau heimzuführen. Dann und wann mischt sich in diese hainbündlerische Erotik auch ein komisch-spießbürgerlicher Ton: so, wenn der gute Voß mitten in dem ersten halb schüchternen halb ekstatischen Geständniß, womit er gegen seine Ernestine herausgeht, plötzlich nach seiner Tabakspfeife ruft.

Wie leicht erklärlich, zerrannen alle die großen Entwürfe und Hoffnungen des Hainbundes in Nichts. Die jungen Leute zerstreuten sich bald nach allen Himmelsgegenden und wandelten sehr verschiedene Wege im Leben. Voß heiratete seine Ernestine, zog mit ihr nach Wandsbeck, wo er, seine Uebersetzung Homer's beginnend, mit seiner jungen Gattin und mit der Familie des Wandsbecker Boten ein so idyllisch-genügsames Leben führte, daß

wir Epigonen kaum begreifen können, wie man in ſolcher Beſchränkung und Armuth nicht nur idealiſtiſch geſtimmt bleiben, ſondern auch zufrieden und glücklich ſein konnte. Im Herbſte 1778 kam Voß als lateiniſcher Schulmeiſter nach Otterndorf im Lande Hadeln und von dort 1782 in gleicher Eigenſchaft nach Eutin, wo er wieder mit Fritz Stolberg zuſammentraf, aber auch den Jugendfreund durch deſſen Uebertritt zum Katholicismus verlor. Später ging er nach Jena und von da endlich nach Heidelberg. Er hatte ſich an der Hand der Griechen und Römer, die er verdeutſchte, aus den Nebelregionen Klopſtock'ſchen Teutonismus zu klareren Anſchauungen emporgearbeitet und für das eigene Talent in der poetiſchen Schilderung des bürgerlichen und bäuerlichen Klein- und Stilllebens den paſſenden Ton gefunden, wie ſeine Idyllen von der Pfarrerstochter Luiſe und vom redlichen Dorfſchulmeiſter Tamm unvergänglich bezeugen. Aber die Erinnerung an die enthuſiaſtiſche Zeit des Hainbundes blieb dem trefflichen Manne ſtets eine goldene und noch im Jahre 1803 ſprach er in einem Briefe an Miller in Ulm ſeine Sehnſucht „nach der ſpäten Erneuerung eines ehemaligen Bundestages" aus.

Etwas früher als in Göttingen die jugendliche Kraftgenialität träumte, ſchäumte und — weinte, hatte ſich in Straßburg um den jungen Göthe, welcher im Frühjahr 1770 zur Vollendung ſeiner Rechtsſtudien dieſe Univerſität bezog, ein Kreis von Stürmern und Drängern geſammelt. Göthe ſelbſt erfuhr hier wirkſamſte Anregungen für die Entfaltung ſeines Genius und zugleich wob ſich im ſchönen Elſaß in das vielbewegte und unruhevolle Treiben des jungen Dichters die reizendſte Epiſode ſeines Lebens, ſeine Liebe zu Friederike Brion, die anmuthige, gute und edelmüthige Pfarrerstochter von Seſenheim. Viele Jahre ſpäter, als er ſeine Selbſtbiographie niederſchrieb, ging dem alten Herrn noch das Herz auf, als er ſich den Augenblick vergegenwärtigte, wo das ſchöne Kind zum erſten Mal vor ihn trat, „ſchlank und

leicht, als wenn ſie Nichts an ſich zu tragen hätte, aus heitern blauen Augen deutlich umherblickend, die gewaltigen blonden Zöpfe vom niedlichen Köpfchen niederhängend, im kurzen, weißen, runden Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die netteſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben, im knappen weißen Mieder und ſchwarzer Taffetſchürze auf der Gränze zwiſchen Bäuerin und Städterin ſtehend.“ Kein Zweifel, mancher von jenen innigſten Herzenslauten, denen wir in Göthe's Werken begegnen, iſt durch Friederike hervorgerufen worden. Aber der Verlauf, welchen das Verhältniß des Dichters zu dieſem Mädchen nahm, kann uns auch zeigen, daß im Göthe'ſchen Kreiſe in Sachen der Liebe weit „genialiſcher“ verfahren wurde als in dem der Hainbündler.

Als das „bedeutendſte Ereigniß“, welches in ſeinen Aufenthalt zu Straßburg fiel, hat Göthe ſeine daſelbſt mit Herder gemachte Bekanntſchaft bezeichnet. Herder war als Hofmeiſter eines Prinzen von Holſtein-Eutin nach Straßburg gekommen und verweilte längere Zeit daſelbſt, um ärztliche Hülfe gegen ein ſchmerzhaftes Augenübel zu ſuchen. Fünf Jahre älter als Göthe liebte er es, dieſen um der fahrigen Unruhe oder, wie ſich Herder ausdrückte, um des „Spatzenmäßigen“ in ſeinem Gebahren willen zu hofmeiſtern. Trotzdem bildete ſich bald ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen ihm und Göthe, denn dieſen ließen die großen Vorzüge Herder's deſſen Wunderlichkeiten mit guter Laune ertragen. Herder war bereits ein Mann von Ruf. In die Fußſtapfen Leſſing's tretend, hatte er wie dieſer ſeine Laufbahn als Kritiker begonnen, aber, ein Product der Sturm- und Drangperiode, ging die Kritik in Herder's Erſtlingsſchriften („Fragmente über die neuere deutſche Literatur“ und „Kritiſche Wälder“) im Sturmſchritt einher. Schon in dieſen Jugendarbeiten jedoch ließ Herder das Weſen ſeiner raſtloſen und umfaſſenden literariſchen Thätigkeit durchblicken: — das Vermitteln der antiken

Bildung mit der chriſtlichen, die univerſelle Empfänglichkeit für die über den ganzen Erdboden hin zerſtreuten Kulturſchätze, das kosmopolitiſch gebildete Ohr, welches die Klänge der Univerſalharmonie der Poeſie vernahm, verſtand und Andere verſtehen machte. Man weiß, daß die edle Natur Herder's ſpäter vielfachen Trübungen ausgeſetzt war, in Folge deren auch das herzliche Verhältniß zu Göthe zuletzt völlig ſich löſte. Unzufrieden, ein Geiſtlicher zu ſein, und doch zu gewiſſenhaft und zu ſtolz, um die Pflichten ſeines Amtes nicht mit Würde zu erfüllen, gerieth der große Schriftſteller in älteren Jahren auch zur Literatur ſeines Landes in ein ſo unerquickliches Verhältniß, daß er die beſten Geiſtesthaten Göthe's und Schiller's nicht mehr verſtehen konnte oder wollte und ſich, wie wir ſpäter erfahren werden, nicht ſcheute, dem Schönſten gegenüber das Elendeſte anzupreiſen.

In der Straßburger Zeit jedoch waren Herder's Verſtimmungen und Moroſitäten erſt nur vorübergehende. Mit offener Seele ließ er die hochwogende Flut jener Tage auf ſich wirken und ſeine Gedichte aus dieſer Periode tragen den Stempel der Kraftgenialität. Göthe ließ ſich gerne von ihm belehren und Herder verſtand es, dem jungen Titanen ganz neue Blicke in Weſen und Form der Dichtkunſt aufzuthun. Herder drang überall auf das Urſprüngliche, verwarf das franzöſiſch Gemachte und Gekünſtelte, grub mit ſicherer und frommer Hand die Quellen der Volkspoeſie auf und ließ nur ſolche Dichter gelten, welche aus dieſem ewigen Jungbrunnen ihre Inſpiration geſchöpft hatten. So erſchloß er dem Freunde die Welt Homer's, Oſſian's und Shakſpeare's. Wer Göthe kennt, weiß, wie dieſe Drei auf ihn gewirkt haben. Was insbeſondere Shakſpeare angeht, ſo iſt Jedem bekannt, welches wichtige Moment in der Aufſchwungsgeſchichte unſerer Literatur die Bekanntſchaft mit dieſem Heros abgab. Und doch war es noch gar nicht lange her, ſeit der Name Shakſpeare's in Deutſchland bekannt geworden. Zwar hatte denſelben Georg Morhof

ſchon 1682 zum erſten Mal erwähnt und dann 1708 Barthold Feind, aber noch Bodmer kannte nicht einmal den wahren Namen des Dichters und nannte in ſeiner Abhandlung vom Wunderbaren in der Poeſie (1740) denſelben Saſpar oder Saſper. Ein Jahr darauf erſchien zu Berlin die erſte Ueberſetzung eines Shakſpeare'ſchen Stücks, des Julius Cäſar, und gab Gottſched Gelegenheit zu einem bornirten Verdict[9]). Allein ſelbſt Wieland noch äußerte in den Anmerkungen zu ſeiner Verdeutſchung Shakſpeare'ſcher Dramen ganz abgeſchmackte Anſichten über den größten der Dichter, welchem erſt durch Leſſing und Herder eine richtigere Würdigung widerfuhr.

Für die rhein- und mainländiſche Dichtergenoſſenſchaft, in welcher neben Göthe Klinger, Lenz, Hahn (nicht zu verwechſeln mit dem Hainbündler dieſes Namens) und Wagner hervorragten, war Shakſpeare das A und O. Die Strebungen dieſer Jünglinge, welche mit dem ganzen Feuer und Ungeſtüm der genialen Jugend von damals gegen das Herkömmliche in Literatur und Leben ſich auflehnten, werden ganz gut mit dem Wort Titanismus bezeichnet. Denn in Wahrheit wühlte und brauſte in ihnen ein titaniſches Wollen, eine Kraftgenialität, deren Gefühle und Ueberzeugungen ſie, im Gegenſatze zu der lyriſchen Richtung der Hainbündler, mit Vorliebe vermittelſt der „Wucht des dramatiſchen Pathos" geltend zu machen ſuchten. Keck griffen ſie nach den größten Stoffen und Formen, riſſen die Sprache aus ihrem anſtändig-langweiligen Menuettgang heraus, lehrten ſie neue Wendungen und gewagteſte, aber auch vielfach gelungenſte Sprünge und gaben der in den Studirſtuben Verblaßten wieder ein lebensfriſches Colorit, indem ſie an die Stelle der conventionellen Phraſe den leidenſchaftlich-unmittelbaren Ausdruck, an die Stelle des abſtracten Begriffs die concret-volksthümliche Anſchauung ſetzten. Es iſt wahr, die deutſche Muſe ſträubte ſich Anfangs gegen die gewaltſamen Umarmungen der Wildlinge, aber bald erwiderte ſie

die feurigen Küſſe der munteren Jungen, obgleich dieſe nicht ſehr ceremoniös mit ihr verfuhren. Denn ſie ſchlugen ihr das thurmartige Toupet vom Kopfe, daß der Puder davonſtob, traten ihr die ſtelzenhaften Abſätze von den Schuhen, wiſchten ihr Schminke und Schönpfläſterchen von den Wangen, entſchnürten ſie ohne Umſtände des Fiſchbeinharniſches, genannt Corſet, entledigten ſie des ſchrecklichen Reifrocks und führten ſie in einem mitunter nicht gerade übermäßig decenten Anzug hinaus in Wald und Gebirge, mitten hinein wie in den Kirmeßjubel unter der Dorflinde ſo auch in den Tumult der Weltgeſchichte.

Aber freilich entſprach zunächſt nur bei dem einen Göthe dem dichteriſchen Wollen vollauf das Können. Einige ſeiner Mitſtrebenden, wie Hahn und Wagner, verſchwendeten ein unzulängliches Talent an tragiſchen Vorwürfen, aus welchen ſie nur kraftgenialiſche Ungeheuerlichkeiten zu machen verſtanden, Andere wußten ſich trotz reichſter Begabung weder im Leben noch in der Dichtung zurechtzufinden. So beſonders der arme Lenz, den der Zwieſpalt von Ideal und Wirklichkeit endlich nach Verübung zahlloſer genialiſcher „Affenſtreiche" dem Wahnſinn in die Arme jagte und der zuletzt im fernen Moskau elend verkam. Seine Dramen veranſchaulichen, was Göthe damit meinte, wenn er ſagte, die Verehrung Shakſpeare's ſei unter ſeinen Jugendfreunden bis zur Anbetung geſtiegen. Hier iſt überall ein Stück Shakſpeare, aber ein tollgewordener Shakſpeare. Da fährt Tragik und Komik, das Barockſte, Fratzenhafteſte und doch auch wieder Zarteſtes und Innigſtes in einem Gewimmel und Gewuſel durcheinander, daß es Einem vor den Augen flimmert. Von gediegenerem Stoffe war Klinger, ein Mann voll ſittlichen Ernſtes, nach Ueberwindung ſeines jugendlichen Vulkanismus in der Uniform eines ruſſiſchen Generals die ſtoiſch-unabhängige Geſinnung eines altrömiſchen Republikaners bewahrend. Unter ſeinen Erſtlingswerken findet ſich das Drama „Sturm und Drang", welches

dieſer ganzen Literaturperiode ihren Namen gegeben hat. Die Perſonen, welche darin auftreten, charakteriſiren recht gut den titaniſchen Uebermuth und die titaniſche Verzweiflung einer poetiſchen Jugend, welche ſich, mit Klinger zu reden, „über eine Trommel ſpannen laſſen wollte, um eine neue Ausdehnung zu kriegen, oder im Raume einer Piſtole hätte exiſtiren mögen, harrend, daß eine Hand ſie in die Luft knallte [10]).“ Das wahre Weſen der Kunſt, ihre Selbſtherrlichkeit, hat Klinger nie begriffen. Er vulkaniſirte erſt in einer Reihe von Trauerſpielen, welche jetzt nur noch als erſtarrte Lavablöcke in der Literaturgeſchichte daſtehen, dann in einer Reihe von Romanen, um zu demonſtriren, zu warnen, zu ſtrafen. Und worauf lief ſeine ganze Weltanſchauung hinaus? Auf das bekannte Rouſſeau'ſche Axiom, daß Alles, wie es aus der Hand der Natur komme, gut ſei und daß Alles unter den Händen der Menſchen ſchlecht werde — ein Axiom, welches in Klinger's Schriften zu der troſtlos fataliſtiſchen Ueberzeugung verſteinerte, das Gute und Edle ſei in dem großen Narrenhaus, genannt menſchliche Geſellſchaft, nur da, um zu leiden und unterzugehen, während das Böſe triumphire.

Göthe ſelbſt war in der Straßburger Zeit eine Beute der widerſtrebenden Stimmungen und Tendenzen, welche durch das „Labyrinth“ ſeiner Bruſt ſchwankten. Der Tumult um ihn her mußte auch ihn verwirren. Er hatte trotz ſeiner Jugend ſchon viel erlebt, mehr noch geſehen, manches verſucht. Mit den beengend religiöſen Eindrücken, welche der Umgang mit dem frommen Fräulein von Klettenberg in ihm hinterlaſſen, war er nach Straßburg gekommen und hier war ſein ſchon vorher erregtes Intereſſe für Hamann, einen Frommen anderer Art, durch Herder aufgefriſcht worden. Hamann, der „Magus im Norden,“ wie ſeine Verehrer ihn hießen, hat ebenſo ſehr in die religiöſe wie in die literariſche Bewegung jener Zeit mächtig eingegriffen. Durch alle ſeine zahlloſen Pamphlete, geſchrieben in einem dunkeln, ſibylliniſch-

orakelnden „Heuſchreckenſtyl", geht der kraftgenialiſche Grundgedanke, daß dem greiſenhaften Geiſt der Ueberlebung, der gelehrten Kleingeiſterei und Pedanterei, allen den veralteten Schulſatzungen im Leben und Dichten ein Ende gemacht werden ſollte. Zur Natur, zum Kindesalter der Völker müſſe man zurückkehren, damit aus der Einfalt des kindlichen Glaubens eine neue Einheit des Bewußtſeins, eine neue Geſellſchaft, eine neue Poeſie hervorgehe. Dieſe Forderungen konnten ſich, mit Abrechnung der Hamann'ſchen Bibelgläubigkeit, die Originalgenies ſchon gefallen laſſen. Herder's mehr humaniſtiſche und äſthetiſche als theologiſche Betrachtung der alten Religionsurkunden wies dem Wolfgang einen Weg, zu menſchlich-freier Auffaſſung der religiöſen Probleme zu gelangen, und da Naturgenuß und Freundſchaft, mehr aber noch die ſonnige Liebe Friederike's ihm das Herz wärmte, ſo trieb den jungen Dichter Alles, die „inneren Stimmen" ſprechen und ſingen zu laſſen. Mehrere ſeiner ſüßeſten Lieder ſind damals entſtanden und großartigſte Stoffe drängten ſich an ihn heran: Mohammed, Ahasver, Prometheus, Fauſt. Er entſchied ſich aber, wie bekannt, zunächſt für den Götz von Berlichingen, welchen ihm ſeine damalige enthuſiaſtiſche Hinneigung zu „deutſcher Art und Kunſt" nahegebracht hatte. Zu dieſem Drama kam nach dem Aufenthalt in Wetzlar, wohin der Doctor Göthe im Sommer 1772 gegangen, um beim dortigen Reichskammergericht ſchleppenden Andenkens, wie ſein Vater wollte, „ſich in praxi zu verſuchen," der Roman Werther's Leiden, welchen er, die volle Glut ſeiner Leidenſchaft für die einem Anderen verlobte Lotte Buff ausſtrömend, binnen vier Wochen aufs Papier warf. Mit dieſen beiden epochemachenden Dichtungen entrichtete Göthe der Sturm- und Drangſtimmung ſeinen Tribut. Was ſeine Zeitgenoſſen fühlten und dachten, er ſtellte es zum Kunſtwerk geſtaltet vor ſie hin. Der Götz veranſchaulicht den in weit höherem Grade reinmenſchlichen und individuellen als politiſchen Freiheitsdrang jener Zeit; der Werther

repräſentirt die andere Seite der Kraftgenialität, die abſolute Vertiefung in ideale Herzensbedürfniſſe, eine Schwärmerei, welche an der Klippe der Convenienz lieber ſcheitern als ſie umſchiffen will.

„Bei Zeit auf die Zäun', ſo trocknen die Windeln!" hatte der Kriegszahlmeiſter Merck gemahnt, als Göthe, ins väterliche Haus nach Frankfurt zurückgekehrt, mit Veröffentlichung des Götz und Werther zögerte. Die Freundſchaft Merck's, des verſtändigen, mit kritiſchem Takt und doch auch mit lebhaftem Intereſſe für alles Schöne und Tüchtige ausgeſtatteten Mannes, war einer der beſten Gewinnſte, welche Göthe aus der Glücksurne zog. Ueberhaupt machte es einen Theil ſeines Glückes aus, daß er in jeder Periode ſeines Lebens Freunde fand, die wahrhaft fördernd auf die verſchiedenen Phaſen ſeines Genius einwirkten. Der Dichter hat in ſeinem Alter nicht ganz gerecht den trefflichen Merck als den Mephiſto des Fauſt-Göthe bezeichnet. Denn der Freund war keineswegs ein Geiſt, der ſtets verneinte. Allerdings warnte er: „Die Anderen — (dies ging wohl auf die Hainbündler) — ſuchen das Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt nur dummes Zeug; dein Beruf iſt es, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben" — und warf wohl auch ein trockenes Wort hin, „keinen ſo Quark zu machen, wie die Andern auch machen könnten," aber gerade in einem der angeführten Worte hat Merck mit ſicherſtem Inſtinkt die Aufgabe des Göthe'ſchen Genius, dem Realen das ideale Gepräge aufzudrücken, dargelegt. Göthe that indeſſen, wie der Freund wollte, indem er 1773 den Götz und 1774 den Werther gedruckt ausgehen ließ, prächtige Blitze der Poeſie, denen ſofort ein mächtiger Donner des Beifalls nachrollte.

Die Wirkung dieſer Werke war, ein Lieblingswort jener Zeit zu gebrauchen, erſtaunend. Eines ſchönen Morgens ſtand Göthe als berühmter Mann auf. Sein elterliches Haus wurde eine Wallfahrtsſtätte bedeutender Menſchen. Die Mutter, jene

originelle Frau, welche unter dem Titel der Frau Rath oder der Frau Aja in der Götheliteratur eine so prächtige Figur macht, hatte alle Hände voll zu thun, die zu- und abgehenden Gäste, mitunter wunderliche Heilige, zu bewirthen, und selbst der steifreichsstädtische Herr Rath schüttelte nur im Stillen den Kopf, wenn der kraftgenialische Tumult in die strenge Ordnung des Hauses zu den drei Leiern hereinbrach, wie bei dem Besuch der Brüder Stolberg geschah, wo dem Weinkeller des alten Herrn übel mitgespielt wurde. Es kam aber auch Klopstock, der in der deutschen Gesellschaft das priesterliche Ansehen eines antiken Vates behauptete, und es kam Lavater, der vielberufene Heilige vom Ufer der Limmat. Nach Geßner's Lebensbeschreibung Lavater's ging die erste Zusammenkunft desselben mit Göthe im echtkraftgenialen Styl vor sich. „Bist's?" — „Ich bin's!" — Lavater, eine ursprünglich reine und edle Natur, wurde Seitens heiliger und unheiliger Frauen nach und nach zu jener sublimen Verschrobenheit hinaufgehätschelt, die den Mann in so notorischen Charlatanen und Gaunern, wie Gaßner und Cagliostro waren, größte Menschen und gottbegnadigte Wunderthäter erblicken ließ und ihn zuletzt alles Ernstes glauben machte, er sei wirklich der Sanct Lavatus, für welchen ihn seine Verehrerinnen hielten. Seine Missionsreisen in Sachen eines mit kraftgenialer Fühlsamkeit seltsam verquickten Christenthums, das aber bei aller Warmbrüderlichkeit doch auf das zelotische Dilemma: „Entweder Christ oder Atheist!" hinauslief, sowie in Sachen der auf thörichteste Willkür basirten, von ihm aufgebrachten Mode der Physiognomik, welche dann der geisteshelle Lichtenberg vermittelst seiner „Physiognomik der Hundeschwänze" gebührend lächerlich machte, gehörten mit zur Signatur der Zeit, — wie auch die Figur des im Göthe'schen Hause ebenfalls seine Aufwartung machenden Leuchsenring mit dazu gehörte, jener Typus eines Empfindlers, Briefwechslers und Schwarmgeists von damals, der allen Berühmtheiten nach-

jagte, einen geheimen „Orden der Empfindſamkeit“ ſtiften wollte und immer mit Brieftaſchen bepackt war [11]).

Fehlte es gerade daheim an Beſuchen, ſo unternahm der Wolfgang zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen „Geniereiſen“ in die Nähe und Ferne. Es iſt uns davon manche hübſche Geſchichte überliefert und auch davon, wie der Dichter den Zauber ſeines Ruhmes durch die Magie ſeiner Perſönlichkeit noch erhöhte. Freund Merck zu beſuchen, ging er oft nach Darmſtadt hinüber. Da gaben ihm die artigſten Frauen das Geleite bis zur Stadt hinaus und in Darmſtadt ſetzte er ſich auf die ſteinerne Treppe vor Merck's Hausthüre, um den um ihn verſammelten Mädchen „Genieaudienz“ zu geben. Nach allen Seiten hin wurden mit dem ganzen Freundſchaftsenthuſiasmus jener Tage Verbindungen angeknüpft, rheinabwärts beſonders mit dem Jacobi'ſchen Kreiſe in Pempelfort, der wie alle Welt alsbald von Göthe bezaubert war [12]). Die drolligſte Geniereiſe war aber wohl jene, welche im Sommer 1774 das „Weltkind“ Göthe mit den beiden „Propheten“ Lavater und Baſedow nach Ems und Koblenz machte. Lavater, dem der Glaube an den hiſtoriſchen Chriſtus Herzensſache war, mit Baſedow, dem pädagogiſchen Radicalreformer und enragirten Rationaliſten, welcher zu dem Dogma von der Trinität ſo zu ſagen im Verhältniß perſönlicher Feindſchaft ſtand, und mit Göthe, welcher damals an ſeinem Prometheus und ſeinem Fauſt dichtete, in einem Wagen auf einer gemeinſchaftlichen Vergnügungsreiſe begriffen — da haben wir einen der ſchönſten Contraſte einer contraſtvollen Epoche. Auf dieſer Reiſe hatte am Wirthstiſche des Gaſthofs zu den drei Reichskronen in Koblenz jene claſſiſche Szene ſtatt, welche uns Göthe in der kraftgenialen Manier beſchrieben hat, womit er ſeine zu jener Zeit vom Stapel gelaſſenen ſatiriſchen Brander „Götter, Helden und Wieland,“ „Pater Brei“ und „Satyros“ auftakelte. Im folgenden Jahre machte Göthe in Geſellſchaft der beiden Stolberge eine

Schweizerreiſe, die hauptſächlich Lavatern galt, welcher aber mit den gräflichen Brüdern, die ſich als vollſtändige Kraftgenies gebärdeten, ſeine liebe Noth haben mochte [13]). Göthe's Freundſchaftsgefühl für den Züricher Propheten währte ungeachtet der zudringlichen, auch an Göthe verſuchten Proſelytenmacherei des Letzteren bis zur italiſchen Reiſe des Dichters, welche ja überhaupt den großen Wendepunkt in ſeinen Anſchauungen ausmachte.

Inzwiſchen hatte im Februar 1774 die durch Knebel vermittelte Begegnung Göthe's in ſeiner Vaterſtadt mit dem Erbprinzen Karl Auguſt von Sachſen-Weimar und deſſen Bruder Conſtantin ſtattgefunden. Götz und Werther hatten auf den ſelbſt von einer vollen Ader von Kraftgenialität durchzogenen Erbprinzen, welcher damals ein ſiebzehnjähriger Jüngling war, mächtig gewirkt und die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Dichter wob zwiſchen dieſem und Karl Auguſt, der wirklich ein Fürſt, ein Vorderſter ſeiner Zeit und ſeiner Nation wurde, ein Band der Sympathie, welches nur der Tod zerreißen ſollte. Der Prinz hatte dem Geiſt des Jahrhunderts gemäß eine liberale Erziehung erhalten. Seine Mutter, die geiſt- und gemüthvolle Amalia von Braunſchweig, in ihrem ſiebzehnten Jahre mit dem Herzog Ernſt Auguſt von Weimar vermählt, war ſchon als Achtzehnjährige Wittwe geworden und hatte damit Pflichten übernommen, denen ſie ſo Genüge that, daß ſie in jenem edlen Document, ihrem Selbſtbekenntniß („Meine Gedanken") mit Recht ſagen durfte, die ſchönſte Frühlingszeit ihres Lebens ſei Nichts als Aufopferung für Andere geweſen. Klein von Statur, machten ihre ſpirituellen Züge, ihr graziöſer Gang, ihre Gewandtheit im mündlichen Ausdruck ſie zu einer angenehmen Erſcheinung. Mit warmem Blut, einem zärtlichen Herzen und einer lebhaften Phantaſie verband ſie eine große Lernbegierde. Als ſie 1762 Wieland zum Lehrer ihres Erſtgeborenen berufen hatte, ward ſie

Digitized by Google

ſelber noch ſeine Schülerin und lernte bei ihm Griechiſch, um den „Grazienſchlingel" des Alterthums, den Ariſtophanes, in der Urſprache leſen zu können. Dieſer Zug deutet ſchon auf ein heiteres Temperament, welchem nachgebend ſie auch wohl einem derberen Scherze nicht prüde aus dem Wege ging. Mit Papa Wieland ſtand ſie auf ſo freundſchaftlichem Fuße, daß der Freund in ſeinen älteren Jahren ſich's zuweilen herausgenommen habe, neben der Herzogin auf dem Sopha ſitzend ſein Mittagsſchläfchen zu halten.

Weimar war damals noch „mehr Dorf als Stadt," aber die Feſtſetzung Wieland's bezeichnet den Anfang der Entwicklung dieſer kleinen Reſidenz zur geiſtigen Metropole von Deutſchland, was ſie in Wahrheit lange Jahre geweſen iſt. Unlange nach Wieland kam Bertuch, der Ueberſetzer des Don Quixote, dann der feine, ehrenwerthe, tüchtig gebildete Knebel, als Erzieher des Prinzen Conſtantin berufen. Nahm man dazu noch den launigen Märchenerzähler Muſäus, Profeſſor am Gymnaſium, und die beiden Hofherren F. H. von Einſiedel und K. S. von Seckendorf, dieſer ein nicht verächtlicher Componiſt und Poet, jener ebenfalls in Muſik und Stegreifsdichtung gewandt und in ſeiner ſchwankhaften Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der „ami" par excellence, aber nicht, wie oft geſchehen iſt, mit ſeinem abenteuerlichen jüngeren Bruder zu verwechſeln [14]) — ſo hatte man ſchon Etwas, was einem „Weimarer Muſenhof" ähnlich ſah. Aber die wirkliche Eröffnung deſſelben datirt doch erſt von der Ankunft Göthe's. Im September 1775 trat Karl Auguſt die Regierung an. Im October führte er ſeine Braut heim, die Prinzeſſin Luiſe von Darmſtadt, ſah bei dieſer Gelegenheit Göthe abermals in Frankfurt und wiederholte demſelben die ſchon früher an den Dichter gerichtete Einladung an ſeinen Hof. Göthe, der in dem jungen Fürſten eine gleichgeſtimmte Natur gefunden, ergriff die gebotene Gelegenheit, von Frankfurt wegzukommen,

Digitized by Google

um so herzhafter, als die quälenden Nachwehen seines ebenso leidenschaftlichen als unerquicklichen Verhältnisses zu Lili (Elisabeth Schönemann) einen Wechsel des Ortes und der Umgebungen räthlich machten. Am 7. November langte er zu Weimar an, in der obligaten „Genietracht" — blauer Wertherfrack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, weiße Cannevasbeinkleider und Stulpenstiefeln — welche, weil der junge Herzog sie adoptirte, für eine Weile so zu sagen Weimarer Hoftracht wurde.

Die Erscheinung des von Genialität, Lebenslust, Liebenswürdigkeit und Muthwillen funkelnden Dichters, dessen hochwogende Seele in einem Leibe wohnte, welcher ihn zum schönsten Manne seiner Zeit machte, war eine unwiderstehlich siegreiche. Selbst der klarverständige Knebel berichtet, wie ein Stern sei Göthe am Weimarer Himmel aufgegangen. Wieland, der kurz zuvor von dem muthwilligen Dichter so herb satirisirte Wieland schrieb am 10. November an Fritz Jacobi: „Morgens um 5 Uhr ist Göthe in Weimar angelangt. O mein bestes Brüderchen, was soll ich dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, als ich beim Geheimerath von Kalb, wo er wohnt, am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß. Alles, was ich Ihnen nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging, jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthe wie ein Thautropfe von der Morgensonne." Dem jungen Fürsten ging in der Freundschaft mit Göthe, die so dauernd und für Beide so fruchtbar werden sollte, das Leben erst recht auf, um so mehr, da sich in dieser ersten Zeit zwischen ihm und seiner jungen Gemahlin kein recht gedeihliches Verhältniß, wie es später eintrat, gestalten wollte. Karl August war das, was Göthe eine „dämonische Natur" nannte. Er hat den fürstlichen Freund auch ausdrücklich als eine solche bezeichnet, d. h. als einen geborenen großen

Digitized by Google

Menſchen. Zwei weitere Ausſprüche Göthe's über den Herzog: „Er pflanzt und möcht' auch, daß es ſchon gewachſen wäre" — und: „Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm Nichts; hätte er ſich eines erringen, erjagen, erſtürmen können, das wäre ihm Etwas geweſen" — deuten an, wie ſich der Fürſt in der Jugend hatte und gebahrte. Der Sturm und Drang der Zeit war mächtig in ihm und er hat das Bacchanal der Kraftgenialität redlich mit durchgemacht. Aber er war auch eine edle Natur, ein wahrhaft guter Menſch, der es ſich angelegen ſein ließ, alles Rechte und Schöne nach Kräften zu fördern. Jenes bekannte Epigramm, worin Göthe erklärt hat, es wäre „ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſein," wenn alle deutſche Fürſten ſeinem Herzog glichen, iſt wahrlich keine höfiſche Schmeichelei, ſondern, Alles zuſammengenommen, ein verdientes Lob geweſen. Der Ruhm Karl Auguſt's beruht keineswegs allein darauf, daß ſein Name mit größten unſerer Kulturgeſchichte als der eines Helfers und Freundes unzertrennlich verknüpft iſt, nein, es muß auch geſagt werden, daß er ein rechter und treuer Patriot, daß er wie der freiſinnigſte ſo auch, im höchſten und weiteſten Sinne des Wortes, der menſchlichſte Fürſt geweſen iſt, welchen Deutſchland je gehabt hat [15]). Seine Gemahlin Luiſe nimmt in dem Ehrenkranz deutſcher Frauen für immer eine vortretende Stelle ein. Gegen die Ausſchreitungen der Geniewirthſchaft am Hofe, welche in die erſten Jahre ihrer Ehe fiel, bildete die Herzogin ein wohlthätiges Gegengewicht, indem ſie auf ihre Würde hielt und darauf beſtand, daß wenigſtens in ihrer nächſten Umgebung gewiſſe Gränzen eingehalten würden. Temperament und Gewöhnung verliehen ihr eine Haltung, welche kalt und ſtolz erſcheinen konnte; aber ihr Herz war voll Edelmuth, und wie groß ſie dachte, trat herrlich zu Tage, als ſie in der furchtbaren Trübſal, welche 1806 nach der Schlacht bei Jena über ihr Haus und über das Land hereinbrach, dem zornſprühenden Welteroberer gegenüber den ganzen Heroismus einer ſchönſten

Weiblichkeit entfaltete und dem rückſichtsloſen Deſpoten Hochachtung vor einer deutſchen Frau und Fürſtin abzwang.

Eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter Perſönlichkeiten, Männer und Frauen, ſtand zu dem kleinen Weimarer Hof, als Göthe an demſelben erſchien, in bleibender oder gaſtfreundlicher Beziehung. Schon im October 1776 kam Herder, auf Göthe's Betreiben als Oberhofprediger und Generalſuperintendent vom Herzog berufen. Zu den ſchon früher namhaft gemachten Hofherren von Geiſt gehörte auch der Kammerherr von Wedel, Karl Auguſt's Jugendgeſpiel und treuer Jagdgenoß. Mit Dalberg, dem kurmainziſchen Statthalter in Erfurt, mit den Prinzen Auguſt von Gotha und Adolf von Barchfeld, mit dem Fürſten Franz von Deſſau wurden lebhafte Verbindungen unterhalten. Von Frauen, die zum Hofkreiſe gehörten, ſeien die witzige Thusnelda von Göchhauſen genannt, das in alle Schwänke der Kraftgenies mit guter Laune eingehende Hoffräulein der Herzogin Amalia, dann die Kammerpräſidentin Kalb, die Gräfin Werther, Luiſe von Imhof, die „kleine" Schardt, und Charlotte von Stein, Gemahlin des Oberſtallmeiſters, zehn Jahre hindurch die große Flamme Göthe's, für welchen die anmuthige Frau, obgleich nie eigentlich ſchön und über die Jugendfriſche ſchon hinaus, in dem Tumult der „luſtigen Weimarer Zeit" ein rechter Leitſtern wurde. Auch Corona Schröter, die ſchöne Sängerin, muß hier noch genannt werden, welche in den theatraliſchen Spielen des Hofes voranſtand und in Göthe's Bruſt ein altes Liebesfeuer neu entfachte. Auf die früheren Genoſſen Göthe's mußte die große Neuigkeit von dem Glück, welches der Wolfgang am Weimarer Hofe gemacht, ſehr anziehend wirken. Lenz kam, meldete Göthen ſeine Ankunft mit den Worten: „Der lahme Kranich iſt angekommen und ſucht, wohin er ſeinen Fuß ſetze," wurde gaſtlich aufgenommen und machte „Affenſtreiche" und „Eſeleien", bis man ihn fortſchaffen mußte. Dann erſchien Klinger und las ſeine

titaniſtrenden Trauerſpiele vor, bis Göthe davonlief mit den Worten: „Das halte der Teufel aus!“ Ein noch ſonderbarlicherer Gaſt war der Schweizer Kaufmann, von dem der wunderſüchtige Lavater ſagte: „Er kann, was er will“ — der aber in Wahrheit Nichts konnte als die Kraftgenialität zur höchſten Potenz der Extravaganz und Unverſchämtheit erheben. Göthe machte ihn unſanft „abfahren“, worauf er nach Deſſau ging, um am dortigen Hofe den Rouſſeau'ſchen Naturſohn zu ſpielen. Bei der Anweſenheit der Brüder Stolberg, die noch im vollen Saft ihrer phantaſtiſchen Jugendlichkeit ſtanden, wurde teutoniſch gezecht und wurden ſonſt allerhand geniale Kraftſtücke ausgeführt. Später nahm auf wiederholte Einladungen hin Merck „ſeinen Rappen zwiſchen die Beine“ und that eine Fahrt nach Hofe. Er gefiel den Weimarer Fürſtlichkeiten und Notabilitäten ſehr, ſoll aber, wenn Falk treu berichtet hat, das höfiſche Genietreiben Göthe's mit nicht ſehr günſtigen Augen angeſehen und gemurrt haben: „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuſchranzen und zu ſcherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles Eins iſt, ſich von ihnen hudeln zu laſſen! Gibt es denn nichts Beſſeres für ihn zu thun?“

Aber der kraftgeniale Moſt wollte und mußte ausgähren. Dieſen Gährungsprozeß weiter im Einzelnſten zu verfolgen, iſt hier nicht ſtatthaft. Wildluſtig und ungefüge genug that ſich mitunter die vom Herzog ganz offen und von der Herzogin Mutter unter der Hand begünſtigte Geniewirthſchaft auf. Es mag Etwas von Böttiger'ſchem Klatſch in der Ueberlieferung ſein, daß Göthe, wenn ihn der dämoniſche Drang erfaßte, ſich mit aufgelöſtem Haar mänadiſch auf dem Boden gewälzt habe, daß der Dichter und ſein herzoglicher Dutzbruder oft ſtundenlang auf den Marktplatz der Stadt ſich geſtellt hätten, um mit „abſcheulich großen“ Parforcekarbatſchen mit einander um die Wette zu knallen, daß das ſtudentiſche „Schießen“ von den Originalgenies im

größten Styl betrieben worden ſei und Anderes der Art mehr. Aber ſo ganz unwahrſcheinlich iſt das Alles keineswegs, denn Göthe ſelbſt ſchrieb (5. Jan. und 8. März 1776) an Merck: „Ich treib's hier freilich toll genug. Wir machen Teufelszeug" — und Wieland meldet Demſelben (26. Jan. 1776): „Göthe lebt und regiert und wüthet und gibt Regenwetter und Sonnenſchein tour à tour, comme vous savez, und macht uns Alle glücklich, er mache, was er will." Göthe, ein Virtuos in allen körperlichen, wie in ſo vielen geiſtigen Uebungen — er führte unter Anderm auch das Schlittſchuhlaufen in Weimar ein — hat zwar in dem kraftgenialen Tumult, deſſen Mittelpunkt er war, ſein edleres Selbſt nie verloren, aber doch war er immer mit dabei, wo es galt, „die beſtialiſche Natur zu brutaliſiren," nicht ſelten bis zum Uebermaß. „Wir waren oft ſehr nahe am Halsbrechen," erzählt er ſelbſt. „Auf Parforcejagden über Hecken und Gräben und durch Flüſſe, bergauf, bergab, Tage lang ſich abzuarbeiten und dann Nachts bei einem Feuer im Walde zu campiren, das war nach des Herzogs Sinn." Die Luſtſchlöſſer Belvedere, Ettersburg und Tiefurt, dann die Umgebungen von Stützerbach, Ilmenau, Dornburg, Lauchſtädt waren die Schauplätze des poetiſchen Zigeunertreibens, wobei natürlich tüchtig poculirt und nicht weniger „gemiſelt" d. h. geliebelt wurde, denn die Mädchen hießen in dem kraftgenialen Rothwelſch „Miſels". Das vergrößernde Gerücht, d. h. eine von neidiſchem Uebelwollen aufgeſtachelte Klatſchſucht ließ es nicht fehlen, die geniewirthſchaftlichen Vorkommniſſe ins Ungeheuerliche auszumalen und ſo konnte Zimmermann aus Hannover an Herder die lächerlichen Worte ſchreiben, er habe aus Weimar eine Menge Dinge vernommen, bei denen ſich „alle ſeine Haare ſenkrecht in die Höhe gerichtet hätten." Das eben war das Eigenthümliche der Weimarer Kraftgenialität, daß durch die Unbändigkeit, ja durch die mitunterlaufende Rohheit derſelben, wie Göthe in dem

Gedicht „Ilmenau" ſagt, immer wieder edle Sitte durchſchlug. War man des Treibens und Hetzens und „Wüthens" in Feld und Wald und Gebirge müde, ſo griff man daheim zum Komödienſpiel, der Herzensfreude der Herzogin Amalia. Weimar hatte damals noch kein ſtehendes Theater und nur eine Komödiantenbande unter Bellomo's Direction ging ab und zu. In der eigentlichen Genieperiode aber ward bei Hof ein Privattheater eingerichtet, auf welchem die Fürſtlichkeiten und die Hofleute ſelber die Rollen übernahmen. Göthe war Dirigent, Theaterdichter und Schauſpieler zugleich. Der Apparat war ſehr einfach und die Koſten unbedeutend. Muthwilligſte Neckerei hatte dabei freilich nicht ſelten offenen Raum. So wurde in einer tollkomiſchen, von Göthe gedichteten, von Seckendorf componirten Oper, „die geflickte Braut", nachmals zum „Triumph der Empfindſamkeit" abgeſchwächt, dem bei der Aufführung zu Ettersburg anweſenden Papa Wieland vermittelſt einer Parodie ſeiner „Alceſte" ſo arg mitgeſpielt, daß er im Zorne davonlief. Aber auch Göthe's Iphigenie in ihrer erſten Geſtalt kam am 6. April 1779 auf dem fürſtlichen Privattheater zuerſt zur Aufführung und man möchte ſagen, daß mit der Erſcheinung dieſer edlen Dichtung die kraftgenialiſche Atmoſphäre Weimars ſich zu klären und zu reinigen begonnen habe.

Den Abſchluß des Kraftgenieweſens bildete die Geniereiſe, welche der Herzog im Herbſt 1779 mit Göthe und Wedel zu Pferde — wie das übrigens damals noch eine ſehr gewöhnliche Reiſeart für Männer war — in die Schweiz unternahm. Bei der Zurückkunft nach Weimar trug der Herr Geheimerath, welcher jedoch nach Wieland's Zeugniß (an Merck, Juli 1776) „ſchon lange vorher und von dem Augenblick an, wo er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, mit aller ziemlichen Weltklugheit ſich aufgeführt hatte," — bordirte Weſten und Staatsröcke und trat auch äußerlich mit dem ganzen Miniſter-

aplomb auf. Er mochte bemerkt haben, daß ſich das „Regiment“ denn doch nicht ſo im Spaße führen laſſe, und auch „das nahe an ſtille Wuth gränzende odium Vaticinianum“ gegen den beneideten Günſtling konnte ihm nicht entgangen ſein. Er warf ſich jetzt mit allem Ernſt in die Geſchäfte, aber er fühlte und ſagte, daß er „eigentlich zum Schriftſteller geboren“ und demnach die Zeit, welche er dieſem ſeinem wahren Beruf entzöge, eine verlorene ſei. Auch der fürſtliche Freund machte ihm Sorge; beſonders wirkte des Herzogs leidenſchaftliche Neigung fürs Militär vielfach ſtörend und verwirrend. Der Ueberdruß des Dichters am Hofleben ging um dieſe Zeit bis zu hypochondriſcher Verſtimmung. Damals ſchrieb er an Frau von Stein: „Die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen“ — und das Mißfallen an der Gegenwart verdüſterte ihm auch die Erinnerung an die Vergangenheit, beſonders an die kraftgeniale, ſo ſehr, daß er nur noch mit Widerwillen, ja mit Reue auf dieſelbe zurückblicken mochte. Karl Auguſt ſeinerſeits, jünger und leichtblütiger als der Freund, war von der Gravität und „Taciturnität“ ſeines Herrn Kammerpräſidenten Anfangs nicht ſehr erbaut und meinte auch ſpäter noch, es ſei „gar poſſierlich, wie der Menſch gar ſo feierlich werde.“ Er ſelbſt, der Herzog, gehörte zu den glücklichen Sterblichen, die an Geiſt und Gemüth nicht altern. Er hat ſich den ſtudentiſchen Humor ſeiner Jugend bis zuletzt bewahrt und es iſt ergötzlich, zu hören, wie der Fürſt dem ceremoniös gewordenen Jugendfreunde gegenüber mit kraftgenialiſch-ungenirter Redeweiſe herausging [16]).

Aber es lag in der Natur der Sache, daß eine Epiſode, wie die Sturm- und Drangperiode im deutſchen Kulturleben war, nicht von langer Dauer ſein konnte. Je heftiger die An- und Aufſpannung der Gemüther geweſen, um ſo raſcher mußte ſie nachlaſſen, um ſo mehr, da das deutſche Staatsleben nicht danach angethan war, dem Thatendrang einer kraftgenialen Jugend ent-

Digitized by Google

gegenzukommen. Die deutſche Geniezeit, in welcher auch Schiller's Erſcheinung wurzelt, iſt eines der Vorſpiele der großen Umwälzungen geweſen, die ſich am Ausgang des Jahrhunderts vollzogen. Der Saus und Braus der Kraftgenialität glich den Aequinoctialſtürmen, welche den Frühling ankündigen. Es brach auch wirklich in jenen Tagen für Deutſchland ein neuer Geiſtesfrühling an. Und nicht nur Das. Denn wenn auch die neue Literatur als ihr nächſtes Ziel nur die Souverainetät der Kunſt im Auge hielt, ſo war ſie doch zugleich voll befruchtender Anregungen für die Weiterentwicklung des politiſchen und ſozialen Lebens unſeres Landes. Wer die Zuſtände der deutſchen Geſellſchaft in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts näher kennt, wird nicht beſtreiten wollen, daß es ſchon ein Stück ſozialer Revolution war, wenn der Dichter des Götz und Werther mit einem deutſchen Herzog auf Du und Du ſtand.

Fünftes Kapitel.

Die Räuber.

Eine vergoldete Pille und eine eitle Berechnung. — Schiller lieſt im Bopſerwald ſeinen Freunden die Räuber vor. — Entſtehungsgeſchichte dieſer Tragödie. — Ihr Charakter. — Melancholie und Arbeit. — Die Diſſertation. — Schiller diſputirt. — Ein fataler Revers. — Regimentsmedicus ohne Degenquaſte mit 18 Gulden monatlich bei Augé's Grenadieren.

„Ich muß geſtehen," äußerte Herzog Karl am 13. November 1779 gegen den Intendanten ſeiner Akademie, — „ich muß geſtehen, der Eleve Schiller hat in ſeiner Diſſertation viel Schönes geſagt und beſonders viel Feuer gezeigt. Eben deßwegen aber und weilen ſolches wirklich noch zu ſtark iſt, denke ich, kann die Diſſertation noch nicht öffentlich in die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm [17]) ſein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelſt ſein

Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, ſo daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu ſein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann.“

Dieſe Entſcheidung des herzoglichen Cenſors war ein dicker Cenſurſtrich kreuz und quer durch eine Hoffnung, welcher ſich der Eleve Schiller das ganze Jahr her überlaſſen hatte. Von dem brennenden Wunſch getrieben, endlich aus der akademiſchen Kaſerne loszukommen, hatte er ſich in dieſer Zeit den nöthigen Zwang angethan, um mit Fleiß und Beharrlichkeit ſeinem Brotſtudium obzuliegen. Nicht ohne Erfolg; denn über ein Thema aus ihrer Fachwiſſenſchaft eine Abhandlung einzureichen, waren die Akademiſten erſt dann ermächtigt, wann ſie ihren Lehrern hiezu befähigt genug vorkamen. Erſchienen dieſe Abhandlungen den beurtheilenden Fachmännern und in letzter Inſtanz dem Großpädagogarchen, dem Herzog, der Veröffentlichung durch den Druck würdig, ſo galt die Erziehung der Verfaſſer für vollendet und die Stunde der Erlöſung aus der Akademie hatte geſchlagen. Schiller's Probeſchrift vom Jahr 1779 führte den Titel „Philoſophie der Phyſiologie“ und er hatte ſich in dieſer deutſch entworfenen, dann lateiniſch ausgeführten Diſſertation vorgeſetzt, das leibliche und das ſeeliſche Leben, ſowie die Wechſelbeziehungen beider im Menſchen zu betrachten und darzulegen, was, den übriggebliebenen Bruchſtücken nach zu urtheilen, in einer Weiſe geſchah, welche zeigt, daß der Jüngling ſchon hier aus den Schranken handwerksmäßiger Anſchauungen zu philoſophiſcher Durchdringung der Naturgeſetze vorzuſchreiten ſtrebte. Weil vollends dieſer Verſuch mit etlichen kraftgenialen Ausfällen auf anerkannte Autoritäten gewürzt war, ſo langte Schiller mit ſeiner Abhandlung etwas unſanft an den mediziniſchen Zopf ſeines Lehrers und jetzigen Beurtheilers Klein, welcher zwar den „guten und auffallenden Seelenkräften und dem Alles durchſuchenden Geiſt“ des jungen Mannes Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber zugleich — und aller-

Digitized by Google

dings nicht ganz mit Unrecht — verlangte, daß derſelbe erſt noch die „jugendlichen Gährungen" überwinde, bevor er von der Schule losgeſprochen werde. Demzufolge entſchied der Herzog in der angegebenen Weiſe. Ob der Herr Intendant, indem er dem jungen Mann dieſe Entſcheidung mittheilte, denſelben auch die Vergoldung der Pille, nämlich die Meinung des Herzogs, daß Schiller dereinſt gewiß ein „recht großes Subjectum" werden könne, ſehen ließ, vermag ich nicht zu ſagen. Aber gewiß iſt wohl, daß der Fürſt, als er jenes Wort ſprach, nicht geahnt hat, in welchem Umfange daſſelbe ein prophetiſches ſei.

Alſo das „zu ſtarke" Feuer Schiller's ſollte vermittelſt der Verlängerung ſeines akademiſchen Curſes um ein Jahr „noch ein wenig gedämpft werden." Eitle Berechnungen der Menſchen! Gerade dieſes Jahr verlängerten Zwanges blies das Feuer zur ſturm- und drangvollen Lohe an. Gerade dieſes Jahr übte auf den Vulkan in der jungen Dichterbruſt einen ſolchen Druck, daß er um ſo heftiger aufkochte, überſchäumte und einen wildprächtigen Lavaſtrom auswarf: — „Die Räuber."

In der Morgenfrühe eines ſchönen Sommerſonntags — ſo will eine durchaus glaubwürdige Ueberlieferung, die ſich aber nach Art mündlicher Traditionen um genaue Angabe des Tages leider nicht bekümmert hat — war die Diviſion, bei welcher Schiller und mehrere ſeiner Freunde ſtanden, unter Führung ihres Hauptmanns zu einem ordonnanzmäßigen Spaziergang ausgerückt. Der Zug ging die alte Weinſteige hinauf zu dem Wald, welcher noch jetzt, freilich vielgelichtet, die Bopſerhöhe krönt. Hier gab's ein Gemunkel unter der Schiller umgebenden Gruppe — Hoven, Heideloff, Dannecker, Kapf, Schlotterbeck — und während die Andern auf dem Wege nach Birkach zu vorwärts gingen, ſchlugen ſich die ſechs Freunde einzeln und verſtohlen ſeitwärts in den Wald. An einer heimeligen Stelle machten ſie Halt und lagerten ſich auf das Moos, mit Ausnahme Schiller's, welcher, an den

Digitized by Google

Stamm einer Fichte gelehnt, ein zerknittertes, vielfach um- und durchgearbeitetes Manuſcript aus der Bruſttaſche ſeiner Uniform zog. Es war ſein Trauerſpiel, das er bei dieſer dem Reglement der Anſtalt abgeliſteten Gelegenheit den Freunden im Zuſammenhange vorleſen wollte. Der Vortrag des Dichters war Anfangs ruhig und gehalten, als er aber zu der Stelle in der fünften Szene des vierten Actes kam, wo Karl Moor ſeinen todtgeglaubten Vater in dem Thurmkerker wiederfindet, ſteigerte ſich der Ausdruck des Vorleſers ſo ſehr, daß die Freunde über die Großartigkeit der Dichtung und die Leidenſchaftlichkeit der Declamation in Erſtaunen, ja in Beſtürzung geriethen, um dann in lauteſte Beifallsbezeugungen auszubrechen.

Ich wage nicht zu entſcheiden, ob dieſe Szene, von welcher Heideloff als Augen- und Ohrenzeuge eine Skizze entworfen hat und welche nachmals von Dramatikern und Künſtlern mit künſtleriſcher Freiheit reproducirt wurde, in das Jahr 1779 oder aber in das folgende zu ſetzen ſei, glaube aber, das letztere Datum ſei vorzuziehen. Die Räuber wurden nämlich anerkannter Maßen während des letzten Jahres von Schiller's Aufenthalt in der Akademie im Weſentlichen vollendet und konnten kaum vor dem Sommer 1780 ſo weit vorgerückt ſein, wie die berührte Vorleſung ſchließen läßt. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß aus ſchon beregten Urſachen der jugendliche Dichter gerade im Jahre 1780 in der rechten Räuberdichtungsſtimmung ſich befinden mußte. Doch ſoll damit keineswegs beſtritten werden, daß die Anfänge der epochemachenden Tragödie von früher datiren können und wirklich datiren. Sie reichen in Wahrheit in das Jahr 1777 zurück. Schiller's Genius war nie ſo geartet, daß er in einem Wurfe ein Werk fertig brachte. Er arbeitete langſam, immer vor-, wieder zurück- und abermals vorſchreitend, ſein Dichten war kein improviſatoriſches. Außerdem verwehrte ja ſchon die peinlich ſtrenge Tagesordnung der Akademie jede Möglichkeit,

ein ſolches Stück in einem Zuge oder auch nur in unbedeutenden Zwiſchenräumen zu ſchreiben. Jede darauf verwandte halbe oder ganze Stunde war eine der akademiſchen Haus- und Studienordnung förmlich abgeſtohlene und es liegt hierin ſchon ein Erklärungsgrund, und zwar kein unbedeutender, von der bis zum wilden Grimm vorgehenden Gewaltſamkeit des Gedichts. Man denke ſich einen jungen Titanen, welcher, mit Spiegelberg zu reden, „unter der milzſüchtigen Laune eines gebieteriſchen Corporals" zu leiden hat, d. h. einem ſchnüffelnäſigen Nieß die Augenblicke ablauern muß, wo er ſeine Geliebte, die Muſe, küſſen kann, und man wird ſich über den Ungeſtüm dieſer Küſſe nicht eben verwundern.

Es iſt ſeines Ortes erwähnt worden, wie frühzeitig ſchon der junge Schiller mit dramatiſchen und zwar mit tragiſchen Entwürfen ſich getragen habe. Erſt in einer viel ſpäteren Zeit ſeines Lebens, damals, als der Wallenſtein entſtand, kam es ihm zu klarem Bewußtſein, daß er geboren, ein Tragöde zu ſein. Doch mußte den Jüngling ſchon die Bekanntſchaft mit Shakſpeare entſchiedener auf ſeine Beſtimmung hinleiten und dann gaben die theatraliſchen Spiele, denen wir in der Akademie begegneten, für die Entwicklung ſeines dramatiſchen Hanges auch äußerliche Anregungen ab. Sein Freund Heideloff, angehender Maler und Architekt, wurde noch als Zögling der Militär-Akademie von dem Herzog bei Zurüſtung höfiſcher Feſte vielfach als Decorateur verwendet und hatte ſich bei ſolchen Anläſſen beſonders auch Kenntniß der Bühnentechnik erworben. Er war demzufolge bei den dramatiſchen Darſtellungen in der Akademie ſelbſt der eigentliche Schöpfer und Lenker des ſzeniſchen Apparats und ermunterte einerſeits, um über die nöthigen Prologe, Epiloge u. dgl. m. verfügen zu können, den Freund zur theatraliſchen Gelegenheitsdichterei, andererſeits zur Uebernahme von Rollen. Das Letztere war freilich ein Fehlgriff, denn wenn je ein Menſch nicht zum

Schauſpieler geboren wurde, ſo wär es Schiller. Aber die Beſchäftigung mit der Bühne befruchtete den eigenſten Trieb der jungen Dichterſeele und verlangend ſah er ſich nach einem Stoff um, aus welchem ſich ein Drama bilden ließe. Freund Hoven machte ihn auf die Geſchichte von zwei feindlichen Brüdern aufmerkſam, welche in Haug's Schwäbiſchem Magazin ſtand und wahrſcheinlich von Schubart herrührte. Dieſes Thema ergriff der Dichter und begann es dramatiſch zu formen. Aber die Ausführung ſchritt langſam vor. In aller Heimlichkeit ward hier ein Monolog, dort eine Szene zu Papier gebracht. Es klingt ſagenhaft, darf jedoch auf das Zeugniß von Schiller's trefflicher Schweſter Chriſtophine hin als volle Wahrheit angenommen werden, daß der Dichter zuweilen ein Unwohlſein fingirte, um im Krankenſaal der Akademie über die reglementariſche Abendſtunde hinaus die Vergünſtigung einer Lampe zu genießen, deren Schein einen Theil der Räuber entſtehen ſah. Kam dann der viſitirende Aufſeher, ſo fuhr das Manuſcript unter bereitliegende mediziniſche Bücher, und wenn, wie nicht ſelten geſchah, der Herzog ſelbſt die Runde machte, mochte er das ſpätnächtliche Aufſitzen des Eleven Schiller bei ſcheinbar fachwiſſenſchaftlichen Studien nicht ungnädig vermerken.

So entſtanden bis zum Schluß des Jahres 1780 allmälig die Räuber. Da ich aber, wie ſchon im Vorwort zu meinem Buch erklärt worden, keine Aeſthetik der Werke Schiller's, ſondern die Geſchichte ſeines Lebens ſchreibe, mag der Leſer weder hier noch weiterhin lange Abhandlungen über die erſteren erwarten. Zu meinem Zwecke reicht es aus, die Bedingungen und Verhältniſſe anzugeben, unter welchen Schiller's Werke geſchaffen wurden, und hervorzuheben, was ſie wollten und wie ſie wirkten. Was die Räuber angeht, ſo war das Stück ſeinem Gehalt wie ſeiner Form nach ein Product der Sturm- und Drangzeit, eine glänzendſte Offenbarung der Kraftgenialität, welche hier unter

Digitized by Google

dem Druck äußerer Umstände zur ganzen Energie ihres Ausdrucks sich erhob. Die Aeußerung Karl Moor's in der zweiten Szene des ersten Acts, daß das Gesetz noch keinen großen Mann gebildet habe, aber die Freiheit Kolosse ausbrüte, enthält das ganze Drama im Keim. Die Räuber waren also ein Fehdebrief, ein wilder Kriegsruf gegen das Gesetz, d. h. gegen die gesellschaftliche Convenienz, und wie sich der Geist des Stückes zornvoll gegen diese aufbäumt, so wirft auch die Sprache alle Schranken des conventionellen Anstands revolutionär vor sich nieder. Das geht so weit, daß man deutlich merkt, der Dichter habe sich der bei Studenten der Medizin häufig vorkommenden Gewohnheit, mit physiologischen Cynismen förmlich Parade zu machen, nicht entschlagen können oder wollen. Die Freiheit, die er verlangt und anstrebt, ist im Grunde eine so inhalts- und ziellose, daß sie aus der Luft Rousseau'scher Abstractionen mit Nothwendigkeit in den Schmutz des Räuberlebens herabfallen muß. Positiv ist in der Tragödie nur der unbändige Veränderungstrieb einer Jugend, welcher es in der eigenen Haut zu enge geworden war. Alles Uebrige ist abstract und so sind auch die Personen, obgleich Schiller in den Figuren seiner Bande verschiedene seiner Mitzöglinge zu portraitiren versucht hat. Lebenswirklichkeit muß man in dem Stücke nicht suchen: was für eine Schemengestalt ist z. B. Amalia! Aber freilich, als Göthe die Maria und Elisabeth im Götz, die Lotte im Werther zeichnete, standen ihm schon die realen Züge zu Gebote, welche er an Gretchen, Aennchen, Friederike und Charlotte erfahren hatte. Was wußte dagegen Schiller, als er die Räuber schrieb, von den Frauen? Nichts. Was von der Welt überhaupt? Nur, was im Plutarch und Rousseau stand, denn den Shakspeare hat er selbstgeständlich erst viel später verstanden. Die Charaktere in den Räubern sind daher keine Menschen, sondern nur Abstractionen himmelhoher Tugenden oder höllentiefer Laster, wie eben der ins Ungeheuerliche vergrößernde

und zugleich verzerrende Hohlspiegel sie zeigt, in welchem eine geniale und unerfahrene Jugend die Welt zu sehen leicht sich verführen läßt. Schiller, als Verfasser der Räuber, wird, scheint mir, vortrefflich charakterisirt, wenn man auf ihn anwendet, was Jean Paul von einem seiner Jünglinge sagt: — „Dieser Heros, in der Karthause und mehr unter der Vorwelt als Mitwelt aufgewachsen, legte an Alles antediluvianische Riesenellen.“ Wie Jedermann weiß, hat der Dichter in späterer Zeit keineswegs mit väterlicher Zärtlichkeit auf seinen wilden Erstling zurückgesehen, ja er hat die Räubertragödie schon vier Jahre nach ihrer Vollendung als ein „Ungeheuer“ verdammt. Er ist dabei mit jener ganzen Strenge gegen sich selbst verfahren, welche nicht der geringste adliche Vorzug eines Mannes gewesen ist, dessen Muse das Gewissen war. Aber, wie mir scheint und wie es auch einem so feinen und gegen Schiller keineswegs freundlich gesinnten Kenner wie Ludwig Tieck schien, nicht ganz mit Recht. Denn auch abgesehen davon, daß die Räuber ein unvergängliches Document der Stimmung ihrer Entstehungszeit sind, und abgesehen von der ungeheuren Wirkung, die sie gethan, kann diese Tragödie die Züge einer ursprünglichen Kraft und Größe aufweisen, wie sie der Dichter später kaum je wieder erreicht und jedenfalls nicht übertroffen hat. Wer jemals aus dem Munde eines bedeutenden Darstellers den Traum Franz Moor's vom Weltgericht vernommen hat (Act 5, Sz. 1), der wird gestehen müssen, daß hier eine Region des Erhabenen erreicht ist, welche selbst ein Aeschylos, ein Dante und Shakspeare nur in glücklichsten Momenten erreichen.

Die düstere, gewaltsam aufgereckte Phantasiewelt der Räuber, in welcher der junge Dichter während der Jahre 1779 — 80 lebte und webte, muß tiefe Schatten in sein Gemüth geworfen haben. Wir finden ihn um diese Zeit in einer trüben, lebensüberdrüssigen, fast verzweifelnden Stimmung [18]). Aber es ist nichts Ungewöhnliches, daß begabte Naturen in Jünglingsjahren einer solchen

vorübergehenden Muthloſigkeit verfallen, vollends bei widerwärtigen äußeren Verhältniſſen. So ein jugendlicher Himmelsſtürmer bildet ſich ein, mit der Convenienz Fangball ſpielen, mit des „Reimes Hammer" die ſpröde Wirklichkeit in Trümmer ſchlagen zu können. Stößt dann der idealiſtiſche Wolkenwandler recht hart mit den realen Zuſtänden zuſammen, ſo verfällt er zeitweilig jenem Welt- und Lebensekel, welcher ja auch den jungen Göthe, der doch ſchon als ſolcher ſo ziemlich praktiſch mit der Wirklichkeit ſich abzufinden wußte, eigenem Geſtändniß zufolge mit dem ſelbſtmörderiſchen Dolche ſpielen ließ. Zum Glück kennen die „melancholiſchen Jacques" von achtzehn bis zwanzig Jahren die Welt noch nicht hinlänglich, um aus dem Spiele Ernſt zu machen. Schiller übrigens fand gegen trübe Gedanken ſchon damals ein heilſames Gegengewicht in der „Beſchäftigung, die nie ermattet." Er wandte ſich mit neuem Eifer dem Studium des Alterthums zu, als ob er das Bedürfniß fühlte, das ſturm- und drangvolle Chaos, aus welchem Karl Moor hervorging, wenigſtens auf Stunden mit dem klaren Himmel und dem goldenen Sonnenlicht der antiken Poeſie zu vertauſchen. Wahrſcheinlich angeregt durch die eben erſchienenen Geſänge von Bürger's metriſcher Verdeutſchung des Homer, verſuchte er wie zur Vorübung auf eine ſpätere Arbeit Bruchſtücke aus Virgil's Aeneis in Hexametern zu übertragen. Aus mehr innerlichem Drang entſprang um dieſelbe Zeit, veranlaßt durch den Tod von Hoven's in der Akademie geſtorbenem jüngeren Bruder, die Elegie „eine Leichenphantaſie", eines der wenigen Jugendgedichte, welche Schiller ſpäter der Aufnahme in ſeine Gedichtſammlung würdig erachtete.

Inzwiſchen war die Zeit herangekommen, den im vorigen Jahre mißlungenen Verſuch zu wiederholen. Behufs der Entlaſſung aus der Akademie mußte eine neue Diſſertation verfaßt werden. Unſer Candidat der Medizin wählte als Thema: „Der große Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner

Digitized by Google

geiſtigen.“ Es wurde gebilligt, aber unter der Bedingung, daß Schiller daneben noch eine lateiniſche Abhandlung De differentia febrium inflammatoriarum et putridarum ſchreibe, was denn auch beiläufig und obenhin geſchah. Mit viel mehr Ernſt und Eifer wurde das ſelbſtgewählte Thema angefaßt und ausgeführt. Es mußte einen ſtrebſamen Geiſt anziehen, welcher am Secirtiſch, das Skalpell in der Hand, oft genug dem geheimnißvollen Punkte nachgeſpürt haben mochte, wo animaliſches und ſpirituelles Leben ſich berühren. Man wird es ganz in der Ordnung finden, daß ein junger Mediziner in ſeiner Abhandlung die Sinnlichkeit zur Baſis aller menſchlichen Thätigkeit machte, aber bemerkenswerth war das immerhin für den künftigen großen Repräſentanten des Idealismus. Der Poet verleugnete ſich übrigens auch in dieſer Arbeit nicht, indem zur Erhärtung phyſiologiſcher und pſychologiſcher Sätze mit Vorliebe Dichter citirt wurden, z. B. Shakſpeare. Recht ergötzlich aber mußte es dem Candidaten vorkommen, ſeine Herren Cenſoren ein Bißchen zu myſtifiziren. Er hatte nämlich den Freunden verſprochen, eine Stelle aus den Räubern in die Diſſertation einzuſchmuggeln, und er hielt Wort, indem er ſein Werk unter dem fingirten Titel: „Life of Moor, tragedy by Krake“, citirte. Noch mehr, es kam in der Abhandlung auch eine ganz beſtimmte Hindeutung vor, daß Schiller ſchon damals einen zweiten tragiſchen Stoff ins Auge gefaßt hatte, den Fiesco. Die von Amtswegen beſtellten Beurtheiler der Abhandlung zollten dem Verfaſſer das Lob, er habe ſein Thema „mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftſteller ſchicklich benutzt, ſondern auch ſelbſten über die Materie gedacht.“ Die Diſſertation wurde demgemäß gedruckt. Schiller hatte ſie dem Herzog zugeeignet und am Schluſſe der Widmung geſagt: „Dieſe Blätter ſeien dem Stifter meines Glückes geheiligt: aber die Nachſicht des Vaters beſchütze dieſen ſchwachen Verſuch vor den gerechten Forderungen des Fürſten“ —

Worte, die ſich in der Feder, welche ſo eben die Räuber niedergeſchrieben hatte, ziemlich ſonderbar ausnehmen.

Dem Reglement gemäß ſollte der Candidat ſeine Diſſertation in öffentlicher Diſputation vertheidigen und war das auch auf dem Titelblatt des urſprünglichen Druckes in Ausſicht geſtellt. Da aber das ausführliche Prüfungsprogramm der Akademie für 1780 einer ſolchen Diſputation nicht erwähnt, ſo ſcheint es, die Ceremonie ſei dem Dichter erlaſſen worden. Dagegen wiſſen wir aus einer der lauterſten und wichtigſten Quellen der Jugendgeſchichte Schiller's, daß dieſer bei der in Rede ſtehenden Jahresprüfung, wenn nicht in eigener Sache, ſo doch als Opponent gegen einen Profeſſor in lateiniſcher Sprache diſputirend aufgetreten iſt. In den Reihen des zahlreich bei dieſer Feierlichkeit anweſenden Publikums ſtand, ſchüchterner Neugierde voll, ein junger Tonkünſtler, beſtimmt, in der trübſten Periode von des Dichters Leben dieſem als treueſter Freund ſich zu bewähren. Der Jüngling wußte bis dahin Nichts von Schiller und kannte nicht einmal deſſen Namen. Aber während der Dichter dem Profeſſor opponirte, machte die Erſcheinung deſſelben — die röthlichen Haare, die gegen einander ſich neigenden Knie, das ſchnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft ſprach, das öftere Lächeln während des Sprechens, beſonders aber die ſchön geformte Naſe und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer ſehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete — einen unauslöſchlichen Eindruck auf den jungen Muſiker. Als die Diſputation zu Ende und die von Zöglingen der Akademie aufgeführte Feſtcantate verklungen war, ſchloß er ſich dem Zug in den großen Speiſeſaal an und bemerkte hier, daß Herzog Karl ſich huldvoll mit Schiller unterhielt, den Arm auf deſſen Stuhl lehnte und in dieſer Stellung lange mit ihm ſprach; wie auch, daß Schiller gegen ſeinen Fürſten daſſelbe Lächeln, daſſelbe Augenblinzeln behielt wie vorhin gegen den Profeſſor.

Digitized by Google

Hiemit war des Dichters Lehrzeit in der Militär-Akademie beſchloſſen. Aber indem ſich Ende Dezembers 1780 die Pforten der Anſtalt endlich zum Austritt vor ihm aufthaten, führten ſie den jungen Mann keineswegs in die erſehnte Freiheit. Es gab da ein fatales Document, einen Revers, welchen der Hauptmann Schiller und ſeine Frau am 23. September 1774 unterzeichnet hatten. Kraft dieſes Reverſes war der Dichter — wie alle unentgeldlich in der Militär-Akademie erzogenen Jünglinge — verpflichtet, „ſich gänzlich den Dienſten des herzogl. würtembergiſchen Hauſes zu widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigſte Erlaubniß nicht daraus zu treten.“ Geſtützt hierauf, geruhte der Herzog, das Gängelband militäriſcher Subordination, an welches der Dichter bisher gebunden geweſen war, nicht zu löſen, ſondern nur etwas zu verlängern. Mit andern Worten, Schiller wurde bei dem nach ſeinem Commandanten, dem General Augé, genannten und in Stuttgart garniſonirenden Grenadierregiment, welches bei der Verwahrloſung, in die das Militärweſen gefallen, aus dritthalbhundert nicht ſo faſt Soldaten als vielmehr Invaliden beſtand, die in jämmerlich geflickten Uniformen und gelegentlich bettelnd durch die Straßen ſchlichen, als Regimentsarzt ohne Porte d'épée — eine herbe Demüthigung für den Jünglingsſtolz — angeſtellt mit einer Monatsgage von — 18 Reichsgulden. Das war kein ermuthigender Anfang, um ſo weniger, da der junge Mann die mediziniſche Praxis von vorneherein mit Abneigung betrachtete. Gewiß, es muß eine Stunde bitterer Enttäuſchung für Herrn Johann Kaſpar und Frau Eliſabeth geweſen ſein, als der neugebackene Regimentsmedicus ſein Patent nach der Solitude brachte. Hatte nicht der Herzog den Eltern für ihren Sohn, als er dieſen willkürlich der gewünſchten theologiſchen Laufbahn entriß, eine „ſehr gute Verſorgung“ in Ausſicht geſtellt? Und jetzt — „Feldſcherer“ ohne Degenquaſte, d. h. ohne Offiziersrang, mit 216 Gulden jährlich, ſchon damals in Stuttgart zu viel

zum Sterben und nicht genug zum Leben, — nicht ganz 36 Kreuzer täglich, eine „sehr gute Versorgung" in der That! Als nach der berührten akademischen Feierlichkeit der Herzog, traulich auf Schiller's Stuhl gelehnt, sich so lange und gnädig mit dem jungen Manne unterhalten hatte, konnte dieser denken, er habe doch wohl nicht ohne Grund in der Widmung seiner Dissertation den Fürsten den „Stifter seines Glücks" genannt. Jetzt, aus dem knappzugemessenen Urlaub von der Solitude nach der Residenz zurückgehend, mochte er, die bestürzten Mienen der Seinigen noch vor Augen, mit Bitterkeit empfinden, daß Herzog Karl eine eigenthümliche Methode habe, die Leute glücklich zu machen.

Sechstes Kapitel.

Der Regimentsmedicus.

Auf dem Kleinen Graben. — Die Vischerin. — Eine Junggesellenwirthschaft. — Portrait des Dichters. — Tracht und Pracht eines herzogl. würtembergischen Feldscherers. — Der Most gährt. — Frau von Wolzogen. — Emetica und Aesthetica. — Die Räuber gedruckt. — Wirkung. — Anknüpfung mit Dalberg. — Ein Theatercoup auf dem Asperg. — Ein Freund. — Dramaturgische Leiden. — Heimliche Reise nach Mannheim.

Von der Königsstraße, heute der Hauptpulsader der Stadt und Residenz Stuttgart, führen mehrere enge Gassen nach dem Marktplatz hinunter. An der südöstlichen Ecke desselben läuft die schmale Marktstraße auf eine Brücke zu, welche hier über die Partie honteuse der Residenz, über den Nesenbach gelegt ist. Wenn du, statt die Brücke zu überschreiten, dich zur Rechten hinaufwendest, so befindest du dich in der Eberhardsstraße, welche zwischen dem an die Hirschgasse angelehnten Häusergewirre auf der einen und der Hauptstädterstraße auf der andern Seite mitten inneliegt. Hier, auf dem Kleinen Graben, denn so hieß die Eberhardsstraße damals, besaß der mehrerwähnte Professor Haug zwei Häuser. Das eine bewohnte er, im andern hatte er sich sein Auditorium

eingerichtet und die hievon nicht in Anſpruch genommenen Räume an die Frau Luiſe Dorothea Viſcher, Wittwe eines Hauptmanns, vermiethet. Die Viſcherin, wie ſie auf gut ſchwäbiſch hieß, war eine magere Blondine von dreißig oder doch „ſtark neunundzwanzig" Jahren, ohne körperliche Vorzüge, man hätte denn ihre ſchmachtenden blaßblauen Augen für einen ſolchen gelten laſſen wollen. Aber ſie war eine gutherzige Frau, ein „Bißle" muſikaliſch und mehr als ein „Bißle" ſchwärmeriſch. Sie muß für Männer, namentlich für junge und unerfahrene, nicht ohne Anziehungskraft geweſen ſein; denn noch 1783 hatte ſie mit einem jungen Edelmann aus Wien, welcher auf der Karlsſchule ſtudirte, ein Abenteuer, das in eine förmliche Entführung auslief. Die Hauptmannswittwe, Mutter von zwei Kindern, befand ſich in ökonomiſchen Verhältniſſen, welche es räthlich machten, die entbehrlichen Räume ihrer Wohnung ihrerſeits wieder zu vermiethen, und das geſchah auch mit einem nicht ſehr großen Parterrezimmer, welches zwei Kameraden von der Akademie her, der Lieutenant im Gablenz'ſchen Infanterieregiment Franz Joſeph Kapf und der Regimentsmedicus Friedrich Schiller, gemeinſchaftlich bezogen.

Es war da eine nichts weniger als elegante Junggeſellenwirthſchaft etablirt. Ein großer Tiſch, zwei Bänke, ein Kleiderrechen an der Wand, in einem höhlenartigen Alkoven zwei Feldbetten, in einer Ecke ein Magazin von rohen Kartoffeln, nebſt leeren Bouteillen, Tellern, Tabakspfeifen, — das war die Ausſtattung des gewöhnlich von einer ſchweren Tabaksatmoſphäre gedrückten Raumes. Der gute Scharffenſtein — nach ſeinem Austritt aus der Akademie ebenfalls Lieutenant im Regiment Gablenz — als er ſich ſpäter dieſes Parterrezimmer ins Gedächtniß zurückrief, nahm keinen Anſtand, auf daſſelbe die reſpectswidrige Bezeichnung „Loch" anzuwenden. Zu dieſer Wohnung paßte dann recht gut die groteske Figur des in einer geflickten Uniform ſteckenden Fourierſchützen Kronenbitter, welchen Schiller aus den Soldaten ſeines Regiments

zu ſeinem „Kerl", will ſagen Aufwärter, ausgewählt hatte und welcher, ein echtſchwäbiſcher „Latſche", halb aus Dummheit halb aus Schelmerei allerlei Störung und Verwirrung in dem ärmlichen Haushalt anrichtete.

Aber die Erſcheinung des Herrn Regimentsmedicus ſelbſt ſpielte nicht wenig ins Groteske. Mit durchaus nicht ſchmeichelndem, aber markigem Pinſel hat Scharffenſtein das Portrait des Dichters aus jener Zeit entworfen. Es zeigt uns, daß Schiller von „langer, gerader Statur war, gewölbter Bruſt, langgeſpalten, langarmig, ſehr langhalſig. Seine Stirne war breit, die Naſe dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel hervorſpringend, ſehr gebogen und ſpitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen (blauen?) Augen inclinirten ſich bei der Naſenwurzel mehr zuſammen. Dieſe Partie hatte ſehr viel Ausdruck und etwas Pathetiſches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es ſchien aber, wenn Schiller mit Gefühl ſprach, als wenn Begeiſterung ihr dieſe Richtung gegeben hätte, und ſie drückte ſehr viel Energie aus; das Kinn war ſtark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken beſäet; die Augenlider waren meiſtens inflammirt, das buſchige Haupthaar roth von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geiſtermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energiſches, auch in der Ruhe, und war ganz affectvolle Sprache, wenn Schiller declamirte." Der Zeichner fügt hinzu, Schiller habe damals etwas Steifes und nicht die mindeſte Eleganz in ſeiner Tournüre gehabt. Aber, gerechter Himmel, wie hätte ſich auch irgend ein Menſch elegant gehaben können in dem reglementariſchen Regimentsmedicusgehäuſe, in welchem der arme Junge ſteckte? Scharffenſtein ſah den Freund, als ſich dieſer zuerſt auf der Parade bei ſeinem Chef zu Dienſt meldete, alſo zum erſten Mal in voller Tracht und Pracht ſeiner Charge aufmarſchirte, —

Digitized by Google

„eingepreßt in die Uniform nach altem preußiſchen Schnitt, die bei den Regimentsfeldſcherern noch extra ſteif und abgeſchmackt war; drei von Gips ſtarrende Rollen, welche Locken vorſtellten, an jeder Seite des Geſichts, während der kleine Militärhut kaum den Kopfwirbel bedeckte, in deſſen Gegend ein langer und dicker Zopf gepflanzt war, und eine roßhaarene Binde den langen Hals einzwängte.“ Das Merkwürdigſte aber war das Fußwerk, denn vermöge des den Kamaſchen unterlegten Filzes waren die Beine des Regimentsmedicus „wie zwei Cylinder und von einem größeren Diameter, als die in knappe Hoſen eingepreßten Schenkel,“ und da er in den ſchrecklichen, „ohnehin mit Schuhwichſe ſehr befleckten“ — (o „Kerl“ Kronenbitter!) — Kamaſchen die Kniee nicht recht biegen konnte, ſo bewegte er ſich „wie ein Storch.“

Das gewährte freilich kein ſo poetiſches Bild wie Göthe, im idealen griechiſchen Gewand auf dem herzoglichen Liebhabertheater zu Weimar ſeinen Oreſt darſtellend. Indeſſen haftete das Caricaturmäßige nur an dem Amtshabit Schiller's, nicht an ſeiner Perſönlichkeit, deren Aeußeres ſich noch dazu mit den Jahren vortheilhaft veränderte. Da er beim Austritt aus der Akademie die nicht gewöhnliche Höhe von ſechs Fuß drei Zoll erreicht hatte, ſo iſt anzunehmen, daß er ſchon damals völlig ausgewachſen war. In männlichen Jahren nahm dann ſeine Naſe entſchieden die adlermäßige Form an, ſein Teint wurde rein und klar, die Entzündung wich von ſeinen Augenlidern, die Sommerſproſſen verſchwanden von ſeinen Wangen, die Farbe der Haare milderte ſich zum Goldblond. Bei aller Liebenswürdigkeit ſeines Benehmens, welches Alle, die ihm nähertraten, empfanden und anerkannten, muß in reiferen Jahren ſeine Haltung eine imponirende geweſen ſein. Göthe bezeugt dies. Als am 18. Januar 1825 das Geſpräch zwiſchen ihm, Eckermann und Riemer auf Schiller kam und Riemer bemerkte, der Bau ſeiner Glieder, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen ſei ſtolz, nur die Augen wären ſanft ge-

Digitized by Google

weſen, da ſagte Göthe: „Ja, alles Uebrige an ihm war ſtolz und großartig, aber ſeine Augen waren ſanft.“

Ein Kreis alter lieber Freunde ſchloß ſich um den angehenden Regimentsmedicus. Da waren, wie ſchon erwähnt wurde, Kapf und Scharffenſtein und da waren auch die Akademiegenoſſen Peterſen und Reichenbach, beide an der herzoglichen Bibliothek angeſtellt. Von Ludwigsburg herein, wo er als Waiſenhausarzt fungirte, kam Hoven, ſo oft es ſich machen ließ, und von den Fildern herab Schiller's Jugendgeſpiel aus der Lorcher Zeit, Conz, welcher jetzt nach durchlaufener Studienbahn droben in Vaihingen Vicarius geworden. Das Parterrezimmer auf dem Kleinen Graben war oft der Schauplatz heiterſter Sympoſien, deren materielle Hauptbeſtandtheile „Knackwurſt“ und ſelbſtbereiteter Kartoffelſalat ausmachten. Denn dieſe jungen Leute beſaßen viel Humor, einen vortrefflichen Appetit, desgleichen einen ſtudentiſchen Durſt und wenig Geld. Aber ſie waren jung, lebensluſtig und alle mehr oder weniger genialiſch geſtimmt, kraftgenialiſch nämlich. Und bei allen konnte der in der Akademie durch ſtrenge Disciplin niedergehaltene jugendliche Muth und Uebermuth jetzt erſt ausſchlagen. Da ſchlug er denn wohl auch mitunter tüchtig über die Stränge. Es wurde gezecht, geraucht, geſpielt und geliebelt. Drüben in der Hauptſtädterſtraße befand ſich das Wirthshaus zum Ochſen, ſo ein echtſchwäbiſch-gemüthliches Wirthshaus, das ſich vortrefflich zur „Geniesherberge“ eignete. Da ging es, an Winterabenden bei der Manille, zur Sommerszeit auf der Kegelbahn, in Sprache und Gebahren kraftgenialiſch her[19]). Man mußte doch auch einmal burſchicos leben. Wenn der Peterſen den Kameraden einen Abſchnitt aus dem „ſtupend gelehrten“ Buch „Ueber die Nationalneigung der Deutſchen zum Trunke,“ an welchem er damals ſchrieb, zum Beſten gab, ſo wirkte das ſo ſympathetiſch, daß man es bei einem Schoppen nicht bewenden laſſen konnte, ſondern dem zweiten der dritte und dieſem wohl

auch ein vierter folgte; und wenn der Kapf, der Don Juan der Tafelrunde, mit ſeinen neueſten Eroberungen pralte, ſo konnte man ſich doch wohl nicht enthalten, das ſchlanke Kellermädchen zu haſchen und die Friſche ſeiner Wangen und Lippen küſſend zu proben. Es geht nun einmal ſo zu in der jungen Welt. Zudem war Stuttgart zu Herzog Karl's Zeiten eine „gefährliche" Stadt. Die moraliſche Anſchauung der Bevölkerung war eine ſo lare, daß man nur zu geneigt ſein mochte, zu den Ausſchreitungen der Jugend ein Auge oder gar beide zuzudrücken. Es iſt nicht zu verſchweigen, daß dieſe unlautere Atmoſphäre auch auf Schiller nicht ganz ohne Wirkung blieb. Einzelnheiten anzugeben vermögen wir freilich nicht, aber ſelbſt eine ſo discrete und zartfühlende Lebensbeſchreiberin, wie Karoline von Wolzogen war, hat ſich nicht enthalten können, anzudeuten, daß „Sinnentaumel" und „jugendliche Thorheit" nach ſo lang entbehrter Freiheit auch auf den Regimentsmedicus ihre Macht geübt und „Finanzverlegenheiten" zur natürlichen Folge gehabt hätten. Ein heilſames Gegengewicht zu den reſidenzlichen Verlockungen bildete indeſſen die Nähe von Schiller's Familie. Wo das ſtrenge Kopfſchütteln des Vaters nicht wirkte, da wirkte eine „im weichen Liebeston" Seitens der Mutter angebrachte Warnung um ſo ſicherer. Die Solitude blieb auch, ſo oft ein kurzer Urlaub zu erlangen war — ohne einen ſolchen durfte der Regimentsmedicus die Stadt nicht verlaſſen — das Lieblingsziel der Ausflüge Schiller's und ſeiner Freunde, wenn ſie, wie Scharffenſtein erzählt, „einen guten Tag haben wollten; denn was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und ſeine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!" Der General ging an dieſer Stelle ſeiner Jugenderinnerungen nicht vorüber, ohne der guten Frau Eliſabeth ein Ehrenmal aufzurichten. „Nie — ſagt er — habe ich ein beſſeres Mutterherz, ein häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt, als die Mutter Schiller's war."

Digitized by Google

Zu dem sänftigenden Einfluß, welchen eine solche Mutter auf den brausenden Jüngling üben mußte, kam der einer mütterlichen Freundin, welche Schiller um diese Zeit in Frau Wilhelmine von Wolzogen gewann. Sie war die Gattin des Freiherrn Ernst Ludwig von Wolzogen, aber schon seit 1774 verwittwet. Der Freiherr hatte seiner Wittwe die Sorge für fünf Kinder und dazu nur die im Rhöngebirge gelegenen beiden kleinen Waldgüter Bauerbach und Oberharles hinterlassen. Sie brachte 1775 ihren ältesten Sohn Wilhelm in die Militär-Akademie nach Stuttgart, in welcher dann auch die drei übrigen Söhne erzogen wurden. Die beiden älteren Brüder Wolzogen waren in dieser Anstalt Schiller's Commilitonen gewesen, aber, etwas jünger als er und einer andern Lehrabtheilung angehörend, wenig mit ihm in Berührung gekommen. Wilhelm von Wolzogen konnte damals noch nicht ahnen, daß er mit dem Dichter später in so nahe verwandtschaftliche Beziehungen treten würde; aber angezogen von dem steigenden Dichterruf Schiller's, welcher in der Akademie ein öffentliches Geheimniß war, empfahl er den aus der Anstalt getretenen Mitzögling an seine Mutter, welche von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort Bauerbach häufig zu längerem Verweilen nach Stuttgart kam, um ihren Söhnen näher zu sein. Frau von Wolzogen bildet mit jenen Kreis auserwählter Frauen, welche unsern großen Geistern des vorigen Jahrhunderts in Freundschaft nahegetreten sind und wohlthätig auf sie eingewirkt haben. Für Schiller war die Bekanntschaft mit dieser Dame ein großer Gewinn. Denn er konnte im Umgang mit ihr, die eine lebhafte Theilnahme für das Gute und Schöne mit seltener Herzensgüte und geselliger Anmuth verband, edlere Sitten kennen lernen als in der Geniesherberge zum Ochsen im Schwange gingen. Der freundlich Empfangene schloß sich innig an die treffliche Frau an, brachte sie auch nach der Solitude hinauf und stiftete zwischen ihr und den Seinigen eine treue Freundschaft. Ebenso führte

er die Hauptmännin Vischer bei Frau von Wolzogen ein, und daß die Letztere dies nicht nur geschehen ließ, sondern auch zu der Vischer in ein freundschaftliches Verhältniß trat, beweist, daß der Ruf der Hauptmännin damals noch ein unversehrter gewesen sein muß. Eine dritte Freundin gewann Schiller in Ludovike Reichenbach, einem hoch und rein gestimmten, künstlerisch begabten Mädchen, welches mit Schwester Christophine befreundet war und es dem Dichter für das ganze Leben wurde.

Im Umgange mit seinen Freunden und Freundinnen vergaß der Regimentsmedicus gerne die Widerwärtigkeiten seines Amtes. Dieses war keine Sinecure, denn, wie schon erwähnt worden, gehörten die 240 Augé'schen Grenadiere so ziemlich in die Classe der Invaliden. Da machte denn der Lazarethdienst unserem Dichter nicht wenig zu schaffen. Er scheint aber bei seinen Curen sehr kraftgenialisch zu Werke gegangen zu sein, denn sein medizinischer Vorgesetzter, der Leibmedicus Elwert, hatte wiederholte Veranlassung, gegen allzu drastische Experimente des jungen Heilkünstlers einzuschreiten. Das verräucherte Gebälke der Gaststube zum Ochsen hat gewiß manche tolle Schnurre mitangehört, welche der sarkastische Petersen im Kreise der Genossen über Schiller's ärztliches Gebahren losließ. Und der Regimentsmedicus selbst stand nicht an, die Sache vom Standpunkt des Humors anzusehen. In einer Selbstkritik der Räuber, welche er nach dem Erscheinen des Stückes anonym in das Würtembergische Repertorium einrücken ließ, spöttelte er: „Der Verfasser der Räuber soll ein Arzt bei einem Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, macht es dem Scharfsinne seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Cur übergeben.“ Die Wahrheit ist, Schiller liebte seinen amtlichen Beruf nicht. Eine Zeit lang suchte er sich darüber zu täuschen, indem er meinte, nur der praktischen Seite

der Arzneiwiſſenſchaft vermöge er keinen Geſchmack abzugewinnen, und ſo trug er ſich jetzt und auch ſpäter noch mit dem Plane, die theoretiſche Seite der Heilkunſt zu cultiviren, um als Dozent derſelben aufzutreten. Aber jetzt wie ſpäter iſt es bei dem Vorhaben geblieben. Das Schickſal hat nicht gewollt, daß Schiller etwas Anderes werde als eben er ſelbſt, Schiller [20]).

Im Anfang zwar machte er gute Miene zum böſen Spiele, und wenn er vorſchriftsmäßig Morgens zur Kaſerne, dann von da nach dem Lazareth und von dort zur Wachtparade „ſtorchte", ſo tröſtete ihn auf dieſen Gängen die Ausſicht auf einen mehr oder weniger burſchicoſen Abend im Ochſen. Allein auf die Länge konnte das Genügen an dem eintönigen Lauf eines zwiſchen Emeticaverſchreiben, Rapportabſtatten und „gemüthlichem Kneipen" verſtreichenden Lebens nicht vorhalten. Es iſt nicht Jedem gegeben, ſich zu beſcheiden, in dem zur Abſpielung trivialer Weiſen conſtruirten Drehorgelwerk des Lebens ein kleines, unbeachtetes Stiftchen vorzuſtellen. Das Licht will leuchten: das iſt ſeine Natur und ſein Recht. Außerdem waren 36 Kreuzer täglich auch kein Einkommen, auf deſſen Vermehrung man nicht bedacht zu ſein brauchte. Ach, jenes bittere Wort eines engliſchen Poeten auf einen armen Bruder in Apoll paßt nur allzu gut auch auf Schiller. Auch er hätte nur allzu oft ſagen können: Muſe, dein Name iſt Armuth! Freilich, der Einfall, zur Verbeſſerung ſeiner Finanzen ein Schriftſteller, ein deutſcher Schriftſteller zu werden, wäre unverzeihlich, wenn nicht einem Jüngling von einundzwanzig Jahren, der noch dazu ein Dichter war, wunderlichſte Einfälle zugute gehalten werden müßten.

Eines Abends — der Tag mochte für den Herrn Regimentsmedicus ein beſonders verdrießlicher geweſen ſein — flüchtete Schiller in die böhmiſchen Wälder, d. h. er nahm das Manuſcript der Räuber wieder vor, um es noch einmal durchzuarbeiten. Denn das Stück ſollte gedruckt werden, das war beſchloſſen und

die Freunde billigten von Herzen dieſen Beſchluß. Abel und Peterſen legten auf Spaziergängen dem Dichter freilich ans Herz, an dem Gedicht noch dieſe und jene einſchneidendere Veränderung vorzunehmen, und nach ſeiner ihm ſchon damals zur Gewohnheit gewordenen Art, in Betreff ſeiner Arbeiten das Für und Wider gerne mit Freunden durchzuſprechen, was ſo ſehr gegen die Weiſe Göthe's war, nahm er die gemachten Einwürfe wohlwollend auf; allein viel Beachtung hat er denſelben doch nicht geſchenkt und durfte das auch nicht, wenn die Originalität des Werkes nicht darunter leiden ſollte. Endlich war es druckfertig und es fehlte nur noch ein Verleger — wahrlich keine Kleinigkeit! Hatte doch auch Göthe für ſeinen Götz keinen gefunden und dieſes Drama auf eigene Koſten drucken laſſen müſſen. In Stuttgart wollte ſich kein Buchhändler zu dem Wagniß verſtehen und Schiller trug deßhalb ſeinem Freunde Peterſen, welcher gerade auf einem Ausflug nach dem Rhein begriffen war, brieflich auf, dort herum anzuklopfen. „Höre, Kerl, — ſchloß der Brief — wenn's reüſſirt! Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf ſchänken laſſen.“ Mit dem Burgunder hatte es aber gute Weile, denn Peterſen fand auch auswärts keinen Verleger, obgleich Schiller erklärt hatte, mit einem Honorar von 50 Gulden ſich begnügen zu wollen. Nun blieb dem Dichter nur übrig, ſein Werk auf eigene Rechnung drucken zu laſſen; aber der obſcure Buchdrucker, an welchen ſich Schiller zu dieſem Behufe wandte, hatte die obſcure Idee, die Druckkoſten ſofort baar in Händen haben zu wollen, und die Kaſſe des Regimentsmedicus befand ſich natürlich in dem gewohnheitsmäßigen Zuſtande der Leere. Die Bürgſchaft eines Freundes ermöglichte es dem Dichter, die nöthige Summe aufzunehmen, und die Räuber gingen unter die Preſſe.

Während des Druckes ſandte Schiller die Aushängebogen an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan nach Mannheim,

welcher ſich als Freund und Förderer der Poeſie, insbeſondere der dramatiſchen, einen Namen gemacht hatte. Herr Schwan war gebildet genug, den Genius des Dichters ſofort zu erkennen, und Schiller ſeinerſeits fühlte ſo ſehr das Richtige mancher Bemerkung und Ausſtellung des Mannes, daß er mehr als eine grelle Stelle des Stückes noch geſchwind änderte und namentlich die Vorrede ganz unterdrückte, indem er dieſelbe durch eine neue erſetzte. Der briefliche Verkehr mit Schwan hatte aber noch eine wichtigere Folge. Der Hofkammerrath lief nämlich, wie er am 11. Auguſt 1781 dem Dichter ſchrieb, mit den Aushängebogen der Räuber ſogleich zu dem Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, welcher das Mannheimer Theater als Intendant leitete, las demſelben die dramatiſche Novität „brühwarm" vor und veranlaßte den Freiherrn, mit dem Dichter wegen Umarbeitung des Stückes Behufs der Darſtellung auf der Mannheimer Bühne in Unterhandlung zu treten — ein Ereigniß von äußerſter Wichtigkeit in Schiller's Leben, welches damit eine entſcheidende Wendung nahm.

Inzwiſchen erſchien im Hochſommer 1781 die erſte Ausgabe der Räuber, und zwar ohne den Namen des Verfaſſers, welcher demnach das ganz beſtimmte Bewußtſein hatte, daß die Veröffentlichung ſeiner Tragödie ihn mit ſeiner Stellung als Diener des Herzogs von Würtemberg in ſchroffen Widerſpruch ſetzen mußte. Die Wirkung war die eines furchtbar prächtigen Meteors, deſſen Erſcheinung nur um ſo mehr überraſchte, als es aus der ſeit einem Jahrzehent ſehr ſtill und eintönig gewordenen Stuttgarter Atmoſphäre plötzlich emporſtieg. Damals gab es in Deutſchland noch literariſche „Ereigniſſe" und die Räuber wurden ſofort als ein ſolches anerkannt, in Liebe und Haß; denn während das Stück die Jugend elektriſirte, in den Brennſtoff, welchen die Sturm- und Drangzeit in den jungen Herzen aufgehäuft, wie ein zündender Blitz einſchlagend, verurſachte es den Anhängern

des Bestehenden, den Nutznießern der alten Ordnungen und Satzungen Grauen und Furcht. Wäre zu jener Zeit das „rothe Gespenst" schon erfunden gewesen, gewiß, man hätte es in den Räubern drohend spuken sehen. Und in Wahrheit, das Gedicht war eine Drohung. Wie ein Schrei bacchantischen Zerstörungsjubels scholl es in eine abgelebte Gesellschaft herein, welche sich widerstrebend zu einer weltgeschichtlichen Häutung anschickte. Der poetische Instinkt hatte die richtige Witterung der ungeheuren Erschütterungen, welche Europa bevorstanden; aber erst als sie da waren, anerkannte man die Richtigkeit der Vorahnung. Doch nein, man hütete sich wohl, so gerecht zu sein, und zog es vor, in den Symptomen, womit die Katastrophe sich angekündigt hatte, die Ursachen von dieser zu sehen und zu hassen. So jener Fürst, von dem Göthe, wie er Eckermann mittheilte, in Karlsbad das Wort vernahm: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriffe, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in diesem Augenblicke vorausgesehen, daß Schiller's Räuber darin würden geschrieben werden, — ich hätte die Welt nicht erschaffen!"

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß auch beim Erscheinen des Stückes schon mißbilligende Stimmen laut wurden; zunächst jedoch nur von ästhetischer und moralischer Seite her. Allein die Mißbilligung vermochte gegen den Beifallssturm gar nicht aufzukommen. Freilich äußerte sich dieser mitunter kaum weniger unverständig als jene und überhaupt ist meines Wissens zu jener Zeit nur eine einzige Kritik der Räuber erschienen, welche diesen Namen verdiente. Ich meine die, welche in der Erfurtischen gelehrten Zeitung vom 24. Juli 1781 stand. Hier war Lob und Tadel mit Verstand und Sachkenntniß motivirt und die außerordentliche Bedeutung des Gedichtes namentlich dadurch anerkannt, daß von dem Verfasser gesagt wurde: „Haben wir je einen deutschen Shakspeare zu erwarten, so ist es dieser!" Ein solcher Ausspruch, noch dazu offenbar von einem competenten

Richter abgegeben, mußte dem zweiundzwanzigjährigen Regimentsmedicus nicht wenig wohlthun und es steht zu vermuthen, daß er Sorge getragen, das Erfurter Blatt auch nach der Solitude hinaufgelangen zu lassen. Galt es doch, dort droben die residenzlichen Klatschbasereien zu paralysiren, wie sie von „guten Freunden" hinsichtlich des Eindrucks, welchen das „erschreckliche Theaterstück" in Stuttgart hervorgebracht, sicherlich den Eltern des Dichters zugetragen wurden. Der Name des Verfassers war natürlich in Aller Mund und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß auch der Herzog frühzeitig von der Autorschaft seines Regimentsmedicus unterrichtet wurde. Sei es nun, daß der Fürst Anfangs die Sache leicht nahm, sei es gar, daß sich sein Stolz geschmeichelt fühlte, einen Dichter, der mit seinem ersten Wurf so großes Aufsehen erregte, aus der Karlsschule hervorgegangen zu sehen, — genug, es mußten noch anderweitige Umstände hinzukommen, bevor Karl sich bewogen fand, als gestrenger Censor einzuschreiten.

Vor der Hand mochte sich der Dichter unbehelligt in den Stralen seines jungen Ruhmes sonnen, welche ja kräftig genug waren, selbst ein so steinernes Herz zu erwärmen, wie es der General Rieger, Commandant auf Hohenasperg, in der Brust trug. Dieser Mann, dessen Schicksale Schiller später in seiner Novelle „Spiel des Schicksals" beschrieben hat, war aus dem Glanz der Günstlingsschaft plötzlich in das Dunkel eines unterirdischen Kerkers auf Hohentwiel hinabgeschleudert worden. Nach mehrjähriger, wohl am würtemberger Land, nicht aber an dessen Herzog verdienter Haft war er in die Verbannung gewandert, dann von Karl zurückgerufen und als Befehlshaber auf den Asperg gesetzt worden, wo er namentlich als Kerkermeister Schubart's eine traurige Berühmtheit erlangte. Die furchtbare Prüfung, welche er erfahren, hatte Rieger's Herzenshärte nicht gemildert, wohl aber seine Phantasie in die Irrgänge pietistischer Schwärmerei hineingelenkt und mit dieser amalgamirte sich wun-

derlichſt die Laune, den Schöngeiſt zu ſpielen. Was damals, aus dieſer Rieger'ſchen Laune reſultirend, auf dem Aſperg geſchah, gehört, will mir ſcheinen, nicht zu den am wenigſten merkwürdigen Charakterzügen des Jahrhunderts. Rieger commandirte die Beſatzung abwechſelnd zum Exerciren, zum Gaſſenlaufen, zur Gottesfurcht, zum Komödienſpiel und zum Ballet. Ja, die armen Teufel von Soldaten mußten auf Rieger's Commando ſingen, ſpringen, tanzen und ſchauſpielen. Eine Bühne ward etablirt und Schubart commandirt, für das Repertoire zu ſorgen. Selbſt der Hof, den Herzog an der Spitze, beehrte die Vorſtellungen dann und wann mit ſeiner Gegenwart. Hoven kam mehrmals von Ludwigsburg herauf, ſich das Ding mitanzuſehen, und was er da hörte, war ſeltſam genug. So wurde am Geburtsfeſt des Commandanten ein Schauſpiel aufgeführt, deſſen von Schubart — gewiß unter heimlichem Zähneknirſchen — gedichteter Prolog mit den Worten anhob: „Edler Rieger!" Der edle Rieger ſtand alsbald auf, klatſchte entzückt und ſchrie: Da capo! worauf der Prolog abermals: „Edler Rieger!" Uebrigens that der frömmelnde und ſchöngeiſtelnde General nur nach, was ſein herzoglicher Gebieter ihm vorthat. Auch dieſen mußte der unglückliche Poet in befohlenen Prologen und Feſtgedichten überſchwänglich loben und preiſen, — zur nämlichen Zeit, wo der Grimm des Gefangenen in einem unſterblichen Fluche ſich entlud, betitelt „die Fürſtengruft". Als Hoven erſt über das Erſtaunen hinaus war, den General von dieſem ſelbſt commandirte und ihm ins Geſicht abgeleierte Schmeicheleien beklatſchen zu ſehen, ſtach ihn der Schalk und er klatſchte aus Leibeskräften mit. Dadurch wurde Rieger auf den jungen Mann „von ſo feinem Geſchmack" aufmerkſam und nach gemachter Bekanntſchaft forderte er Hoven auf, doch auch einmal deſſen Freund, den Verfaſſer der Räuber, mit auf den Aſperg zu bringen. Als Hoven zugeſagt, bereitete der Herr General einen Theatercoup vor. Schubart ward commandirt,

Digitized by Google

eine Rezenſion über die Räuber zu ſchreiben, und als dann Hoven eines Tages mit Schiller heraufkam, ſtellte der Commandant den Letzteren unter dem Namen eines Dr. Fiſcher dem gefangenen Dichter vor und lenkte baldmöglichſt das Geſpräch auf die Räuber. Der angebliche Dr. Fiſcher bemerkte, er kenne den Verfaſſer der Tragödie genau, und wünſchte Schubart's Urtheil über dieſelbe zu hören. Das war das Stichwort für den General, welcher ſofort ſeinen Gefangenen aufforderte, ſeine Kritik vorzuleſen. Nachdem dieſes geſchehen, äußerte Schubart, er möchte wohl den Dichter der Räuber perſönlich kennen lernen. Nun Rieger, dem Gefangenen auf die Schulter klopfend: „Ihr Wunſch iſt erfüllt. Hier ſteht er vor Ihnen!“ Iſt's möglich? rief Schubart enthuſiaſtiſch, fiel dem Dichter um den Hals, küßte ihn und brach in Thränen aus.

Wenn die Bekanntſchaft mit dem armen Gefangenen des Aſpergs in dem Regimentsmedicus nur ſchmerzliche Gefühle erregen konnte, ſo mußte ihm dagegen eine andere, um dieſelbe Zeit ihm nahegetretene Perſönlichkeit freundlichſte Eindrücke bereiten. Ein junger Muſiker, Andreas Streicher, 1761 zu Stuttgart geboren, ſo ein echtes, gutes, treues Schwabenherz, hatte mit Begeiſterung die Räuber geleſen und ein Freund erfüllte ſeinen Wunſch, ihn mit dem Dichter perſönlich bekannt zu machen. Mit Ueberraſchung erkannte er in dieſem den Jüngling wieder, deſſen Erſcheinung etwa anderthalb Jahre früher bei Gelegenheit der Prüfungsfeierlichkeiten in der Akademie ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr erregt hatte. Streicher hat dieſe erſte Zuſammenkunft mit Schiller treu im Gedächtniß bewahrt. Er hatte ſich den Dichter der Räuber als einen heftigen jungen Mann vorgeſtellt, deſſen Feuer in Sprache und Gebahren alle Augenblicke in Ungebundenheit ausſchweifen müſſe. Er fand ſich angenehm enttäuſcht. Das ſeelenvollſte, anſpruchloſeſte Geſicht lächelte dem Kommenden entgegen. Beſcheiden ablehnend wurde

die ſchmeichelhafte Anrede des jungen Künſtlers erwidert. Im Geſpräche nicht ein Wort, welches das zarteſte Gefühl hätte beleidigen können. Die Anſichten über Alles, beſonders aber Muſik und Dichtkunſt betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchſten Grade natürlich. Das anfänglich blaſſe Ausſehen, welches im Verfolg des Geſpräches in hohe Röthe überging, die kranken Augen, die kunſtlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals, gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenſo vortheilhaft gegen die Geziertheit der Geſellſchaft abſtach als ſeine Ausſprüche über ihre Reden erhaben waren. Es war eine günſtige Stunde, als der junge Dichter den jungen Muſiker kennen lernte. Sie wurden Freunde und keine der idealen Freundſchaften jener Zeit war idealeren Schwunges als die, welche Streicher ſeinem Schiller weihte. Der Dichter hatte hier ein Herz gefunden, in welches er alle ſeine Anſichten, Entwürfe, Sorgen und Kümmerniſſe niederlegen konnte, und der weiche, träumeriſche Muſiker gewann in dem täglichen Umgange mit dem verehrten und geliebten Freund eine Kraft der Aufopferungsfähigkeit, welche zu bewähren er bald Gelegenheit erhalten ſollte.

Unterdeſſen hatte die Unterhandlung des Dichters mit Dalberg ihren Fortgang. Der Freiherr, ein gebildeter, kunſtſinniger, für edle Regungen empfänglicher, wenn auch nicht ſehr charakterfeſter Mann, machte durch ſeine von dem Kurfürſten von Pfalz-Baiern ihm übertragene Direction des Mannheimer Theaters in der deutſchen Theatergeſchichte Epoche. Zwar überſiedelte 1778 der pfalzbairiſche Hof nach München, doch wurde für die Mannheimer Bühne eine jährliche Subvention ausgeworfen, welche es dem Freiherrn ermöglichte, eine tüchtige Anſtalt zu gründen. Er ging mit Kenntniß, Geſchmack und Eifer ans Werk und auch der ariſtokratiſche Anſtand, der Ton vornehmer Weltbildung, womit Dalberg das Inſtitut leitete, kam dieſem nicht wenig zu gut. Der rohe Naturalismus oder auch die Gottſched'ſche Un-

natur, welche bisher, verbunden mit einem zuchtlosen Bandenleben, unter den deutschen Schauspielern gäng und gäbe gewesen, sie fanden hier keine Duldung und das im Herbst 1779 eröffnete Mannheimer Nationaltheater durfte, mit Schauspielern wie Iffland, Boek, Beil und Beck, den Schülern Eckhof's, wie Meyer und Zuckarini, und mit Schauspielerinnen wie die Seyler, Toskani, Meyer, Wallenstein und Kummerfeld besetzt, vor allen anderen deutschen Schaubühnen damaliger Zeit auf die Geltung einer Kunstanstalt Anspruch machen.

Schiller hatte natürlich die Aussicht, seine Tragödie auf einer solchen Bühne zur Darstellung zu bringen, mit lebhafter Freude begrüßt. Aber sofort begannen die dramaturgischen Leiden, welche an diese Aussicht sich knüpften. Denn es galt, das Stück „bühnengerecht" zu machen, und über Bühnengerechtigkeit gingen die Ansichten des Dichters und die des Intendanten himmelweit auseinander. Es half jedoch Nichts, sie mußten vermittelt werden. Wohl mag Schiller, während er sein Gedicht für das Theater „gerecht" machte, manchmal mit dem Helden desselben verzweifelnd ausgerufen haben: „Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust?" Aber ohne Schnürbrust keine Aufführung! So kam endlich das Bühnenmanuscript, in welchem das Original vielfach verdreht und verstümmelt erscheint, zu Stande und ging am 6. October 1781 an Dalberg ab, welcher all der „eifrigen Fürsprache eines Vaters für sein Kind" gegenüber unerbittlich geblieben war. Gewiß, Dalberg hatte Rücksichten zu nehmen: schon als Edelmann und mehr noch als Director einer fürstlichen Bühne mußte ihm daran gelegen sein, den sturm- und drangvollen oder, wenn man will, den revolutionären Ton des Stückes möglichst zu dämpfen. Aber es war, ästhetisch angesehen, geradezu eine Monstrosität, den Sinn des Gedichts, welches, wie eine echte Ausgeburt des Jahrhunderts, so auch eine Kritik und eine Befehdung desselben war, dadurch

zu fälſchen, daß man die Handlung auf der Bühne willkürlich um Jahrhunderte zurückverlegte, in die Zeit, „wo Kaiſer Maximilian den ewigen Landfrieden in Deutſchland ſtiftete.“ Dadurch ſollte dem Werk ſein Stachel genommen werden; allein in Wahrheit wurden durch ein ſolches Beginnen, welches noch dazu bloß ganz Blödſichtige täuſchen konnte, nur „alle ſeine tiefer liegenden Motive gelähmt und die beſten Lebensnerven der Charaktere durchſchnitten.“ Neben ſolcher Mißhandlung des Stückes im Großen und Ganzen, war es kaum noch von Belang, wenn im Einzelnen auf theilweiſe ganz abſurden Veränderungen beſtanden wurde. So z. B. meinte Dalberg, es ſei doch gar zu gräßlich, daß Karl Moor ſeine Geliebte umbringe — ein Zug, der weſentlich zur Rolle des Räuberchefs gehört — und ſo mußte die arme Amalia auf der Bühne zur Selbſtmörderin werden.

Daß, nachdem endlich alle Hinderniſſe, welche der Aufführung ſich entgegenſtellten, wohl oder übel beſeitigt waren, Schiller den Gang ſeines Erſtlings über die Bretter mitanſehen wollte, verſtand ſich von ſelbſt. Dem Dichter das verwehren wollen, wäre etwa, als wollte man einem zärtlichen Vater gebieten, abweſend zu ſein, wenn ſeine geliebte, in Sorgen und Schmerzen erzogene Tochter unter dem Brautkranz geht. Aber es war Grund da, zu befürchten, daß ein zu erbittender Urlaub dem Dichter verweigert werden würde, der ſich doch, wie er an Dalberg ſchrieb, auf die Aufführung freute wie ein Kind. Falls eine von Schwab beigebrachte Ueberlieferung begründet iſt, mußte der Lärm, welchen die Räuber machten, zu dieſer Zeit droben im Hohenheimer Schloß bereits Staub aufgeworfen haben. Ein früheres Urlaubsgeſuch, vermuthlich von Schiller zu dem Zweck eingereicht, der Generalprobe ſeines Stückes in Mannheim anzuwohnen, war verweigert und mit einer herzoglichen Reſolution begleitet worden, des Inhalts, der Regimentsmedicus möge ſich ernſter und eifriger als bisher ſeinen Amtsgeſchäften und nur dieſen widmen. Aber —

Digitized by Google

ſchrieb Schiller an ſeinen Jugendfreund Moſer — „welcher kräftige Jüngling würde nicht wünſchen, das Kind ſeiner erſten Liebe zu ſehen?“ Dagegen half kein Bedenken, und weil der Dichter vorausſah, daß er nicht öffentlich, d. h. mit Urlaub, nach Mannheim würde gehen können, beſchloß er, heimlich zu gehen. Die Aufführung der Räuber war auf den 10. Januar 1782 feſtgeſetzt worden, aber Dalberg verſchob ſie um ein paar Tage, weil Schiller an dem genannten in der ganzen Glorie ſeines Regimentsmedizinerthums die Gratulationscour ſämmtlicher Militair- und Civilchargen zu Ehren des Geburtsfeſtes der Gräfin von Hohenheim mitmachen mußte. Dann aber war kein Halten mehr. Mit Freund Peterſen machte ſich der Dichter in aller Heimlichkeit auf den Weg, wäre aber, wie der Genannte bezeugt, beinahe zu ſpät in Mannheim eingetroffen, weil ihn das Wohlgefallen an einem ſchmucken Schenkmädchen ungebührlich lange in Schwetzingen feſthielt. Glückliche Sorgloſigkeit der Jugend, die ſelbſt auf der Schwelle zu wichtigſten Entſcheidungen von den hübſchen Augen eines Schenkmädchens ſich feſſeln laſſen kann.

Siebentes Kapitel.

Die Flucht.

Die Räuber auf der Bühne. — Ein Triumph. — Dichter und Regimentsmedicus. — Nur fort von hier! — Fiesco. — Die Anthologie. — Schiller als Lyriker. — Die Laura-Oden. — Zweite Fahrt nach Mannheim. — Das Gewitter bricht los. — Der Herzog. — Im Arreſt. — Kabale und Liebe. — Ein Denunciant und eine letzte Audienz. — Der Entſchluß zu Flucht. — Andreas Streicher. — Ein Abſchiedsgang. — Der 17. September 1782. — „O, meine Mutter!“

Sonntags den 13. Januar 1782 klebten an den Brunnenſäulen und Straßenecken der Stadt Mannheim Theaterzettel, welche einem werthen Publicum anzeigten, daß Abends „präciſe

5 Uhr" auf der „hiesigen Nationalbühne" aufgeführt würden: „Die Räuber, — ein Trauerspiel in sieben Handlungen, für die Mannheimer Nationalbühne von dem Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet." Am Ende des Personen- und Schauspielerverzeichnisses stand ein auf Dalberg's Wunsch vom Dichter verfaßtes „Avertissement", welches die moralische und poetische Berechtigung des Stückes nachweisen sollte. Die Erwartung war hochgespannt und die ganze Woche her hatte man in der Umgegend darüber hin und her gesprochen, wie sich wohl das Trauerspiel auf der Bühne machen würde. Denn, wie literarische, so gab es damals in Deutschland auch noch theatralische Ereignisse. Aus den rheinischen Städten, aus Heidelberg, Darmstadt, Worms, Speyer, Frankfurt und Mainz waren die Leute zu Roß und Wagen gekommen, und wer sich einen Platz sichern wollte, mußte schon um 1 Uhr Mittags im Theater sich einfinden Schiller selbst kam noch mit knapper Noth vor dem Aufziehen des Vorhangs auf den ihm reservirten Platz im Parterre und da stand er nun ungekannt unter der Menge, dem Wahrspruch entgegenharrend, welcher seine Zukunft bestimmen, sein Schicksal entscheiden sollte. Wie muß dem Jüngling das Herz in der Brust geschlagen haben, wenn er seine Blicke über das „vielköpfige Ungeheuer", genannt Publicum, hinschweifen ließ, welchem jetzt die Anerkennung oder Verdammung dessen anheimgegeben war, was er in glühenden Stunden gesonnen und geschaffen. Aber der Vorhang hob sich und das Spiel begann.

Die Hauptrollen waren vortrefflich besetzt: Boek spielte den Karl, Iffland den Franz, Beil den Schweizer, Beck den Kosinsky, Frau Toskani die Amalia. Zwar die drei ersten „Handlungen" thaten keine bedeutende Wirkung, aber mit der vierten trat ein vollständiger Umschwung ein. Mit dem Feuer der Schauspieler steigerte sich auch das der Zuschauer und die wilde Großartigkeit der Dichtung riß Alle mit sich fort. Ein tiefes Schaudern bebte

durch das Haus, als Iffland in seiner großen Szene, wo er sich anschickte, die furchtbare Vision Franz Moor's zu erzählen, mit geisterbleichem, vom irren Lampenlicht beleuchtetem Gesicht ohnmächtig zusammenbrach, und als nach zehn Uhr der Vorhang fiel, machten die Zuschauer ihren stürmisch erregten Gefühlen durch ungestümen Beifall Luft. Stralend von Glück mag in diesem stolzen Augenblick Schiller seinen Petersen angesehen und zitternd vor Aufregung den beglückwünschenden Händedruck des Freundes erwidert haben. Nach beendigter Vorstellung speiste er in Gesellschaft sämmtlicher Rollenträger zu Nacht und es war wohl bei dieser Gelegenheit, daß er, noch ganz warm von der Bühnenwirkung seines Stückes, gegen Beil den Einfall aussprach, selber Schauspieler zu werden. Aber Beil entgegnete mit prophetischer Einsicht: „Nein, nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz der deutschen Bühne werden." Am folgenden Tage, bevor der Dichter die Heimreise antrat, empfing ihn Schwan mit zuvorkommendster Artigkeit in seinem Hause, übergab ihm 4 Carolin als „Reisekostenvergütung" — welche das damals in Deutschland noch so ziemlich unbekannte Bühnenhonorar vertreten mußte — und stellte ihn seiner Tochter Margaretha vor. Das schöne Mädchen machte einen bedeutenden Eindruck auf Schiller und die Bekanntschaft mit ihr trug nicht wenig zu der gehobenen Stimmung bei, womit er nach Stuttgart zurückkehrte. Wie lebhaft der Dichter empfand, daß, was er in Mannheim erlebt, bestimmend auf sein Schicksal eingewirkt habe, bezeugt sein Brief vom 17. Januar 1782 an Dalberg, wo er sagt: „Beobachtet habe ich sehr Vieles, sehr Vieles gelernt; und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen."

Allein die Lage des Regimentsmedicus war so, daß seine gute Laune nicht lange vorhalten konnte. Zwar seine heimliche Fahrt

nach Mannheim blieb verholen, denn Petersen und die übrigen etwa ins Geheimniß gezogenen Freunde hielten reinen Mund und so hatte der begangene Subordinationsfehler vor der Hand keine unangenehmen Folgen. Dagegen mußte der Dichter schon aus inneren Gründen mehr und mehr mit seiner Stellung zerfallen. Während des kurzen Ausflugs nach Mannheim hatte ihn ein Freiheitshauch angeweht und er hätte müssen viel älter sein, als er war, wenn der Beifallssturm, welcher am 13. Januar ihn umrauschte, nicht Illusionen in ihm erregt hätte, Träume von einer Zukunft voll freien Strebens, voll Ruhm und Glück. Da drunten in Mannheim war er der Dichter Schiller gewesen, dem Männer von Geist, Bildung und Stellung, Frauen von Anmuth und Enthusiasmus anerkennend, lobend, huldigend sich genaht hatten. Hier oben in Stuttgart war er nur der Regimentsmedicus Schiller, im Rang etwa einem Feldwebel gleichstehend, zu widerwärtigen Verrichtungen verpflichtet, dem monotonen Garnisonsschlendrian unterworfen. Es bedarf eben keines großen Aufwandes von Phantasie, um sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, womit der junge Mann nach seiner Zurückkunft aus Mannheim wieder in die verhaßte Feldscherermontur fuhr. Er empfand, daß er zum Dichter, zum Dramatiker bestimmt sei, aber auch, daß ihm die Heimat zur Entfaltung und Geltendmachung seines Genie's keinen Raum gewähre. Es ist nicht urkundlich bezeugt, aber doch psychologisch sehr wahrscheinlich, daß die innere Stimme, welche die höchste Instanz genialer und dabei redlicher Menschen ist, ihm schon damals zugerufen habe: Fort von hier! Nur fort von hier!

Aber Schiller ist selbst in leidenschaftlichsten Tagen seiner Jugend des schwäbischen Charakterzuges der Bedächtigkeit nie ganz ledig gewesen. Er fühlte, daß die Räuber wohl ein Anfang seien, draußen in der Welt Etwas vorzustellen, aber eben nur ein Anfang, und daß es daher gelte, auf der gewonnenen Basis eines ehrenhaften Rufes rüstig weiterzubauen. So sah er sich denn

nach einem Stoffe zu einer zweiten Tragödie um und glaubte zunächst in der Geschichte des unglücklichen Konradin von Hohenstaufen einen glücklichen Fund gemacht zu haben. Allein nach reiflicherer Prüfung kam er davon zurück und wandte sich wieder der Geschichte des Fiesco zu, welche, wie wir sahen, schon in der Akademie seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er besuchte fleißig die Bibliothek, um des historischen Materials seiner Arbeit Herr zu werden, entwarf den Plan, schrieb ein Schema des Inhalts und seiner Gruppirung nieder und begann dann die einzelnen Szenen und Acte auszuarbeiten. Es war ihm schon zur Gewohnheit geworden, gerne zu beobachten, wie die unter seiner Hand entstehenden dramatischen Gestalten und Ereignisse auf einen Dritten wirkten, und so ward denn Freund Streicher der Vertraute, welcher „die Verschwörung des Fiesco zu Genua" Schritt für Schritt vorschreiten sah. Neben den Anfängen der neuen Tragödie beschäftigte aber den Dichter um diese Zeit noch ein anderes literarisches Unternehmen. Es war damals die Periode der Musenalmanache. Wo nur immer in Deutschland ein Kreis von jungen Poeten sich zusammengefunden, kam ein solches Jahrbuch dichterischer Erzeugnisse heraus, nachdem einmal 1770 der Boie- und Gotter'sche Musenalmanach den Anstoß dazu gegeben hatte. Auch das alte Schwabenland wollte seine jährliche poetische Blumen- oder Aehrenlese haben und so veröffentlichte der Dichterling G. F. Stäudlin auf das Jahr 1781 eine „Schwäbische Blumenlese", welche jedoch, wenn man die Beiträge von Schiller, Haug und Conz abrechnet, mehr wie eine Distelnlese aussah. Stäudlin gebärdete sich aber als ein so anmaßlicher Redactor, daß nicht mit ihm auszukommen war, und so kam Schiller auf die Idee, selber einen poetischen Almanach zu veröffentlichen. Er durchstöberte den Vorrath von Gedichten, welcher sich allmälig in seinem Schreibpult — vorausgesetzt, daß er ein solches besaß — angehäuft hatte, bot auch die Contingente seiner dichtenden oder reimenden Freunde auf und

ließ die „Anthologie auf das Jahr 1782" drucken, wiederum auf eigene Rechnung, wodurch der Paſſivſtand ſeiner Finanzen abermals nicht unbedeutend vermehrt wurde.

Dieſe, angeblich „in der Buchdruckerei zu Tobolsko," in Wahrheit aber bei J. B. Metzler in Stuttgart gedruckte, von dem Herausgeber nicht ſehr geſchmackvoll „ſeinem Principal, dem Tod" gewidmete und mit einer bis zu Lohenſtein'ſchem Schwulſt ſich verſteigenden Vorrede ausgeſtattete Anthologie darf für die Sammlung der jugendlichen Lyrik Schiller's angeſehen werden; denn es iſt feſtgeſtellt, daß weitaus die Mehrzahl dieſer Gedichte von ihm herrührt, obgleich er ſpäter nur eine kleine Minderzahl derſelben der Aufnahme in ſeine Gedichtſammlung würdigte. Dies konnte bei ſeinen geläuterten Schönheitsbegriffen nicht anders ſein, da die Gedichte der Anthologie mit den Schlacken kraftgenialiſchen Ueberſchwangs und kraftgenialiſcher Rohheit allzu ſtark behaftet waren. Die Anthologie berührt nicht ſelten die Gränzlinie, wo die Poeſie aufhört und die pathologiſche Rhetorik, ja der phyſiologiſche Cynismus anfängt. Es fehlt auch in den Gedichten der Anthologie nicht an echt Schiller'ſchen Wendungen, an Kraft des Ausdrucks, an einzelnen Silberblicken des Genius. Allein im Ganzen ſtoßen wir hier doch auf ausreichende Beweiſe, daß in Schiller's Seele die rein lyriſche Saite fehlte. Es iſt eigen, daß der Dichter, welcher in ſeinen Dramen den vollen lyriſchen Bruſtton ſo oft, vielleicht nur zu oft gefunden hat, kein eigentliches Lied hervorbrachte. Freilich, die Erklärung iſt leicht. Schiller's Dichtung iſt weſentlich Gedankenpoeſie. Der Gedanke vermittelt bei ihm ſtets den Ausdruck der Empfindung. Die Stimmung geht bei ihm nicht unmittelbar heraus, ſondern, wenn ich mich richtig ausdrücke, durch das Medium der Idee hindurch. Nur in ganz wenigen ſeiner Gedichte ſtrömt das Gefühl unmittelbar. Deßhalb iſt er als Lyriker nur groß, — dann aber auch unerreicht groß, — in der philoſophiſchen Rhapſodie. Hier er-

Digitized by Google

füllt er auch lyriſch, was Bürger ſo bündig wie ſchön als die Aufgabe der Poeſie bezeichnet hat.

Die merkwürdigſten Gedichte der Anthologie ſind die Laura-Oden. Wenn man dieſelben zum erſten Mal lieſt — nämlich mit jugendlichen Augen, ſo iſt man geneigt, zu glauben, hier ſei „geſchöpft aus tiefer Bruſt des Liedes Flammenborn.“ Die novelliſtiſche und dramatiſche Mythenbildnerei iſt auch nicht angeſtanden, aus den zerſtreuten Farbentönen der Lauragedichte eine Laurageſtalt zuſammenzumalen und dieſelbe in leidenſchaftliche Beziehung zu Schiller zu ſetzen. Die biographiſche Wahrheit muß aber dieſes Nebelgebilde ohne Weiteres bei Seite ſchieben. Ebenſo muß ſie die Annahme, der Gegenſtand der Laura-Oden ſei Margaretha Schwan geweſen, nicht nur als willkürlich, ſondern als geradezu anachroniſtiſch verwerfen, denn die meiſten der Oden an Laura, vielleicht alle, waren gedichtet, bevor Schiller das genannte Mädchen zum erſten Mal ſah. Endlich iſt auch der ſonſt ſo verläßliche Scharffenſtein auf der unrichtigen Spur, wenn er angibt, die Hauptmännin Viſcher ſei Schiller's Laura geweſen. Es hat zwiſchen dieſer Frau und dem Dichter ein freundſchaftliches, nicht aber ein erotiſches Verhältniß beſtanden. Die Wahrheit iſt, daß, wie ſchon Karoline von Wolzogen richtig angedeutet hat, Laura nie etwas Anderes als eine Phantaſiegeſtalt war. Conz, der damals viel mit Schiller verkehrte, hatte dieſe Anſicht ſchon früher des Beſtimmteſten ausgeſprochen und den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er bemerkte, daß an den Lauragedichten die Phantaſie bei Weitem mehr Antheil habe als die Empfindung. Das iſt's. Die Laura-Oden ſind ihrem Weſen und ihrer Form nach eine ſo phantaſtiſche Wolkenwanderung, wie es nur jemals eine gegeben hat. Trotz ihres ſtarken Aufwands von ſinnlichen Bildern ſind ſie ohne alle ſinnliche Begreiflichkeit, — nicht Producte der Erfahrung, ſondern vielmehr der Erwartung, der Erwartung eines Jünglings, deſſen

Digitized by Google

glühende Einbildungskraft nicht nur die „unbekannte Geliebte" vor Augen, ſondern auch ſich ſelber ſchon in ihren Armen ſieht, trunken von Wonne, ſtammelnd vor Entzücken. Aber ſo eine gegenſtandloſe Schwärmerei hat immer etwas Hohles, innerlichſt Kaltes und ich bekenne mich gern zu der Ketzerei, daß mich die Laura-Oden an das gebackene Eis der Chineſen gemahnen, welches den Gaumen verbrennt und den Magen verkältet. Schiller hat ſich ſpäter die Mühe genommen, an dieſen Gedichten viel zu ändern, zu kürzen, zu feilen. Nicht zu ihrem Vortheil; denn nur in ihrer urſprünglichen Form geben ſie ein authentiſch pſychologiſches Document von dem jugendlichen Ueberſchwang des Dichters ab.

Unterdeſſen war es Frühling geworden und die Maiherrlichkeit draußen ließ dem jungen Mann ſeine Lage noch enger und gedrückter erſcheinen. Fühlen doch zur Zeit, wo Alles ſproßt und grünt und blüht, alle jugendlichen Herzen ein wunderbares Drängen und Treiben, das mit dem der Natur in geheimnißvoller Beziehung ſteht. Schiller empfand das Bedürfniß, ſeine Seele wieder einmal zu lichten und zu lüften, und ſo unternahm er am 25. Mai eine zweite heimliche Reiſe nach Mannheim. Diesmal begleiteten ihn zwei Freundinnen, Frau von Wolzogen und Frau Viſcher. Dalberg hatte der vorausgegangenen Bitte des Dichters gemäß eine Vorſtellung der Räuber bewilligt und abermals ließ der Erfolg des Stückes den Verfaſſer nur um ſo widerwilliger auf ſeine Stellung in Stuttgart zurückblicken. Inmitten der Huldigungen, welche ihm in Mannheim zu Theil wurden, erſchien ihm dieſer Ort wie ein Paradies, deſſen „glücklichere Sterne und griechiſches Klima ihn zum wahren Dichter erwärmen würden." Der Plan, als Theaterdichter zu der Mannheimer Bühne in ein ſtehendes Verhältniß zu treten, gewann feſtere Geſtalt. Er eröffnete ſich dem Freiherrn, ging ihn um Fürſprache und Unterſtützung an und glaubte in dem theilnehmenden Blick und in dem ſtummen Händedruck Dalberg's die feſte Gewährſchaft des erbetenen Beiſtandes

erhalten zu haben. In diesem Sinne schrieb er, unpäßlich nach Stuttgart zurückgekehrt, wiederholt an den Freiherrn und unterbreitete demselben einen Plan, vermittelst dessen es gelingen könnte, sein Dienstverhältniß zu dem Herzog von Würtemberg friedlich zu lösen. Dalberg sollte, mit Beimischung von Complimenten wie der Herzog sie liebte, an diesen schreiben und sich den Dichter förmlich von ihm erbitten, zunächst nur für einen bestimmten Termin. Allein Schiller mußte bald erfahren, daß er theilnehmenden Blicken und stummen Händedrücken eine viel zu große Bedeutung beigelegt habe. Dalberg war nicht der Helfer, welchen sich Schiller in ihm vorgestellt hatte. Das in den rührendsten Ausdrücken dargelegte Vertrauen des Dichters war dem Freiherrn unbequem. Er gab zwar eine „gnädige" Antwort, aber dabei blieb es. Auch auf einen zweiten, noch dringenderen Brief Schiller's scheint Dalberg entweder gar nicht oder doch nur ausweichend geantwortet zu haben.

Und doch wäre gerade jetzt die Dazwischenkunft eines so einflußreichen Mannes, wie der Reichsfreiherr war, höchst nöthig und erwünscht gewesen, um der ganz peinlich gewordenen Lage Schiller's eine bessere Wendung zu geben. Das Gewitter, welches sich schon seit längerer Zeit drohend über dem jungen Dichter angesammelt hatte, war losgebrochen. Alles drängte zu einer Entscheidung und Schiller konnte mehr und mehr sich überzeugen, daß er dieselbe selbst herbeiführen müsse.

Herzog Karl hatte, wie wir sahen, den Regimentsmedicus bisher gewähren lassen, aber dabei denselben keineswegs aus den Augen verloren. Jetzt bestimmte das Zusammentreffen verschiedener Umstände den Fürsten zu einem Eingreifen, welches erst in seinem Verlaufe aus der gelinderen Tonart in die gewaltsame umschlug. Es ist nur billig, dieses hervorzuheben und überhaupt das Benehmen des Fürsten nicht kurzweg zu verdammen. Karl war im Grunde seines Wesens ein Mann der alten Zeit und die

Digitized by Google

Strebungen und Ausschreitungen einer kraftgenialen Dichterjugend mußten ihn um so widerwärtiger berühren, als er dafür kein Verständniß besaß. Dennoch hatte er, obgleich es von höfischer Seite her sicherlich nicht an Aufreizungen fehlte, unserm Dichter die Räuber hingehen lassen, ja es liegt sogar eine Andeutung vor, welche vermuthen läßt, es habe den Herzog verdrossen, daß Schiller das Stück statt dem Mannheimer nicht lieber dem Stuttgarter Theater zur Aufführung angeboten hatte. Nun waren aber inzwischen von Schiller Gedichte veröffentlicht worden, wie das auf den Tod des Generals Rieger, ferner „der Venuswagen" und „die schlimmen Monarchen", welche — so drückt sich Karoline von Wolzogen in ihrer discreten Weise aus — sammt und sonders „verschiedene Seiten der Existenz des Herzogs verletzten." Nicht nur, fügen wir hinzu, die despotische, sondern auch, und vielleicht in noch höherem Grade, die pädagogische Seite dieser Existenz. Französischer Geschmack und Poesie waren dem Fürsten Ein- und Dasselbe. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, mußte ihm Schiller's Dichten als ein höchst geschmackloses, ja monströses erscheinen und es konnte doch wohl, auch abgesehen von dem revolutionären Beigeschmack desselben, nicht geduldet werden, daß ein junges Talent, aus seiner Akademie hervorgegangen, in seinen Diensten stehend, auf diesem falschen Wege fortginge. Der verirrte junge Poet wurde daher zur Audienz bei dem Herzog commandirt und diesmal noch zeigte ihm Karl nicht das strenge Antlitz des unbeschränkten Gebieters, sondern nur das des wohlwollenden Pädagogen. Er verbot seinem Regimentsmedicus keineswegs das Dichten, aber er verwies ihm die Verstöße seiner Gedichte gegen den „guten Geschmack", und um ihn künftig vor solchen zu bewahren, that er, was Czar Nikolaus im 19. Jahrhundert gegenüber von Puschkin that, d. h. er bot sich dem Dichter zum Censor an. Es geschah dies ganz in dem alten väterlich vertraulichen Tone von der Akademie her und Schiller wurde

gerührt. Aber das Gewiſſen war ſchon damals ſeine Muſe, er fühlte, daß dieſer Cenſur ſich unterwerfen der Poeſie entſagen hieße, und ſo lehnte er den gnädigen Antrag ab, — eine Handlung des Muthes, welcher wir es mit zu verdanken haben, daß wir einen Schiller beſitzen.

Der „Trotz" des Regimentsmedicus wurde natürlich ungnädig vermerkt. Doch hielt der Herzog, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, noch an ſich, bis er ſich durch eine äußere Veranlaſſung bewogen fühlte, dem jungen Menſchen den Meiſter zu zeigen. Die erſte Reiſe Schiller's nach Mannheim war verheimlicht geblieben, bei der zweiten aber waren Damen mitgeweſen und — kurz dieſe Damen hatten es ſich nicht verſagen können, das Vergnügen, welches ihnen die in des Dichters Geſellſchaft genoſſene Aufführung der Räuber gemacht, ihren Stuttgarter Freunden und Freundinnen mitzutheilen, — unter dem Siegel des Geheimniſſes, verſteht ſich. Dieſes Siegel nahm allmälig ſo große Dimenſionen an, daß nicht nur der General Augé, ſondern auch der Herzog ſelbſt erfuhr, der Regimentsmedicus Schiller habe nicht allein mehrere Tage lang ſeinen Lazarethdienſt vernachläſſigt, ſondern ſei auch ohne Urlaub aus ſeiner Garniſon abweſend geweſen und noch dazu im „Ausland"; denn ein gemeinſames Deutſchland exiſtirte damals nicht einmal als „geographiſcher Begriff", obgleich das Geſpenſt des deutſchen Reiches noch offiziell umging. Abermals zum Landesfürſten befohlen, erkannte der Dichter, daß er es nicht mehr mit dem Pädagogarchen der Akademie, ſondern mit dem „Karl Herzog" zu thun habe. Er wurde barſch angerunzelt. In ſeiner keinen Widerſpruch duldenden Weiſe verwies der Fürſt dem Regimentsmedicus deſſen Benehmen, verbot ihm ſtreng, ſich jemals wieder mit dem „Ausland" in Beziehung zu ſetzen, und befahl ihm ſchließlich, ſofort nach der Hauptwache zu gehen, ſeinen Degen abzugeben und ſich beim Wachtcommandanten als Arreſtant auf vierzehn Tage zu melden.

Digitized by Google

Dieſer Arreſt, welchen der Dichter ſpäteſtens in der erſten Hälfte Juli's beſtanden haben muß, war an und für ſich eine mäßige Strafe. Der Herzog überſah nur, daß derartige Hausmittelchen des patriarchaliſchen Deſpotismus wohl auf Regimentsmedici, nicht aber auf Poeten wirken können, und vollends auf einen Poeten von Schiller's Schlag! Karl ahnte auch nicht, daß in der trüben Einſamkeit des Arreſtlocals die Bitterkeit, wovon Schiller's Seele voll war, ſtatt ſich vor dem fürſtlichen Machtwort zu demüthigen, vielmehr zu jener Begeiſterung des Zornes ſich erheben würde, aus welcher der Plan zu der Tragödie „Kabale und Liebe" entſprang, der Plan alſo zu einer Dichtung, welche den Ausſchreitungen der Gewalt im 18. Jahrhundert das furchtbarſte Brandmal aufdrücken ſollte. Und neben dem dichteriſchen reifte während der vierzehn Hafttage noch ein anderer Plan im Gemüthe des Arreſtanten: es iſt Thatſache, daß er die Hauptwache mit dem Entſchluſſe verließ, einem ihm möglicher Weiſe drohenden Schubart'ſchen Schickſal durch die Flucht ſich zu entziehen. Daß, ſo, wie er nun einmal mit dem Herzog ſtand, ſeine Befürchtungen keine leeren waren, daß der Fürſt völlig entſchloſſen ſei, den Willen ſeines Unterthans, zwiſchen welchen und ihn kein wohlwollender Vermittler trat, unbedingt unter den ſeinigen zu beugen, darüber konnte ſich Schiller bald unmöglich mehr täuſchen, auch wenn er es gewollt hätte. Eines Tages — wohl nicht früher als in der zweiten Hälfte des Auguſt — erhielt der Regimentsmedicus von ſeinem Chef den Befehl, ſich in Hohenheim zur Audienz bei Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu melden. Ihm ahnte nichts Gutes, um ſo mehr, da ſein Freund Zumſteeg, den ſein Beruf als Muſiklehrer mit den Kreiſen der vornehmen Welt in Berührung brachte, deutliche Winke hatte fallen laſſen, daß Etwas gegen ihn im Werke ſei. War doch die höfiſche Welt längſt feindſelig gegen den kühnen Dichter geſtimmt,

Digitized by Google

welcher Gedanken zu ſinnen und zu ſagen wagte, vor denen dieſe Welt ſich entſetzte.

Es iſt wunderlich, wie die Dinge im menſchlichen Leben zuſammenhängen. In Hamburg lebte damals ein junger Gelehrter, Wredow geheißen, der einige Jahre in der Familie Salis in Graubünden als Hofmeiſter verbracht hatte. Er mochte ſich dort wohl befunden haben und entrüſtete ſich daher höchlich über den nachmals vom Dichter getilgten Ausfall, welchen in der dritten Szene des zweiten Acts der Räuber Spiegelberg auf das Graubündnerland that, indem er daſſelbe als ein „Spitzbubenklima" und als das „Athen der Gauner" bezeichnete. Natürlich hatte der Dichter keine abſichtliche Beleidigung im Sinne gehabt und es iſt wahrſcheinlich, daß er nicht Graubünden ſelbſt, ſondern vielmehr das unter bündneriſcher Herrſchaft ſtehende und allerdings übelberufene italiſche Veltlin unter dem „Spitzbubenklima" verſtanden habe; denn Razmann entgegnet an der bezeichneten Stelle dem Spiegelberg, man habe ihm überhaupt ganz Italien gerühmt, nämlich als ein Gauner-Athen. Wredow fühlte ſich verpflichtet, als Kämpe für die Ehre Graubündens aufzutreten, und that dies in einem geharniſchten, an den Verfaſſer der Räuber adreſſirten Artikel, welcher im Dezember 1781 in den Hamburgiſchen Adreß-Comtoir-Nachrichten erſchien. Die betreffende Nummer dieſes Blattes gelangte nach Chur und ein gewiſſer Doctor Anſtein beeilte ſich, Wredow's Aufſatz in der bündneriſchen Wochenſchrift „der Sammler" abdrucken zu laſſen und mit Gloſſen zu begleiten, welche giftig ſein ſollten, aber bloß dumm waren. Der Herausgeber des Sammlers wandte ſich außerdem brieflich an Schiller und forderte von demſelben einen öffentlichen Widerruf der anſtößigen Stelle. Der Dichter ließ die Zuſchrift unbeantwortet, denn in ſeinen damaligen Bedrängniſſen mochte ihm die Sache zu unwichtig vorkommen, um ſich damit zu befaſſen. Darüber ſich erboſend, ſchickte der patriotiſche Bündner Wredow's und Anſtein's

Aufſätze an einen Bekannten in Würtemberg, den Garteninſpector Walter in Ludwigsburg, damit in Sachen weiter verfahren werde. Dieſer Walter war gerade der Mann dazu, aus der Bagatelle ein Unheil zu machen. Warum er ſich zum Denuncianten gegen Schiller hergab, hat die novelliſtiſche Mythenbildnerei verſchiedenartig zu erklären verſucht; aber alle dieſe Erklärungen ſind unſtichhaltig und ſo müſſen wir einfach annehmen, der Herr Garteninſpector ſei einer jener Menſchen geweſen, deren angeborene Gemeinheit durch ihre Stellung zu jener bedientenhaften Bosheit und Tücke ausgebildet wird, welche ſich mit beſonderer Vorliebe gegen die Träger nichtpatentirter Vorzüge kehrt. Walter legte alſo die Anklageſchriften Wredow's und Amſtein's dem Herzog vor und blies damit den ſchon von anderer Seite her gegen den Dichter gereizten Zorn des Fürſten zur hellen Flamme an.

Eines heißen Sommertags ſtieg der Regimentsmedicus die nach Hohenheim führende Straße hinauf, zu der Audienz bei ſeinem Landesherrn, welche ſeine letzte ſein ſollte. Es war ihm ſchwül und bang genug ums Herz, denn das kürzlich Erlebte ließ ihn errathen, was kommen würde. Er ging durch den Park, aber ſchwerlich hat ihm die damals hier bunt zuſammengehäufte Herrlichkeit von römiſchen Häuſern, gothiſchen Tempeln, ägyptiſchen Säulenhallen, türkiſchen Moſcheen und künſtlichen Burgruinen viel Intereſſe abgewonnen. Als er endlich vor dem Herzog ſtand, ſagte ihm ſchon deſſen Miene, daß Alles verloren ſei. Wir beſitzen leider keinen detaillirten urkundlichen Bericht über dieſe Audienz, aber die Phantaſie kann ſich die ſchmerzliche Demüthigung, welche Schiller zu dieſer Stunde erfuhr, unſchwer vorſtellen. Er mußte den Sturm über ſich ergehen laſſen, widerſtandslos, denn die Stimmung des Fürſten, welcher den ehemaligen Zögling ſeiner Akademie jetzt als einen ausgemachten Unruhſtifter betrachtete, war eine unnahbare. Mit der ganzen Härte und Herbigkeit des Gebieters, welche ihm zu Gebote ſtand, trat Karl

Digitized by Google

zu dem jungen Mann heran, rückte ihm alle angeblichen oder wirklichen Verfehlungen vor, überschüttete ihn mit Vorwürfen und schleuderte ihm endlich das drohende Wort zu: „Jetzt geh' Er, und ich sag' Ihm, Er läßt ins Künftige keine anderen, durchaus keine anderen Schriften mehr drucken als medizinische! Hat Er mich verstanden? Ich sag' Ihm, Er schreibt keine Komödie mehr, bei Cassation und Festungsstrafe!"

Betäubt von diesem Keulenschlag, trat der arme Dichter den Rückweg an. Wie muß es, als er sich von dem ersten lähmenden Eindruck erholt hatte, in ihm gestürmt haben! Sollte er, konnte er, dem Befehl des Herzogs gemäß, der Poesie entsagen? Nein! Seine Bestimmung, seine Zukunft, sein Eigenstes und Bestes der Willkür opfern? Nein! Also fort von hier — es muß sein! Aber während ihm diese Nothwendigkeit in ihrer ganzen Klarheit und Schärfe vor die Seele trat, sah er auf seinem Wege, da, wo dieser von dem Degerlocher Plateau gegen Stuttgart zu abfällt, links ob den Wäldern die Kuppel der Solitude herüberdunkeln. Er wollte die Eltern verlassen, die Heimat fliehen? Wie würde der Vater stumm sich grämen, wie würden Mutter und Schwester weinen! Und wußte er, was es hieße, heimatlos zu sein? Nein, denn, ach, das kann man nur erfahren, nicht ahnen. Aber was ragte dort rechts über der in der Abendsonne glänzenden Hochebene von Ludwigsburg für ein finsterer Schatten? . . . Hohenasperg! . . . War es nicht genug, daß schon ein Dichterherz dort hinter Eisengittern sich verzehrte? Wie, sollte auch er, gleich dem unglücklichen Schubart, dort „erzogen" werden bis zu jenem Grade von Selbstverlorenheit, wo das Opfer „mürbe" genug geworden, seinen Verderber in Prologen und sonstigen Festreimen anzuschmeicheln? Niemals! Mußte es doch selbst der zärtlichen Mutter tröstlicher sein, den geliebten Sohn als irrenden Wanderer denn als Gefangenen zu wissen. Sein Entschluß war gefaßt. Als ein Mann, der seine Partie ergrif-

Digitized by Google

fen, ſchritt er die Weinſteige hinab, und als er beim Vorübergehen am Ochſen daſelbſt die Freunde vorfand, verbrachte er, wie uns Peterſen berichtet, in heiterer Gelaſſenheit den Abend mit ihnen.

Unter dem Geſichtspunkte der ſtaatsbürgerlichen Rechte von heute kann man die Frage aufwerfen, warum denn Schiller, ſtatt zu einem gewaltſamen Schritte ſich zu entſchließen, nicht lieber einfach um ſeinen Abſchied eingekommen ſei. Allein dies hieße die Sachlage ganz verkennen. Herzog Karl war gewohnt, ſich als den unbedingten Herrn ſeiner Unterthanen zu betrachten, und außerdem hatten ſich ja Schiller's Eltern bei deſſen Aufnahme in die Akademie förmlich verpflichten müſſen (ſ. Kap. 5), daß ihr Sohn ſich den Dienſten des Fürſten widmen würde. Eine Bitte des Regimentsmedicus um Entlaſſung hätte daher ſchon an und für ſich den Herzog ſicherlich höchlich erzürnt, unter den jetzigen Umſtänden aber mußte ſie bei dem Fürſten nur einen jener Ausbrüche ſeines Jähzorns hervorrufen, von denen die Rieger, Moſer, Schubart und ſo viele Andere erzählen konnten. Dennoch verſuchte der Dichter, wohl hauptſächlich aus Rückſicht auf ſeine Eltern, noch ein Mittel gütlicher Ausgleichung. Am 1. September ſetzte er ſich hin und entwarf ein Schreiben an den Herzog, in welchem er in beſcheidenſter Weiſe um die „gnädigſte Erlaubniß" bat, „ferner literariſche Schriften bekannt machen zu dürfen," ja ſogar zu dem Zugeſtändniß ſich herbeiließ, „alle künftigen Producte einer ſcharfen Cenſur unterwerfen zu wollen." Vorſchriftsgemäß ließ er dann durch ſeinen Chef bei dem Herzog um die Erlaubniß nachſuchen, dieſe Bittſchrift einreichen zu dürfen. Aber nicht nur wurde dieſe Erlaubniß barſch verweigert, ſondern auch ließ Karl dem Dichter „bei Strafe des Arreſts" verbieten, irgend ein Schreiben an ihn zu richten. Die Lawine der Ungnade war alſo in aufhaltſamem Rollen und Schiller hatte keine Luſt, ſich von ihr faſſen und erdrücken zu laſſen.

Digitized by Google

Er erkannte, daß nicht viel Zeit zu verlieren sei, die beschlossene Flucht ins Werk zu setzen. Nach einem Freunde, dem er sich ganz anvertrauen konnte, brauchte er nicht lange umzusehen. Da war ja der ehrliche, treue Streicher, der sich nicht nur herzlich erbot, die nöthigen Vorbereitungen treffen zu helfen, sondern auch, den Freund zu begleiten. Der junge Musiker hatte schon lange die Absicht gehegt, nach Hamburg zu gehen, um sich dort bei dem berühmten K. Ph. E. Bach, einem Sohne des großen Johann Sebastian, in seiner Kunst zu vervollkommnen. Jetzt wollte er die Ausführung dieses Vorhabens beschleunigen und so wollten die beiden Freunde Stuttgart mitsammen den Rücken kehren. Auch seine Schwester Christophine weihte der Dichter in den Fluchtplan ein und es mußte ihn freuen, daß das starkmuthige, leidenschaftlich an dem Bruder hängende Mädchen seine Beweggründe verstand und seine Absicht billigte. Einmal so weit, wandte sich der Dichter mit energischem Willen von seinen Sorgen und Kümmernissen ab und mit ganzer Kraft seiner Arbeit am Fiesco zu, welchen er fertig mitnehmen wollte, um in Mannheim, wohin die Flucht gehen sollte, sogleich durch eine neue dichterische Schöpfung sich legitimiren zu können.

Die Wahl eines günstigen Zeitpunkts zur Ausführung des unwiderruflich Beschlossenen war nicht schwer; denn ein glücklicher Zufall kam hiebei dem Dichter zu Hülfe. Der Hof erwartete hohen Besuch, den Bruder des Herzogs, Friedrich Eugen, nebst dessen Gemahlin und Tochter Maria, welche von ihrem Gemahl, dem russischen Großfürsten und nachmaligem Czaren Paul, begleitet war. Noch einmal erwachte im Herzog Karl die ganze Festlust seiner üppigen Vergangenheit. Er wollte dem Gemahl seiner Nichte zeigen, welche Gastfreundschaft ein Herzog von Würtemberg dem Sohn und Thronfolger Katharina's der „Großen" zu erweisen vermöge. Fürwahr, in diesen Tagen hatte Karl mehr zu thun, als auf einen Trotzkopf von armseligem

Regimentsmedicus zu achten, und der Regimentsmedicus seinerseits zauderte nicht, bei Gelegenheit der Hoffeste ebenfalls ein Fest zu feiern, — das der Befreiung. Seine Zurüstungen waren freilich nicht so umständlich wie die des Herzogs, der Alles in Bewegung setzte, um die alte Glanzzeit noch einmal heraufzubeschwören. Stuttgart, dessen Häuser neu herausgeputzt, dessen Straßen gereinigt und theilweise neu gepflastert wurden, Ludwigsburg, die Solitude und Hohenheim sollten die Schauplätze der Feste sein. Am 15. September trafen der Prinz und der Großfürst mit ihren Damen ein und die herzoglichen Schlösser füllten sich mit vornehmen Gästen, denn 22 fürstliche, 59 gräfliche Personen und 351 einfache Von's hatten der Einladung des Herzogs entsprochen. Außer diesen hatte die Schauluft noch eine Menge von Fremden herbeigezogen. Die Reihenfolge der Bankette, Jagden, Concerte, Bälle, Opern, Feuerwerke und anderer Kurzweil begann und währte vom 15. bis zum 28. September.

Unter den eingetroffenen Fremden befanden sich auch zwei Mannheimer Bekannte Schiller's, der Freiherr von Dalberg und die Frau des Regisseurs Meyer, eine geborene Stuttgarterin. Der Dichter besuchte den Baron, ohne ihn jedoch von seinem Vorhaben Etwas merken zu lassen. Theils wollte er sich keiner Einrede gegen seinen Entschluß aussetzen, theils trug er sich trotz der mit Dalberg bereits gemachten Erfahrung noch immer mit der Illusion, wenn er nur erst in Mannheim wäre, würde ihm der Freiherr schon hülfreich entgegenkommen, und vielleicht insgeheim überzeugt, daß das nur eine Selbsttäuschung sei, mochte er sich jetzt um so weniger darin stören lassen. Auch durch die Frau Meyer nicht, die, offen, wahrhaftig und dem Dichter herzlich befreundet, wie sie war, Schiller's auf Dalberg gesetzte Hoffnungen leicht hätte als nichtige aufzeigen können; denn sie kannte die Charakterschwäche des Freiherrn und wußte, daß hinter den

glatten und zuthunlichen Redensarten desselben nicht selten nur eine vornehme Herzenskälte sich barg. Aber der Dichter ging auch gegen Frau Meyer nicht offen mit der Sprache heraus, obgleich ein Gang nach der Solitude, wohin er mit Freund Andreas die Freundin begleitete, hiezu eine günstige Gelegenheit geboten hätte.

Der klare, milde Herbsttag, an welchem die Drei über den Rücken der Feuerbacher Haide, dann durch das reizende Thälchen von Bodnang und von da den Waldsteig zur Solitude hinauf gingen, war wohl einer der schmerzlichsten Tage in Schiller's Leben. Es galt, Abschied zu nehmen. Frau Elisabeth empfing die Gäste mit gewohnter Herzlichkeit, allein Streicher bemerkte, daß die Gute ihre Unruhe vergeblich zu bemeistern suchte und daß ihr das Wort versagte, so oft sie den Sohn ansah. Schwester Christophine hatte der Mutter nicht verschweigen dürfen, daß der Fritz fliehen wolle, müsse. Zum Glück kam bald der Herr Hauptmann herein und machte der peinlichen Situation dadurch ein Ende, daß er lebhaft von den außerordentlichen Vorbereitungen erzählte, welche zu einer großen, auf den 17. September angesetzten Festlichkeit gerade jetzt im Gange waren. Das Hauptstück des Festes sollte eine große Jagd abgeben. Aus vielen Revieren des Landes waren an 6000 Hirsche in die Wälder der Solitude zusammengetrieben worden und wurden hier durch eine Kette von Bauern am Durchbrechen verhindert. Diese ungeheure Menge edlen Wildes war bestimmt, am Tage der Festjagd eine steile Anhöhe hinaufgescheucht und gezwungen zu werden, sich von der Hügelhalde hinab und in den Bärensee zu stürzen, um dort von einem eigens zu diesem Zwecke erbauten prächtigen Pavillon aus von den vornehmen Schützen mit Bequemlichkeit erlegt zu werden. Nach beendigter Jagd sollte dann in dem Kuppelsaal des Schlosses ein Bankett und nach Einbruch der Nacht eine glänzende Illumination der Gärten statthaben.

Digitized by Google

Während der Vater — welchem der Sohn, abgesehen von anderen Motiven, seinen Fluchtplan schon deßhalb verhehlte, damit Herr Johann Kaspar nöthigen Falls dem Herzog sein Ehrenwort als Offizier geben könnte, daß er von der Sache Nichts gewußt hätte — in diesen Schilderungen sich erging, fand Frau Elisabeth Gelegenheit, mit ihrem Fritz unvermerkt sich zu entfernen. Nach Verlauf einer Stunde — ach, es muß eine herzzerreißende gewesen sein! kehrte der Dichter mit gerötheten Augen zur Gesellschaft zurück, aber ohne die Mutter, welche ihr verweintes Gesicht nicht sehen lassen wollte, um bei ihrem Gatten keinen Verdacht zu erregen. Auf dem Rückweg nach Stuttgart war Schiller ernst und traurig und nur allmälig vermochte ihn die zerstreuende Unterhaltung seiner Begleiter wieder zu einiger Munterkeit zu bringen.

Am Morgen des 17. Septembers, an dem zur Flucht des Dichters bestimmten Tage, ging eine kleine Völkerwanderung aus den Thoren Stuttgarts den Hasenberg hinauf. Alles, was abkommen konnte, enteilte der Stadt, um die Herrlichkeiten auf der Solitude mitanzusehen. Der gute Andreas aber lief geschäftig zwischen der Wohnung seiner Mutter und dem Parterrezimmer auf dem Kleinen Graben hin und her, um die Habseligkeiten Schiller's nach der ersteren zu schaffen. Um 8 Uhr Morgens kam der Dichter von seinem letzten Gang ins Lazareth zurück und sollte nun ans Einpacken gehen; aber bei diesem Geschäfte fielen ihm Klopstock's Oden in die Hände und eine Lieblingsode fesselte sein Interesse so, daß er alles Andere darüber vergaß und sich daran machte, ein Seitenstück zu dichten. So traf Streicher den Freund und brachte ihn mit Mühe aus der Welt der Ideale in die der Wirklichkeit zurück. Endlich, gegen Abend zu, war Alles geordnet. Um 9 Uhr kam der Dichter in Streicher's Wohnung, wohin der Hauderer bestellt war, mit ein Paar alter Pistolen unter dem Rock. Die eine dieser Waffen

hatte wirklich noch einen ganzen Hahn, daß aber, erzählt Streicher, „beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst.“ Der Regimentsmedicus entpuppte sich, d. h. er zog die verhaßte Uniform aus und das bereitgehaltene bürgerliche Kleid an. Dann wurden die zwei bescheidenen Koffer der Freunde nebst dem kleinen Clavier Streicher's auf den vor dem Hause haltenden Wagen gepackt und endlich musterte man noch die Reisekasse. Ach, sie war dürftig genug bestellt. Schiller's Baarschaft betrug 23 und die des guten Andreas 28 Gulden. Von den Thränen und Segenswünschen der Mutter Streicher's begleitet, stiegen die Freunde in den Wagen und der Hauderer lenkte das Gefährt dem Eßlinger Thore zu, welches zum Austritt aus der Stadt gewählt worden war, weil es das „dunkelste“ und weil ein bewährtester Freund Schiller's — wahrscheinlich Scharffenstein — heute dort die Wachtmannschaft commandirte. Als der Wagen unter der Thorwölbung angekommen war, rief der auf Posten stehende Soldat sein: „Halt! Wer da? Unteroffizier heraus!“ Der Corporal kam und fragte in den Wagenschlag hinein: „Wer sind die Herren? Wohin?“ — „Doctor Ritter und Doctor Wolf, nach Eßlingen reisend,“ gab Streicher mit nicht ganz fester Stimme zur Antwort. — „Passirt!“ Das Thor wurde geöffnet. Schiller suchte vergebens hinter dem offenstehenden, aber dunkeln Fenster der Offizierswachtstube die Gestalt des befreundeten Lieutenants zu erspähen, der, wenn es Scharffenstein war, dem fliehenden Freunde gewiß die herzlichsten Wünsche nachsandte.

Nachdem die Flüchtlinge das Thor hinter sich hatten, athmeten sie auf, hielten sich aber stille, bis sie in einem großen Bogen nach linkshin die Stadt umfahren hatten, um die Ludwigsburger Straße zu gewinnen. Langsam ging es die Galgensteige hinauf, auf deren Höhe 1738 der Jud Süß in einem

eiſernen Käfig ein ſchreckliches Ende genommen hatte. Jetzt erſt kam zwiſchen den Freunden das Geſpräch in Gang, aber der ruhige Verlauf deſſelben wurde bald durch einen heftigen Affect unterbrochen. Als der Wagen das Dorf Zuffenhauſen paſſirt hatte, ſahen die Reiſenden den Himmel über dem Waldhang zur Linken in rother Glut ſtehen. Es war der Widerſchein der feſtlichen Illumination auf der Solitude. Weiter auf der Straße vorgerückt, kamen ſie in gleiche Linie mit dem Luſtſchloß, welches, wie in ein Feuermeer gebettet, auf die Ebene herableuchtete. Die Helle war ſo groß, die Nachtluft ſo rein, daß der Dichter, im Wagen ſich aufrichtend, dem Gefährten mit dem Finger die elterliche Wohnung zeigen konnte. Aber da ſchnürte ihm der Gedanke, daß mitten in dem Feſtglanz da droben das treueſte Mutterherz in einſamer Sorge um den Sohn ſich härme, plötzlich die Bruſt zuſammen und mit dem halbunterdrückten Schmerzensruf: „O, meine Mutter!“ ſank er in den Wagen zurück.

Anmerkungen.

1) Durch alle Werke Schiller's — äußerte am 18. Januar 1827 Göthe gegen Eckermann — geht die Idee der Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle. Daß nun diese physische Freiheit Schiller in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag theils in der Natur seines Geistes, größerntheils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militär-Schule hatte leiden müssen. Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

2) Es hatte ein sehr seltsames Ansehen — bemerkt Nicolai (Reise durch Deutschland i. J. 1781, X, 64) — wenn beim Mittagessen die Zöglinge ganz ernsthaft, in zwei Colonnen, die Adeligen zur Rechten und die Bürgerlichen zur Linken, in den Speisesaal hinein defilirten, ohne das Geringste von der Freude zu bezeugen, die Jünglingen beim Anblick der Speisen so natürlich ist. Sehr seltsam sah es aus, daß sie mit Rechtsum und Linksum Front gegen den Tisch machten und aufs Commando zum Beten mit klatschendem Laute alle Hände sich zum Gebete falteten, daß nach beendigtem Gebete und entfalteten Händen jeder nach dem Tempo seinen Stuhl ergriff und ihn mit so schnellem und egalem Geräusche rückte und sich darauf setzte, als wenn ein Bataillon das Gewehr abfeuert; ja ich glaube fast, sie fuhren auch nach dem Tempo mit dem Löffel in die Suppe. — Da Nicolai die Art des Betens in der Akademie erwähnt, so will ich daran noch eine Notiz reihen. Jeden Sonntag wurden die Akademisten zum Gottesdienst in die Akademiekirche commandirt, aber weiter wurde zur Weckung und Förderung des religiösen Sinnes Nichts gethan. Auch die Religion wurde in der Akademie, wie so vieles Andere, rein äußerlich und mechanisch behandelt. Man lese nur in der „Beschreibung

der hohen Karlsschule" (1783) die Vorschrift über Verrichtung des Tischgebetes: — „Hierauf wird die commandirte ganze Wendung gegen die zwischen den Hauptthüren des Speisesaals befindliche Kanzel gemacht, auf welcher das für die Akademie besonders verfaßte Morgen- und Abendgebet von dem Aufseher und das sowohl vor als nach dem Essen darauf folgende Vaterunser von den Zöglingen der dritten und vierten bürgerlichen Abtheilung, die hierin, wie die Aufseher, von Tag zu Tag abwechseln, mit lauter Stimme gebetet und von der ganzen Schule mit aufgehobenen Händen und einer feierlichen Stille nachgebetet wird; worauf sich alle nach einer neuen Wendung zu Tische setzen und essen."

3) Auf schwere Vergehen gegen die Disziplin und Subordination waren Stockprügel gesetzt. Die gewöhnliche Strafe war jedoch das „Cariren", d. h. der Straffällige mußte beim Abendessen vor seinem umgekehrten Teller stehen und zusehen, während die Anderen aßen. Eines Tages, als Herzog Karl nach Gewohnheit Strafurtheile sprechen wollte, begegnete ihm ein wunderlichstes Abenteuer. Der General Ludwig von Wolzogen — (er trat 1781 in die Karlsschule, während seine beiden älteren Brüder Wilhelm, nachmals der Schwager Schiller's, und Karl Akademiegenossen unseres Dichters waren) — erzählt (Memoiren des preußischen Generals der Infanterie Freiherr Ludwig v. Wolzogen, S. 4) diese beste aller in der Anstalt passirten zahllosen Schnurren so: — „Der Herzog hatte die Einrichtung getroffen, daß jeder Eleve, wenn er etwas peccirt hatte, sich von seinem Classenlehrer einen Zettel geben lassen mußte, worauf sein Vergehen verzeichnet stand. Diesen Zettel hatte der Unglückliche dann selbst dem Herzoge zu überreichen, um von ihm persönlich seine Strafe entgegenzunehmen. Nun war aber damals gerade ein junger durchtriebener Graf Nassau auf der Schule, dem die Zettel immer schockweise zufielen. Eines Freitags, da der Herzog am Arm seiner Maitresse, der Gräfin Franziska von Hohenheim, die Schule inspicirte und ihm Graf Nassau ein ganzes Körbchen solcher Strafzettel überreichte, fragte ihn der Erstere zornig: „Aber Graf Nassau, wenn Er nun Herzog und ich Graf Nassau wäre, was würde Er dann mit mir anfangen?" Ohne sich im mindesten zu besinnen, ergriff Nassau den Arm der Gräfin, gab ihr einen derben Kuß und erwiderte: „Ew. Durchlaucht, das würd' ich thun und sagen: komm, Franzel, laß den dummen Jungen stehen!" Der Herzog, frappirt von der Geistesgegenwart und Unverschämtheit des Schuldigen, hielt es fürs Beste, die Geschichte scherzhaft zu nehmen, und erließ ihm noch obendrein alle Strafe."

4) Wolzogen meldet S. 4 seiner Memoiren, wie er selbst einmal dem Herzog bei einer Prüfung in der Mathematik ein ganz ungeheuerliches X für ein U vorgemalt habe, worüber dem Classenlehrer die Haare zu

Berge ſtanden und ſeine Mitſchüler faſt vor Lachen platzten, der Fürſt aber in ſeiner Unkenntniß ſo entzückt war, daß er den Kecken der Claſſe als Muſter vorſtellte.

5) Von Karlsruhe aus ſchrieb Göthe am 20. Dezember 1779 an Frau von Stein: — „In Stuttgart haben wir den Feierlichkeiten des Jahrestages der Militär-Akademie beigewohnt; der Herzog war äußerſt galant gegen den unſrigen und ohne das Incognito zu brechen, — (Karl Auguſt reiſte nämlich unter dem Namen eines Barons von Wedel) — hat er ihm die möglichſte Aufmerkſamkeit erwieſen. Uns Andere hat er auch ſehr artig behandelt." Hieran iſt natürlich nicht zu zweifeln, aber ebenſowenig daran, daß die Artigkeit des Herzogs gegen Göthe nur eine äußerliche Höflichkeit war. Die ganze Richtung des Dichters mußte dem entſchieden franzöſiſchen Geſchmack Karl's zuwider ſein und ohne Zweifel war ihm auch das vertraute Verhältniß des Herzogs von Weimar zu dem Frankfurter Bürgersſohn insgeheim höchſt fatal. Ich finde dieſe Anſicht durch einen von Strauß (Schubart's Leben I, 436 fg.) mitgetheilten Brief der Gattin Schubart's an Miller (dat. 16. Dezember 1779) beſtätigt, worin die arme Frau ſagt, die „Ankunft des großen Mannes Göthe" habe ſie auf den Gedanken gebracht, denſelben anzugehen, daß er für den unglücklichen Gefangenen auf dem Aſperg ein Fürwort bei dem Herzog einlege; allein ſie mußte es unterlaſſen, denn — fährt ſie fort — „denken Sie, eine ſchwarze Seele hat Gelegenheit gefunden, unſern Fürſten gegen den großen Mann einzunehmen, daß Er ſogar einigen von ſeinen Gelehrten verbot, mit Ihm auszugehen, ich darf nicht mehr ſagen, das übrige können Sie ſelbſt denken."

6) In dieſem Brief des trefflichen Fürſten ſtanden die ſchönen Worte: „Freiheit iſt das Edelſte, was ein Menſch haben kann. Die ſollen Sie bei mir finden."

7) Der Klopſtockscultus war damals im Norden und Süden Deutſchlands weit verbreitet, wurde aber nicht immer ungeſtraft geübt, namentlich in Mecklenburg nicht. Voß ſchrieb unterm 15. Dezember 1775 an ſeine Braut Erneſtine: „Hab' ich Dir ſchon Bieſter's Schickſal erzählt? Er war Conrector in Bützow und feierte dieſen Sommer Klopſtock's Geburtstag auf dem Lande. Unter Anderm mußten einige Mädchen um einen Altar tanzen und Blumen darauf werfen. Dies ward bekannt, man hatt' ihn in Verdacht des Heidenthums und nahm ihm ſein Amt." — In Süddeutſchland war insbeſondere Schubart ein enthuſiaſtiſcher Miſſionär der Klopſtock'ſchen Dichtung. In ſeiner Selbſtbiographie (II, 39 fg.) erzählt er, wie er während ſeines Aufenthalts in Augsburg öffentliche Leſeſtunden veranſtaltete. Er las unter Anderm auch Klopſtock's Meſſias

Digitized by Google

vor und „der Erfolg war über meine Erwartung groß. Mit jedem neuen Gesang vermehrten sich meine Zuhörer; der Messias wurde reißend aufgekauft; man saß in feierlicher Stille um meinen Lehnstuhl her; Menschengefühle erwachten, sowie sie der Geist des Dichters weckte. Man schauerte, weinte, staunte und ich sah's mit dem süßesten Freudengefühl im Herzen, wie offen die deutsche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene sei, wenn man sie aufmerksam zu machen weiß.“

8) Voß schreibt unterm 4. Juni 1794 aus Weimar an seine Frau: „Vorgestern Nachmittag kamen wir an und wurden mit Freude und Liebe empfangen. Wieland hat beim ersten Anblick Etwas, das Kälte scheinen kann; aber nur einige Unterredungen und er ist lauter Wärme. Nach Tische waren wir einige Stunden allein auf Wieland's Arbeitszimmer und er war äußerst angenehm. Er verlangte die Geschichte der Verbrennung seines Bildes. Ich erzählte sie in lustigem Tone und Wieland lachte herzlich.“

9) Die elendeste Haupt- und Staatsaction unserer gemeinen Komödianten ist kaum so voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und gesunden Vernunft als dieses Stück Shakspeare's ist. — Niemand, der je etwas Vernünftigeres gelesen, kann an Shakspeare Belieben tragen. Sein Julius Cäsar hat so viel Niederträchtiges an sich, daß ihn kein Mensch ohne Ekel lesen kann. Gottsched's Beiträge zur krit. Hist. d. deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit, VII, 516; VIII, 143.

10) Worte, welche der Hauptfigur in „Sturm und Drang“ in den Mund gelegt sind. Der Mann heißt Wild und ist mit seinen zwei gleichgearteten Freunden La Feu und Blasius nach Amerika gegangen, um da Kriegsdienste zu nehmen. Das ganze Stück bewegt sich in tollen Sprüngen. So auch die Redeweise der Personen. Wild sagt z. B. nach der Ankunft in Amerika unter Anderm: „Heida, nun einmal in Tumult und Lärmen, daß die Sinnen herumfahren wie Dachfahnen beim Sturm. Das wilde Geräusch hat mir schon so viel Wohlsein entgegengebrüllt, daß mir's wirklich anfängt ein wenig besser zu werden. Tolles Herz, ha tobe und spanne dich aus, labe dich im Wirrwarr! .... Bin Alles gewesen. Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Rast. Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen, da kann meine Seele sich ausrecken, und thun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann!“

11) Von der Leidenschaft, womit damals die Briefwechselei betrieben

Digitized by Google

wurde, können wir uns heutzutage, wo selbst die Liebesbriefe mehr oder weniger nur noch Geschäftsbriefe sind, kaum eine Vorstellung machen. Da wurde allerdings viel Papier und Dinte unnöthig vernutzt, aber es ist darum doch nicht weniger zu bezweifeln, ob das 19. Jahrhundert dem 20. einen so gehaltvollen Briefschatz vermachen werde, wie wir aus dem 18. einen überkommen haben.

12) Unterm 27. Aug. 1774 schrieb Fritz Jacobi an Wieland: — „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Göthe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Göthe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Sohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt." Diese Erkennung und Anerkennung des Dämonischen in Göthe erinnert uns daran, daß der greise Dichter am 24. März 1829 zu Eckermann sagte: „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe."

13) In Schwaben und in der Schweiz fiel besonders die Sucht der Stolberge auf, an der nächsten besten Stelle bei hellem Tage nackt zu baden, was in der Zeit der Pattenwesten und Reifröcke selbst den Bauern zu griechisch vorkam. Von der bekannten in und an der Sihl hinter Zürich vorgefallenen Stolberg'schen Badgeschichte gibt Voß in einem Briefe aus Wandsbeck (15. Dezember 1775) an Ernestine Boie folgende Version: — „In Zürich baden sie sich einmal. Lavater, der sie besuchen will, setzt sich ans Ufer hin und spricht so mit ihnen im Wasser. Die Bauern, die das Baden bei Tage nicht ausstehen können, eilen schaarenweise hinzu; wie sie aber einen Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln untereinander, die nackten Menschen im Wasser müßten wohl Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle. Man sehe auch recht, was der Satan für eine Gewalt über sie ausübe; denn jedesmal, da der Priester anfange zu beten, müßten sie mit dem Kopf unters Wasser tauchen. Im Bodensee hatte man sie gar festnehmen wollen."

14) Dieser jüngere Einsiedel, der Lieutenant, hatte mit der „kleinen Werther", der Frau des Freiherrn von Werther, ein Abenteuer, dessen Schluß namentlich einen Fingerzeig gibt, daß man, wie wir noch mehrfach bemerken werden, in der Sturm- und Drangzeit mit den ehelichen Verhältnissen genialisch leicht genug umsprang. Die kleine Werther

hatte ſich in den genannten Herrn von Einſiedel verliebt, ſtellte ſich krank, fingirte ſogar den Tod, ließ ſtatt ihrer eine Puppe begraben und ging mit ihrem Liebhaber durch nach — Tunis, wo der tapfere Krieger Gold und Diamanten zu ſuchen beabſichtigte. Statt derſelben fand das phantaſtiſche Paar in Afrika natürlich nur bittere Noth und fand es daher bald gerathen, heimzukehren. Der Freiherr verzieh ſeiner Frau dieſe „Geniereiſe" und lebte wieder mit ihr. — Die Perſonalien der Weimarer Geniezeit finden ſich gut zuſammengeſtellt in Wachsmuth's „Weimars Muſenhof", Diezmann's „Göthe und die luſtige Zeit in Weimar" und Schöll's „Karl-Auguſt-Büchlein".

15) Unter den zahlreichen Zügen, welche uns von der reinmenſchlichen Liebenswürdigkeit Karl Auguſt's überliefert ſind, kommt nach meinem Gefühle beſonders den zwei folgenden eine charakteriſtiſche Bedeutung zu. Als der Weimarer Hof 1803 das neu erbaute Schloß bezog, wurde ein patriarchaliſches Feſt gefeiert. Die Herrſchaften kamen auf ihrem Umgang in der neuen Reſidenz auch zur Küche und da kam eine alte häßliche Scheuerfrau heraus und fiel in ihrem ſcheuerfraulichen Entzücken dem Herzog ohne Umſtände um den Hals und küßte ihn. — In Schöll's Karl-Auguſt-Büchlein S. 165 finde ich folgende, von dem Verfaſſer mit Recht „Größe in der Güte" überſchriebene Anekdote. Der Herzog ließ einmal, als ihm ein ſchönes Pferd verendet war, die Section unter ſeinen Augen machen. Wie es gethan war, gab er dem Jäger einen Laubthaler für den Scharfrichterknecht. Dieſen Knecht wollte der Jäger nach dem allgemeinen Vorurtheil nicht berühren und legte ihm den Thaler auf den Karren. Der Herzog drehte ſich herum: „Albernheit!" nahm den Thaler: „Da, Landsmann, ein Trinkgeld von mir." Durchlaucht, ſagte der Knecht zugreifend, ich bin ein ſehr armer Menſch, aber der Laubthaler wird nicht klein gemacht; er bleibt in meiner Familie.

16) Beim Tode von Göthe's Vater ſchrieb Karl Auguſt: „Der Alte iſt nun abgeſtrichen und die Mutter kann endlich Luft ſchöpfen." Als der Miniſter Göthe in alten Tagen einmal im devoteſt-umſtändlichſten Kanzleiſtyl um einen kurzen Urlaub bat, ſchrieb der Fürſt an den Rand der Eingabe: „Kneife aus!" Am 28. Auguſt 1827 führte Karl Auguſt den König Ludwig von Baiern, welcher dem Dichter ſeinen Hausorden perſönlich überreichen wollte, bei Göthe ein. Dieſer erbat in ſtrengſter Förmlichkeit die Erlaubniß ſeines Fürſten zum Tragen des Ordens, worauf Karl Auguſt lachend ſagte: „Alter Kerl, mach' doch kein dummes Zeug!"

17) Ich erachte mich nicht berechtigt, dieſen urkundlichen Verſtoß gegen die Grammatik zu verbeſſern.

18) „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt — ſchrieb er in

Digitized by Google

einem vom 15. Januar 1780 datirten Brief — aber ich darf es ſagen: Die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht mehr auf die Welt und der Tag meines Abſchiedes aus der Akademie, der vor wenigen Jahren ein freudevoller Feſttag würde geweſen ſein, wird mir kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritte, den ich im Jahr gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reiferen Alter nähere, deſto mehr wünſche ich als Kind geſtorben zu ſein. Wäre mein Leben mein eigen, ſo würde ich nach dem Tode geizig ſein. So aber gehört es meiner Mutter und drei'n ohne mich hülfloſen Schweſtern, denn ich bin der einzige Sohn und der Vater fängt an graue Haare zu bekommen.“

19) Unter Peterſen's Papieren hat ſich ein Zettel erhalten, welchen Schiller eines Abends im Ochſen zurückließ, als er die Freunde vergeblich dort geſucht hatte. Er lautet ganz kraftgenialiſch: — „Seid mir ſchöne Kerls. Bin da geweſen, und kein Peterſen, kein Reichenbach. Tauſendſakerlot! Wo bleibt die Manille heute? Hol euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies. Schiller.“

20) Jean Paul hat treffend bemerkt: „Herder und Schiller wollten Beide in der Jugend zu Wundärzten ſich bilden. Aber das Schickſal ſagte: Nein! Es gibt tiefere Wunden als die Wunden des Leibes — heilet die tiefern! und Beide ſchrieben.“

Inhalt.

Seite

Vorrede III

Einleitung:

Das achtzehnte Jahrhundert . . . . . 1—55

Erstes Buch.

Schiller's Lehrjahre.

Erstes Kapitel: Die Heimat.

Altwürtemberg. — Die Schwaben. — Zur Geschichte des Landes. — Der Herzog Karl Eugen. — Glanzvolle Hofhaltung. — Das „Schreiberparadies". — Kirche, Schule und Gelehrsamkeit 56

Zweites Kapitel: Das Elternhaus.

Marbach. — Johann Kaspar Schiller und Elisabeth Dorothea Kodweiß. — Ein bürgerlicher Haushalt vom Jahre 1749. — Friedrich Schiller geboren. — Ein Gang am Ostermontag. — Lorch. — Erster Unterricht und erste Freunde. — Die Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd. — Ludwigsburg. — Zwei Ludwigsburger Figuren: Schubart und Zilling. — Die Schule. — Das Landexamen. — Die Confirmation 66

Drittes Kapitel: Die Akademie.

Herzog Karl in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit. — Die Gräfin von Hohenheim. — Eine fürstliche Beichte. — Schubart's Einkerkerung. — Genesis der Karlsschule. — Die militärische Pflanzschule auf der Solitude und Schiller's Eintritt in dieselbe. — Die Militär-Akademie. — Wie den jungen Schiller, welcher Jurist werden soll, seine Mitschüler beurtheilen. — Ein vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten. — Verlegung der Akademie nach Stuttgart und Ueber-

Digitized by Google

Seite

tritt Schiller's von der Jurisprudenz zur Medizin. — Das Leben in der Akademie. — Schiller als Schauspieler. — Poetische Versuche und prosaische Hindernisse. — Ein gedruckter Erstling. — Bekanntschaft mit Rousseau, Ossian und Shakspeare. — Ein kaiserlicher Besuch. — Göthe in der Akademie 84

Viertes Kapitel: Sturm und Drang.

Die Stürmer und Dränger oder Kraftgenies. — Der Göttinger Hainbund. — Mitglieder, Tendenzen und Lebensführung desselben. — Teutonischer Patriotismus, sittlicher Rigorismus und sentimentale Schwärmerei. — Die main- und rheinländische Dichtergenossenschaft. — Herder. — Shakspeare in Deutschland. — Lenz. — Klinger. — Hamann. — Göthe. — Merck. — Lavater. — „Genie-reisen." — Die Geniezeit in Weimar. — Herzogin Amalia. — „Ein neuer Stern geht auf." — Herzog Karl August und Herzogin Luise. — Der Weimarer Kreis. — Kraftgenieſtyl. — Gäste. — Das „Wüthen." — Theatralische Freuden und Leiden. — Ende der Geniewirthschaft 111

Fünftes Kapitel: Die Räuber.

Eine vergoldete Pille und eine eitle Berechnung. — Schiller liest im Bopserwald seinen Freunden die Räuber vor. — Entstehungsgeschichte dieser Tragödie. — Ihr Charakter. — Melancholie und Arbeit. — Die Dissertation. — Schiller disputirt. — Ein fataler Revers. — Regimentsmedicus ohne Degenquaste mit 18 Gulden monatlich bei Augé's Grenadieren 140

Sechstes Kapitel: Der Regimentsmedicus.

Auf dem Kleinen Graben. — Die Vischerin. — Eine Junggesellenwirthschaft. — Portrait des Dichters. — Tracht und Pracht eines herzogl. würtembergischen Feldscherers. — Der Most gährt. — Frau von Wolzogen. — Emetica und Aesthetica. — Die Räuber gedruckt. — Wirkung. — Anknüpfung mit Dalberg. — Ein Theatercoup auf dem Asperg. — Ein Freund. — Dramaturgische Leiden. — Heimliche Reise nach Mannheim 152

Siebentes Kapitel: Die Flucht.

Die Räuber auf der Bühne. — Ein Triumph. — Dichter und Regimentsmedicus. — Nur fort von hier! — Fiesco. — Die Anthologie. — Schiller als Lyriker. — Die Laura-Oden. — Zweite Fahrt nach Mannheim. — Das Gewitter bricht los. — Der Herzog. — Im Arrest. — Kabale und Liebe. — Ein Denunciant und eine letzte Audienz. — Der Entschluß zu Flucht. — Andreas Streicher. — Ein Abschiedsgang. — Der 17. September 1782. — „O, meine Mutter!" . 170

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Schiller und seine Zeit.

Von

Johannes Scherr.

In drei Büchern.

Zweites Buch:

Schiller's Wanderjahre.

1782—1790.

Dritte Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1862.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Schiller's Wanderjahre.

1782—1790.

Wohin soll ich (mich) wenden?

Der Flüchtling.

Ein hohes Weib, das Freunde schützt
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut ....

Fragment des Warbeck.

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.
— — — — — — — — —
Die Liebe mit dem süßen Lohne ....

Die Ideale.

Erstes Kapitel.

Oggersheim.

Illusionen und Enttäuschungen. — Schreiben an Herzog Karl. — Der Fiesco macht in erster Vorlesung Fiasco. — Die „verwünschte Declamation." — Ausflug nach Frankfurt. — Dalberg und Schiller. — Die Herberge zum Viehhof. — Abendliche Schöpfungsstunden. — Ein panischer Schrecken. — Entschluß, den Wanderstab weiter zu setzen. — Zurückweisung des Fiesco. — Druck des Stückes. — Die gelöschten Kreidestriche. — Abschied von Streicher. — Eine Winterreise und eine Parallele.

„In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling" — und von jeder Mastspitze weht eine Hoffnungsflagge lustig im Winde. Fern im blauen Duft liegt die lockende Atlantis, die Insel des Glücks, des Ruhms, der Liebe, schöner und seliger noch als sie der von Indiens Glutsonne gezeitigten Phantasie des Dichters der Lusiaden erschien. Ueber Strudel und Sandbänke

hin, durch Klippen und Riffe geht die Bahn und „nur ein Wunder kann dich tragen in das ſchöne Wunderland.“ Aber das iſt ja das Vorrecht der Jugend, daß ſie an Wunder glauben darf. Alſo hinauf mit den Segeln! Der ungeſtüme Hauch jugendlichen Enthuſiasmus macht ſie ſchwellen und am Steuer ſteht wagend die jugendliche Abenteuerlichkeit. So geht die Wikingsfahrt keck und munter hinaus auf die tückiſche See. Was Klippen und Riffe, was Orkane und Tromben! Laß den Wogenſchaum unter dem Bug aufſpritzen, laß die Planken krachen und die Raaen brechen, hell leuchtet dir der Begeiſterung Polarſtern, und „dort muß die Küſte ſich zeigen!“ Ach, nur wenigen, ganz wenigen Auserwählten gelingt es, den erſehnten Strand zu erreichen. Viele, und unter ihnen oft gerade die kühnſten Segler, werden von den Strudeln hinabgerafft oder von den Feinden in den Grund gebohrt. Die meiſten bleiben auf der Sandbank der Gewöhnlichkeit ſitzen. Noch Andere, durch die Stürme abgekühlt und gewitzigt, beſcheiden ſich, Atlantis einmal von ferne flüchtig geſehen zu haben, wenden auf halbem Wege das Steuer und „ſtill auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.“

Als in der Morgenfrühe des 18. Septembers 1782 der Dichterflüchtling den blau und weiß bemalten Gränzpfahl der Pfalz erblickte, ward ihm leicht und fröhlich zu Muthe, als ob „rückwärts alles Läſtige geblieben wäre und das erſehnte Eldorado bald erreicht ſein würde.“ Er ſollte nur zu bald erkennen, wie das Dorado der Fremde eigentlich beſchaffen ſei, und wenn ihm Dante's göttliche Komödie bekannt geweſen wäre, hätte er nach wenigen Tagen ſchon Gelegenheit gehabt, der markigen Worte ſich zu erinnern, womit der große Florentiner das Elend der Heimatloſigkeit gezeichnet hat. Solche trübe Gedanken lagen ihm aber fern, als er am Morgen des 19. Septembers in Schwetzingen ſeinen beſten Anzug hervorholte, um möglichſt wohlanſtändig ſeinen Einzug in Mannheim zu halten. Hatte er

Digitized by Google

nicht den Fiesco vollendet im Koffer und durfte er nicht mit Grund erwarten, daß eine Bühne, welche die Räuber mit so viel Erfolg und Vortheil zur Aufführung gebracht, seine zweite Tragödie sofort annehmen und in Szene gehen lassen würde? Mußte dadurch nicht sein Ruf und auch der dünne Inhalt seiner Börse einen Zuwachs erhalten und sollten ihn wohl die Freunde, welche sich bei seiner zweimaligen früheren Anwesenheit in Mannheim bewundernd um ihn gedrängt, nicht mit offenen Armen aufnehmen? Ach, mit dem Eintritt in das „Paradies" Mannheim begannen auch schon die Enttäuschungen.

Herr Meyer, der Theaterregisseur, bei welchem die Freunde abstiegen, war höchlich überrascht, den Dichter vor sich zu sehen, welchen er als Zuschauer bei den Stuttgarter Festen anwesend glaubte, und seine Ueberraschung ging in Besorgniß über, als er erfuhr, daß Schiller der Unerträglichkeit seiner Stellung daheim in gewagter und gewaltsamer Weise ein Ende gemacht habe und als Flüchtling nach Mannheim gekommen sei. Er besaß freilich weltmännischen Takt genug, des Tadels sich zu enthalten, die jungen Männer zu seinem Mittagstisch zu laden und ihnen eine Wohnung in der Nähe der seinigen auszumitteln; allein er bestand auch darauf, daß der Dichter seinen schon in Stuttgart gefaßten Vorsatz, von Mannheim aus mit dem Herzog von Würtemberg sich auseinanderzusetzen, sofort zur Vollziehung brächte. Schiller zögerte nicht, diesen Rath zu befolgen, und entwarf nach Tisch im Nebenzimmer ein Schreiben an den Herzog, welches einem Brief an den Intendanten von Seeger beigeschlossen, aber, wie es scheint, erst ein paar Tage später auf die Post gegeben wurde. Der Flüchtling hat in dieser Vorstellung an seinen Landesherrn den verzweifelten Schritt, welchen er gethan, zu rechtfertigen gesucht und drei freimüthige Bitten gestellt: — 1) daß das herzogliche Verbot, keine anderen als medizinische Schriften zu veröffentlichen, aufgehoben werde; 2) daß ihm ge-

ſtattet würde, alljährlich eine kurze Reiſe ins Ausland zu machen; 3) daß der Fürſt ſein Wort gäbe, dem Dichter ſeine eigenmächtige Entfernung ſtraflos hingehen laſſen und ihm überhaupt verzeihen zu wollen. Wie mir aber ſcheint, mußte Schiller den Herzog zu genau kennen, als daß er von dieſem Bittgeſuch einen Erfolg ſich hätte verſprechen dürfen. Er wußte ſicherlich, daß Karl nicht der Mann war, mit einem Unterthan, der ſich eigenmächtig ſeiner Gewalt entzogen, in Unterhandlungen einzutreten. Es bleibt alſo nur übrig, anzunehmen, daß der Dichter mit ſeinem Schreiben in erſter Linie einer Form genügen und in zweiter ſeine Familie vor den Wirkungen ſeiner Flucht möglichſt ſichern wollte, und dieſe Annahme wird von ihm ſelbſt beſtätigt.

Frau Meyer, welche folgenden Tages aus Stuttgart heimkam, brachte nicht eben tröſtliche Neuigkeiten mit. Nach ihrer Ausſage war das Verſchwinden des Dichters ſchon am Vormittag des 18. Septembers in der würtembergiſchen Hauptſtadt bekannt und raſch zum Stadtgeſpräch geworden, welches auf das Reſultat hinauslief, der Herzog würde dem „Deſerteur" nachſetzen laſſen oder auch ſeine Auslieferung fordern. Schiller beſtritt das und meinte — mehr wohl, um ſeine Freunde als ſich ſelber zu beruhigen — dazu ſei Herzog Karl viel zu großmüthig. Indeſſen beſtand doch namentlich Frau Meyer, in welcher der Dichter eine mütterlich um ihn beſorgte Freundin gewonnen hatte, darauf, daß der Flüchtling Vorſicht beobachte und ſich vorderhand nicht öffentlich zeige. Die Unbehaglichkeit dieſer Lage wurde nicht gemindert durch ein Antwortſchreiben des Intendanten, welches binnen Kurzem eintraf. Herr von Seeger hatte ſich in ſeinem Verhältniß zu Schiller ſtets als ein Mann von Bildung und humaner Denkart erwieſen und auch jetzt wieder als ein ſolcher gehandelt. Er hatte ſich beeilt, das Bittgeſuch des Dichters dem Herzog vorzulegen und daſſelbe durch ſein Fürwort zu unterſtützen. Dem alten Soldaten mochte es Freude machen,

Digitized by Google

ſeinem früheren Untergebenen melden zu können, daß er höherem Auftrag zufolge ihn wiſſen laſſe, „S. herzogliche Durchlaucht wären bei Anweſenheit der hohen Verwandten jetzt ſehr gnädig geſtimmt und Schiller ſolle daher nur zurückkommen.“ Aber der Flüchtling konnte ſich an dieſer vagen Zuſicherung der herzoglichen Gnade um ſo weniger genügen laſſen, als er feſt entſchloſſen war, nicht bedingungslos zurückzukehren. In dieſem Sinne ſchrieb er an den Intendanten, ebenſo an ſeine Eltern und einige Freunde, welche letzteren er bat, von etwa beabſichtigten Verfolgungsmaßregeln ihn bei Zeiten in Kenntniß zu ſetzen.

Dies abgethan, bemühte er ſich, vermittelſt des Fiesco den Mannheimer Freunden zu zeigen, daß ſie ihre Theilnahme an keinen Unwürdigen verſchwendeten. Allein gerade hiebei begegnete ihm ein Mißgeſchick, welches, obgleich im Grunde mehr komiſcher als ernſter Natur, ſchmerzlich genug war. Der Dichter hatte ſchon bei ſeiner Ankunft gegen Meyer ſeines neuen Trauerſpiels erwähnt und am dritten Tage verſammelte der Freund die vorragendſten Mitglieder der Mannheimer Bühne in ſeiner Wohnung, damit ſie den Autor ſein Werk vorleſen hörten. Da waren Iffland, Beil, Beck und Andere und erwartungsvoll becomplimentirten ſie den Dichter der Räuber ſchon zum Voraus um ſeiner neuen Dichtung willen. Die Geſellſchaft ſetzte ſich um einen großen runden Tiſch und Schiller begann zu leſen. Der gute Andreas war ſeelenvergnügt über den bevorſtehenden Triumph des Freundes; ſeine Augen hingen an den Mienen der Zuhörer, um die zweifelloſe Wirkung des Trauerſpiels auf ſo berühmte Künſtler ja recht genau zu beobachten. Aber wie ward ihm, als der erſte Act zwar aufmerkſam, jedoch ohne das geringſte Beifallszeichen angehört wurde, als Beil ſich entfernte und die Uebrigen ein flaues Geſpräch über Tagesneuigkeiten begannen! Und vollends, als während des Vorleſens vom zweiten Act die Geſichter mehr und mehr ſich verlängerten, nicht das kleinſte Zeichen von Zu-

Digitized by Google

ſtimmung erfolgte, die Zuhörer gelangweilt aufſtanden und, wie um dem dritten Act zu entfliehen, fortgingen. Der junge Muſiker wurde ordentlich zornig über dieſe empörende Gleichgültigkeit und alle vernommenen Sagen von dem Neid- und Kabalengeiſt des Schauſpielervolks ſchienen ihm traurig beſtätigt. Er war im Begriffe, in dieſem Sinne ſich gegen Meyer zu äußern, als ihn dieſer in ein Nebenzimmer zog und beſtürzt fragte: „Sagen Sie mir ganz aufrichtig, wiſſen Sie gewiß, daß es Schiller iſt, welcher die Räuber geſchrieben?“ — Zuverläſſig! Wie können Sie daran zweifeln? — „Wiſſen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer die Räuber geſchrieben oder Schillern wenigſtens dabei geholfen hat?“ — Ich bürge mit meinem Leben dafür, daß er die Räuber ganz allein geſchrieben. Aber warum dieſe Frage? — „Weil der Fiesco das Allerſchlechteſte iſt, was ich je gehört, und weil es unmöglich iſt, daß der Verfaſſer der Räuber etwas ſo Elendes gemacht haben ſollte.“ — Wie? — „Ja, ich bleibe dabei, und wenn Schiller wirklich die Räuber und den Fiesco geſchrieben, ſo hat er alle ſeine Kraft an dem erſten Stück erſchöpft und kann nun nur noch erbärmliches, ſchwülſtiges, unſinniges Zeug hervorbringen.“ Der arme Andreas war durch dieſes Urtheil eines anerkannt ausgezeichneten Schauſpielers ſo niedergedonnert, daß ihm für den Augenblick die Sprache verſagte. Der Abend verging in peinlicher Verſtimmung. Schiller, dem der ungünſtige Eindruck, welchen ſein neues Stück hervorgebracht, natürlich nicht hatte entgehen können, war ſchweigſam und entfernte ſich bald. Doch hatte Meyer zuvor den glücklichen Einfall, daß er den Dichter erſuchte, ſein Manuſcript da zu laſſen, weil er gern wiſſen möchte, welchen Ausgang das Trauerſpiel nähme. Zu Hauſe brach Schiller los, ſchalt auf den Unverſtand der Schauſpieler und erklärte dem Freund, er ſelbſt wolle auf die Bretter gehen, da doch ſeine Stücke „eigentlich Niemand ſo gut declamiren könne wie er.“ Streicher wagte

einige kleinlaute Einwürfe und verbrachte in der Sorge um den Freund eine sehr schlechte Nacht. In banger Erwartung begab er sich am folgenden Morgen möglichst früh zu Meyer, welcher, kaum seiner ansichtig geworden, ihm entgegenrief: „Sie haben recht! Sie haben recht! Fiesco ist ein Meisterstück und weit besser gearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie, was schuld ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er Alles declamirt. Er sagt Alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her. Aber jetzt muß das Stück in den Theaterausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und Alles in Bewegung setzen, um es bald auf die Bühne zu bringen." Hocherfreut eilte Streicher zu dem Dichter zurück, diesem die gute Nachricht zu bringen, aber er sagte Nichts von der „schwäbischen Aussprache" und „verwünschten Declamation", um das ohnehin leidende Gemüth des Freundes nicht zu kränken.

Einige Tage später wanderte Schiller mit dem treuen Andreas über die Neckarbrücke nach Sandhofen hinaus. Es war nämlich vom Intendanten Seeger eine Antwort auf den zweiten Brief des Dichters eingelaufen, die aber gerade so unbestimmt lautete wie die erste. Dies schien verdächtig und der Gedanke, daß man in Stuttgart darauf sinne, die pfälzische Regierung um die Auslieferung des Flüchtlings anzugehen, gewann eine so bestimmte Gestalt, daß, da in Abwesenheit des Freiherrn von Dalberg ohnehin über den Fiesco Nichts entschieden werden konnte, die Mannheimer Freunde riethen, Schiller möchte sich für einige Wochen entfernen. Geschähe inzwischen von Stuttgart aus Nichts gegen ihn, so wäre das wohl ein Zeichen, daß man dort seine Entweichung vergessen hätte oder wenigstens auf sich beruhen lassen wollte. So machten sich denn die Beiden mit sehr leichtem Gepäck und noch leichteren Börsen nach Frankfurt auf den Weg, wanderten die schöne Bergstraße entlang und übernach-

Digitized by Google

teten nach einem zwölfstündigen Marsch in Darmstadt, wo sie mitten in der Nacht durch ein „fürchterliches Trommeln" — die Reveille, ein allmitternächtliches Vergnügen der Bewohner der landgräflichen Residenz — aus dem Schlafe aufgeschreckt wurden. Bei Tagesanbruch fühlte sich Schiller in Folge der ungewohnten weiten Fußreise von gestern etwas unpaß, glaubte jedoch, die sechs Wegstunden bis nach Frankfurt wohl noch zurücklegen zu können, und so begann die Wanderschaft wieder. Allein etliche Stunden herwärts der alten Reichsstadt verließen den Müden die Kräfte und Streicher bemerkte ängstlich, wie der Freund von Minute zu Minute bläßer wurde und immer mühsamer sich fortschleppte. Die Straße trat in einen Wald ein und hier legte sich der ermattete Dichter seitwärts auf das Moos nieder, um vermittelst einiger Stunden Schlafes die verlorene Spannkraft wieder zu ersetzen. Der brave Andreas setzte sich auf einen Baumstumpf, bewachte unruhvoll den Schlummer des Freundes und beobachtete auf den düsteren abgehärmten Zügen des Schlafenden den Wechsel der Farbe, welcher verrieth, was unbewußt in seiner Seele vorging. Zwei Stunden währte diese Rast, dann wurde sie dadurch gestört, daß ein Offizier in blaßblauer Uniform den Fußsteig seitwärts durch das Holz heraufkam und den jungen Musiker mit der Frage antrat: „Wer sind die Herren?" Streicher, in der wahrscheinlich richtigen Meinung, es mit einem Werber zu thun zu haben, gab etwas barsch die kurze Antwort: „Reisende." Darob erwachte der Dichter, richtete sich auf und maß den Fremden mit scharfen Blicken, worauf dieser, merkend, daß „hier für ihn Nichts zu angeln sei," ohne weitere Ansprache sich entfernte. Nachdem die Wanderer den Wald im Rücken hatten, zeigten sich ihnen bald die Thurmspitzen Frankfurts in der Ferne und mit Einbruch der Dämmerung erreichten sie die Stadt. Ihre Armuth verbot ihnen jedoch, in einem der schon damals als trefflich bekannten großen Gasthäuser der reichen Handelsstadt ein

Digitized by Google

Unterkommen zu ſuchen, und ſo wählten ſie eine beſcheidene Herberge in der Vorſtadt Sachſenhauſen, der Mainbrücke gegenüber.

Am folgenden Tage, den 30. September, ſchrieb der Dichter an den Freiherrn von Dalberg und legte dieſem mit dem ganzen Vertrauen eines Jünglings, welcher die Menſchen für ſo edel und gut hält, wie er ſelber iſt, ſeine Lage dar. Es quälte ihn nicht nur, daß ſeine Mittel nur noch für etwa acht Tage knapp ausreichten, ſondern auch lagen ihm die Verpflichtungen, welche er in Stuttgart eingegangen, ſchwer auf dem Herzen. Er ſchuldete dort, namentlich vom Drucke der Räuber her, ungefähr 200 Gulden. „Ich darf Ihnen geſtehen — ſchrieb er dem Freiherrn — daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich ſelbſt durch die Welt ſchleppen ſoll. Ich habe ſo lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.“ Schließlich ging er Dalberg um einen Vorſchuß auf den Fiesco an, im Betrag von 100 Gulden, und Streicher bezeugt uns, welche Selbſtüberwindung dieſe Bitte dem Dichter koſtete. Als der Brief fort war, wurde er etwas heiterer, beſah ſich an der Seite des Freundes mit Intereſſe das für ihn neue Treiben der großen Handelsſtadt, erhielt, unter ſeinem angenommenen Namen Dr. Ritter in einer Buchhandlung dem Abſatz des „berüchtigten“ Schauſpiels die Räuber nachfragend, eine ſehr günſtige Antwort und ließ ſich durch verzeihliche Autoreneitelkeit verleiten, ſeinen wahren Namen dem Buchhändler anzugeben, der verwunderte Augen machte, daß ein ſo ſanft und freundlich ausſehender Jüngling ein ſo wildes Stück geſchrieben haben ſollte. In die Herberge zurückgekehrt, ging Schiller den Abend über ſinnend und ſchweigend in dem kleinen Zimmer auf und ab. Der Freund ſtörte ihn nicht, erfuhr aber vor Schlafengehen mit Vergnügen, daß der Geiſt des Dichters inmitten äußerer Bedrängniſſe energiſch genug geblieben, die in einer bitteren Stunde, im Arreſtlocal zu Stuttgart (ſ. B. I, Kap. 7), gefaßte Idee zu einer dritten tragiſchen Dichtung weiter

Digitized by Google

auszuſpinnen. Ja, gerade während dieſes kurzen Aufenthalts Schiller's in Frankfurt erhielt der Plan zur Luiſe Millerin oder, wie das Stück nachmals betitelt wurde, zu Kabale und Liebe beſtimmtere Geſtalt und Farbe.

Es war gut für den armen Flüchtling, daß er ſich in die Welt der Phantaſie flüchten konnte, denn die Wirklichkeit ſpielte ihm übel genug mit. Aus Mannheim lief ein Schreiben Meyer's ein, worin gemeldet wurde, daß Herr von Dalberg den erbetenen Vorſchuß nicht bewillige. Der Fiesco ſei in ſeiner jetzigen Geſtalt für das Theater gar nicht brauchbar und erſt müßte das Stück völlig umgearbeitet werden, bevor der Herr Intendant ſich weiter darüber erklären könnte. Dalberg hatte zweifelsohne dramaturgiſche Gründe für ſeine Verwerfung der Tragödie, aber der reiche Mann wußte des Beſtimmteſten, daß der Dichter buchſtäblich ohne einen Pfennig Geld war, daß der Hülfloſe ihm bittend die Hände entgegengebreitet hatte, und dennoch — nun, es iſt das Privilegium der Reichen und Glücklichen, hart und unedel ſein zu dürfen. Hunderttauſende, Millionen haben Schiller's „Pegaſus im Joche" und die „Theilung der Erde" geleſen, ohne weiter darüber nachzudenken, in was für ſchmerzlichen Erfahrungen dieſe Gedichte wurzeln, und ohne gewahr zu werden, daß ſelbſt in dieſen Klagerufen der Seelenadel des Dichters keinen Augenblick ſich verleugnet. In der That, Schiller gehörte zu jenen ſeltenſten adlichen Menſchen, welche über den Schmutz der Erde hinſchreiten, ohne ſich auch nur die Fußſohlen zu beflecken. Von Kindheit auf im Banne der Armuth und ſein Lebenlang nie aus der Geldmiſère herausgekommen, hat er nicht allein durch ſeine Werke, ſondern auch durch ſeinen Wandel ein für alle Zeiten leuchtendes Vorbild aufgeſtellt, wie der wahrhaft Gotterfüllte die „Angſt des Irdiſchen" abzuſchütteln vermöge. Auch damals in Sachſenhauſen verbot ihm ſein reiner und hoher Sinn jedes Wort des Tadels gegen den kleinlich denkenden Mann, welcher ſein Vertrauen ſo

Digitized by Google

kalt abgelehnt hatte. „Er übte — ſagt Streicher treffend — was nur wenige Dichter thun, ſeine Grundſätze redlich aus und befolgte den Vorſatz des Karl Moor: Die Qual erlahme an meinem Stolz! unter Umſtänden, bei welchen jeden Andern die Kraft verlaſſen hätte.“

Die Armuth half wieder der Armuth. Eine kleine Geldſendung, um welche Streicher ſeine Mutter gebeten, traf nach bangem Warten ein und ermöglichte es den Freunden, Frankfurt zu verlaſſen. Der treue Andreas, nur ſeiner Begeiſterung für den Freund Gehör gebend, verzichtete einſtweilen auf ſeine Reiſe nach Hamburg, um den Dichter nicht zu verlaſſen, bevor deſſen Schickſal irgendeine günſtigere Wendung genommen hätte. Die Reiſe ging mit dem Marktſchiff den Fluß hinab nach Mainz und von da zu Fuße nach Worms, wohin ſich Schiller einen Brief von Meyer ausgebeten hatte. Der Brief war da und beſtellte den Dichter in das eine kleine Wegſtunde von Mannheim entfernte Dorf Oggersheim und hier, in der Herberge, welche den nichts weniger als poetiſchen Namen „Zum Viehhof“ führte, trafen dann die Wanderer mit Meyer und ſeiner Frau zuſammen. Der Regiſſeur theilte dem Dichter mit, daß Dalberg zweifelsohne zur Annahme des umgearbeiteten Fiesco ſich verſtehen würde, und es wurde alſo beſchloſſen, daß Schiller in der Abgeſchiedenheit von Oggersheim das Drama umarbeiten und, da von Frau Meyer mitgebrachte Stuttgarter Briefe noch immer die Gefahr eines Auslieferungsbegehrens betonten, unter dem Namen Schmidt hier verweilen ſollte. Frau Meyer ſchickte am folgenden Tage die Koffer der Freunde und Streicher's kleines Clavier heraus und ſo richteten ſie ſich ſo gut es ging im Viehhof ein.

Freilich war dieſer Aufenthalt trübſelig genug, um ſo mehr, da eine rauhe Spätherbſtswitterung die Freunde in die vier Wände einer unſauberen und zerrütteten Wirthſchaft bannte. Sie hauſten in einer kleinen, vor Zeiten weißgetünchten Stube, durch

Digitized by Google

deren zerbrochene und kümmerlich mit Papier verklebte Fenſterſcheiben der kalte Novemberwind blies. Ein mit Klammern an die Wand befeſtigter Tiſch, zwei Stühle, wovon der eine ohne Lehne, ein altväteriſches Bettgeſtell in einer Ecke, das war das ganze Mobiliar. Das dürftige Feuer in dem ungeheuren Kachelofen vermochte den Raum nicht zu durchwärmen. Hiezu kam noch, daß bei knappſter Sparſamkeit der Geldvorrath Streicher's für nur drei Wochen ausreichte. Aber wozu wäre man jung, wozu wäre man Künſtler, wenn man ſich über derartige Ungemächlichkeiten nicht hinwegſetzen könnte? Die Kunſt hatte im vorigen Jahrhundert noch viel Zigeunerhaftes an ſich, ich meine einen gewiſſen leichten und muthigen Sinn, der ſich in einer Dachkammer den Sternen nur um ſo näher fühlte. Mochte ſich der Künſtler auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit noch ſo ſchmerzende Blaſen an die Füße laufen, er hörte deßhalb doch nicht auf, ſein Haupt in die Region zu erheben, wo man „Himmelslüfte athmet.“ Man hatte damals noch nicht die Entdeckung gemacht, „der Dichtung Flamm' ſei allezeit ein Fluch“ oder die Muſe ſei nur eine Dejanira, welche ihre Anbeter mit „Neſſushemden“ beſchenke. Im Gegentheil, man war idealiſch genug geſtimmt, das Recht, „mit Zeus in ſeinem Himmel“ leben zu dürfen, mit viel Hunger und Kummer zu erkaufen, und man hatte noch nicht gelernt, daß man nur auf ſeidenen Ottomanen bei Champagnergeperle und Havannaduft „ſchaffen“ könne.

Aermliche, kalte Stube in der Herberge zu Oggersheim, du haſt anderen Muſendienſt geſehen! Wann nach trüben Tagen der Abend kam und aus zerriſſenem Gewölke der herbſtliche Vollmond ſein bleiches Licht durch die verklebten Fenſterſcheiben ſandte, ging der Dichter oft ſtundenlang mit großen Schritten in dem kleinen Raum auf und ab. Geſenkten Hauptes hängt er der Geſtaltung der dramatiſchen Bilder nach, die in ſeiner Bruſt wogen. Zur Seite ſitzt der treue Andreas an ſeinem kleinen Clavier und ſchlägt

Digitized by Google

erſt leiſe die Taſten an, um ſie dann mälig in volleren Akkorden auftönen zu laſſen. Er weiß, wie ſehr die Muſik dem Freunde die Seele löſt und des Dichters Gedanken entbindet. Schiller ſteht ſtill, er lauſcht den tröſtenden, ermuthigenden Klängen, er richtet den Kopf auf, eine glückliche Idee iſt gefunden und ein Ruf der Begeiſterung, halbartikulirte Worte brechen von ſeinen Lippen. Er eilt zum Tiſche, das Talglicht wird angezündet und bei dem kümmerlichen Scheine deſſelben wirft er auf das Papier, was der Genius ihm geoffenbart hat. So wurde die Luiſe Millerin geſchaffen.

Der Entwurf zu dieſer neuen Tragödie ließ dem Dichter nicht Raſt und Ruhe, bis er denſelben wenigſtens der Hauptſache nach ausgeführt hatte. Erſt dann konnte er ſich mit der Umarbeitung des Fiesco befaſſen, um aus dieſem Stück ein „ganzes, großes Gemälde des wirkenden und geſtürzten Ehrgeizes" zu machen. In den erſten Tagen des Novembers war dieſe Arbeit beendigt und eines Abends ging der Dichter nach der Stadt, um das fertige Manuſcript durch Meyer an Dalberg übergeben zu laſſen. Er erwartete mit Zuverſicht eine günſtige Entſcheidung. Als die Antwort länger ausblieb, als er erwartet hatte, ging er Mitte Novembers mit Streicher abermals in der Abenddämmerung nach Mannheim hinein, wo er ſich bei Tage nicht ſehen laſſen wollte, um bei Meyer nachzufragen. Da trafen aber die Freunde den Regiſſeur und deſſen Frau in größter Beſtürzung. Vor kaum einer Stunde war ein würtembergiſcher Offizier dageweſen und hatte ſich angelegentlichſt nach Schiller erkundigt. Alſo doch ein Auslieferungsbegehren? Während man dieſe Frage erörtert, wird heftig an der Hausthür geklingelt. Schnell verbirgt man den Dichter und ſeinen Freund in einem Seitenkabinet. Der Eintretende iſt aber nur ein Bekannter des Hauſes, der jedoch ebenfalls voll Beſorgniß mittheilt, er habe den würtembergiſchen Offizier im Kaffeehaus geſprochen und derſelbe habe bei ihm und Anderen geheimnißvoll

Digitized by Google

dem Dichter nachgefragt. Andere Hausfreunde brachten dieſelbe Nachricht. Nun zweifelt man nicht länger, daß es ſich um Verhaftung und Auslieferung handle. Der Flüchtling konnte mit Sicherheit weder im Meyer'ſchen Hauſe bleiben noch nach Oggersheim zurückkehren. Was ſollte man thun? In dieſer ängſtlichen Situation wird „von einem ſchönen Munde" ein Ausweg angegeben. Die anweſende Beſchließerin des Palais des Prinzen von Baden, Madame Curioni, erbietet ſich „mit der anmuthigſten Güte," den Dichter und ſeinen Freund in dem genannten Hauſe nicht nur für heute, ſondern ſo lange zu verbergen, als Verfolgung zu befürchten wäre. Dankbar wird das edelmüthige Anerbieten angenommen und der Flüchtling verbringt mit ſeinem Freunde eine ſorgenvolle Nacht in prächtigen Palaſträumen. Am Morgen geht Streicher auf Kundſchaft aus und bringt dem Freunde die beruhigende Nachricht, daß der würtembergiſche Offizier bereits am vorhergehenden Abend wieder von Mannheim abgereiſt ſei. Später ſtellte ſich heraus, daß dieſer Verurſacher eines paniſchen Schreckens nur ein harmloſer Reiſender geweſen, ein Akademiegenoſſe Schiller's, welcher den Dichter hatte begrüßen wollen.

Aber zunächſt machte ſich bei allen Mannheimer Freunden des Flüchtlings doch das Gefühl geltend, daß in der Umgebung der Stadt keine Sicherheit für ihn ſei. In der Wohnung des Regiſſeurs wurde ein Rath gehalten, deſſen Anſicht dahin ging, der Dichter ſollte, ſobald die Annahme des Fiesco für die Bühne entſchieden wäre, ſofort die Gegend verlaſſen. Freilich entſchloß ſich Schiller nur ungern dazu, denn an Mannheim hatte ſich die Hoffnung geknüpft, durch die Bekanntſchaft mit dem dortigen Theater in der Kenntniß der Bühnentechnik gefördert zu werden. Allein er konnte ja für jetzt nicht daran denken, in der Stadt ſeinen Aufenthalt zu nehmen, und ſo mußte er ſich wohl bequemen, ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen. Die Antwort auf das Wohin? war gegeben. Als der Dichter damals im Arreſt auf der

Digitized by Google

Stuttgarter Hauptwache den Gedanken, ſein Heimatland zu verlaſſen, zuerſt gefaßt, hatte er dieſen Vorſatz ſeiner Freundin, der Frau von Wolzogen, anvertraut und ſie war dieſem Vertrauen mit dem großmüthigen Anerbieten entgegengekommen, ihm für den Nothfall ein Aſyl zu gewähren. Dieſes Aſyl ſollte ihr bei Meiningen in Thüringen gelegenes Heimweſen Bauerbach ſein, wo der Dichter, mit allem Nöthigen verſehen, ſo lange in Verborgenheit weilen könnte, als er von Seiten des Herzogs von Würtemberg Verfolgung zu befahren oder wenigſtens zu befürchten hätte. Jetzt erinnerte Schiller die treffliche Frau brieflich an ihr Verſprechen und ſie zögerte nicht, ihm von Stuttgart aus die zu ſeiner Aufnahme in Bauerbach nöthige Vollmacht zugehen zu laſſen. Wahrſcheinlich in Erwartung derſelben und jedenfalls nach gewonnener Einſicht, daß in Mannheim oder deſſen Umgebung ſeines Bleibens nicht ſein könne, ſchrieb von Oggersheim aus der Flüchtling an ſeine Schweſter Chriſtophine: „Dein Verlangen, mich in Mannheim etablirt zu ſehen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreiſe meines Glücks läge, dort zu ſein, ſo gern wollt' ich die nähere Nachbarſchaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienſte zu erlangen ſuchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntſchaft mit meinen Mannheimiſchen Freunden für ihre Unterſtützung zu ſtolz gemacht hätte." Der weitere Inhalt des Briefes iſt beſonders deßhalb merkwürdig, weil Schiller darin eine Abſicht äußert, die ihm ſpäter, auf der Höhe ſeines Ruhmes, noch einmal verlockend genug nahetreten ſollte, die Abſicht, nach Berlin zu gehen und dort vermittelſt Empfehlungen an Nicolai — an den nämlichen Nicolai, der ſpäter in den Xenien ſo ſchlimm bedacht wurde — ſich eine Stellung zu machen und zwar als Mediziner. Ob dieſe Abſicht ernſtgemeint war oder ob ſie nur hingeworfen wurde, um die Angehörigen des Dichters einigermaßen über ſeine Zukunft zu beruhigen, ſteht dahin.

Digitized by Google

Wenn er übrigens zu ſeinen „Mannheimiſchen Freunden“ auch den Freiherrn von Dalberg zählte, ſo ſtand ihm erſt noch bevor, deſſen „tiefere Bekanntſchaft“ zu machen. Die Excellenz betrachtete offenbar den entwichenen Regimentsmedicus mit einer Art Schauder und hielt denſelben in unnahbarer Entfernung von ſich. Wie, was würde man am Stuttgarter Hofe, wo der Herr Baron noch ſoeben ſo prächtige Feſte mitgemacht hatte, von ihm denken, wenn er einem flüchtigen Rebellen Vorſchub leiſtete? Vor einem ſolchen Bedenken mußte doch wohl alle Kunſtkennerſchaft und Kunſtgönnerſchaft weit zurücktreten und ſo ließ denn gegen Ende Novembers zu der Herr Intendant durch den Regiſſeur Meyer dem Dichter melden, „das Trauerſpiel Fiesco ſei auch in der vorliegenden Umarbeitung für die Bühne nicht brauchbar, folglich könne daſſelbe nicht angenommen und auch Nichts dafür vergütet werden.“ Schiller empfing dieſen kurzen, von keinerlei Motiven begleiteten Beſcheid, gegen welchen, wie er ſpäter erfuhr, Iffland in der Sitzung des Theaterausſchuſſes vergeblich eine Art von Verwahrung zu Protokoll gegeben hatte, mit der ihm geziemenden Würde, indem er ſich darauf beſchränkte, gegen Meyer zu äußern, er habe es ſehr zu bedauern, daß er von Frankfurt aus nach Mannheim zurückgekehrt ſei.

Der Dichter behelligte den Herrn Intendanten nicht weiter, ſondern ging zu Schwan und bot dieſem den Fiesco zum Druck an. Schwan erklärte ſich zur Verlagnahme des Gedichtes bereit, ſobald er es geleſen hatte, aber im Hinblick auf die damalige Schutzloſigkeit des deutſchen Buchhandels, welcher der Piraterie des Nachdrucks völlig preisgegeben war, bedauerte er, den Druckbogen nur mit 1 Louisd'or honoriren zu können. Das war freilich nicht viel, denn das Volumen der Tragödie, welche Schiller dankbar ſeinem Lehrer Abel zueignete, berechnete ſich nur auf 11 Druckbogen. Aber die Noth drängte zur Annahme des Gebotenen, denn da auch Streicher's Mittel völlig zu Ende waren, ſo

Digitized by Google

hatte ſich der Dichter ſchon genöthigt geſehen, ſeine Uhr zu verkaufen, und mußte die letzten vierzehn Tage in der Herberge zu Oggersheim auf Borg leben, bis das Honorar für den Fiesco flüſſig wurde. Es reichte gerade aus, die „Kreideſtriche auf der ſchwarzen Wirthstafel im Viehhof" auslöſchen zu laſſen und die unentbehrlichſten Bedürfniſſe zur Reiſe nach Thüringen anzuſchaffen. Dennoch wollte der Dichter einige ſeiner wenigen Gulden daran rücken, vor Antritt ſeiner Weiterwanderung die geliebte Mutter und die theure Schweſter noch einmal zu ſehen. Vermittelſt eines Briefes vom 19. November bat er die Seinigen um eine Zuſammenkunft im Poſthauſe des Gränzſtädtchens Bretten und wollte ihnen ſogar die Reiſekoſten aus ſeinem kärglichen Geldvorrath erſetzen. Er ſcheint auch wirklich auf einem Miethgaule ſich nach dem genannten Orte begeben zu haben, aber es iſt zweifelhaft, ob er daſelbſt die Seinigen traf, da hierüber keine beſtimmte Aeußerung vorliegt und überdies Frau Eliſabeth damals gerade krank war.

Die letzte Woche ſeines Aufenthalts in Oggersheim mußte Schiller allein daſelbſt verbringen, denn der brave Andreas hatte ſich nach aufgezehrten Reiſemitteln zur Ueberſiedlung in die Stadt genöthigt geſehen, um daſelbſt ſeine Kenntniſſe als Muſiklehrer zu verwerthen. Aber am letzten November, auf welchen die Abreiſe des Dichters feſtgeſetzt war, kam er mit Meyer, Iffland und noch einigen Bekannten Schiller's nach dem Viehhof heraus, um dem Freunde, deſſen ganze Habe in einem Mantelſacke Platz gefunden, bis nach Worms das Geleite zu geben, von wo Schiller mit dem Poſtwagen über Frankfurt nach Meiningen gehen wollte. In Worms nahmen die Mannheimer Schauſpieler nach einem munteren Abendeſſen unbefangen und redſelig von dem Dichter Abſchied. Aber dieſer und Streicher ihrerſeits waren tief bewegt. Was hätten ſich die Beiden, als ſie mitſammen auf dem Poſthofe ſtanden, nicht noch Alles ſagen mögen!

Und doch „kam kein Wort über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein ſtarker, langdauernder Händedruck war bedeutender als Alles, was ſie hätten ausſprechen können.“ Nach fünfzig Jahren noch erfüllte es den treuen Andreas mit tiefer Wehmuth, wenn er an den Augenblick zurückdachte, wo er ein „wahrhaft königliches Herz, Deutſchlands edelſten Dichter, allein und im Unglück hatte verlaſſen müſſen.“ Es lag tiefer Schnee und eine ſtrenge Kälte herrſchte. Dem Freunde preßte es das Herz zuſammen, daß er ſehen mußte, wie der Dichter ohne ſchützende Winterkleidung, nur mit einem leichten Rock angethan in den ſchlechtverwahrten Poſtwagen ſtieg, deſſen damaliger Schneckengang eine unter dieſen Umſtänden bitter unangenehme Reiſe von mehreren Tagen und Nächten in Ausſicht ſtellte.

Dem wackeren Streicher iſt es wohl zu verzeihen, daß ihm die Erinnerung an Schiller's Bedrängniſſe einen herben Vorwurf gegen Deutſchland auspreßte. Aber wenn das eine Entſchuldigung für unſer Land wäre, ſo müßte geſagt werden, daß es von jeher deutſche Art geweſen iſt, bei Männern von Genius und Charakter ſelbſtverſtändlich ein doppeltes Maß von Geduld, Muth und Ausdauer vorauszuſetzen und ſie für ihre Leiden und Entbehrungen auf den Nachruhm zu verweiſen. Faſt gerade zur nämlichen Zeit, wo unſer Dichter, kärglicher ausgeſtattet als ein Handwerksburſch, im Winterfroſt eine Zufluchtsſtätte aufſuchen mußte, hatte drunten in Wien der herrliche Mozart, drei Jahre älter als Schiller, von Seiten unglaublichen Unverſtandes und tölpelhafter Rohheit die bitterſten Kränkungen und Demüthigungen zu erdulden. Als eine Art „muſikaliſcher Bedienter“ im Gefolge des Erzbiſchofs Hieronymus von Salzburg nach der Donauſtadt gekommen, wurde er, der doch ſchon ein berühmter Künſtler war, in dem erzbiſchöflichen Haushalt durchaus als Lakai behandelt. „Ich ſpeiſe — ſchrieb er damals — mit den zwei Leib- und Seel-Kammerdienern und habe doch die Ehre,

Digitized by Google

über den Köchen zu ſitzen.“ Endlich bekam er es ſatt, ſich in jeder freien Bewegung gehemmt, in jeder Fiber ſeiner Künſtlerſeele verletzt zu fühlen und mit gemeinen Scheltworten beleidigt zu werden. Er bat den Herrn Erzbiſchof um ſeine Entlaſſung, worauf ihn „der Herr Graf Arco, des Erzbiſchofs getreuer Helfershelfer, auf oder ohne hochfürſtlichen Befehl mit einem Fußtritt zur Thüre hinauswarf.“ Manen Karl Auguſt's von Weimar, ſo lange es ein deutſches Gedächtniß gibt, wird es nie vergeſſen, daß du der erſte Fürſt geweſen biſt, der ſich ſelber geehrt hat, indem er die Vorderſten ſeiner Zeit und Nation ehrte.

Zweites Kapitel.

Bauerbach.

Im Rhöngebirge. — Winterliche Einſamkeit. — Der Bibliothekar Reinwald. — Don Carlos. — Beginnende Läuterung. — Charlotte von Wolzogen und eine „thörichte“ Hoffnung. — Störniß. — Werther'ſche Stimmung. — Wiederanknüpfung mit Dalberg. — Halkyoniſche Tage. — Abreiſe von Bauerbach.

Unfern von Meiningen, in einer Thalſenkung des rauhen Rhöngebirges, liegt das Dorf Bauerbach. Ob demſelben ragen auf einem vorſpringenden Hügel die Ruinen der Burg Henneberg. Düſtere Fichtenwälder umziehen die Thalmulde und hinter den bewaldeten Halden ſtehen höhere Berge. Tief verſchneit, ſah der Ort noch unwirthlicher aus denn ſonſt, als am Abend des 7. Dezembers 1782 unſer Flüchtling in dieſer winterlichen Einſamkeit anlangte, wo ihm mütterliche Freundſchaft ein Aſyl bereitet hatte. Frau von Wolzogen verweilte mitunter hier, ſowie in dem drei Stunden entfernten Walldorf bei Meiningen, welches Stammgut ihrer Familie im Beſitz ihres Bruders, des Freiherrn Marſchalk von Oſtheim, ſich befand. In Bauerbach hatte die Freifrau, weil das alte Herrenhaus wenig geräumig, ſehr unbequem und

verfallen war, im Jahre 1775 ein Bauernhaus angekauft und daſſelbe nothdürftig als Herrſchaftswohnung einrichten laſſen.

Bei ſinkender Nacht im Dorfe angekommen, fragte der Dichter dem Gutsverwalter Vogt nach und legitimirte ſich bei demſelben als der „Doctor Ritter", auf deſſen Ankunft den Verwalter ſeine Gebieterin von Stuttgart aus vorbereitet hatte. Der durchfrorene Ankömmling wurde in das bezeichnete Haus geführt und konnte im wohlgeheizten Zimmer bei mit Hausmannskoſt gaſtlich beſetztem Tiſche von den Strapazen ſeiner Winterreiſe ſich erholen. Am folgenden Morgen nach einem langen erquickenden Schlafe neugeſtärkt erwacht, trat er an das Fenſter der geräumigen Hinterſtube, welche er bewohnte, und orientirte ſich in der Gegend. Sein Blick ſchweifte über die ſchneebelaſteten Wälder zu den weißglänzenden Bergen empor. Die Einſamkeit und Stille ringsher gab ihm das langentbehrte Gefühl der Ruhe und Sicherheit. In zufriedener Stimmung ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl, welcher vor dem auf einem gewundenen Bein mit drei Auslaufsfüßen ruhenden Tiſche ſtand, und meldete dem treuen Andreas: „Endlich, liebſter Freund, bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf Alles noch über meine Wünſche; keine Bedürfniſſe ängſtigen mich mehr, kein Querſtrich von außen ſoll meine dichteriſchen Träume, meine idealiſchen Täuſchungen ſtören. Das Haus meiner Wolzogen iſt ein recht hübſches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermiſſe. Ich habe alle Bequemlichkeit, Koſt, Bedienung, Wäſche, Feuerung und alle dieſe Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Willigſte beſorgt." Aber im Fortgang des Briefes trübt ſich dieſe Heiterkeit. Der Dichter beſchäftigt ſich mit den Zukunftsplänen des Freundes, dabei fällt ihm ein, wie ſeine eigenen ſchon ſo manchen derben Stoß erlitten hätten, und er läßt ſich das bittere Wort entwiſchen: „Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie dieſe praktiſche Wahrheit

Digitized by Google

vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekoſtet hat: — Wenn man die Menſchen braucht, ſo muß man ein H. . . . . t werden oder ſich ihnen unentbehrlich machen. Eines von Beiden oder man ſinkt unter.“ Man ſieht, die Erfahrungen des Lebens hatten den Schmetterlingsflügelſtaub von Schiller's Seele gewiſcht, d. h. ſein naiver Glaube an die Menſchen war dahin. Er ſchrieb an demſelben Tage auch an Schwan und in dieſem Briefe kam die merkwürdige Stelle vor: „Dieſen Winter ſehe ich mich genöthigt, ein Dichter zu ſein, weil ich auf dieſem Wege meine Umſtände ſchneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieſer Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk verſinken.“ Da unter dem Handwerk nur die Arzneiwiſſenſchaft verſtanden werden kann, ſo iſt anzunehmen, daß Schiller, noch unter dem friſchen Einfluß der mit dem Herrn Intendanten des Mannheimer Theaters gemachten Erfahrungen, ſich mit dem Gedanken getragen habe, ſeiner Thätigkeit als Dramatiker zu entſagen und zu ſeiner Brotwiſſenſchaft zurückzukehren. Wir werden aber bald ſehen, daß es nur eines leiſen Anſtoßes bedurfte, um dieſes vorübergehende Project zu beſeitigen und den Dichter ſeiner wahren Beſtimmung zurückzugeben.

Der Einförmigkeit dieſer Exiſtenz ungeachtet verliefen die erſten Wochen des Bauerbacher Aufenthaltes zur völligen Zufriedenheit Schiller's. Er wußte die Seinigen für den Augenblick über ſeine Lage beruhigt und ihm ſelbſt that nach den vielen ſtürmiſchen und peinlichen Erlebniſſen der letzten Monate die Einſamkeit wohl. Anfangs in ſtrenger Zurückgezogenheit lebend, beſchränkte er ſich auf die Geſellſchaft des Verwalters, mit dem er weite Spaziergänge durch die Berge und Wälder machte und an den langen Winterabenden Schach ſpielte. Seine Hauptbeſchäftigung war „Kabale und Liebe“ und im Februar 1783 wurde dieſes Trauerſpiel vollendet. Die zarte Fürſorge der Frau von Wolzogen, welche nicht nur die leiblichen, ſondern auch die geiſtigen

Digitized by Google

Bedürfniſſe ihres Schützlings berückſichtigte, hatte ihn an den herzoglichen Bibliothekar in Meiningen, Wilhelm Reinwald, empfohlen, welcher in Kenntniß geſetzt worden war, wer der Doctor Ritter eigentlich ſei. Der wackere Mann, welcher wenn nicht eine Ader, ſo doch ein Aederchen von einem Poeten in ſich hatte, entſprach dieſem Vertrauen vollſtändig. Er verſah nicht nur Schiller mit Büchern, ſondern ging ihm auch überall mit gutem Rath an die Hand. Das freundſchaftliche Band zwiſchen dem jungen feurigen Dichter und dem ältlichen, zur Hypochondrie geneigten Gelehrten ſollte ſpäter ein verwandtſchaftliches werden. Ein Zufall verſchaffte Reinwald Einblick in die verſtändigen Briefe, welche Schweſter Chriſtophine ihrem Bruder ſchrieb. Schon dadurch für das treffliche Mädchen eingenommen, ſuchte und machte der Bibliothekar im Sommer 1784 auf der Solitude Chriſtophine's perſönliche Bekanntſchaft und zwei Jahre ſpäter folgte ſie dem Freiwerber an den Altar. Schiller ſah nicht ohne Bedenken den Abſchluß des Ehebundes zwiſchen zwei an Alter und Temperament ſo verſchiedenen Perſonen. Glücklicher Weiſe wurden die Beſorgniſſe des zärtlichen Bruders nicht gerechtfertigt. Chriſtophine wußte mit linder Hand die Falten der hypochondriſchen Wunderlichkeiten ihres im Grunde herzensguten Mannes zu glätten, und nachdem ihr denſelben der Tod ſchon 1815 geraubt, ſchrieb die Achtundachtzigjährige im Jahre 1845 das Zeugniß nieder, daß Reinwald und ſie neunundzwanzig Jahre lang zufrieden mit einander gelebt hätten.

Die Bücher, welche Reinwald dem Dichter mittheilte, gaben Stoffe und Anregungen zu neuen tragiſchen Plänen. Schiller's ſchon früher erregtes Intereſſe für die Geſchichte des Infanten Don Carlos wurde in Bauerbach erneut und erhöht durch die Lectüre der hiſtoriſchen Novelle, in welcher der Franzoſe Saint-Réal die Perſon und das Schickſal von Philipp's II. Sohn romantiſirt hatte. Wäre freilich das Archiv von Simancas ſchon

geöffnet, wären die Forſchungen Prescott's und Anderer über den Infanten damals ſchon vorhanden geweſen, ſo dürfte dieſes Thema dem Dichter mehr Widerwillen als Theilnahme eingeflößt haben. Dagegen mußte die weniger als halbgeſchichtliche und mehr als halbmythiſche Beleuchtung, in welcher zu jener Zeit der Infant erſchien, die Phantaſie ungemein anziehen, und nachdem ſich ſchon im 17. Jahrhundert der engliſche Tragöde Otway an dieſem Stoffe verſucht hatte, thaten es im achtzehnten ſo ziemlich zur gleichen Zeit der erſte Tragiker Deutſchlands und der erſte Tragiker Italiens, Schiller und Alfieri. Aber welcher Unterſchied in der Behandlung! Während der Deutſche die düſterſte Epiſode der düſteren Geſchichte Philipp's II. zur Baſis eines Hohenliedes ſeiner eigenen Freiheitsbegeiſterung machte und damit den erhebenden Eindruck hervorbrachte, daß das Gute und Schöne ſelbſt in ſeinem Untergange den idealen Sieg über das Böſe und Häßliche behaupte, formte der Italiker daraus eine trockne und finſtere Staatsaction, welche auf die troſtloſe Ueberzeugung hinausläuft, das Edle und Liebenswürdige ſei nur in der Welt, um der Bosheit zum Opfer zu fallen. Es währte jedoch einige Zeit, bis ſich Schiller für den Don Carlos entſchied. Denn in den erſten Wochen ſeines Aufenthaltes in Bauerbach war ihm noch ein zweiter bedeutender und zu tragiſcher Behandlung einladender Gegenſtand nahegetreten, die Geſchichte der Maria Stuart. Erſt am 27. März 1783 ſchrieb er an Reinwald, daß er nach langem Hin- und Herſchwanken nunmehr feſt und entſchloſſen den ſpaniſchen Infanten ins Auge gefaßt habe, weil ihm dieſe Geſchichte zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden oder rührenden Situationen Gelegenheit gebe. Dann, mit dem beginnenden Frühling, als ſeine „Seele die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auffing," meldete er unterm 14. April dem Freunde: „Ich ſtelle mir vor, jede Dichtung iſt nichts Anderes als eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſeres

Kopfes. Eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen, — nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben, nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz's Julius und den Puls von mir. Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen. Ich will, und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

Diese Aeußerung zeigt, daß der Eifer, womit unser Dichter an die Vorarbeiten zum Don Carlos ging, noch wesentlich aus einem polemischen Motiv entsprang. Er ergriff diesen Stoff noch ganz mit dem rebellischen Feuer der Sturm- und Drangzeit. Und doch sollte, wie Jedermann weiß, die Arbeit an diesem Trauerspiel in ihrem Vorschritt für Schiller die Brücke werden, auf welcher er aus dem kraftgenialen Naturalismus zu bewußt künstlerischem Schaffen hinüber gelangte. Die Läuterung des großen Prinzips seines Lebens und Dichtens begann. Während die Freiheitsidee in seinen drei Erstlingsstücken in wilden Sturzwellen grundaufwühlend brandete, begann sie im Don Carlos als ein klarer Schönheitsstrom dahinzufließen. Mälig trat an die Stelle des ungebärdigen Titanismus mit seinen grotesken Auswüchsen die ruhige Macht des Humanitätsgedankens. Was später der eigentliche Inhalt von Schiller's ganzem Dasein wurde, die große Idee, daß des Dichters höchste Mission sei, vermittelst der Schönheit die Menschen zur Freiheit zu erziehen, — das verdrängte den unsicher

taſtenden Ungeſtüm aus ſeiner Seele und er begann einzuſehen, daß die Entwicklung der Geſellſchaft unendlich weit mehr durch die ſtille, aber unwiderſtehliche Macht der Bildung ganzer Völker als durch den willkürlichen Weltverbeſſerungsdrang einzelner Individuen bedingt ſei.

Aber es hieße der Zeit bedeutend vorgreifen, wollten wir ſagen, daß der Dichter ſchon damals in Bauerbach klar erkannt habe, die gewaltigſten und tiefſtwirkenden Kräfte ſeien auch die ſtillſten und der ſanfte Sonnenſchein bringe ſchweigend zu Stande, was der ganze Grimm des tobenden Sturmes umſonſt verſucht hat. Im Gegentheil war Schiller während jener Monate eine Beute ſchroff wechſelnder Stimmungen. Auf die anfängliche Ruhe und Sammlung folgte tiefe Entmuthigung. Dieſe wurde von phantaſtiſchen Hoffnungen abgelöſt, deren Scheitern wieder eine grillenhafte Verſtimmung zuwegebrachte. Die Einſamkeit taugt nicht für einen Jüngling von dreiundzwanzig Jahren. Sie wirkte in die Länge mehr aufreizend als beruhigend auf den Dichter und in dieſer Verfaſſung traf ihn Frau von Wolzogen, welche mit ihrer Tochter Charlotte in den erſten Tagen des Januars nach Bauerbach kam. Der Dichter begleitete die Damen nach Walldorf und ſchrieb, nach Bauerbach zurückgekehrt, am 4. Januar 1783 an ſeine Freundin einen Brief, welcher deutlich verrieth, wie es wieder in ihm gährte und ſtürmte. Er bildete ſich ein, ein Menſchenhaſſer geworden zu ſein, und klagte: „Ich hatte die halbe Welt mit der glühendſten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe.“ Und ſechs Tage ſpäter: „Es iſt ſchrecklich, ohne Menſchen, ohne mitfühlende Seele zu leben; aber es iſt auch ebenſo ſchrecklich, ſich an irgendein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt Nichts Beſtand hat, nothwendig ſich einmal losreißen und verbluten muß.“

Dieſe Werther'ſche Stimmung iſt um ſo auffallender, als ſich Schiller, wie wir früher bemerkten, zu der Zeit, wo der

Wertherismus epidemisch gewesen war, von demselben frei erhalten hatte. Allein die Erklärung ist leicht: — der Dichter hatte sich aufs Heftigste in Charlotte von Wolzogen verliebt. Eine eben aufblühende Knospe, hatte das sechszehnjährige Mädchen das durch die winterliche Einsamkeit für einen solchen Eindruck doppelt empfänglich gewordene Herz des jungen Mannes in Flammen gesetzt und, nicht zum Heuchler gemacht, hat er schwerlich verstanden, sein Gefühl zu verbergen. Ich vermuthe, daß es auch den Blicken von Charlotte's Mutter schon damals nicht entgangen sei, und Frau von Wolzogen erfüllte nur ihre Mutterpflicht, indem sie ihre junge Tochter vor einem Verhältniß zu wahren suchte, welches, wie die Umstände waren, kein ersprießliches werden konnte. Hiezu kam noch, daß ihr von Stuttgart aus Bedenken erregt wurden über die Folgen des Schutzes, welchen sie dem entwichenen Regimentsmedicus angedeihen ließ. Ihre Söhne befanden sich in der Karlsschule und die Mutter erwartete von der Gunst des Herzogs von Würtemberg Versorgungen für dieselben. Daß diese Erwartung unerfüllt bliebe, wenn der Fürst erführe, unter wessen Dach der Flüchtling ein Asyl gefunden, war mit Bestimmtheit anzunehmen, und so kann man es der trefflichen Dame nicht verübeln, daß mütterliche Aengstlichkeit ihr den Wunsch eingab, den Dichter aus Bauerbach entfernt zu wissen.

Der gute Streicher erschrack nicht wenig, als er einen vom 14. Januar aus H. (Hochheim oder Hilters?) datirten Brief erhielt, worin ihm Schiller meldete, daß er nicht mehr in Bauerbach sei. Die Epistel ist verworren und gibt von einem gewaltsam aufgespannten Seelenzustand Zeugniß. „Trauen Sie Niemand mehr! — ruft der Dichter seinem Freunde zu. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt.“ (Und doch hatte gerade der, an welchen dieser Zuruf gerichtet war, dem Dichter vollauf bewiesen, daß Freund-

Digitized by Google

ſchaft allerdings ein Ding ſei, welches zu ſuchen ſich der Mühe lohne.) Dann kommt eine Andeutung des Sachverhalts. „Die gnädige Frau verſicherte mich zwar, wie ſehr ſie gewünſcht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu ſein; aber ich werde ſelbſt ſo viel Einſicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und dieſe müßten es unſtreitig entgelten, wenn der Herzog von Würtemberg Wind bekäme. Das war mir genug.“ Hierauf erzählt er, daß er durch Vermittlung Reinwald's die Bekanntſchaft eines jungen Herrn von Wurmb gemacht und von demſelben, der ſeine Räuber auswendig wiſſe, auf ſein Gut eingeladen worden ſei. Es wirkt faſt komiſch, wenn der Briefſteller, welcher einige Zeilen zuvor die Freundſchaft ins Fabelbuch zu ſchreiben gewillt war, mit Ekſtaſe ausruft: „Er — der Herr von Wurmb — war beim erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſchmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schweſter! Ich ſoll mit meinem Wurmb auf ſein Gut, ein Dorf im Thüringer Walde, dort ganz mir ſelbſt und — der Freundſchaft leben und, was das Beſte, ſchießen lernen; denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen ſoll.“ Ach, es ſah, wie dieſer Brief bezeugt, ohnehin im Kopf und Herzen des Dichters ſchon revolutionär, d. h. verworren genug aus. Dieſe Widerſprüche und vollends dieſe urplötzliche Begeiſterung für die noble Paſſion der Jagd! Allein der wunderliche Paroxismus war glücklicher Weiſe nicht von Dauer. Der Dichter ging nicht im Thüringerwald jagen. Noch vor dem 25. Januar finden wir ihn wieder in Bauerbach und es mußte alſo raſch eine Ausſöhnung mit ſeiner mütterlichen Freundin erfolgt ſein, welche die Mutterangſt wohl nur für einen Augenblick ihre angeborene Großmuth hatte vergeſſen laſſen. Ende Januars mit Charlotten wieder nach Stuttgart abreiſend, verlangte ſie nur, daß Schiller ſeinen Aufenthalt möglichſt geheim halte und etwaige Nachfor-

Digitized by Google

ſchungen nach demſelben irreleite. Zu dieſem Zwecke ſchrieb der Dichter zwei Briefe an Wilhelm von Wolzogen nach Stuttgart, datirte den einen aus Frankfurt, den andern aus Hannover, erzählte dem Karlsſchüler allerlei Buntes über ſeine Pläne und wie er nach Holland, England, Amerika zu gehen beabſichtige. Wie herzlich das freundliche Verhältniß zwiſchen ihm und Frau von Wolzogen wieder hergeſtellt war, beweiſt die ununterbrochene Folge von Briefen, welche er von Bauerbach aus an die ferne Freundin abgehen ließ. In einem derſelben (datirt vom 23. April) entwirft er eine komiſche Schilderung von einem Conflict, welcher zwiſchen der Gemeinde und dem Gutsverwalter wegen Benützung der Schafweide ſich entſponnen hatte und wobei es bis zum Anziehen der Sturmglocke gekommen war.

Unterdeſſen war es ihm in Bauerbach immer unbehaglicher geworden. Das Gefühl der Unſicherheit ſeiner Lage peinigte ihn und überdies ließ ihn die Einſamkeit ſeiner Neigung zu Charlotte von Wolzogen nur um ſo ſelbſtquäleriſcher nachhängen. Er erfuhr die Wahrheit des alten Spruches, daß es dem Menſchen nicht gut ſei, allein zu ſein. Schon unterm 21. Februar ſchrieb er an Reinwald: „Ich möchte oft meine tägliche Koſt um eine menſchliche Geſellſchaft dahingeben. Gelegentlich muß ich bemerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entſetzlich zurückwachſen, zuſammenſchrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man ſagt ſonſt, es hälfe ſich in allen Fällen ſelbſt auf — ich glaub' es nimmer." Der verſtändige Freund erkannte ganz die Gefahr, welche für den Genius des Dichters aus ſeiner dermaligen Lebensweiſe entſpringen müßte, und äußerte ſich gegen Chriſtophine Schiller, er wünſche ſehnlich, daß ihr Bruder „in einer großen Stadt, wo ein gutes deutſches Theater ſei, z. B. in Berlin verweile, doch unter dem Schutze gelehrter und rechtſchaffener Männer, die ihn vor der Ausgelaſſenheit bewahrten, welche an dieſem

Digitized by Google

Orte herrſche.“ Die in den letzten Worten liegende Anklage der damaligen Sittenzuſtände von Berlin war nur zu begründet. Auch nach Weimar hinüber deutete Reinwald mit richtigem Takt und meinte, Schiller ſollte dahin gehen und ſich um die Bekanntſchaft mit Göthe und Wieland bemühen, von welchen Männern er mancherlei Förderung erwarten dürfte. Es war jedoch für Schiller noch nicht Zeit, die Metropole der deutſchen Claſſik zu betreten, und die Schritte des wandernden Dichters ſollten ſich zunächſt rückwärts nach dem Orte lenken, von wo er in die Abgeſchiedenheit der Rhönberge gekommen.

Der treue Streicher war in ſeiner Begeiſterung für den dichteriſchen Freund nicht müde geworden, im Kreiſe der ihm befreundeten Mannheimer Schauſpieler die Vorzüge der „Luiſe Millerin“ herauszuſtreichen, welches Trauerſpiel er ja ſo zu ſagen unter ſeinen Augen hatte entſtehen ſehen. Auch der im Drucke befindliche Fiesco — welcher dann im Frühjahr unter dem Titel: „Die Verſchwörung des Fiesco zu Genua, ein republikaniſches Trauerſpiel von Fr. Schiller,“ erſchien — machte viel von ſich reden, und da beider Dichtungen wiederholt unter den Mitgliedern des Theaterausſchuſſes gedacht wurde, begann der Freiherr von Dalberg zu meinen, es dürfte zum Glanze der von ihm geleiteten Anſtalt beitragen, wenn er wieder mit Schiller anknüpfe. Freilich hatte die Excellenz den armen Flüchtling drei Monate zuvor ſchmählich fallen laſſen, aber die Umſtände waren jetzt verändert, d. h. der Freiherr hatte nicht mehr zu befürchten, daß er ſich durch eine Verbindung mit dem Dichter compromittirte. War es ja doch entſchieden, daß der Herzog von Würtemberg klug oder großmüthig genug ſei, Schiller's Flucht zu ignoriren und ſich, vielleicht im Hinblick auf das mißliche Aufſehen, welches ſein Verfahren gegen Schubart in ganz Deutſchland erregt hatte, damit zu begnügen, daß er den entwichenen Regimentsmedicus einen Undankbaren nannte. Der Herr Intendant ſchrieb alſo im

Digitized by Google

März einen zuvorkommenden Brief an unſeren Dichter, worin er ſich nach deſſen dramatiſchen Arbeiten erkundigte. Der ehrliche Andreas nennt dieſen Brief eine „Sirenenſtimme", durch welche Schiller abermals nach Mannheim gelockt worden ſei. Aber es war wohl ganz natürlich, daß ein dramatiſcher Dichter, unliebſamer Erfahrungen ungeachtet, jede ihm gebotene Gelegenheit ergriff, mit einer geachteten Bühne in Verbindung zu kommen. Indeſſen gab er dieſem Wunſche doch nicht blindlings nach. Seine Antwort an Dalberg vom 3. April war kühl und gemeſſen. Er ſagte darin, es freue ihn, zu vernehmen, daß die Excellenz einiges Zutrauen zu ſeiner dramatiſchen Feder habe, um ſich jedoch „der Gefahr, die Erwartung des Herrn Intendanten zu hintergehen, nicht neuerdings auszuſetzen," legte er Plan und Handlung von Kabale und Liebe dar. Der Freiherr verſchluckte die Pille und ſetzte, begierig, die neue Tragödie für die Mannheimer Bühne zu gewinnen, den Briefwechſel fort, in Folge deſſen der Dichter ſich entſchloß, nach Mannheim zu gehen, zunächſt nur für ſo lange Zeit, als die Inſzeneſetzung und Aufführung ſeiner zwei neuen Trauerſpiele erfordern würde.

Sein Ueberdruß an Bauerbach war nämlich wieder in ein lebhaftes Gefallen an dieſem Ort umgeſchlagen, denn Frau von Wolzogen war mit Lotte im Mai daſelbſt angelangt. Der Dichter hatte ſeiner Beſchützerin einen feierlichen Einzug bereitet. Eine Ehrenpforte war errichtet, die Glocken waren geläutet, Böller waren losgebrannt worden, eine Muſikbande hatte Tuſch geblaſen und der Paſtor in einer Begrüßungsrede ſein Beſtes gethan. Schiller verlebte im zwanglos ländlichen Umgange mit ſeiner mütterlichen Freundin und der geliebten Lotte halkyoniſche Frühlingstage. Zum erſten Mal, geſtand er, in dieſer Zeit erfahren zu haben, wie gar wenige Zurüſtung es erfordere, ganz glücklich zu ſein. Aber war er wirklich „ganz glücklich?" In dieſem Falle müßte ſeine wachſende Neigung zu Lotte von

Wolzogen doch wohl mehr nur brüderliche Freundſchaft als eigentliche Leidenſchaft geweſen ſein. Denn die junge Schöne, über welche der Dichter an ihren Bruder Wilhelm ſchrieb, ſie ſei „noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, reichſte, empfindſamſte Seele, ohne einen Hauch des allgemeinen Verderbniſſes am lauteren Spiegel ihres Gemüthes" — hegte für Schiller nur freundſchaftliche Gefühle, da die erſten ſchüchternen Wünſche ihres erwachenden Herzens einem Karlsſchüler geweiht waren, welchen ſie in Stuttgart kennen gelernt hatte. Vielleicht bemerkte ſie gar nicht, was in dem Dichter vorging, deſſen Zartgefühl ihm natürlich jede deutlichere Annäherung verbot. Aber das Auge der Mutter war ſchärfer als das der Tochter und ſie meinte es nur gut mit Schiller, wenn ſie die Anſicht hegte, daß ſeine Entfernung für ihn wie für Lotte das Beſte wäre. Sie äußerte daher auf einem Waldſpaziergang wie zufällig und in ſo mütterlicher Weiſe, daß der Dichter dadurch nicht empfindlich berührt werden konnte, es wäre doch wohl rathſam, daß er nach Mannheim ginge, um zu ſehen, ob er ſich mit Dalberg verſtändigen könnte. Mitte Juli's wurde dieſer Rath gegeben und wenige Tage darauf finden wir den Dichter ſchon auf der Reiſe.

Als er ſein ſtilles Aſyl im Rhöngebirge verließ, war die baldige Rückkehr ſeine beſtimmte Hoffnung, welche aber nicht in Erfüllung gehen ſollte. Später als dieſe Hoffnung erloſch in ihm die, Lotte von Wolzogen die Seinige zu nennen. Noch ein Jahr ſpäter, am 7. Juli 1784, ſchrieb er an ihre Mutter, mit welcher er bis zu ihrem Tode in traulichſter Verbindung blieb: „Die ſtillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geſchäften geben und meine Seele von tauſend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre oder könnte ich Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte

nie, aber gewiß glücklich.“ Er mußte freilich die Eitelkeit dieſer Bewerbung ſchon erkannt haben, denn in einer Nachſchrift zu dem Briefe, deſſen Abſendung ſich einige Tage verzögert hatte, ſagte er: „Ich erſchrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beſte, ſo viele närriſche Einfälle, als Sie ſchon von mir hören mußten, werden auch dieſen entſchuldigen.“ Frau von Wolzogen hatte Takt genug, die Sache wirklich nur als einen „Einfall“ zu nehmen und weiter nicht zu beachten. Lotte, deren erſte Herzensneigung ebenfalls reſultatlos blieb, wurde ſpäter die Frau des hildburghauſen'ſchen Regierungsrathes Auguſt von Lilienſtern, ſtarb jedoch ſchon 1794 in ihrem erſten Wochenbett. Aber der Name Lotte blieb bedeutungsvoll für unſeren Dichter, wie denn derſelbe auch im Daſein Göthe's zweimal bedeutungsvoll vorkommt. Im Leben Schiller's wird er uns bald wieder begegnen und dann noch einmal, um ſich für immer mit dem ſeinigen zu verknüpfen.

Drittes Kapitel.

Mannheim.

Ankunft. — Dalberg'ſches „Pulverfeuer.“ — Der Vertrag. — Kaltes Fieber. — Taſtende Unraſt. — Ein lieber Beſuch. — Der Fiesco und die Luiſe Millerin auf der Bühne. — Zur Charakteriſtik dieſer Trauerſpiele. — „Geiſtweiſe“ in der Heimat. — Eintritt in die kurpfälziſche deutſche Geſellſchaft. — Abhandlung über die Schaubühne. — Vorſchritt des Don Carlos. — Die Rheiniſche Thalia. — Erſte Begegnung mit Karoline und Charlotte von Lengefeld. — Charlotte von Kalb. — Margaretha Schwan. — Geldjammer und ſonſtige Bedrängniſſe. — Bei Hofe. — Der Herzoglich Weimar'ſche „Rath“ Schiller. — „Der Freundſchaft leiſe, zarte Hand.“ — Nach Sachſen!

„Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erſchöpft kam ich geſtern Abend hier an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben. Meyer hat eine Wohnung nebſt Koſt für mich ausgemacht, die ſehr gut und wohlfeil iſt, neben dem Schloßplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Ausſicht.“ Mit

Digitized by Google

dieſen Worten meldete der Dichter der mütterlichen Freundin am 28. Juli 1783 ſein Wiedereintreffen in der Hauptſtadt der Pfalz. Seine Briefe an Frau von Wolzogen gehören zu den liebenswürdigſten Urkunden über die adliche Sinnesart Schiller's. Ihr Ton iſt innig, traulich, wie nur ein Sohn zu einer Mutter ſprechen kann. In den Stellen, wo der Dichter von der jungen Lotte redet, liegt eine verhaltene Glut. Bauerbach mit ſeiner Gartenlaube und ſeinen einſamen Waldplätzen ſteht ihm fortwährend vor Augen. Er wünſcht, ſich ein jährliches Einkommen von 600 Gulden zu ſichern, ohne daß er ſich weiter mit der Welt einzulaſſen brauchte; dann wollte er in dem kleinen Dorf unter den Rhönbergen leben und ſterben. Zugleich anerkennt er dankbar, wie viel er der großmüthigen Freundin ſchulde, nicht allein in materieller Beziehung. „Wie unendlich viel — ruft er ihr in ſeinem Briefe vom 11. Auguſt zu — haben Sie nicht ſchon an meinem Herzen verbeſſert!“

Der wackere Streicher, welchem der Freund in der Wohnung Meyer's ganz unverhofft entgegentrat, war freudig überraſcht durch das blühende Ausſehen und die heitere Miene deſſelben, Reſultate der Bauerbacher Villeggiatur. Die rothen Wangen und die Heiterkeit ſollten aber nicht lange vorhalten. Anfangs freilich ließ ſich Alles ziemlich gut an. Der einige Tage nach Schiller's Ankunft von ſeiner Reiſe nach Holland zurückgekehrte Freiherr von Dalberg empfing den Dichter mit achtungsvoller Artigkeit und ließ ihn merken, daß er ihn gerne in Mannheim fixirt ſähe, zugleich aber auch, daß er ſich das möglichſt wenig koſten laſſen wollte. Schiller beurtheilte dieſe dilettantiſche Natur ganz vortrefflich, indem er gegen Frau von Wolzogen äußerte: „Der Mann iſt ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben ſo ſchnell wieder verpufft.“ Zunächſt indeſſen brannte das Dalberg'ſche Pulverfeuer ziemlich hell und warm. Die Excellenz ſagte halb und halb die Aufführung des

Fiesco zu, führte am 13. August den Vorsitz in einer Gesellschaft, wo die Luise Millerin vorgelesen wurde, und versprach dem Dichter, die Räuber und einige andere große Stücke aufführen zu lassen, um denselben „in Feuer zu setzen." Sehr herzlich wurde Schiller im Schwan'schen Hause empfangen und hatte die Genugthuung, daß ihm Herr Schwan Briefe von Wieland zeigte, welche bewiesen, daß der gefeierte Mann für seinen Landsmann „warm fühlte und groß von ihm urtheilte." Freilich wurden viele Wochen verzettelt, bevor zwischen dem Dichter und dem Intendanten etwas Festes zum Austrag kam. Jener hielt fest an seinem Vorsatz, sich dem Freiherrn nicht zum zweiten Mal anzubieten, und so mußte dieser am Ende wohl mit bestimmten Anträgen herausrücken, wenn er Schiller's Thätigkeit für das von ihm geleitete Institut gewinnen wollte. Bevor jedoch die Anträge Dalberg's die Form eines Contracts gewannen, erkrankte der Dichter an einem kalten Fieber, welches in Folge wiederholter Rückfälle mehrere Monate hindurch eine große Plage für ihn war, und seine gedrückte Stimmung wurde nicht gebessert durch den Verlust seines treuen Freundes, des Regisseur Meyer, welchen ein in der Stadt grassirendes Gallenfieber wegraffte.

Schiller's Geneigtheit, auf Dalberg's Anerbietungen einzugehen, dürfte nicht unbeträchtlich durch den Umstand erhöht worden sein, daß er erfahren hatte, ein Bewerber um Lotte von Wolzogen von früher her, ein Herr von Y., werde in Bauerbach erwartet. Er konnte ein lebhaftes Gefühl von Eifersucht nicht verbergen. „Versichern Sie — schrieb er am 12. September an Frau von Wolzogen — Ihre Lotte meiner ewigen Freundschaft. Jetzt wird Y. vermuthlich bei Ihnen sein und kaum gedacht werden an den armen Entfernten." Tags zuvor hatte er die Freundin vom Abschluß des Vertrags mit Dalberg in Kenntniß gesetzt. Er sollte zunächst für ein Jahr als Theaterdichter thätig sein und innerhalb dieser Zeit der Bühne den

Fiesco, die Luiſe Millerin und noch ein drittes Stück liefern. Dafür ſollte er ein Fixum von 300 Gulden und von jedem Stücke die ganze Einnahme einer Vorſtellung erhalten. Außerdem blieb ihm das Eigenthumsrecht dieſer Dramen und er hoffte jetzt, mit ſeinen alten Verbindlichkeiten endlich in Ordnung zu kommen, d. h. einen „beträchtlichen Theil ſeiner Einnahmen auf Tilgung ſeiner Schulden verwenden zu können.“ Als eine Belohnung der friſchen Thätigkeit, in welche er ſich ſofort werfen wollte, erſchien ihm die Ausſicht, nach Verfluß von acht oder neun Monaten ſeine edle Freundin wieder in Bauerbach zu begrüßen. „Bis dahin — ſchrieb er ihr — übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes. Flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und für meine Jugend. Meine Freundſchaft bleibt Ihnen unwandelbar und ſoll ein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung ſein.“

Aber das Gegengift war doch nicht immer allmächtig. Der Dichter ſah ſich namentlich durch die Berührung mit den Schauſpielerkreiſen, die er in ſeiner Stellung nicht vermeiden konnte, in eine Menge von Bekanntſchaften hineingezogen, welche nicht immer die erſprießlichſten waren. Zerſtreuungen aller Art, zu welchen in dem munteren und dabei ziemlich koſtſpieligen Mannheim überreichliche Veranlaſſung war, beeinträchtigten ſeine Arbeiten, griffen ſeinen Beutel an und waren außerdem ſeiner völligen Geneſung hinderlich. Aus Alledem erklärt ſich ein gewiſſes unruhiges, fahriges, haſtiges Weſen, in welches er mitunter verfiel und welches ihn nach wunderlichen Richtungen hin momentan an die Eröffnung „außerordentlicher Ausſichten“ glauben ließ. So erregte ihm z. B. die Freimaurerei ein lebhaftes Intereſſe. Das lag freilich in der Zeit, wie wir ſeines Ortes näher ſehen werden. Der alte Herr daheim auf der Solitude bemerkte bald mit Kopfſchütteln, daß die Situation ſeines Sohnes in Mannheim wenig Garantie für die Zukunft biete. Er drang

alſo in den Dichter, ſeinen Frieden mit dem Herzog zu machen, um in die Heimat und zu dem ärztlichen Berufe zurückkehren zu können. Der Vater erbot ſich ſogar, der Demüthigung ſich zu unterziehen und den Fürſten um Verzeihung für den Sohn zu bitten. Auch Schweſter Chriſtophine ſchrieb in dieſem Sinne und Schiller's Herz hatte einen ſchweren Kampf zu kämpfen, um dieſen Bitten zu widerſtehen, einen um ſo ſchwereren, da er ſeine geliebte Mutter krank wußte und die Kranke ihn deutlich merken ließ, daß das Wiederſehen ihres Fritz's heilender wirken würde, als alle die Arzneien, welche er auf die ausführlichen Krankheitsberichte des Vaters hin gegen ihr Leiden, hartnäckige und ſchmerzliche Magenkrämpfe, verordnete. Allein Schiller konnte nicht in die alte Sklaverei zurückkehren, ohne ſich ſelbſt zu verlieren. Er konnte weder ſich ſelbſt vor dem Herzog demüthigen, noch zugeben, daß dies der Vater in ſeinem Namen thäte. Das hieße, wie er ſeiner Schweſter ſchrieb, die Achtung vor ſich ſelbſt und den Glauben an ſeine Zukunft aufgeben. Wie lebendig aber gerade um jene Zeit allen Widerwärtigkeiten zum Trotz dieſer Glaube in dem jungen Dichter geweſen iſt, bezeugt uns ſein ehemaliger Lehrer Abel, der ſeinen früheren Schüler zu deſſen „fröhlichem Schrecken" Mitte Novembers mit einem Beſuch überraſchte. Der Profeſſor, ein kurzer, behaglich dicker Mann, kam zu Pferde, „geſpornt, einen runden Hut auf dem Kopfe, einen Hirſchfänger umgeſchnallt wie ein Student von Jena." Schiller bewirthete in ſeiner Herzensfreude den theuren Lehrer und Freund mit etlichen Flaſchen Burgunder, welche ihm einer ſeiner Mannheimer Verehrer zugeſchickt hatte; aber der vortheilhafte Eindruck, welchen ſein früherer Zögling auf Abel machte, hat den guten Profeſſor gewiß noch mehr erquickt als der Burgunder. „Ungeachtet der ungünſtigen Lage Schiller's — äußerte Abel ſpäter — entdeckte ich mit Vergnügen, daß ſeine Seele, ſeitdem ich ihn nicht mehr geſehen, einen höheren Schwung errungen. Er ſprach mit Zuverſicht von

Digitized by Google

ſeinen Plänen und dem glücklichen Erfolge derſelben. Sein Ideal ſtand jetzt deutlich und vollendet vor ihm und er fühlte Kraft genug in ſich, demſelben immer näher zu kommen.“

Der Freund mochte aber doch die freudige Stimmung, in welche ſein Erſcheinen den Dichter verſetzt hatte, zu hoch angeſchlagen haben. Denn auf der Schwelle zum Jahre 1784 treffen wir Schiller in einer Lage, die peinlich genug geweſen ſein muß. Dalberg drängte ihn, die Umarbeitung der beiden neuen Trauerſpiele für die Aufführung möglichſt raſch zu vollenden, und noch mehr als halb krank mußte er ſich mit dieſer Arbeit abmühen. Einige Wochen vor Neujahr war das Theatermanuſcript des Fiesco fertig und in den Händen des Intendanten. Dieſe Umformung der Tragödie, namentlich im fünften Act, ging ſo weit, daß das „bühnengerechte“ Stück jenen Namen eigentlich gar nicht mehr verdiente. Es war aus einem Trauerſpiel ein Schauſpiel geworden. Denn während der urſprüngliche und echt Schiller'ſche Fiesco — ſo, wie er auch nachmals wieder von dem Dichter zur Aufnahme in ſeine Werke hergeſtellt wurde — im Kampfe zwiſchen Bürgertugend und Ehrgeiz moraliſch unterliegt, um dann, im Begriffe, die Frucht ſeines Abfalls vom republikaniſchen Prinzip zu pflücken, durch die rächende Hand des „ſtarren“ Republikaners Verrina auch phyſiſch zu Grunde zu gehen, erhebt ſich in der Bearbeitung für die Bühne der Held über die Verlockungen der Ehr- und Herrſchſucht, zerbricht das errungene Szepter und will nur der glückliche Bürger eines Freiſtaats ſein. So ſtirbt denn auch Niemand in dem umgewandelten Drama, mit Ausnahme des wüſten Gianettino, ſelbſt der Mohr kommt davon und Alles endet in Glück und Zufriedenheit. Es bedarf keiner Nachweiſung, daß in dieſer Form die eigentliche Pulsader des Stückes unterbunden war. Der tragiſche Knoten, auf deſſen Schürzung das ganze Gedicht urſprünglich angelegt worden, d. h. die Trübung einer edlen Natur durch ſelbſtſüchtige Leidenſchaft

Digitized by Google

und ihr dadurch vermittelter Untergang, kam gar nicht zur Geltung und an die Stelle der tragiſchen Erſchütterung wurde die weiche Rührung eines ſentimentalen Optimismus geſchoben. Welche Selbſtüberwindung es dem Dichter koſtete, dem Intendanten, den Schauſpielern und dem Publicum zu Gefallen zu ſo weitgreifenden Aenderungen ſeines Gedichts, durch welche „dem Verſtand und der (hiſtoriſchen wie der poetiſchen) Wahrheit die ſtärkſten Schläge verſetzt wurden," ſich herbeizulaſſen, hat uns Streicher erzählt.

Und im Grunde war alle dieſe Mühe vergeblich aufgewendet worden, wenigſtens für das Mannheimer Publicum. Der Fiesco ging am 11. Januar 1784 zum erſten Mal über die Bühne, aber obgleich die ſzeniſche Ausſtattung prächtig war, obgleich Boek den Haupthelden, Iffland den Verrina, Beck den Bourgognino und Toskani den Mohren ſpielte — (ſpäter übernahm Beil dieſe Rolle mit außerordentlichem Erfolg) — und obgleich einzelne Auftritte lauteſte Bewunderung hervorriefen, für das Ganze konnte ſich die Mehrheit des Publicums nicht erwärmen und die Wirkung kam jener, welche die Räuber hervorgebracht hatten, bei Weitem nicht gleich. In einem Briefe vom 5. Mai an Reinwald, wo er dem Freund auch ſagte, daß der „Traum", in die idylliſche Einſamkeit von Bauerbach zurückzukehren, verflogen ſei, geſteht dies Schiller ſelbſt zu. „Den Fiesco — ſchrieb er — verſtand das Publicum nicht. Die Mannheimer ſagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für ſie. Republikaniſche Freiheit iſt hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehn Mal innerhalb drei Wochen gefordert und geſpielt und auch zu Frankfurt fand man Geſchmack daran." Fiesco hat bekanntlich von Anfang an bis zur Gegenwart herab die verſchiedenartigſten Beurtheilungen erfahren. Man wird aber doch, Alles erwogen und der bedeutenden, beſonders auf der ver-

Digitized by Google

fehlten Frauencharakteriſtik beruhenden äſthetiſchen Mängel des Stückes ungeachtet am Ende Gervinus beipflichten müſſen, wenn er, wie der Dichter ſelbſt that, im Fiesco einen Vorſchritt über die Räuber hinaus erblickt, weil Schiller mit ſeiner zweiten Tragödie ſeine Richtung auf das Hiſtoriſche begann. Auch Hillebrand, wennſchon die Schwächen der Dichtung ſcharf betonend, gibt zu, daß der Fiesco über die Sphäre der Räuber ſich erhebe, indem Schiller's zweite Tragödie aus der naturrechtlichen Anarchie, welche in der erſten dargeſtellt iſt, zur Anſchauung der freien Staatsordnung führen wolle. Dagegen hat Carriere nicht mit Unrecht geltend gemacht, daß Schiller in ſeinem ſubjectiven Drang nicht vermocht habe, im Fiesco der Geſchichte gerecht zu werden, ſondern er habe gemeint, ſie verändern und meiſtern zu müſſen, indem er, ſtatt den Zufall mit der Macht des Schickſals zu begaben, eine Intrigue einſchob. Hier liegt, glaube ich, der begründetſte Vorwurf, welchen man dem Fiesco machen kann, aber zugleich auch die Entſchuldigung des Dichters. Er ſchrieb unter dem Einfluß ſeiner Zeit. Was war denn bis zur franzöſiſchen Revolution die ganze Geſchichte des 18. Jahrhunderts Anderes als ein verworrenes Intriguenſpiel? Gab es, als Schiller jung war, eine andere Politik als die der Hinterthüren, der Geheimtreppen und der — Dublietten? Nein. Wie leicht mußte daher unſer Dichter, bevor ihm tiefere hiſtoriſche Studien den Einblick in den Gang der weltgeſchichtlichen Entwicklung öffneten, verführt werden, den Kampf zwiſchen Deſpotismus und Freiheit in der Form der Intrigue anzuſchauen und darzuſtellen. Aber wenn er ſo auf der einen Seite ſtark von ſeiner Zeit beeinflußt erſcheint, ſo hat er ſich auf der andern auch wieder über dieſelbe erhoben. Ich meine, durch das Prophetiſche, was im Fiesco lag. Nicht umſonſt trug das Stück den Titelbeiſatz: „Ein republikaniſches Trauerſpiel.“ Es hatte ſich in dieſer Dichtung ſchon jenes wunderbare Vorgefühl kommender Ereigniſſe

geoffenbart, welches unſerem Dichter wie keinem andern eigenthümlich iſt und welchem wir noch mehrmals bei ihm begegnen werden. Wenn jemals ein Dichter ein Seher, ein Vorſchauer zu heißen verdiente, iſt es Schiller geweſen.

Die Luiſe Millerin war von vornherein für bühnengerecht erklärt worden und der Verfaſſer hatte Behufs der Aufführung keine Umänderungen, ſondern nur einige Kürzungen und etliche Milderungen allzu draſtiſcher Stellen vorzunehmen. Allein ſeine Freunde, durch die laue Aufnahme des Fiesco ſtutzig gemacht, ſahen dem 15. April, an welchem Tage das Stück die Bühne beſchreiten ſollte, mit um ſo mehr Unruhe entgegen, als inzwiſchen Iffland vermittelſt ſeines durch Schiller „Verbrechen aus Ehrſucht" getauften Familienſtückes großen Beifall gewonnen hatte. Sie mochten nicht ohne Grund befürchten, daß ein Publicum, welches ein Iffland'ſches Stück mit viel mehr Liebe aufgenommen als kürzlich den Fiesco, auch der neuen Schiller'ſchen Dichtung kein rechtes Verſtändniß entgegenbringen würde. Der Abend kam. Die Ankündigung des Stückes, welchem Iffland in Leiſtung eines Gegendienſtes den Titel „Kabale und Liebe" gegeben, hatte das Theater dicht gefüllt. Schiller befand ſich in einer Loge. Bei ihm war der treue Andreas und von dieſem wiſſen wir, wie ſich Dichter, Schauſpieler und Zuſchauer während der Darſtellung gebahrten. Ruhig, heiter, aber in ſich gekehrt und nur wenige Worte wechſelnd, erwartete Schiller das Aufrauſchen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zuſammenziehen der Augenbrauen, wenn Etwas nicht nach Wunſch geſprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen dieſe auch hervorbrachten — wer könnte dies beſchreiben! Während des ganzen erſten Aufzugs entſchlüpfte ihm kein Wort und nur beim Schluſſe deſſelben ließ er ein: Es geht gut! hören. Der zweite Act wurde ſehr lebhaft

Digitized by Google

und vorzüglich der Schluß mit ſo viel Feuer und ergreifender Wahrheit dargeſtellt, daß, nachdem der Vorhang niedergelaſſen war, alle Zuſchauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weiſe ſich erhoben und in ſtürmiſches, einmüthiges Beifallrufen ausbrachen. Der Dichter wurde ſo ſehr davon überraſcht, daß er aufſtand und ſich gegen das Publicum verbeugte. In ſeinen Mienen, in der edlen, ſtolzen Haltung zeigte ſich das Bewußtſein, ſich ſelbſt genug gethan zu haben.

Kabale und Liebe ſchließt den Kreis ab, welchen die Räuber eröffneten. Wie dieſe, wie der Fiesco, war auch Schiller's dritte Tragödie ein Proteſt gegen das Beſtehende, ſpeziell ein Proteſt des Herzens und der aufgeklärten Humanität gegen die anmaßlichen Kaſtenſchranken und Rangunterſchiede. Es iſt noch viel ungeſchlachter Titanismus in dem Stück und häufig greift darin die Kraftgenialität fehl. Mehr noch, weit mehr als die Darſtellung vornehmer Schurkerei ſtreift die Zeichnung der idealen Figuren, Ferdinand und Luiſe, an die Carricatur. Denn es iſt doch wohl nicht anzunehmen, daß Schiller den Idealismus des jungen Offiziers abſichtlich bis zur Gränze des Lächerlichen, die Sentimentalität Luiſe's bis zur kränklich-phraſenhaften Schwärmerei vorſchreiten ließ, um an dieſen beiden Charakteren etwa zu zeigen, wie die Bildungselemente der Zeit nicht ſelten zur Verbildung ausſchlugen. So recht und voll aus dem Leben herausgeſchnitten erſcheint nur der Muſicus Miller, den man mit Fug eine der beſten Geſtalten genannt hat, welche Schiller geſchaffen. Aber müſſen wir, um das Stück richtig zu würdigen, uns nicht feſt auf den Standpunkt der Zeit ſtellen, in welcher es entſtand? Thut man das, ſo wird man ſagen müſſen, daß in Kabale und Liebe viel mehr hiſtoriſcher Gehalt iſt als im Fiesco. Der Inſtinct des Publicums merkte das auch unſchwer heraus; denn es hatte ja nicht weit zu blicken, um vieler Orten in Deutſchland Hofzuſtände zu ſehen, wie das Stück ſie ſchilderte. Erinnern wir uns, daß

die erſte Idee dieſer Tragödie dem Dichter im Arreſtlocal zu Stuttgart aufgegangen war. Das Walten des Herzogs Karl während der erſten Hälfte ſeiner Regierung war mit düſteren Zügen in das Gedächtniß eines jeden Würtembergers geſchrieben. Schiller brauchte ſich bloß eines Montmartin, eines Wittleder, eines Gegel zu erinnern, um durchaus reale Vorbilder zu ſeinem Präſidenten Walter und zu ſeinem Secretär Wurm bei der Hand zu haben. Auch ein Vorbild zur Lady Milford fehlte nicht und es ſteht außer Zweifel, daß der Dichter unter dieſer Maske die Gräfin von Hohenheim zeichnen wollte und wirklich gezeichnet hat. So angeſehen, wird Kabale und Liebe ſtets als eines der bedeutendſten Zeugniſſe der Sturm- und Dangſtimmung und der realen Verhältniſſe, aus welchen dieſe hervorging, in unſerer Literatur daſtehen. Die ſchlagartige Wirkung der Tragödie vermögen wir uns heute nur noch annähernd vorzuſtellen. Sie war ein reinigendes Gewitter in einer ſchwülen, verpeſteten Atmoſphäre. Der Druck des Stückes muß ſchon vor oder wenigſtens unmittelbar nach der erſten Aufführung bei Schwan vollendet worden ſein. Der alte Herr auf der Solitude erhielt ſein Exemplar friſch von der Preſſe weg und erfreute den Sohn mit dem Bekenntniß, daß ihm das Stück gefallen habe, obgleich er das „gewiſſer Stellen wegen" nicht merken laſſen dürfe. Allerdings mußten „gewiſſe Stellen" des Trauerſpiels in Würtemberg mit verdoppelter Wucht einſchlagen und ſo iſt die ängſtliche Vorſicht des Vaters leicht zu erklären. Viel leichter, als der Umſtand, daß man nichts Arges darin fand, den Dichter, welcher doch bei Hofe für einen Undankbaren, für einen Deſerteur und Rebellen galt, für eine Weile ungefährdet in ſein Heimatland zurückkehren zu laſſen, — nämlich „geiſtweiſe", wie wir Schwaben ſagen. Denn im Frühjahr 1784 wurden in Stuttgart die Räuber mit großem Beifall aufgeführt. Iffland gab als Gaſtrolle den Franz Moor. Noch mehr, etwas ſpäter ging ſogar Kabale und Liebe über die Bretter der Stutt-

Digitized by Google

garter Bühne und wir wiſſen, daß die beiden jüngeren Schweſtern des Dichters dieſer Darſtellung anwohnten. Einerſeits wird dadurch bewieſen, wie mächtig zu jener Zeit literariſche Thatſachen waren, andererſeits, daß der Polizeiſtaat damals noch nicht zu völliger, ängſtlich-conſequenter Ausbildung gelangt war. Freilich war die Aufführung von Kabale und Liebe eine für die Nerven der Stuttgarter Hofkreiſe zu ſtarke Zumuthung geweſen und, in Wahrheit, man könnte billiger Weiſe nicht verlangen, daß die Walter und Wurm und Kalb mit Ruhe und Befriedigung zuſähen, wie ihre Portraits da oben auf der Bühne allerlei Bedenkliches agirten. Eine Beſchwerde ging alſo nach Hohenheim hinauf und von da herunter kam ein herber Verweis für den Oberſt Seeger, daß dieſer, welcher dem Theaterweſen vorſtand, die Aufführung des Stückes geſtattet hatte. Natürlich verſchwand daſſelbe ſofort vom Repertoire, zu nicht geringem Verdruß der Schauſpieler und des Publicums.

Während ſo der Verſuch, an der Hand ſeiner Muſe die alte Heimat zurückzuerobern, zunächſt mißglückte, hatte es den Anſchein, als ſollte dem Dichter die Pfalz eine neue werden. Es beſtand nämlich in Mannheim unter der Protection des Kurfürſten und dem Präſidium Dalberg's eine Art Akademie, die kurpfälziſche deutſche Geſellſchaft geheißen. In einer Sitzung derſelben zu Anfang Februars 1784 wurde Schiller als ordentliches Mitglied aufgenommen und die kurfürſtliche Beſtätigung traf bald ein. Der Dichter ſah das, wie er am 11. Februar an Frau von Wolzogen ſchrieb, „als einen großen Schritt zu ſeinem Etabliſſement an" und äußerte in einem gleichzeitigen Schreiben an ſeinen Freund Zumſteeg in Stuttgart, er ſei durch Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft in der Kurpfalz nationaliſirt. Die ganze Sache war freilich im Grunde nur eine leere Formalität, allein wie ernſt Schiller ſie nahm, bezeugen die angezogenen Aeußerungen. Zum Eintritt in die deutſche Geſellſchaft las er am 26. Juni in einer

öffentlichen Sitzung derſelben eine Abhandlung: „Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?“, welche nachmals unter dem Titel: „Die Schaubühne, als eine moraliſche Anſtalt betrachtet,“ in die Sammlung der Werke des Dichters überging. Der Aufſatz iſt im edelſten Sinne eine oratio pro domo, d. h. der Verfaſſer rechtfertigt darin in glänzendſter Weiſe vor ſich ſelbſt und vor Anderen ſeinen Beruf als dramatiſcher Dichter. Die Aufgabe der Schauſpielkunſt wird groß, ſchön, wahrhaft idealiſch gefaßt, das Drama in geiſtvolle Parallele mit der Religion geſetzt, die Kunſt, und zwar namentlich die dramatiſche, als eine ſittlich-religiöſe Anſtalt aufgezeigt. Ueberall blickt hier, wenn auch noch etwas unſicher taſtend, ſchon der große Gedanke hervor, welchen Schiller ſpäter als Aeſthetiker ſo herrlich ausgeführt hat, der Gedanke, die Menſchen mittelſt der Kunſt zu erziehen, zu bilden, zu adeln.

Was der Dichter in ſeiner Abhandlung theoretiſch angedeutet hatte, ſuchte er im Don Carlos praktiſch zu geſtalten. Er war mit neuer Liebe zu dieſem Stoffe zurückgekehrt, nachdem er eine Weile an die Bearbeitung anderer gedacht hatte. Schon die Form des neuen Stückes ſollte eine errungene höhere Stufe ſeiner Künſtlerſchaft bezeichnen. Er wählte ſtatt der Proſa den fünffüßigen Jambus, welchen Leſſing durch ſeinen Nathan mit dem glücklichſten Takt dem höheren Drama vindicirt hatte. Und dieſe Wahl markirte wahrlich keinen bloß äußerlichen Vorſchritt. Der edle Rhythmenſtrom, keine Trübung durch kraftgeniale Unbändigkeit duldend, ſymboliſirte die begonnene Läuterung von Schiller's Dichtergeiſt. Die Weltanſchauung des Dichters, in ſeinen drei Erſtlingsdramen verneinend und zerſtöreriſch aufgetreten, kehrt uns im Don Carlos die bejahende und aufbauende Seite zu. An die Stelle der gewaltſamen Revolution tritt die bildende Reform. Der Räuberdolch wandelt ſich in das Schwert des freien Wortes, die rothe Glut der Brandfackel weicht dem milden Lichte

Digitized by Google

der Wahrheit. Dieſer hohe Sinn kam in den Don Carlos weſentlich durch Einführung der Geſtalt des Marquis Poſa, welcher allmälig die bedeutendſte der ganzen Tragödie werden mußte, weil Schiller den ganzen Adel ſeiner eigenen Natur dem Malteſer einhauchte. Ja — ein ſchönes Wort von Heine zu adoptiren — er ſelbſt iſt jener Marquis Poſa, der zugleich Prophet und Soldat iſt, der auch für das kämpft, was er prophezeit, und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat. Freund Streicher, auch jetzt wieder der Vertraute von Schiller's Arbeiten, hörte mit Entzücken die Szenen an, welche ihm der Dichter unmittelbar nach ihrer Entſtehung vorlas, und wie ſehr der Letztere ſelbſt durch ſeine neue Schöpfung gehoben wurde, zeigt uns die begeiſterte Sprache, womit er im Deutſchen Muſeum vom 12. Dezember 1784 die von ihm unternommene Zeitſchrift, „die Rheiniſche Thalia," der Leſewelt ankündigte. „Das Publicum — hieß es hier unter Anderem — iſt mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich an. Vor dieſem und keinem anderen Tribunal werd' ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andere Feſſel zu tragen als den Ausſpruch der Welt, an keinen anderen Thron zu appelliren als an die menſchliche Seele." Mit welchen Gefühlen mag Schiller auf dieſe Aeußerung juvenilen Enthuſiasmus zurückgeblickt haben, als er nach gemachter näherer Bekanntſchaft mit dem „Souverain", im Juni 1799 an Göthe ſchrieb: „Das einzige Verhältniß gegen das Publicum, das Einen nicht reuen kann, iſt der Krieg." Als Hauptinhalt brachte die Rheiniſche Thalia in dieſem und dem folgenden Jahre die drei erſten Acte des Don Carlos, in einer Geſtalt, die freilich ihrer Fülle wegen das Stück für das Theater unbrauchbar machte. Die Kritik ſäumte nicht, auf dieſen Fehler aufmerkſam zu machen, und Wieland äußerte mit Grund, Schiller

ſei noch zu reich, zu voll von Gedanken und Bildern, er ſage zu viel und wiſſe ſeine Einbildungskraft noch nicht hinlänglich zu bemeiſtern. Der Dichter ſelbſt ging von der lange feſtgehaltenen Anſicht aus, Don Carlos könnte und ſollte kein Theaterſtück werden, — eine ideale Auffaſſung der dramatiſchen Poeſie, welche ihrem Weſen geradezu widerſpricht. Es gibt keine ideale Bühne, ſondern eben nur eine wirkliche und was für eine wirkliche! Aber wie ſie auch ſein mag, nur auf ihr kann ein Drama zu rechtem Leben gelangen. Später hat Schiller das erkannt und iſt dazu verſchritten, den Don Carlos durch Zuſammendrängung deſſelben, die freilich immer noch nicht energiſch genug war, dem Theater anzupaſſen.

Inzwiſchen hatte ſich der Kreis der Bekanntſchaften des Dichters bedeutend erweitert und es waren in dieſen Kreis Perſonen eingetreten, die jetzt und ſpäter beſtimmend auf ſein Daſein wirkten. Am 7. Juli 1784 meldete er ſeiner mütterlichen Freundin in Bauerbach die flüchtige Begegnung mit einer Frau von L., welche, aus der Schweiz kommend, ihm Tags zuvor einen Beſuch gemacht, aber ihn leider nicht zu Hauſe getroffen hätte, ſo daß er ſie nur noch einen Augenblick vor ihrer Abreiſe geſehen habe. Es kann damit nur Frau Luiſe Juliane von Lengefeld gemeint ſein, die Wittwe des 1775 verſtorbenen ſchwarzburg-rudolſtädtiſchen Kammerraths Karl Chriſtoph von Lengefeld und Verwandte des Wolzogen'ſchen Hauſes, aus welchem ſie mütterlicherſeits ſtammte. Sie war im vorigen Jahre mit ihren beiden Töchtern, Karoline und Charlotte, in die Schweiz gereiſt und hatte auf der Hinreiſe einige Tage in Stuttgart verweilt. Ihre Baſe, Frau von Wolzogen, welche damals dort war, hatte die Reiſenden mit ihrem älteſten Sohn, dem Karlsſchüler Wilhelm von Wolzogen, bekannt gemacht und der junge Mann von Karoline's Perſönlichkeit einen ebenſo tiefen als nachhaltigen Eindruck empfangen. Aber auch zur Solitude hinauf war Frau von Wolzogen mit ihren Gäſten

gegangen und hatte ſie bei Schiller's Familie eingeführt. Frau Eliſabeth ahnte ſicherlich nicht, daß ſie das eine der beiden jungen Mädchen, welche damals über ihre Schwelle traten, zehn Jahre ſpäter als die Frau ihres Fritz umarmen würde. Frau von Lengefeld brachte mit ihren Töchtern faſt ein ganzes Jahr in der Schweiz zu, hauptſächlich in Vevay, wo Lotte, für welche ihre Mutter die Stellung einer Hofdame anſtrebte, eifrig in der franzöſiſchen Sprache ſich üben mußte. Auf der Heimreiſe nach Rudolſtadt am 6. Juli 1784 Mannheim paſſirend, ſuchten die Damen den Dichter auf. Allein die Begegnung war, wie ſchon erwähnt, eine ſo flüchtige, daß kein Geſpräch ſich entfalten, kein Wort, das lebhafteren Antheil erregt hätte, fallen konnte. Zudem hatten den beiden Schweſtern zwar einzelne Szenen der Räuber Theilnahme abgewonnen, aber zugleich hatte „die Maſſe von wildem Leben" in dem Stücke ſie zurückgeſchreckt und endlich waren ihre Seelen von den großen Naturbildern der Alpenwelt ſo voll, daß zunächſt für Anderes kein Raum blieb. Doch wurden die Schweſtern, und zwar die ältere mehr noch als die jüngere, von der hohen, edlen Geſtalt des Dichters frappirt und ſie wunderten ſich, daß „ein ſo gewaltiges und ungezähmtes Genie ein ſo ſanftes Aeußere haben könne." Schiller ſeinerſeits fand nur das nackt Thatſächliche dieſes Beſuches bemerkenswerth und es iſt eigenthümlich, daß dieſe Menſchen, welche ſich ſpäter ſo innig mit einander verbinden ſollten, bei ihrem erſten Zuſammentreffen faſt ganz theilnahmlos an einander vorübergingen.

Lebhaftere Erregungen brachte für den Dichter ein in dieſelbe Zeit fallender Beſuch ſeiner Schweſter Chriſtophine, welche in Reinwald's Begleitung kam, der ſchon ſo ziemlich für ihren erklärten Bräutigam galt. Kaum waren Schweſter und Freund wieder fort, ſo traf eine junge Frau in Mannheim ein, welcher Schiller ſchon im Hauſe der ihr verwandten Wolzogen in Bauerbach begegnet war, — abermals eine Lotte. Charlotte Marſchalk

Digitized by Google

von Oſtheimb, zu Waltershauſen in Thüringen 1761 geboren, hatte, nachdem ſie Vater und Mutter frühe verloren, eine Jugend voll raſch wechſelnder Eindrücke verlebt. Von Natur genialiſch, ſchwärmeriſch, reizbar, phantaſtiſch, war ſie ohne geregelte Erziehung aufgewachſen. Schon vor der Confirmation hatte ſich in dem Kopfe des jungen Mädchens die bunteſte Ernte von Leſefrüchten angehäuft. Die Bibel, der Koran, Voltaire, Rouſſeau, Shakſpeare, Klopſtock, Wieland waren nur vorragende Punkte in dieſer „uferloſen Leſerei", welchen Ausdruck auf dieſe Frau ihr ſpäterer Geliebter, Jean Paul, ebenſo gut wie auf ſich ſelbſt hätte anwenden können. Rechnet man dazu die tiefſchmerzlichen Eindrücke, welche Familienmißgeſchicke aller Art auf die junge Charlotte hervorbrachten, rechnet man endlich dazu, daß ſie im Herbſt 1783 zu einer Convenienzheirat mit einem ungeliebten Manne veranlaßt und vom Altar weg ohnmächtig in den Wagen getragen worden war, welcher ſie in die „Flitterwochen" führen ſollte, — ſo wird man ſich dieſes zwiſchen aufgeſpanntem Heroismus und hinſchmelzender Liebesbedürftigkeit, zwiſchen Flackerglut und Froſt ſeltſam ſchwankende weibliche Weſen einigermaßen vorſtellen können, das noch zwölf Jahre nach dem Zeitpunkt, von welchem hier die Rede iſt, Jean Paul „ein Weib mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felſen-Ich" und eine „Titanide" nannte, um nach ihr ſeine Linda im Titan zu ſchaffen. In jungen Jahren muß Charlotte, wenn nicht ſehr ſchön, ſo doch jedenfalls das geweſen ſein, was man damals „erſtaunend" nannte und heutzutage pikant nennt. Noch 1796 ſchrieb Jean Paul von ihr: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich keine noch ſah, und eine große Seele. Sie ſpricht gerade ſo, wie Herder in den Briefen über Humanität ſchreibt. Sie iſt ſtark, voll, auch das Geſicht, ſchlägt die großen, faſt ganz zugeſunkenen Augen himmliſch in die Höhe, wie wenn Wolken den Mond wechſelsweiſe verhüllen und entblößen." Gewiß muß der Zauber der Perſönlichkeit

dieſer Frau, welche wie kaum eine zweite die Stimmung der Sturm- und Drangperiode repräſentirte, zur Zeit, wo ſie als Dreiundzwanzigjährige unſeren Dichter in Mannheim begrüßte, noch viel ſtärker gewirkt haben als ſpäter, wo der große Humoriſt denſelben ſo lebhaft empfand. Charlotte war mit ihrem Gatten, dem Major Heinrich von Kalb, nach Mannheim gekommen, wo ſie weilte, während jenen ſein Dienſt nach Landau rief. Sie hatte Aufträge Seitens der Frau von Wolzogen und Reinwald's an Schiller zu beſtellen und es iſt unzweifelhaft, daß die Erſcheinung des Dichters Charlotte's Seele ſogleich tief und gewaltig erregte, vielleicht die Wirkung des früheren Begegnens im Rhöngebirge nur erneuernd und erhöhend. Im hohen Alter noch, als die vielgeprüfte, achtzigjährige Frau die Erinnerungen ihrer reichen und bewegten, aber unglücklichen Vergangenheit ſammelte, ſchlug das Andenken an jenes Wiederfinden in Mannheim wie eine helle Lohe in ihrer Bruſt auf und in dem turbulenten Zugwolkenſtyl, welcher ihrem Weſen vollſtändig entſprach, äußerte ſie darüber: — „In der Blüthe des Lebens bezeichnete Schiller des Weſens reiche Mannigfaltigkeit; ſein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichſam ſinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutſam war ihm Manches, was ich ihm ſagen konnte, und die Beachtung zeigte, wie gern er Geſinnungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und ſprach: „Ich muß eilend in das Schauſpielhaus.“ Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde dieſen Abend gegeben und er habe den Schauſpieler erſucht, ja nicht den Namen „Kalb“ auszuſprechen. Bald kehrte er wieder, freudig trat er ein, Willkommenheit ſprach aus ſeinem Blick. Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenſeitig mit dem Gefühl des Verſtandenſeins das Wort geſprochen werden konnte, löſte der Gedanke den Gedanken, ohne Wahl, ohne Nachſinnen, — wohl die Rede eines Sehers. Im Lauf des Geſprächs raſche Heftigkeit, wechſelnd mit

faſt ſanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick, von hoher Sehnſucht beſeelt. Das Leben erblühete — heute ein erſtorbenes.“ Mit dieſem Enthuſiasmus contraſtirt nicht wenig die kühle Art, womit ſich der Dichter ſeinerſeits Anfangs über Charlotte vernehmen ließ. Ganz kurz ſchrieb er ſeiner Freundin in Bauerbach: „Die Frau zeigt ſehr viel Geiſt und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerſeelen.“ Die Kühle ſollte aber bald in Wärme umſchlagen. Vorerſt brachte der Umgang Schiller's mit Frau von Kalb die Erneuerung einer Szene zuwege, wie ſie im September 1782 in der Wohnung des Regiſſeur Meyer ſtattgefunden hatte. Eines Nachmittags kam der Dichter mit dem fertigen erſten Act des Don Carlos zu Charlotte, deren Erwartung von dem neuen Drama ſehr hochgeſpannt war. Schiller begann vorzuleſen und las und las, ohne daß die Zuhörerin ein Zeichen von Empfindung oder Beifall blicken ließ. „Nun, gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen?“ — Charlotte lacht laut auf und ſagt: „Lieber Schiller, das iſt das Allerſchlechteſte, was Sie noch gemacht haben.“ — „Nein, das iſt zu arg!“ erwidert er, wirft ärgerlich die Handſchrift auf den Tiſch, nimmt Hut und Stock und geht weg. Sogleich greift Charlotte nach dem Manuſcript, lieſt, wird entzückt und bittet dem Dichter ihr voreiliges Urtheil förmlich ab, ſagt ihm aber auch, daß ſeine Dichtungen durch ſeine heftige, ſtürmiſche Declamation nothwendig verlieren müßten.

Es war ein recht verworrenes Getriebe und Gedränge im Seelenleben unſeres Dichters zu dieſer Zeit: — „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“ Während die Erinnerung an Lottchen von Wolzogen mehr und mehr ihren leidenſchaftlichen Stachel verlor, näherten ſich die Beziehungen zu Charlotte von Kalb ſchon der Gränzlinie, wo das freundſchaftliche Gefühl in ein leidenſchaftlicheres übergeht. Außerdem muß Schiller — wenn wir nämlich in dieſer Hinſicht den Erinnerungen der Frau von Kalb Glauben ſchenken dürfen — damals zu Mannheim mit einer

Digitized by Google

Schauſpielerin, die man nach ihrer Rolle in den Räubern Amalia zu nennen pflegte, einen Liebeshandel gehabt haben, an welchen er ſpäter nicht ohne Beſchämung zurückdenken konnte. Die Verwirrung wird noch erhöht, wenn wir erwägen, daß gegen das Ende des Jahres 1784 hin und noch in das folgende hinein Margaretha Schwan die eigentliche Herzenskönigin des Dichters geweſen iſt. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Tochter des gaſtlichen Hauſes, in welchem Schiller viel verkehrte, ſeinem Herzen nah und näher trat. Margaretha war jung, ſchön, ungewöhnlich gebildet, der Literatur und Kunſt zugewandt und aus ihren großen, ausdrucksvollen Augen blickte ein lebhafter und reicher Geiſt. Was Wunders, daß unſer Dichter für dieſe, in faſt täglichem Verkehr vor ihm entfalteten Vorzüge nicht unempfänglich blieb, und was Wunders, daß Margaretha's Herz allmälig dafür ſprach, ihr Loos mit dem eines Mannes von ſo viel Genie und Seelenadel zu verbinden? Das Verhältniß geſtaltete ſich gegenſeitig vom Herbſte 1784 bis zum Frühling 1785 immer ernſter, und als Schiller Mannheim verließ, geſchah es mit dem feſten Vorſatz, ſich die Hand Margaretha's von ihrem Vater zu erbitten. Er that dies ſchon unterm 24. April 1785 von Leipzig aus. Aber ſei es nun, daß Herr Schwan Bedenken trug, ſeine Tochter einem Manne von ſo unſicherer Stellung, wie die des Dichters damals war, zu geben, ſei es, daß er wirklich, wie er dem Bewerber ſchrieb, überzeugt war, Margaretha würde bei der „Eigenthümlichkeit ihres Charakters" keine paſſende Lebensgefährtin für Schiller abgeben, genug, die Antwort lautete abſchlägig. Herr Schwan hatte ſeine Tochter weder von dem Antrag noch von der Ablehnung deſſelben in Kenntniß geſetzt und ſie wurde daher tief betrübt, als ſie von dem Dichter, welchem ſein Zartgefühl verbot, unter ſolchen Umſtänden den Briefwechſel mit ihr fortzuſetzen, mit einmal Nichts mehr erfuhr. Schiller legte mit männlicher Faſſung dieſe geſcheiterte Hoffnung zu den andern geſcheiterten Jugend-

Digitized by Google

hoffnungen und bewahrte dem Schwan'schen Hause ein freundschaftliches Andenken. Margaretha heirathete später einen Herrn Götz, starb aber schon im Alter von 36 Jahren. Sie war vor ihrem Tode noch einmal mit Schiller zusammengetroffen, in Heidelberg (?) im Jahre 1793, als der Dichter mit seiner Frau nach Schwaben reiste, und diese erzählte ihrer Schwester Karoline, Schiller und die liebenswürdige junge Frau Götz seien bei diesem Wiedersehen gleich tief bewegt gewesen.

Zu allen den Herzenswirren des Mannheimer Aufenthalts Schiller's kamen äußere Bedrängnisse. Der alte Stuttgarter Schuldenschaden war sehr fühlbar wieder aufgebrochen. Der Freund, welcher sich seiner Zeit für die Summe, welche der Druck der Räuber in Anspruch genommen, verbürgt hatte, war, von dem Gläubiger hart bedrängt, nach Mannheim geflohen und da verhaftet worden. Schiller's Pein war groß. Da half ein einfacher und keineswegs reicher Bürgersmann, der Baumeister Hölzel, in dessen Hause der Dichter wohnte, aus der Verlegenheit, indem er das nöthige Geld beschaffte. Hauptsächlich zur Tilgung seiner Verbindlichkeiten unternahm Schiller die Rheinische Thalia, allein schon das erste Heft der Zeitschrift verfeindete ihn mit den Mannheimer Schauspielern, welche sich die strenge Kunstkritik, die der Dichter an ihnen geübt, nicht gefallen lassen wollten. Nun begannen alle die Häckeleien, Hetzereien, Nörgeleien, welche in Theaterkreisen zu Hause sind. Dalberg's „Pulverfeuer" war auch verflackert. Er hatte wohl in Schiller einen unterthänigen Diener zu erwerben gemeint, welcher ihm bei allen seinen theatralischen Versuchen und Zuschneidereien bereitwilligst helfen würde. Aber während man einen Don Carlos dichtet, kann man sich doch wohl zu solchen Dingen nicht hergeben. Auch stieß bei aller Liebenswürdigkeit Schiller's im persönlichen Umgange die Selbstständigkeit seiner Denkungsweise doch vielfach an. Er konnte sich nie überwinden, den Rücken zu biegen, wo er

Digitized by Google

aufrecht zu ſtehen ſich berechtigt fühlte. Das Diplomatiſiren und Laviren war nicht ſeine Sache. Sein Selbſtbewußtſein — obgleich, wo er es mit Güte und Sympathie zu thun hatte, ſtets beſcheiden — hatte zudem um dieſe Zeit von außen her eine Kräftigung erhalten, welche ihn ſicherer auftreten ließ. Zu Anfang des Jahres 1785 hatte man in Mannheim erfahren, daß der Herzog Karl Auguſt von Weimar an dem verwandten Hofe von Darmſtadt zu Beſuche ſei, und Schiller kam dadurch auf den Gedanken, die Bekanntſchaft dieſes Fürſten zu ſuchen, der Wieland's Zögling und Göthe's Freund war. Frau von Kalb beſtärkte den Freund in dieſer Abſicht, und mit den thüringiſchen Hofkreiſen vielfach liirt, verſah ſie ihn mit Empfehlungsbriefen. Dieſe öffneten dem Dichter die Thore des Darmſtädter Schloſſes und verſchafften ihm Zutritt zu dem Herzog von Weimar. Von dieſem und der Landgräfin von Heſſen gütig empfangen, erbat er die Erlaubniß, den Fürſtlichkeiten den erſten Act des Don Carlos vorleſen zu dürfen. Sie ward freundlich gewährt und die edle Dichtung that volle Wirkung. Es gehört ſicherlich zu den anmuthendſten Bildern aus jener Zeit, wenn wir uns unſeren Dichter vorſtellen, wie er auf dem glatten Parkett eines Fürſtenſchloſſes einem Kreiſe vornehmer Herren und Damen, worunter regierende Landesherren, jenes Hohelied vorlieſt, woraus die idylliſche Ahnung einer humanen Zukunft der Menſchheit „wie ein Blumenwald" hervorblüht. Ob ihm ſeine Freundin Charlotte auch eine Warnung, ſich beim Declamiren ſeiner wohllautenden Verſe gehörig in Acht zu nehmen, mit auf den Weg gegeben hatte? Sehr wahrſcheinlich, denn die Vorleſung erregte entſchiedenen Beifall. Karl Auguſt ließ es auch dabei nicht bewenden, ſondern gab dem Dichter noch ein beſonderes Zeichen ſeiner Anerkennung, indem er ihn zum Rath ernannte. Wie doch das Leben wunderlich mit den Menſchen ſpielt! Ein Gedicht, welches den idealen Sieg des Reinmenſchlichen über die Convenienz feiert, trug ſeinem Verfaſ-

ſer einen rein conventionellen Titel ein. Aber es war doch Etwas und in Schiller's Lage gar nichts ſo Unbedeutendes. Wie man ſich auch anſtellen mag, die Geſellſchaft wird ſtets von Formen beherrſcht. Unſer Dichter war jetzt immerhin nicht mehr der entwichene Regimentsmedicus, ſondern der Herzogl. Weimar'ſche Rath Schiller. Und der Herr Rath zeigte auch gar wenig Neigung, ſich als Theaterdichter länger hudeln zu laſſen. Wenige Tage nach ſeiner Zurückkunft aus Darmſtadt, am 19. Januar, ließ er ſich über eine Abends zuvor ſtattgehabte arg verpinſelte Darſtellung von Kabale und Liebe ſcharf gegen Dalberg heraus. In und mehr noch zwiſchen den Zeilen dieſer Zuſchrift, welche mit den Worten ſchloß: „Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber ſind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen" — ſtand deutlich zu leſen, daß Schiller's Verhältniß zu der Mannheimer Bühne völlig unhaltbar geworden war. Je raſcher daſſelbe ganz gelöſt werden konnte, deſto lieber war es ihm.

Er wollte fort, denn auch die unklaren, mehr und mehr leidenſchaftlich gewordenen Beziehungen zu Charlotte und Margaretha waren ganz darnach angethan, ihn zu ängſtigen. Glücklicher Weiſe war er diesmal nicht zweifelhaft, wohin er ſich wenden ſollte. Fernher, aus Sachſen, winkte ihm einladend eine Freundeshand, die Hand des Freundes, welcher ihm von jetzt an bis zu ſeinem Tode der vertrauteſte geweſen iſt. Schon im Juni 1784 war aus Leipzig ein Paket an ihn eingelaufen, welches neben einem huldigenden Brief die Compoſition eines Liedes aus den Räubern, eine koſtbar geſtickte Brieftaſche und vier Portraits enthielt. Dieſe ſtellten zwei junge, damals in Leipzig lebende Gelehrte dar, Chr. Gottfr. Körner, den nachmaligen Vater Theodor Körner's, und ſeinen Freund L. F. Huber, nebſt ihren Verlobten, den Schweſtern Minna und Dora Stock. Brief und Tondichtung waren von Körner, Minna hatte die

Brieftaſche geſtickt, Dora die Portraits gezeichnet. Erſt im Dezember hatte Schiller die freundliche Zuſendung beantwortet, dann aber auch aus voller Seele. Aus dem fortgeſetzten Briefwechſel war zwiſchen unſerem Dichter und Körner raſch eine jener edlen, ich möchte ſagen idealen Freundſchaften erwachſen, welche dem 18. Jahrhundert ſo ſehr zur Ehre gereichen. Zu dem noch ungeſehenen und ihm doch ſchon ſo nahe getretenen Freunde ſehnte ſich Schiller aus dem Gedränge der Mannheimer Mißverhältniſſe, insbeſondere, ſeit ihm zu ſeinem Schrecken klar geworden, daß ſeine ideale Auffaſſung der Aufgabe des Theaters zu den theatraliſchen Wirklichkeiten Mannheims in einem nicht zu vermittelnden Widerſpruche ſtände. Ganz niedergedrückt, ſchrieb er am 22. Februar 1785 den Freunden in Leipzig: „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens ſchreibe ich Ihnen, meine Beſten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entſchluß, aus der Welt zu gehen. Menſchen, Verhältniſſe, Erdreich und Himmel ſind mir zuwider, und was mir (hier) vielleicht noch theuer ſein könnte, davon ſcheiden mich Convenienz und Situation. Mit dem Theater habe ich meinen Contract aufgehoben .... Werden Sie mich wohl aufnehmen? Sehen Sie, ich habe zu Mannheim ſchon feierlich aufgekündigt und mich unwiderruflich erklärt, daß ich abreiſen werde, um nach Leipzig zu gehen. Leipzig erſcheint meinen Träumen und Ahnungen wie der roſige Morgen jenſeits der waldigen Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner ſo innigen prophetiſchen Gewißheit, wie dieſe iſt, daß ich in Leipzig glücklich ſein werde. Bis hieher haben Schickſale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine Muſe mußten zu gleicher Zeit der Nothwendigkeit unterliegen. Es braucht Nichts als eine ſolche Revolution meines Schickſals, daß ich ein ganz anderer Menſch, daß ich anfange Dichter zu werden." Körner ſchrieb ſchon unterm 3. März zurück, daß er den Freund

Digitized by Google

mit offenen Armen empfangen werde, und wie wenig das eine bloße Phraſe war, zeigte der Treffliche dadurch, daß er dem Dichter einen Wechſel überſandte, vermittelſt deſſen es dieſem hauptſächlich ermöglicht wurde, ſeine laſtenden Mannheimer Verbindlichkeiten wenigſtens nothdürftig zu erfüllen. Bevor der Monat zu Ende, war er reiſefertig.

Er wollte am letzten Abend ſeines Aufenthalts in Mannheim nur ſeinen treuen Andreas zur Geſellſchaft haben. Aber zuvor erlebte er noch eine ganz eigenthümliche Szene mit Charlotte von Kalb, eine Szene, welche das in dem vorhin angezogenen Schreiben an Körner hingeworfene Wort commentirt, daß Convenienz und Situation ihn von dem ſchieden, was ihm vielleicht noch theuer ſein könnte. Der Dichter war gegangen, der Freundin Lebewohl zu ſagen. Ein bewegtes Geſpräch entſpinnt ſich im Drange der Stunde zwiſchen den Beiden. Schiller geräth ins Pathos und ſagt: „Das Feuer meiner Seele hat in Ihrem reinen Lichte ſich entzündet. Ihre Gegenwart gab mir eine Begeiſterung und einen Frieden (?), die ich früher nicht gekannt. Das Saitenſpiel unſerer Seelen weiß von einer höheren Harmonie. Vor Allem weiß ich, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben; ſie iſt die Verklärung der flammenden Seele. Mein Herz fühlt, wie — Du nie dieſes Sehnen trüben, nie ſolchen Glanz entweihen kannſt. Du kennſt nicht meine Trauer um Dich. Aber was kannſt Du verlieren? Du biſt ſo ſelbſtbeſtimmt. So dachte ich mir das Weib nicht. Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth verbittert. Da fand mein Genius Deine Töne; ſie ſprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, ſo waren unſere Seelen eins! Ich liebte die Begeiſterte und wäre immer Dein, hätte ich den Muth für dieſe Liebe. Nein, ruhig ſei meine Seele, unabhängig von dieſer Macht, die mich ängſtiget und entzückt.“ Nicht weniger, ſondern eher noch mehr dithyrambiſch entgegnet ihm die

Freundin: „Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Sie wollen unſern Bund trennen? Das Leben hat Sie mir geſandt. Momente nur ſind im reinen Sein uns gegönnt, und dieſe Gabe beſſerer Stunden, auch ſie wäre dahin? O, wären Sie von irdiſcher Sorge frei, nicht ſo nach Ruhm ſtrebend, des Friedens vertilgendem Feind! Schmerz iſt mir die Trennung; doch Sie kennen die Einſamkeit, die gottgeweihete Stille. Hoffnung! Glaube! Wir fühlen Beide: wer eine Seele ſein nennt auf dem Erdenrund, der ſcheidet nie ... Du! ſagen Sie, Du! ſage ich. Die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allſeligen ſind ein Du, das Du iſt einer ewigen Verbindung Siegel!" Arme Titanide mit den großen Augen und der großen Seele, du ſollteſt nach nicht gar langer Friſt erfahren, wie zerbrechlich ſo ein Siegel ſei.

Von dieſem excentriſchen Auftritt erholte ſich der Dichter bei dem ſchlichten Streicher. Die Freunde ſaßen bis Mitternacht beiſammen, ſprachen Vergangenes durch und entwarfen Zukunftspläne. So lange man jung iſt, glaubt man ja immer wieder von vorne anfangen zu können. Es heißt da nicht nur: ein ander Städtchen, ein ander Mädchen; ſondern auch: ein neuer Ort, ein neuer Port. Wir hörten, wie Großes Schiller von ſeiner Ueberſiedelung nach Leipzig erwartete, und ein glaubwürdigſter Zeuge ſagt uns, daß der Dichter dort ein ganz neues Leben beginnen wollte. Er hatte ſich auf den rauhen Steinen und ſpitzen Dornen einer deutſchen Schriftſtellerlaufbahn die Füße wundgegangen. Man wußte damals und noch lange nachher nicht, daß das geiſtige Eigenthum zu reſpectiren ſei wie das materielle. Autoren und Verleger waren gleichſam vogelfrei, d. h. ſchutzlos der Buſchklepperei des Nachdrucks überliefert. Was vollends das Theater betraf, ſo mußten lange Jahre vergehen, bevor Schiller ſeine in Mannheim damit gemachten Erfahrungen

ſoweit vergeſſen konnte, um mit neuem Muth wieder an der Verwirklichung ſeiner großen Idee von der Schaubühne zu arbeiten. Für jetzt beabſichtigte er, nur noch in weihevollſten Stunden des Muſendienſtes zu pflegen; ſeine ganze übrige Zeit ſollte einem Studium gewidmet ſein, welches ihm, wie er hoffte, an einem der ſächſiſchen Höfe eine ehrenhafte Stellung ſichern würde. Er wollte die Rechtswiſſenſchaft wieder aufnehmen und dieſelbe, wie ihm möglich ſchien, binnen eines Jahres an der Univerſität Leipzig abſolviren, wenigſtens ſoweit, daß er zum Doctor promovirt werden könnte. Einem Juriſten ſtand ja der Weg zu vielen Aemtern offen. Mit Phantaſie und Feuer malte er dieſen Plan aus und wußte auch den guten Andreas ſo ſehr dafür zu erwärmen, daß dieſer vollſtändig damit einverſtanden war. Das „roſenbegränzte Schooßkind Jovis" muß in jener Mitternachtsſtunde den beiden jungen Männern allerlei goldene Zukunftsbilder vorgegaukelt haben; denn als ſie endlich ſich trennten, gaben ſie ſich nicht zum Scherze, ſondern alles Ernſtes die Hände darauf, einander nicht zu ſchreiben, bis der Eine Miniſter und der Andere Kapellmeiſter ſein würde.

Aber — ſo ſchließt der wackere Streicher, von welchem wir hier mit ſeinem dichteriſchen Freund Abſchied nehmen, ſeine Mittheilungen — aber „die Himmliſchen hatten anders über Schiller beſchloſſen. Sie ließen es nicht zu, daß eine ſolche Fülle von Gaben, reich genug, um Millionen zu beglücken, nur auf einen engen Kreis beſchränkt oder ganz unfruchtbar bleiben ſollte. Mit Liebe leiteten ſie nun an ſanfter, gütiger Hand ihren Begünſtigten in die Arme von Freunden, die Alles aufboten, damit er ſeinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in ſich trug, zur Veredlung der Menſchheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geſchlechter, zu unvergänglichem Ruhme ſeiner ſelbſt, ſowie zu dem ſeines Vaterlandes anwenden konnte."

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Leipzig. Gohlis. Loschwitz. Dresden.

Rückblick. — Christian Gottfried Körner. — Ankunft in Leipzig. — „Afflatus divinus.“ — Eine schwärmerische Stunde. — Großmuth der Freundschaft. — Villeggiatur in Gohlis. — Das Lied an die Freude. — Ein Mythus. — Don Carlos in Prosa auf der Bühne. — Ein Reiter-Abenteuer. — Das Weinbergshaus in Loschwitz. — Glückliche Tage. — Dichterische Arbeiten und historische Studien. — Das Fräulein von Arnim. — Schmerzliche Trennung und Aufbruch nach Weimar. — Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation.

Mit Mannheim lag eine bedeutsame Station seines Wanderlebens hinter unserm Dichter. Er war dort reicher geworden an Lebenskenntniß, wenn auch mehr nach der dunkeln als nach der hellen Seite hin. Er hatte Gelegenheit gehabt, in mancherlei Formen der Auffassung und Führung menschlichen Daseins hineinzublicken und das Spiel der Interessen, Neigungen, Leidenschaften und Thorheiten der Menschen in seinem inneren Getriebe zu beobachten. Frauen von Seelenschwung, Bildung und Grazie hatten durch ihren Umgang dazu beigetragen, das Räthsel der Weiblichkeit, welches dichterisch zu lösen ihm, dem vorzugsweise männlichen Dichter, freilich nie völlig gelingen sollte, ihm wenigstens weniger fremdartig erscheinen zu lassen. Auch in dieser Beziehung bezeugt der Don Carlos einen bedeutenden Vorschritt: die Königin Elisabeth ist denn doch eine andere Frauengestalt als die Amalia in den Räubern, Leonore und Julia im Fiesco oder die Heldin von Kabale und Liebe. Das Gesammtresultat der Mannheimer Erfahrungen Schiller's war freilich mehr ein niederschlagendes als ermuthigendes. Der Souverain, welchen er in der Ankündigung der Rheinischen Thalia als den seinigen anerkannte, das Publicum, hatte seine publizistischen Dienste keineswegs mit großer Gunst aufgenommen, und wie als Publizist war er auch als Theaterdichter mit der Wirklichkeit in herbe Conflicte gerathen. Allerdings arbeitete gerade zu jener Zeit an verschiedenen

Orten Deutſchlands die Schauſpielgunſt mit Energie, wenngleich nicht immer mit den richtigſten Mitteln, daran, den Gedanken eines Nationaltheaters der Verwirklichung näher zu führen; aber damit war die weite und tiefe Kluft, welche zwiſchen den beſtehenden theatraliſchen Verhältniſſen und der idealiſchen, von unſerem Dichter der Bühne geſtellten Aufgabe gähnte, wahrlich noch lange nicht ausgefüllt. Es war ihm vorbehalten, ſpäter in Verbindung mit Göthe, wenn nicht die Ausfüllung, ſo doch die Ueberbrückung dieſer Kluft zu verſuchen. Für jetzt hatte er nur die Einſicht gewonnen, daß weder Schauſpieler noch Zuſchauer für ſeine dramatiſchen Ideale reif ſeien. Daß er ſich trotzdem den Glauben an dieſe bewahrte, daß er ſich aus der tiefen Verſtimmung, in welche alle die leidigen Mannheimer Erfahrungen ihn geworfen, ſo bald wieder aufrichtete, daß er endlich an ſeinem neuen Aufenthaltsorte, ſtatt, wie er momentan beabſichtigt hatte, die Pfade einer gewöhnlichen Betriebſamkeit und eines gewöhnlichen Glückes einzuſchlagen, die beſchwerliche, von ſeiner wahren Beſtimmung ihm vorgezeichnete Bahn verfolgte, das verdankte er einerſeits ſeiner durchweg auf das Große, Erhabene, Idealiſche angelegten Natur, andererſeits der liebevollen Einwirkung eines Freundes, deſſen Gewinnung als eine der günſtigſten Schickſalsfügungen in Schiller's Leben anzuſehen iſt.

Dieſer treffliche Freund war Körner, auf deſſen Verhältniß zu unſerem Dichter man die Worte anzuwenden verſucht iſt, welche Göthe ſeine Iphigenie zum Preiſe des Pylades ſprechen läßt. Als der Sohn einer wohlhabenden Familie 1756 zu Leipzig geboren, hatte Körner ſeine Studienzeit und nachmals die Gelegenheit, zu reiſen, benützt, ſich außer ſeiner Fachwiſſenſchaft, der Jurisprudenz, mancherlei Kenntniſſe anzueignen. Seine erſten jugendlichen Wünſche waren auf ſchriftſtelleriſche Thätigkeit gerichtet geweſen und ſeine philoſophiſche und äſthetiſche Bildung kamen ſpäter dieſer Abſicht zu Hülfe. Doch ward er frühzeitig genug

Digitized by Google

inne, daß er bei dem Mangel an eigentlicher Productivität auf dieſem Felde mit der Rolle eines Dilettanten ſich begnügen müſſe, und er war, nachdem er als Privatdozent an der Leipziger Univerſität gewirkt, gerade zur Zeit der Ueberſiedelung Schiller's nach Sachſen, im Begriffe, einem Rufe als Conſiſtorialrath nach Dresden zu folgen, ſowie, mit Minna Stock, der reizenden, gebildeten und gutherzigen Tochter des gleichnamigen Leipziger Kupferſtechers, ſich zu verbinden. Körner, deſſen Namen ſein einziger Sohn Theodor zu einem dem Vaterlande für immer geliebten machen ſollte, ſtand mit vielen vorragendſten Männern ſeiner Zeit in freundlichen Beziehungen, und wie wenig er auch ſelber ſchrieb oder wenigſtens drucken ließ, ſo hat er doch durch Anregung und von geläuterter Kunſtanſicht getragenes Urtheil vielfach wohlthätig auf den Gang unſerer Literatur eingewirkt. Wie in allen Verhältniſſen, ſo hat er auch in dem zu Schiller ſeinem Wahlſpruch nachgelebt: Vitam impendere vero. Um ganz zu verſtehen, was er nicht allein dem Menſchen, ſondern auch dem Künſtler und Schriftſteller Schiller geweſen iſt, muß man den Briefwechſel der Beiden leſen. Das iſt ſo ein Buch, an welchem ein deutſches Herz ſich erfriſchen und erfreuen kann. Ja, wie Pylades dem „umgetriebenen" Oreſt, ſo hat Körner unſerem Dichter „aus ſeiner Seele Tiefen Rath und Hülfe gereicht." Schiller fühlte aber auch innig, was er an Körner beſaß, und ſtellte dem Freunde, deſſen Herz er „nie auf einem falſchen Klang überraſchte," in einem Brief vom 4. Dezember 1788 an Lotte von Lengefeld das ſchöne Zeugniß aus: „Sie haben ſehr recht, zu ſagen, daß Nichts über das Vergnügen gehe, Jemand in der Welt zu wiſſen, auf dem man ſich ganz verlaſſen kann. Und das iſt Körner für mich. Es iſt ſelten, daß ſich eine gewiſſe Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menſchen mit dem zarteſten moraliſchen Gefühl und mit einer inſtinktartigen Herzensgüte verbindet. Er

hat ein freies, kühnes, philoſophiſch aufgeklärtes Gewiſſen für die Tugenden und Fehler Anderer und ein ängſtliches für ſich ſelbſt, — gerade das Gegentheil deſſen, was man alle Tage ſieht, wo ſich die Menſchen Alles und ihren Nebenmenſchen Nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung iſt Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn ſeinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm die ſo nöthige Zuverſicht zu ſich ſelbſt, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben."

Wie es ſcheint, hatte ſich des Dichters Abreiſe von Mannheim bis in die zweite Woche des April 1785 hingezögert. Wenigſtens traf er erſt am 17. April in Leipzig ein, und ungeachtet all der Fatalitäten der Reiſe („Moraſt, Schnee und Gewäſſer"), von welchen er am 24. des Monats an Schwan Meldung that, ungeachtet auch der gründlichen Langſamkeit, womit die „Reichspoſtſchnecke" derartige Hinderniſſe überwand, iſt doch nicht anzunehmen, daß der Abgang Schiller's von Mannheim noch im März ſtattgefunden habe. Wir wiſſen auch von keinem Aufenthalt unterwegs. Körner war bei der Ankunft des ſehnlich Erwarteten nicht in Leipzig anweſend, da ihn ſeine Angelegenheiten nach Dresden gerufen hatten; aber der Ankömmling wurde von Huber und dem Stock'ſchen Schweſternpaare herzlich empfangen. Es war gerade Meßzeit und der Dichter fand ſeine Erholung darin, von dem bunten Strom dieſes ungewohnten Lebens ſich ein paar Tage mittreiben zu laſſen. Nachdem er ſich und ſeine Siebenſachen — das Wort dürfte faſt im wörtlichen Sinne zu nehmen ſein — in einem beſcheidenen Studentenzimmerchen untergebracht hatte, gab er ſich nicht ohne Behagen den neuen Eindrücken ſeiner Lage hin. Noch bevor eine Woche um war, ſah er ſich in mehrere angenehme Häuſer eingeführt und hatte Männer wie Oeſer, Weiße, Hiller, Jünger und den berühmten Schauſpieler Reineke zu Bekannten. In dem

Digitized by Google

Richter'ſchen Kaffeehauſe, wo ſich damals die halbe Welt Leipzigs zuſammenfand, drängte man ſich, den Dichter zu ſehen, der freilich — wie er in dem eben erwähnten Brief an Schwan ſchrieb — nicht ſehr erbaut war, wie ein „Wunderthier" angegafft zu werden. Komiſch genug wollte es Vielen gar nicht in den Kopf, daß ein Menſch, der die Räuber gedichtet, wie andere Menſchenkinder ausſehen ſollte. Man hatte erwartet, daß Schiller wenigſtens „mit rundgeſchnittenen Haaren, in Courierſtiefeln und mit einer Hetzpeitſche in der Hand" auftreten würde, d. h. als leibhaftes Kraftgenie. Allein die Periode der Kraftgenialität war ja ohnehin für ihn längſt vorüber. Körner ſchrieb ihm unterm 2. Mai aus Dresden, daß er im Gefühle des Herzensbundes mit Schiller jetzt erſt anfange zu leben, und des Dichters Antwort vom 7. Mai gibt Zeugniß von der gehobenen Stimmung, in welche des Freundes begeiſtertes Entgegenkommen ihn verſetzt hatte. Er vindizirt ſich und dem Freunde das „beſte Geſchenk des Himmels, das Talent zur Begeiſterung," und ſagt: „Tauſend Menſchen gehen wie Taſchenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydroſtatiſch, wie das Blut durch ſeine Venen und Arterien, der Körper uſurpirt ſich eine traurige Dictatur über die Seele; aber ſie kann ihre Rechte reclamiren, und das ſind dann die Momente des Genius und der Begeiſterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino."

Natürlich hegten unter ſolchen Umſtänden die beiden jungen Männer von ihrer perſönlichen Bekanntſchaft die höchſten Erwartungen und dieſe wurden auch nicht getäuſcht, als ſie ſich am 1. Juli in Kahnsdorf ein Rendezvous gaben, um ſich endlich von Angeſicht zu Angeſicht zu begrüßen. Nach einem damals viel gebrauchten und mitunter auch mißbrauchten Ausdruck „ſchmolzen ihre Seelen in einander." In Wahrheit, unſer Dichter ſcheint von der neuen Freundſchaft völlig berauſcht worden zu ſein.

Digitized by Google

Sein Brief vom 3. Juli an den wieder nach Dresden zurückgekehrten Körner verſetzt uns um zwölf Jahre zurück, in die Zeit, wo, wie wir geſehen, unter den Hainbündlern die Freundſchaftsſchwärmerei bis zu ſentimentalſter Ekſtaſe fortgegangen war. Auf der Rückfahrt von Kahnsdorf war Körner der Gegenſtand des Geſpräches zwiſchen Schiller und den ihn begleitenden Leipziger Bekannten geworden. Unterwegs ſtiegen ſie aus, um zu frühſtücken. „Wir fanden Wein in der Schenke" — erzählt der Dichter. „Deine Geſundheit wurde getrunken. Stillſchweigend ſahen wir uns an, unſere Stimmung war feierliche Andacht und Jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er zu erſticken ſich zwang. Göſchen bekannte, daß er dieſes Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Huber's Geſicht war feuerroth, als er uns geſtand, er habe noch keinen Wein ſo gut gefunden, und ich dachte mir die Einſetzung des Abendmahls — „„Dieſes thut, ſo oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß."" Ich hörte die Orgel gehen und ſtand vor dem Altar. Jetzt erſt fiel's uns auf die Seele, daß heute dein Geburtstag war. Ohne es zu wiſſen, haben wir ihn heilig gefeiert. Theuerſter Freund, hätteſt du deine Verherrlichung in unſeren Geſichtern geſehen, in der vom Weinen erſtickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hätteſt du ſogar deine Braut vergeſſen, keinen Glücklichen unter der Sonne hätteſt du beneidet." Der in dieſem ſchwärmeriſchen Ausbruch neben Huber erwähnte Göſchen war ein Buchhändler, deſſen Firma damals zu den bekannteſten gehörte. Schiller trat in geſchäftliche Beziehungen zu ihm und hoffte vermittelſt einer neuen Ausgabe des Fiesco und der Räuber, welche letzteren er durch Anfügung eines neuen Actes — „Räuber Moor's letztes Schickſal" — neuerdings „in Schwung bringen" wollte, der inzwiſchen wieder eingetretenen tiefen Ebbe ſeiner Kaſſe aufzuhelfen. Ach, das war ſehr nöthig, denn die Abonnementsgelder für die Thalia ſtockten und der Dichter hatte ſich, wie er in dem

eben erwähnten Schreiben dem Freunde geſtand, in Leipzig „ganz aufgezehrt.“ Da trat Körner hülfreich ein, und zwar ſo, wie es eben nur ein großmüthigſter Freund konnte. Nichts kann zarter und edler ſein, als die Art und Weiſe, wie er dabei dem Stolze des Dichters jede Kränkung zu erſparen ſuchte. Am 8. Juli ſchickte er Geld und ſchrieb dazu: „Sobald du im Mindeſten in Verlegenheit biſt, ſo ſchreibe mit der erſten Poſt und beſtimme die Summe. Rath kann ich allemal ſchaffen. Wenn ich aber noch ſo reich wäre und du ganz überzeugt ſein könnteſt, welch ein geringes Object es für mich wäre, dich aller Nahrungsſorgen für dein ganzes Leben zu überheben, ſo würde ich es doch nicht wagen, dir ein ſolches Anerbieten zu machen. Ich weiß, daß du im Stande biſt, ſobald du nach Brot arbeiten willſt, dir alle deine Bedürfniſſe zu verſchaffen. Aber ein Jahr wenigſtens laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu ſetzen.“ Das bedarf keines Commentars; aber es iſt nur billig, an ſo einem Denkſtein hochherziger, einem Schiller zu gute gekommener Geſinnung nicht vorüberzugehen, ohne einen Kranz des Dankes darauf zu legen.

Inzwiſchen war unſer Dichter am 7. Mai nach Gohlis gezogen. Es mochte ihm in den Stadtgedränge nicht ganz heimelig zu Muthe geworden ſein, als die Zurückweiſung ſeiner Bewerbung um Margaretha Schwan dieſen Liebestraum zerflattern gemacht, und er hoffte mit Grund, daß ländliche Stille ſeine verletzten Gefühle ſänftigen würde. Durch das Schattengrün des Roſenthals führt ein kurzer Gang in nördlicher Richtung nach dem genannten Dorfe, wo das kleine Haus ſteht, welches ſchon Tauſende von Wallfahrern als eine jener Stätten betreten haben, die „ein guter Menſch geweiht für alle Zeiten [1]).“ Hier bewohnte Schiller im erſten Stock eine Stube nebſt einem anſtoßenden Schlafkämmerchen. Oft ſah der kleine Raum auch ein fröhliches Gedränge, denn die Freundinnen Minna und Dora kamen mit

Huber, Göſchen, Reineke und anderen Freunden aus der Stadt herüber und dann wurde gemeinſchaftlich geleſen, geſungen und muſiziert. Am belebteſten und heiterſten ging es zu, als Ende Juli's Körner zu ſeiner bevorſtehenden Hochzeit mit Minna in Leipzig eingetroffen war. In dieſen ſommerlichen Tagen, wo das Daſein des Dichters, von Sorgen entbunden, im Kreiſe guter, idealiſch geſtimmter, liebevoll ihm zugewandter Menſchen traulich und frohherzig ſich bewegte, iſt das „Lied an die Freude" entſtanden, jener edelſte aller Rundgeſänge, welcher, wie uns bezeugt wird, bald nach ſeinem Entſtehen „in Leipzig und Dresden gewöhnlich den Schluß jeder fröhlichen, ſinnigen oder phantaſtiſch erregten Geſellſchaft ausmachte." Zur Zeit, wo die von dem Neid mit der romantiſchen Ohnmacht erzeugte Bemängelung Schiller's für eine Weile literariſche Mode war, hat man auch dieſer Ode, welche ſo gewaltig aus einer nach langer Bedrückung freudig aufathmenden Dichterbruſt hervordrang, allerlei Tadel angehängt. Man hat ihr die lyriſche Stimmung abgeſprochen, hat darin mehr nur ein Reflectiren über die Freude, als ein Ausſtrömen des Freudegefühls finden wollen. Aber die „blaſſe Reflexion" wird nie eine Wirkung hervorbringen, wie dieſes Gedicht ſonſt und jetzt hervorgebracht hat. Ja, auch jetzt noch. Ich ſelber kann bezeugen, daß ich nicht nur die Wangen von Jünglingen und Mädchen ſich röthen, ſondern auch die Wimpern ernſter Männer und Matronen feucht werden ſah, ſo oft die Klänge dieſes Liedes erſchollen, in welches ein adliches Dichtergemüth die volle Kraft ſeiner Ueberzeugung ergoſſen, in deſſen herrlicher Schlußſtrophe Schiller den ſittlichen Kern ſeiner Weltanſchauung dargelegt hat. Seine Zeitgenoſſen verſtanden den Dichter, wenn er wollte, daß das geſellige Freudengefühl die edelſten Inſtinkte des Menſchen zur Aeußerung bringen und ihn wie in einer Montgolfière über den Dunſtkreis alltäglicher Noth und Sorge emportragen ſollte, und wie mächtig das Lied die

Herzen ergriff, zeigt schon der Umstand, daß die mythenbildende Pietät demselben die Unterlage eines Ereignisses gab, dessen Wahrscheinlichkeit ebenso wenig bestritten als, meines Wissens, bewiesen werden kann [2]). Während des Aufenthalts in Gohlis wurde auch die Arbeit am Don Carlos fortgesetzt, doch ließ sich der Dichter Behufs der theatralischen Darstellung des Stückes zu einem bedeutenden Mißgriffe verleiten. Reineke nämlich bestürmte ihn, die Tragödie bühnengerecht zu machen, und da der Schauspieler die metrische Form als ein Haupthinderniß der Aufführung ansah, so gab Schiller seinem Andringen nach, die Jamben in Prosa aufzulösen. Freilich fand Reineke's Forderung ihre Rechtfertigung in der Unbeholfenheit, womit bei der Neuheit der Einführung metrischer Sprache auf der deutschen Bühne weitaus die meisten Schauspieler damals noch den Vers behandelten. Allein dem Don Carlos war das metrische Prachtgewand so auf den Leib gepaßt, daß ohne dasselbe die beste Wirkung des Stückes verloren gehen mußte. Im richtigen Vorgefühle dessen brachte der Dichter nur widerstrebend und langsam die Bearbeitung in Prosa zu Stande. Er war schon lange nicht mehr in Leipzig, als dort am 14. September 1787 Don Carlos zur ersten Aufführung kam und kaum einen „succès d'éstime" errang. Auch in Dresden, Prag und Berlin gelangte die Tragödie Anfangs nur in dieser prosaischen Form zur Darstellung und ihre natürliche Wirkung that sie erst nur dann, als sie von höher gebildeten Schauspielern in der ganzen Schönheit ihrer Rhythmen vorgeführt wurde.

Der 7. August 1785 war Körner's Hochzeitstag, an welchem Schiller das Brautpaar mit einem durch die Herzlichkeit des Inhalts und den leichten Fluß der Verse ausgezeichneten Liede begrüßte. Am 12. August führte der Freund seine junge Frau nach Dresden und der Dichter gab den Neuvermählten bis nach Hubertsburg zu Pferde das Geleite. Auf dem Rückweg nach

Gohlis ſtürzte er mit dem Pferde und trug eine ſtarke Quetſchung der rechten Hand davon. Er hatte überhaupt als Reiter nicht eben viel Glück, obgleich er, wie zu ſeiner Zeit junge Männer gewöhnlich thaten, kürzere und auch wohl längere Ausflüge meiſt zu Pferde zu machen pflegte. Es litt ihn aber nicht länger weder in Gohlis noch in Leipzig: er vermißte zu ſehr den Umgang mit Körner und deſſen Frau und Schwägerin, welche Letztere der Schweſter nach Dresden gefolgt war. „Was ſoll ich noch hier? — ſchrieb er am 6. September dem Freunde. Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude ſchwermüthig und ſtill vorüber, wie der Reiſende an den Ruinen Griechenlands. Nur das Vergangene macht mir ſie theuer. Die ganze Gegend da herum liegt wie ein angeputzter Leichnam auf dem Paradebette — die Seele iſt dahin.“ Verabredetermaßen reiſt er ſchon am 11. September den Freunden nach Dresden nach. Die Elbgegenden um Meißen und Dresden muthen ihn doppelt an, weil ſie ganz ſeinen heimatlichen Fluren gleichen, und in der That konnten die Ufer der Elbe dem Schwaben die Neckarufer zurückrufen. Am 13. September ſchreibt er ſchon von ſeinem Zimmer in Körner's Weinbergshaus aus an Huber: „Ich bin hier im Schooße unſerer Lieben aufgehoben wie im Himmel.“

Körner, jetzt wohlbeſtallter Ober-Conſiſtorialrath in Dresden, beſaß in geringer Entfernung von dieſer Stadt, die Elbe aufwärts und unweit Pillnitz, beim Dorfe Loſchwitz einen Weinberg und darin ein kleines Haus, welches er in der ſchönen Jahreszeit mit ſeiner Familie bewohnte. Hier war der Dichter ſein Gaſt. Oben auf der Höhe des Weinbergs, wo ein Tannenwäldchen dieſen begränzt, ſteht der „Schillerpavillon“, ein einfaches Häuschen, in welchem Schiller an ſchönen Tagen arbeitete [3]). Der Blick von hier auf die ferne Stadt, auf das Hügelgebreite hüben und drüben, auf das maleriſche Thal, durch deſſen Rebengelände und Wieſengründe der ſpiegelnde Strom hinzieht, iſt

außerordentlich reizend. Es war das ein rechter Dichterwinkel im Sinne des Horaziſchen „angulus ridens“ oder, wenn man das wohlklingendere Wort vorzieht, ein rechter Dichterhorſt, von welchem aus die Phantaſie Schiller's ihre Flüge unternehmen konnte. Er ſchweifte auch gerne in der anmuthigen Landſchaft umher und ſeine liebſte Erholung war, in einem Nachen auf dem Strome ſich zu wiegen oder auch wohl unter Sturm und Donner den aufgeregten Wogen der Elbe entgegenzukämpfen. Und dann dieſer trauliche Verkehr mit dem Freunde und den Freundinnen, dieſes Glück heiteren Familienlebens, wie er es ſeit jener kurzen Frühlingszeit in Bauerbach nicht wieder genoſſen hatte. Dieſe Loſchwitzer Villeggiatur im Herbſt 1785, im Sommer 1786, im Frühling 1787 gehörte zu dem Beſten, was unſer Dichter erfuhr. Und es war auch eine fruchtbare Zeit für ihn, nicht nur an Anregungen und freundlichen Erinnerungen, welche Schiller von dort mit fortnahm[4]), ſondern auch an Arbeiten. Während der angegebenen Friſt, bezeugt Körner, wurde nicht nur Don Carlos vollendet, ſondern erhielt auch eine ganz neue Geſtalt. Hierzu kam der Entwurf zu dem Schauſpiel „der (verſöhnte) Menſchenfeind“ und die Ausführung der vorhandenen Szenen deſſelben, ſowie die Idee zu dem Roman „der Geiſterſeher“. Sie wurde in unſerem Dichter durch das außerordentliche Aufſehen erweckt, welches damals die berüchtigte Halsbandgeſchichte, in welche bekanntlich auch der große Schwindler Caglioſtro verwickelt war, von Paris aus in ganz Europa erregte. Aber noch wichtiger als dieſes Thema, von welchem wir ſpäter ein Mehreres zu ſagen haben werden, wurde für den Entwicklungsgang Schiller's die Wendung zu hiſtoriſchen Studien, welche in dieſe Zeit fällt. Die Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen geſchichtlichen Stoff aufmerkſam gemacht, auf den Befreiungskrieg der Niederlande gegen Philipp den Zweiten, und auch der dreißigjährige Krieg erregte bereits ſeine

Aufmerkſamkeit. Wie viel der Dichter Schiller der Beſchäftigung mit geſchichtlichen Problemen verdankte, iſt bekannt. Es gibt ja für männliche Seelen, wie er eine geweſen iſt, keine beſſere Schule als die der Hiſtorie, und ſo leitete ihn denn ein richtiger Inſtinkt, als er ſich mit Eifer in dieſe Schule begab. „Ich wollte — ſchrieb er am 15. April 1786 an den von Dresden abweſenden Körner — daß ich zehn Jahre hinter einander Nichts als Geſchichte ſtudirt hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl ſein. Täglich wird mir die Geſchichte theurer. Ich habe dieſe Woche eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges geleſen und mein Kopf iſt mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchſten Nationalunglücks auch zugleich die glänzendſte Epoche menſchlicher Kraft iſt! Wie viel große Männer gingen aus dieſer Nacht hervor!“ Glaubt man hinter dieſen Zeilen nicht ſchon die räthſelhaft-mächtige Geſtalt des Schiller'ſchen Wallenſtein aufdämmern zu ſehen?

Während der Dichter, in der Hut und Pflege der Freundſchaft, unter Arbeiten und Entwürfen, einer heiteren Seelenruhe genoß, welche durch die von Zeit zu Zeit ſich meldende Erinnerung an Mannheimer Herzenswirrſale ſo wenig beeinträchtigt wurde, daß er zur Erfriſchung des Körner'ſchen Familienkreiſes allerlei poetiſche Scherze ausgehen ließ, ſpannte ſich in das Gewebe ſeines Lebens ein hochrother Faden der Leidenſchaft ein. Es war im Winter 1786—87, als Schiller zu Dresden in dem Hauſe der Schauſpielerin Sophie Albrecht häufig einſprach. Er hatte die Künſtlerin auf einem während ſeines zweiten Aufenthalts in Mannheim nach Frankfurt unternommenen Ausfluge kennen und achten gelernt. Jetzt war ſie die Zierde des Dresdener Theaters und verſammelte um ſich einen geſelligen Kreis, in welchem man gerne verweilte. Hier befand ſich eines Abends unſer Dichter, als eine Bekannte des Hauſes, Frau von Arnim, die Wittwe eines ſächſiſchen Offiziers, eintrat, begleitet von ihren beiden

Digitized by Google

Töchtern. Die ältere derſelben, Marie Henriette Eliſabeth, muß da einen wahrhaft blendenden Eindruck auf Schiller gemacht haben. Ihre Schönheit war in ihrer damaligen Jugendblüthe unzweifelhaft eine außerordentliche, vollkommene. Bei ſchlanker Geſtalt und reizendſten Formen hatte ſie blaue Augen, welche unter dunkeln Haaren geiſtvoll und feurig hervorblickten. Ihr Benehmen vereinte Anmuth mit Würde. Noch im Alter von funfzig Jahren wurden ſpäter die Züge ihres Antlitzes als claſſiſch ſchön gerühmt. Nachdem ſie an jenem Abend weggegangen, neckte Frau Albrecht den Dichter über ſeine Verzückung, die er umſonſt zu leugnen ſuchte; allein die Freundin deutet bei dieſer Erinnerung zugleich an, daß Schiller's damalige Erſcheinung kaum geeignet geweſen ſei, einem ſolchen Mädchen zu gefallen. Er verſuchte es aber doch. Auf einer Redoute näherte er ſich dem ſchönen Fräulein und wurde nicht zurückſtoßend empfangen. Nun kam er recht in Zug und es iſt höchſt beklagenswerth, daß uns über dieſe leidenſchaftliche Epiſode im Leben des Dichters nur ſo Dürftiges überliefert worden, daß wir die Glut ſeiner Liebe ſo zu ſagen nur an einem faſt mehr komiſchen als pathetiſchen Umſtand ermeſſen können. Denn die Tochter einer Dame, welche zu Dresden mit Schiller in demſelben Hauſe wohnte, gibt uns die Geſchichte eines blauen Bandes, welches der Dichter ſeiner Geliebten entwendet hatte und „beſtändig des Nachts um ſeine Zipfelmütze geſchlungen trug.“ Es konnte nicht fehlen, daß er das Lächeln der Hausbewohner erregte, wenn er mit dieſem Kopfſchmucke zum Fenſter hinausſah, und in der That iſt es eine lächerliche Idee, ſo ein Liebespfand ſtatt am Helm oder Hut an der Schlafmütze zu tragen. Schiller ſah die Geliebte häufig bei ſeiner Freundin Albrecht und außerdem in ihrem eigenen Hauſe. Dies deutet auf eine wachſende Vertraulichkeit zwiſchen dem Dichter und der Familie. Auch glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich vermuthe, daß der (freilich garſtig ver-

Digitized by Google

ſchneite) Landaufenthalt Schiller's in Tharandt in der zweiten Hälfte des Aprils 1787 hauptſächlich in der Hoffnung auf ein Rendezvous mit der Familie Arnim unternommen wurde. Wenigſtens weiſen einzelne Andeutungen in den Tharandter Briefen des Dichters an Körner, aus welchen wir beiläufig auch erfahren, daß der Druck des Don Carlos in der Göſchen'ſchen Offizin damals der Vollendung zuſchritt, auf ſo Etwas hin. In einem dieſer Briefe ſagt Schiller, daß „der kleine Arnim" — wohl ein Bruder des Fräuleins — bei ihm in Tharandt geweſen ſei. In einem ſpäteren heißt es dann freilich kurz und kleinlaut: „A.'s ſind nicht hier" — und ſo mag das vermuthlich beabſichtigte Rendezvous, wenigſtens mit der Hauptperſon, zu Waſſer geworden ſein, wie dieſe ganze Tharandter Villeggiatur es wurde.

Am meiſten Zuſammenhängendes über den Arnim'ſchen Liebeshandel wiſſen wir immer noch durch Karoline von Wolzogen. Was ſie uns mittheilt, enthält eine Entſchuldigung der Tochter, aber eine ſchwere Anklage der Mutter. Demzufolge hätte ſich die Letztere der Eroberung eines ſchon damals berühmten Dichters durch ihre Tochter gefreut, weil dies eine Garantie bot, daß Marie Eroberungen zu machen vermöge, und ihre Schönheit dadurch in größeren Ruf gebracht würde. Schiller ſeinerſeits ließ ſich von ſeinen Freunden lange Zeit nicht einreden, daß er nur „Zeit, Geld und Herzensruhe verſplittere," indem er die ſpeculirende Verſtellung der alten Dame für eine wirklich herzliche Aufmunterung ſeiner Bewerbung um die Tochter nähme. Göſchen, welcher durch Vorſchüſſe auf den Don Carlos die Mittel zu dieſem koſtſpieligen Abenteuer herbeiſchaffen mußte, hätte erzählen können, wie hoch daſſelbe dem Dichter zu ſtehen kam. Marie, das „gute Kind", ſelbſt wird indeſſen einer „herzlichen Zuneigung" wohl fähig genannt, allein das Gefühl des Mädchens „mußte ſich doch immer der nur auf Effect und Glück berechneten mütterlichen Anſicht unterwerfen." Die Geliebte hatte mit dem Dich-

Digitized by Google

ter verabredet, daß er ſie, wenn er in einem gewiſſen Zimmer ihrer Wohnung Licht ſähe, nicht beſuchen ſollte, weil ſie dann in Familiengeſellſchaft ſei; ſeine Freunde aber behaupteten, das Verbot rühre daher, daß Fräulein von Arnim zu jenen Stunden Anbeter empfinge, welche von der Mutter begünſtigt würden. Es ſcheint doch, daß beſorgnißvolle Freundſchaft die Wahrheit ſah und ſagte und daß dieſe Stimme zuletzt auch auf den „zwiſchen Vernunft und Leidenſchaft ſchwankenden" Dichter ihres Eindrucks nicht verfehlte. Der redliche Körner ſah aber, den Freund und deſſen Zukunft aus dieſem Gedränge zu retten, kein anderes Mittel als Entfernung. Riß doch ein Blick aus den ſchönen Augen Marie's den Dichter immer wieder „zauberiſch" hin. In nüchternen Stunden erkannte dieſer wohl, daß ſeine Mittelloſigkeit ihm eine dauernde Verbindung mit der Geliebten verwehrte, auch wenn dieſe den Widerſtand ihrer Mutter dagegen hätte beſiegen können. Vielleicht ſtiegen ihm noch dazu Zweifel auf, ob ſie ihn innig genug liebe, dies auch nur zu wollen.

Demzufolge entſchloß er ſich, mit einmal der Sache ein Ende zu machen, d. h. von Dresden wegzugehen. Dabei kam ihm zu ſtatten, daß von zwei Seiten her freundliche Rufe an ihn ergingen. Schon im Oktober 1786 hatte der große Schauſpieler Friedrich Ludwig Schröder, welcher nach kurzer, aber nachhaltiger Wirkſamkeit am Wiener Burgtheater zur Direction der Hamburger Bühne zurückgekehrt war, an unſeren Dichter geſchrieben: „Ich erſtaunte über den Flug der Ideen in den Räubern, bewunderte den größern Theil des Fiesco; aber ich zweifelte, daß ein ſo kühnes Genie ſich zu der Simplicität würde bequemen können, die einem Theatergemälde einzig allgemeinen und dauernden Beifall ſchaffen kann. Ihr Carlos überzeugt mich vom Gegentheile und nnn wünſche ich Nichts ſo ſehr, als mich mit Ihnen zu verbinden, mit Ihnen, der allein meine Ideen realiſiren kann." Von einem ſolchen Manne geſprochen, war das ein lockendes Wort. Schrö-

der, einer der achtungswertheſten Künſtlercharaktere, die es je gegeben, Schröder, dem die deutſche Schauſpielkunſt in artiſtiſcher wie in moraliſcher Beziehung ſo außerordentlich viel verdankt, hatte damals nach einem heftigen, von den ſchneidendſten perſönlichen Kränkungen für ihn begleiteten Kampfe gegen die unbillige Bevorzugung der Oper durch ein vergnügungsſüchtiges Publicum das Schauſpiel in Hamburg auf eine Höhe gebracht, an welche nur allenfalls das Mannheimer hinanreichte. Außerdem bürgte ſeine durchaus noble Sinnesart dafür, daß es aufrichtig gemeint war, wenn er in dem angezogenen Briefe dem Dichter, welchen er zum Mitſtrebenden wünſchte, eine andere Behandlung in Ausſicht ſtellte, als dieſer in Mannheim hatte erfahren müſſen. Aber eben dieſe Mannheimer Enttäuſchungen ſtanden noch zu nahe, als daß Schiller es nicht hätte bedenklich finden ſollen, ſich abermals in ähnlichen Verhältniſſen zu verſuchen, und hiezu kamen noch andere Motive, Schröder's Anerbieten, zu deſſen größtem Bedauern, abzulehnen [5]). Bei der Bedeutung, welche Weimar ſeit der Anſiedlung Wieland's, Göthe's und Herder's daſelbſt für die Literatur gewonnen hatte, mußte dieſe Stadt auch für unſeren Dichter eine große Anziehungskraft beſitzen, um ſo mehr, da er vermöge ſeines Weimar'ſchen Rathstitels mit ihr ſchon in etwelcher Beziehung ſtand. Ueberdies hatte ihn Wieland zur Mitarbeit an ſeinem „Deutſchen Merkur" eingeladen, welche Zeitſchrift eine ſolche Auffriſchung allerdings brauchen konnte. Und endlich zog von jener Gegend her noch ein anderer und keineswegs unmächtiger Magnet den Dichter an: — Frau von Kalb war, während Herr von Kalb noch am Rheine zurückblieb, nach Thüringen heimgekehrt und erwartete den Dichter in Weimar.

So wurde denn der beſchloſſene Abzug von Dresden nach Weimar in der zweiten Hälfte des Juli 1787 ausgeführt. Der Abſchied von Marie muß ein ſehr ſchmerzlicher geweſen ſein. Er

koſtete dem Mädchen, das ſich „gegen ſein Gefühl" dem Einfluß ſeiner Umgebungen hingegeben zu haben ſcheint, „viele Thränen." Sie muß den Dichter ſeiner nachläſſigen Toilette und ſogar dem Spanioltabak zum Trotz doch wohl mit anderen Empfindungen als denen einer Kokette angeſehen haben und ſo iſt wahrſcheinlich, daß eben nur gegenſeitige Mittelloſigkeit die Verbindung des jungen Paares verhinderte. Später lebte Fräulein von Arnim in zufriedener, wenn auch kinderloſer Ehe mit dem Grafen Erhard von Kunheim auf deſſen Gut Koſchenen bei Friedland in Preußen. Hier verbrachte ſie nach dem 1815 erfolgten Tod ihres Gatten auch ihre Wittwenjahre. In ihrem Schlafzimmer hing Schiller's Bild, auf welchem alſo noch die Blicke der Greiſin gerne weilten. Zuletzt zog ſie wieder nach Dresden, wo ſie erſt zu Anfang des Jahres 1847 geſtorben iſt. Unſer Dichter, erzählt ſeine Schwägerin, freute ſich ſtets, daß die Geliebte in ſpäterer Zeit glücklich wurde. Das mag wohl ſein. Aber es ſcheint doch, daß Schiller gar bald mit nicht ſehr angenehmen Gefühlen auf ſein Verhältniß zu dem ſchönen Mädchen zurückgeblickt habe. Zur Zeit nämlich, wo ſein Intereſſe an der Fortführung des Geiſterſehers erlahmt war, ſchrieb er (unterm 17. März 1788) an Körner: „Der Geiſterſeher, den ich eben jetzt fortſetze, wird ſchlecht — ſchlecht, ich kann nicht helfen; es gibt wenige Beſchäftigungen, die Correſpondenz mit dem Fräulein von A. nicht ausgenommen, bei denen ich mir eines ſündlichen Zeitaufwandes ſo bewußt war wie bei dieſer Schmiererei." Wenn, wie kaum zu bezweifeln, unter dem Fräulein von A. Marie zu verſtehen iſt und wenn man, wie man doch wohl thun darf, unter „Correſpondenz" dieſen ganzen Liebeshandel begreift, ſo gewinnt die bekannte Anſicht, daß Fräulein von Arnim das Original der „ſchönen Griechin" im Geiſterſeher geweſen ſei, allerdings ſehr an Wahrſcheinlichkeit. Dagegen ſtreitet freilich wieder, daß der Dichter, wie er an die Schweſtern von Lengefeld ſchrieb, ſeine

liebenswürdige Griechin als eine „abgefeimte Betrügerin" auffaſſen und darſtellen wollte, denn hiezu mußte ihm Fräulein von Arnim doch ſicherlich zu gut ſein. Es bleibt alſo nur die Annahme übrig, daß Schiller aus der Erinnerung an ſein Dresdener Liebesleid einzelne Züge ſeines Romans zu ſchöpfen ſich begnügt habe.

Mit größerer Entſchiedenheit iſt die Anſicht zu verneinen, daß die beiden Gedichte „Freigeiſterei der Leidenſchaft" und „Reſignation", welche mit dem Lied an die Freude die bedeutendſten lyriſchen Aeußerungen des Dichters aus dieſer Zeit ausmachen, auf ſein Verhältniß zu Fräulein von Arnim zu beziehen ſeien. Schon aus dem rein äußerlichen Grunde, daß dieſe Gedichte bereits zu Anfang des Jahres 1786 in der Thalia veröffentlicht wurden, während Schiller das Fräulein erſt im Winter 1786 — 87 kennen lernte. Der Dichter hatte bei Veröffentlichung der Freigeiſterei der Leidenſchaft für nöthig erachtet, durch eine Myſtification der Mißdeutung oder vielmehr, wie ich glaube, der richtigen Deutung der Glut vorzubeugen, welche darin athmete. Er gab der Ueberſchrift den Beiſatz: „Als Laura vermählt ward 1782." So ſollte man darin nur eine Reminiscenz der Laura-Phantaſieen ſehen. Die Ausleger ließen ſich wirklich dadurch täuſchen, ſofern ſie wenigſtens das Gedicht aus einer fingirten Situation entſprungen glaubten, daſſelbe auf Schiller's Verhältniß zu Margaretha Schwan bezogen und meinten, an dieſe, welche ſich der Dichter, um recht in Leidenſchaft zu gerathen, vermählt vorgeſtellt habe, ſei das brennende Lied gerichtet. Aber wozu dieſe gekünſtelten Erklärungen und Deutungen, wenn die Wahrheit ſo nahe liegt? Die Freigeiſterei der Leidenſchaft — von Schiller nachmals nur arg verſtümmelt unter dem Titel „der Kampf" in die Sammlung ſeiner Gedichte aufgenommen, in ihrer urſprünglichen Form das leidenſchaftlichſte aller ſeiner Lieder — iſt an eine mit einem Andern vermählte Geliebte gerich-

tet, denn zu ſolcher Energie des Ausdrucks kann nur eine wirkliche, nicht eine erdichtete Situation begeiſtern [6]). Erwägt man nun, daß das Gedicht noch in Mannheim entſtanden, und hält man dazu, wie ſich des Dichters Verhältniß zu Charlotte von Kalb vor ſeinem Abgang aus jener Stadt geſtaltet hatte, ſo iſt es, ſcheint mir, nicht gewagt, ſondern geboten, das Lied auf die Genannte zu beziehen. Schiller ließ auf die Freigeiſterei der Leidenſchaft unmittelbar die Reſignation folgen, wie einen Verſuch, für die herbe Diſſonanz des erſteren Gedichtes eine Löſung zu finden. Tauſende von jungen Herzen, welche dem Dichter den „Rieſenkampf der Pflicht" gegen „des Herzens Flammentrieb" nachkämpften, haben, durch die rauhe Hand der Erfahrung aus dem „Arkadien" der jugendlichen Illuſionen verſtoßen, mit derſelben bloß anempfundenen Reſignation ihren „Vollmachtsbrief zum Glücke" der „verhüllten Richterin" zurückgegeben. Mit andern Worten, das gleichzeitige Erſcheinen der beiden Gedichte erhöhte ihre außerordentliche Wirkung auf die junge Welt ſehr bedeutend. Die Jugend lebt ja nur in Extremen, und wenn ſie geſtern noch in der Freigeiſterei der Leidenſchaft alle Schranken der Convenienz überſprungen wollte oder wirklich überſprang, ſo gefällt ſie ſich heute ſchon darin, einen gemachten Stoicismus zur Schau zu tragen. Nun wohl, auch die beiden gemeinten Lieder Schiller's ſind echte — Jugendgedichte, aber dabei an Werth ſehr verſchieden. Das erſtere iſt geworden, d. h. es iſt eine unmittelbare Ausſtrömung leidenſchaftlicher Gefühle, das zweite iſt bloß gemacht und zwar recht abſichtlich gemacht zur Beſchwichtigung der durch jenes hervorgerufenen Aufregung. Denn wir werden bald erfahren, daß Schiller die Freigeiſterei der Leidenſchaft, aus welcher das gleichnamige Gedicht entſprungen, noch keineswegs ſchon ſoweit überwunden hatte, daß er berechtigt geweſen wäre, von Reſignation zu ſprechen. Ein Band, welches in Mannheim entzweigeriſſen war, ſollte in Weimar wieder zuſammengeknüpft werden.

Fünftes Kapitel.

Weimar.

Der Weimar'ſche Kreis bei Schiller's Eintritt in denſelben. — Rückblick. — Wieland und Herder. — In grüngelber Weſte und weißem Frack. — Bei Hofe. — Bekanntſchaften. — Fahrt nach Jena. — Rieſen und närriſche Dinge. — Friedrich und Charlotte, ein Roman der Wirklichkeit. — Ausflug nach Meiningen und Bauerbach. — Die Familie Lengefeld. — Sehnſucht nach einer häuslichen Exiſtenz. — Lotte. — Das Samenkorn der Freundſchaft. — Trübe Stunden. — Der Geiſterſeher. — Eine kulturgeſchichtliche Epiſode. — Die Götter Griechenlands.

„Sie ſchlafen Alle," hatte die gute und joviale Herzogin Amalia im Spätherbſt 1785 mißmuthig geklagt und im Winter ſchrieb Herzog Karl Auguſt an Knebel: „Unſere Geſellſchaft iſt wirklich die allerennuyanteſte vom ganzen Erdboden." Das machte, daß dem Verrauſchen der genialen Wirthſchaft der ſiebziger Jahre eine Stille gefolgt war, welche ſo beweglichen Naturen, wie die des Fürſten und ſeiner Mutter, nicht ſehr zuſagen konnte. Freilich hatte ein ſolches Drängen und Treiben und Stürmen nicht lange vorhalten können und der Verſchwendung von Zeit, Humor, Kraft und guter Laune war als naturgemäße Reaction eine Abſpannung nachgetreten, welche jedoch dem ſchon damals zeitweilig griesgrämiſch in ſich zurückgezogenen Herder noch lange nicht geräuſchlos genug vorkam. Anders Wieland, deſſen Geltung, Ruhm und Behagen durch den Erfolg des Oberon wieder aufgefriſcht war und der ſich in die Genieperiode, obgleich ihm da mancher Tort angethan worden, ſo merklich zurückſehnte, daß er zu Anfang des Jahres 1785 an Merck ſchrieb: „Die Herzogin Mutter iſt unſer einziger Troſt. Ohne ſie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein ſo unbedeutendes, langweiliges und ſeelentödtendes Neſt, als irgend eins in deutſchen Landen." Es fehlte an Göthe, der früher Alles in Bewegung geſetzt hatte, jetzt aber keine Freude mehr geben konnte, da er ſelber freudlos geworden. Schon im Januar 1784 hatte Wie-

Digitized by Google

land gegen Merck beſorgt geäußert, Göthe leide ſichtlich an der drückenden Laſt, die er ſich zum Beſten Weimars aufgeladen, und der Gram nage wie ein verborgener Wurm an ſeinem Innern. Der Geſchichtſchreiber von Weimars Muſenhof hat einen treffenden Ausdruck für die damalige Verſtimmung des großen Dichters gefunden: „das poetiſche Gewiſſen ſchlug mächtig in Göthe.“ Er hatte jetzt doch zehn Jahre theils am Hofe vertändelt, theils in verdrießlichen Geſchäften verzettelt und jedenfalls eine koſtbare Zeit vernutzt, deren poetiſche Ausbeute zu ſeinem Genius in keinem entſprechenden Verhältniſſe ſtand, wenigſtens in ſeinen eigenen Augen. Er fühlte, daß er in ganz anderer Weiſe wieder ein Strebender und Vorſchreitender werden müſſe. Egmont, Fauſt, Iphigenie, Taſſo und Wilhelm Meiſter verlangten nach Weiterführung und Vollendung. Aber dazu bedurfte es einer anderen Luft, anderer Umgebungen. Dazu bedurfte es, daß Göthe, nur auf ſich geſtellt, nur von ſich abhängig, wieder einmal frei in die eigene Bruſt greifen konnte. Um ſich als Dichter wieder zu finden, mußte er für eine Weile den Geheimrath bei Seite ſtellen. Auch das Liebesverhältniß zu Charlotte von Stein, welches keinen befriedigenden Abſchluß in Ausſicht ſtellte und deßhalb aus einer Wonne mehr und mehr zu einer Qual geworden, trieb ihn zu einer zeitweiligen Flucht an und vom Süden her winkte ihm das Land, wo „die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,“ das Land, nach welchem er ſchon als Knabe und Jüngling ſehnſüchtig ausgeblickt, wie ahnend, daß dort und nur dort ſeine Erziehung und Weihe zum Künſtler vollendet werden ſollte. So mächtig war dieſer Zug geworden, daß er zuletzt „kein lateiniſch Buch, keine Zeichnung einer italiſchen Gegend“ mehr hatte anſehen können ohne vor Sehnſucht faſt zu vergehen. So hatte er ſich denn, nur mit Vorwiſſen ſeines herzoglichen Freundes, am 3. September 1786 von Karlsbad aus plötzlich weggeſchlichen, fort über die Alpen.

Digitized by Google

Die Lücke, welche Göthe's Abweſenheit in Weimar verurſachte, war bei Schiller's Ankunft daſelbſt nicht ausgefüllt und nicht auszufüllen. Das Weimarer Leben befand ſich in dem Stadium einer gewiſſen Zerbröckelung. Der Hof ſelbſt, welcher durch Schätzung und Beſchützung deutſcher Sitte, Geſinnung, Sprache und Kunſt ein ſo großes und fruchtbares Beiſpiel gegeben, zeigte an der Stelle der früheren ſchönen und gedeihlichen Verbindung ariſtokratiſch feiner Sitte und demokratiſcher Liberalität eine etwas kühle Würde und Zurückhaltung. Der Herzog, durch ſeine politiſchen und militäriſchen Beziehungen zu Preußen in Anſpruch genommen, war ſehr häufig abweſend, die Herzogin Amalie mit den Vorbereitungen zu ihrer Reiſe nach Italien beſchäftigt. Bode war in Paris, Bertuch ebenfalls auf Reiſen. Unter den Zurückgebliebenen des Weimarer Kreiſes fehlte es nicht an Häckeleien und Ränkeleien. Die Zeit ſprühender Genialität, die Tage der harmloſen Feſte von Ettersburg und Tiefurt waren dahin. Nicht alle die „Blüthenträume" von damals hatten reifen können und ſo fühlte ſich überall eine gewiſſe Ermattung, wo nicht Verſtimmung heraus. Ein neuer Aufſchwung des Weimarer Lebens war der Zeit vorbehalten, wo Göthe und Schiller vereint daſelbſt wirkten.

Am Abend des 21. Juli 1787 langte unſer Dichter in Weimar an und ſtieg in dem Gaſthof zum Erbprinzen ab, welches Quartier er bald mit einer Privatwohnung vertauſchte. Nahe daran, ſein achtundzwanzigſtes Jahr zu vollenden, und durch mannigfaltige Erfahrungen gegangen, war er kein Fremdling im Leben mehr. Er durfte ſich auch ſagen, daß er nicht unberechtigt dieſen „claſſiſchen Boden" beträte. Die Räuber hatten ſeinen Namen durch ganz Deutſchland und über deſſen Gränzen hinaus getragen, Fiesco und Kabale und Liebe ſeinen Ruf erhöht. Die Töne, welche er im Lied an die Freude und in der Freigeiſterei der Leidenſchaft angeſchlagen, hatten mit Sturmesgewalt die

Digitized by Google

Herzen der Jugend ergriffen. Nüchternere Geiſter, welche ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn im Einzelnen verfolgten, konnten ſich an der feinen Charakterzeichnung, an der pſychologiſchen und ſtyliſtiſchen Kunſt der Novelle: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" erfreuen, welche im zweiten Heft der Thalia für 1786 erſchienen war, die Geſchichte vom „Sonnenwirthle", d. h. von des Sonnenwirths Sohn in Ebersbach im Filsthal in Schwaben, deſſen Räuberlaufbahn dort einer ſagenhaften Berühmtheit genoß und genießt. Schiller hatte dieſe heimatliche Erinnerung in Dresden novelliſtiſch geſtaltet. Die Thalia brachte auch die „Philoſophiſchen Briefe", gewechſelt zwiſchen Julius und Raphael, einen erſten Anlauf Schiller's, mit dem Dichter den Denker zu verbinden, und zugleich ein Denkmal des Gedankenaustauſches, wie er zwiſchen ihm und Körner in der erſten ſchwärmeriſchen Periode ihrer Freundſchaft ſtattgefunden. Unter Julius hat man ſich Schiller ſelbſt, unter Raphael Körner vorzuſtellen, und es iſt nicht nur wahrſcheinlich, ſondern (namentlich den Schlußworten von Körner's Brief an Schiller vom 20. April 1788 zufolge) gewiß, daß Manches, was in dem Briefwechſel dem Raphael zugetheilt iſt, unmittelbar von Körner herrührt. Die nicht zu Ende geführte Abſicht dieſes Verſuches war, den Entwicklungsgang eines ſtrebſamen Geiſtes vom naiven Glauben an bis zur Gewinnung einer philoſophiſchen Ueberzeugung und vom Dogmatismus bis zur höheren Freiheit des Geiſtes zu zeichnen. Worin die letztere beſtehen, wie ſie ſich äußern und bethätigen ſoll, wird freilich nicht geſagt und in dem ganzen Verſuch iſt überhaupt mehr Wortnebel als Gedankenlicht. Der Dichter mußte ſeine Denkergabe erſt in die ſtrenge Schule Kant's ſchicken, bevor ſie ihm Früchte bringen konnte. Vorerſt hatte er ſich zu begnügen, in der Beſchäftigung mit der Geſchichte eine neue Stufe des Vor- und Emporſchreitens gewonnen und durch den umgeſchmolzenen Don Carlos den Beweis geleiſtet zu haben,

daß er aus der Region eines ſturm- und drangvollen Naturalismus ſich heraufgearbeitet habe und auf der Schwelle zur freien und bewußten Künſtlerſchaft ſtehe.

Sein erſter Gang in Weimar galt Charlotten. Er ſah die Freundin noch am Abend ſeiner Ankunft und dieſes Wiederſehen hatte etwas „Betäubendes". Ihm kam vor, als hätte er ſie erſt geſtern verlaſſen: ſo einheimiſch war ihm Alles an ihr, ſo ſchnell knüpfte ſich der zerriſſene Faden ihres Umgangs wieder an. Zwei Tage darauf gelangte er im Hauſe Wieland's „durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen" zu ſeinem berühmten Landsmann, welcher ihn mit unverkennbarer Achtung und Theilnahme empfing. Im raſchen Hinüber und Herüber des literariſchen Geſpräches zeigten ſich die Vorzüge und Schwächen von Wieland's Weſen und er ſprach die Hoffnung aus, mit Schiller „dahin zu kommen, daß Einer zu dem Andern wahr und vertraulich rede, wie man mit ſeinem Genius redet." Auch das erſte Zuſammentreffen mit Herder, welcher damals durch ſeine Völkerſtimmen, ſein Buch über die Poeſie der Hebräer und die erſten Bände ſeiner Ideen zur Philoſophie der Geſchichte den Höhepunkt ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit erreicht hatte, fiel befriedigend aus. Seine Unterhaltung fand Schiller voll Geiſt, Stärke und Feuer, aber ſeine Empfindungen zwiſchen Liebe und Haß ſcharf getheilt. Unſer Dichter mußte ihm von Schubart und von ſeiner eigenen Geſchichte mit dem Herzog von Würtemberg erzählen, welchen Herder mit „Tyrannenhaß" haßte. Wie ſehr übrigens Herder's Theilnahme an der literariſchen Bewegung der Zeit ſchon damals erkaltet war, zeigte der Umſtand, daß er Schiller's Schriften nicht kannte und mit dieſem umging „wie mit einem Menſchen, von dem er weiter Nichts wußte, als daß er für Etwas gehalten würde." Es zeugt aber nicht wenig für unſeres Dichters Beſcheidenheit, daß ihm trotzdem Herder „ſehr behagte." Auch an ſonſtigen Bekanntſchaften fehlte es ihm ſchon

in den erſten Tagen ſeines Weimarer Aufenthalts nicht. So lernte er die Schweſter der Frau von Stein, Frau von Imhof, den Kammerherrn von Einſiedel und andere mehr oder weniger vorragende Perſönlichkeiten kennen. Während er darüber an Körner Bericht erſtattete, hatte er eine „gar liebliche Unterbrechung.“ Es wird an ſeiner Thüre geklopft. „Herein!“ Es erſcheint eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weſte, krumm und ſehr gebückt. Sie ſagt: „Habe ich nicht das Glück, den Herrn Rath Schiller vor mir zu ſehen?“ — „Der bin ich, ja.“ — „Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu ſehen, von deſſen Don Carlos ich eben komme.“ — „Gehorſamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?“ — „Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu ſein. Mein Name iſt Vulpius.“ — „Ich bin Ihnen für dieſe Höflichkeit ſehr verbunden und bedaure nur, daß ich im Begriffe war, auszugehen.“ — „Ich bitte ſehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie geſehen habe.“ Damit empfahl ſich die Figur, d. h. Chriſtian Vulpius, nachmals durch ſeine Schweſter Chriſtiane der Schwager Göthe's und Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini (1799), jenes „edlen“ Räubers, deſſen Unſterblichkeit in den Leihbibliotheken nahezu ein halbes Jahrhundert gewährt hat. Wir erhalten aus dieſer Begegnung den Beitrag zur Geſchichte des Coſtüms, daß im Jahre 1786 junge Literaten grüngelbe Weſten und weiße Fräcke trugen.

Am 27. Juli fuhr Schiller mit Wieland nach Tiefurt, wohin er von der Herzogin Amalia eine Einladung erhalten hatte. Unterwegs ſagte ihm ſein Begleiter, er hätte nie daran gezweifelt, daß Schiller ein großer Schriftſteller werden würde. Er beſitze ſtarke Zeichnung, große Compoſition und lebhaftes Colorit, aber noch fehlten ſeinen Producten Reinheit, Geſchmack, Delicateſſe und Feinheit. Die Fürſtin empfing ihn mit Güte und ohne alles Ceremoniell. Trotzdem und ungeachtet ihm auch die witzige Göch-

hauſen durch Ueberreichung einer Roſe ihre Sympathie bezeugte, war er von dem Beſuche nicht ſehr erbaut. Er vermißte an der Herzogin den idealen Seelenſchwung und ſprach dies in einer Weiſe gegen Körner aus, die ihm bei näherer Bekanntſchaft mit der trefflichen Dame gewiß unverzeihlich erſcheinen mußte. Mit naiver Verwunderung bemerkte er, daß er ſich auf dem Hofparkett nicht ungeſchickt bewegte und es „mit ſeinen Manieren in Weimar überall wagen dürfte." Doch fand Frau von Kalb, mit welcher zuſammen er einige Tage ſpäter einer Abendgeſellſchaft bei der Herzogin in Tiefurt anwohnte, ſein Betragen etwas zu frei und gab ihm einen hierauf bezüglichen Wink. In den ſich erweiternden Kreis ſeiner Bekannten traten Frau von Stein, die einen höchſt günſtigen Eindruck auf ihn machte; Corona Schröter, deren Schönheit ihre „vierzig Jahre noch nicht ganz verwüſten konnten;" Knebel, an welchem er neben viel „Sattem und Hypochondriſchem" die vielen Kenntniſſe und den hellen Verſtand zu rühmen fand; endlich Reinhold, der Schwiegerſohn Wieland's, welcher eben im Begriffe war, ſeine Profeſſur in Jena anzutreten, wo er für die Verbreitung und Geltendmachung der Kant'ſchen Philoſophie ſo Bedeutendes wirken ſollte. Der Umgang mit dieſem Philoſophen, welcher für ſeinen Meiſter ſo begeiſtert war, daß er behauptete, „nach hundert Jahren müſſe Kant die Reputation von Jeſus Chriſtus haben," griff in Schiller's Entwicklung kräftig ein, ſofern Reinhold unſerem Dichter ein lebhaftes Intereſſe für Kant einzuflößen und ihn zum Studium der Werke des Königsberger Denkers anzueifern wußte. Mit Frau von Kalb und Reinhold fuhr Schiller im Auguſt nach Jena hinüber, wo er Hufeland, Döderlein, Griesbach und Schütz, den Redacteur der Allgemeinen Literaturzeitung, kennen lernte und ſich in dieſem Kreiſe mehrere Tage lang ſo behagte, daß Reinhold's Andringen, er möchte ſich um eine Stellung an der Hochſchule bemühen, nicht ganz auf unfruchtbaren Boden fiel. Die alte Univerſitätsſtadt,

Digitized by Google

damals durch Karl August's und Göthe's Vorsorge im fröhlichsten Aufblühen begriffen — — sie zählte 700 bis 800 Studenten — brachte einen eigenthümlichen Eindruck auf den Dichter hervor. „Daß die Studenten hier was gelten — schrieb er am 29. August an Körner — zeigt Einem der erste Anblick, und wenn man sogar die Augen zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht; denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten. Abends, wenn es dunkel wird, hört man fast alle vier Minuten die ganze lange Gasse hinunterschallen: Kopf weg! Kopf weg! — welches menschenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balsamischen Regen warnt, der über seinem Scheitel loszubrechen droht. Im Ganzen aber sind die Sitten der hiesigen Studenten um sehr viel gebessert." Das war nicht überflüssig, denn Jena theilte, wie ein bekannter Studentenreim aussagte, von Alters her mit Leipzig und Halle den Ruhm, der Sitz „flottester", zu deutsch rohester oder auch „galantester" Burschensitten zu sein.

Nach Weimar zurückgekehrt, feierte Schiller am 28. August Göthe's Geburtstag in dessen Gartenhaus mit und leerte den Römer auf das Wohl des abwesenden Dichters, dem es in Italien „so gewaltig wohl zu sein schien und der die Gewalt über sich hatte, sich's nicht wohler sein zu lassen als sich's geziemte." An diesem Tage sah er auch zum ersten Mal die Herzogin Luise, aber nur im Vorübergehen und da fiel ihm ihre schöne und edle Figur auf. Um sich in Weimar wohl zu behagen, hat er ein einfaches Mittel ausfindig gemacht: — nach Niemand zu fragen, wie das dort Andere auch so machten. Der Ort sei ganz vortrefflich zum Privatisiren. Eine stille, kaum merkbare Regierung lasse da Jeden friedlich leben und das Bißchen Luft und Sonne genießen. Anfangs hätte er sich Alles zu wichtig, zu schwer vorgestellt, sich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. Er gesteht dem Freunde in Dresden, daß die nähere Bekanntschaft

mit den Weimarer „Riesen" seine Meinung von sich selbst verbessert habe, und verschweigt ihm auch nicht, daß ihm von diesen großen Geistern mitunter „närrische Dinge" zu Ohren kämen. So, daß Herder und seine Frau in einer egoistischen Einsamkeit lebten und mitsammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit bildeten, von der sie jeden Erdensohn ausschlössen. Aber weil Beide stolz und heftig seien, so stoße diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen seien, so wohnten Beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe liefen treppauf und treppab, bis sich endlich die Frau entschließe, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitire und die Worte beifüge: Wer das gemacht, müsse ein Gott sein und auf den könne Niemand zürnen. Dann falle ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde sei zu Ende. Von den Weimarer Damen weiß Schiller zu sagen, daß sie alle gern Eroberungen machen möchten, daß sie „ganz erstaunlich empfindsam" seien und daß jede „eine Geschichte hätte oder gehabt hätte." Man sieht, der Dichter hatte mehr als ein kleinwenig von der in Weimar wehenden Luft der Medisance eingeathmet. Und doch — wir haben Grund, zu glauben, daß sich hinter der Medisance nur die Wahrheit barg; aber auch, daß gerade zu dieser Zeit Schiller wenig berechtigt war, über die „Geschichten" der Weimarer Damen zu spotten. Steckte er doch selbst mitten in so einer Geschichte und es ist hier der geeignete Ort, die Richtigkeit der früher gethanen Aeußerung nachzuweisen, daß zu Ende des 18. Jahrhunderts die Verwirrung der sittlichen Begriffe selbst edelste Naturen zeitweilig befangen habe. Man nahm es mit Liebesverhältnissen erstaunlich leicht; ja noch mehr, man gab derartigen Beziehungen, auch wo sie mit Grundprinzipien der Gesellschaft in Zwiespalt geriethen, gewissermaßen die gesellschaftliche Sanction. Allerdings sagt uns Cäcilie, eine Weimarer Dame, in ihren Erinnerungen aus jener „harmlosen"

Digitized by Google

Zeit: „Man wog nicht ängstlich ab, ob sich's auch vollkommen schicke und was die Nachbarn dazu sagen würden; es gab noch keine Klatschblätter ex professo, die in jedem Winkel von Deutschland es herumgebracht hätten, daß Herr N. N. dem Fräulein O. beim Nachhausegehen einen Kuß gegeben hätte;" allein es handelte sich doch wohl nicht immer nur um solche Harmlosigkeiten, sondern oft auch um Neigungen und Leidenschaften, welche tief in das Leben der Betheiligten einschnitten. Deß zum Zeugniß stehe hier ein Roman, aber ein Roman der Wirklichkeit, der Roman: Friedrich Schiller und Charlotte von Kalb, dessen Verlauf uns vorwiegend die eigenen Worte des Paares zeichnen sollen.

Gleich in dem ersten Briefe, welchen Schiller aus Weimar an Körner schrieb, findet sich die Stelle: „Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiste, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partieen in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken. Herr von Kalb wird im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsere Vereinigung im Oktober zu Stande kommen wird." Am folgenden Tage schrieb der Dichter: „Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotte gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserem Verhältniß zu machen. Einigemal hatte man schon die Discretion, uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung." Unterm 28. Juli: — „Mein Verhältniß mit Charlotte fängt an, hier ziemlich laut zu werden und wird mit sehr viel Achtung für uns Beide behandelt. Selbst die Herzogin (Amalia) hat die Galanterie, uns heute zusammen zu bitten, und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein und die Herzoginnen

ſelbſt laſſen es an ſolchen kleinen Attentionen nicht fehlen.“ Unterm 18. Auguſt: — „Herr von Kalb hat mir geſchrieben. Er kommt zu Ende Septembers, ſeine Ankunft wird das Weitere mit mir beſtimmen. Seine Freundſchaft für mich iſt unverändert, welches zu bewundern iſt, da er ſeine Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber ſeine Billigkeit und ſeine Stärke dürfte vielleicht durch Einmiſchung fremder Menſchen und eine dienſtfertige Ohrenbläſerei auf eine große Probe geſtellt werden, wenn er kommt.“ Dieſe Mittheilungen, deren aufrichtige Deutlichkeit durch keine liebedieneriſche Prüderie verwiſcht werden kann, geben das Reſultat, daß die Berechtigung des Verhältniſſes, in welchem Charlotte zu Schiller ſtand, in Weimar ſo zu ſagen offiziell anerkannt war; ferner, daß auch der Gatte Charlotte's die Sachlage kannte, und endlich, daß die Dame auf eine Scheidung von ihrem Manne hinarbeitete, um ſich dann ſofort mit dem Dichter zu verheiraten.

Dieſer war damit ganz unzweifelhaft völlig einverſtanden, aber — nicht für lange. Scheint es doch, daß Schiller überhaupt nur ſehr widerſtrebend dem Entſchluß der Freundin ſich angeſchloſſen habe, denn unterm 8. Auguſt hatte er an Körner geſchrieben: — „Kannſt du mir glauben, daß es mir ſchwer, ja beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotte zu ſchreiben? Und ich kann dir nicht einmal ſagen, warum. Unſer Verhältniß iſt, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben geſtützt. Die Reſultate langer Prüfungen, langſamer Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes ſind bei dieſer auf eine myſtiſche Weiſe avancirt, weil die Vernunft zu langſam dahin gelangt ſein würde. Derſelbe Fall iſt mit Charlotte und mit mir. Wir haben mit der Ahnung des Reſultates angefangen und müſſen jetzt unſere Religion durch den Verſtand unterſuchen und befeſtigen. Hier wie dort zeigen ſich alſo nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens und dann wahrſcheinlich

Digitized by Google

am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwicklung. In Charlotte's Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester begründet als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen." Reflectirt ein leidenschaftlich Liebender in dieser Weise? Aeußert er sich so analytisch? Schwerlich! Der Umschlag Schiller's in seiner Stellung zu Charlotte kündigt sich auch bald genug an, wenn er, nachdem er einige Wochen von der Freundin getrennt gewesen war, unterm 8. Dezember schreibt: — „Hier in Weimar habe ich Charlotten und ihren (inzwischen eingetroffenen) Mann wiedergefunden. Er ist ganz der Alte, wie ich aus dem ersten Anblick urtheilen konnte. Sie ist gesund und sehr aufgeweckt. Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann." Und sie ging weiter. Die projectirte Scheidung Charlotte's von ihrem Manne kam nicht zu Stande, weil, wie es scheint, Frau von Kalb wieder schwankend geworden war. Herr von Kalb ging an den Rhein zurück, während sie in Thüringen blieb. „Einige Monate darauf — erzählt Charlotte — erhielt ich ein Schreiben von Friedrich, in welchem er mit schärfem Ausdruck mir darstellte, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß — (zu ihrem Gatten) — nicht ganz zu lösen; mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mitempfinden konnte. Noch in der Jugend — schrieb er mir — ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und Gemüthes, bedürfen Sie nur der Trennung von allen Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen, soll ich wollen? So kommen Sie in das Gebirge, wo

auch ich jetzt wohne — (in Volkſtädt). Ich irre wohl nicht, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl ſich wieder gewinnen und erhalten könne. Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief geſchickt, und ein ſolches erhielt er wieder, denn meines Lebens Looſe waren ja darin. Es vergingen Wochen, Monate und ich erhielt keine Antwort.“ Das Letztere wird durch den Brief Schiller's an Körner aus Rudolſtadt vom 20. Oktober 1788 beſtätigt; aber gerade dieſer Brief ſtellt es ſehr in Frage, daß der Dichter über das Nichtzuſtandekommen der Scheidung wirklich ſo unzufrieden geweſen ſei, wie Frau von Kalb will. Er ſchrieb: „Charlotten hab' ich dieſen Sommer gar wenig geſchrieben; es iſt eine Verſtimmung unter uns, worüber ich dir mündlich mehr ſagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: ſie iſt ein geiſtvolles, edles Geſchöpf — ihr Einfluß auf mich aber iſt nicht wohlthätig geweſen.“

Bei ſeiner Zurückkunft nach Weimar am 12. November merkte Charlotte mit dem Inſtinkt der Leidenſchaft dem Freunde an, daß während ſeines Aufenthalts in Volkſtädt und Rudolſtadt eine große Veränderung in ſeinem Innern vorgegangen ſei. Als er viel von der Familie Lengefeld ſprach, ſagte ſie ihm: „Mein Segen bleibt bei Ihnen, aber verſchieden iſt unſere Anſicht von der Zukunft und ſo muß ſich ergeben, daß uns ferner Briefe überläſtig ſind.“ Er verneinte das, wie ſie erzählt, und der Umgang und Briefwechſel zwiſchen den Beiden dauerte fort; aber in welchen Mißklang das ganze Verhältniß mehr und mehr umſprang, zeigen die bezüglichen Aeußerungen in Schiller's Briefen an Körner und an die Schweſtern Lengefeld deutlich genug. Unterm 9. März 1789 ſchrieb er: „Charlotte beſuche ich noch am meiſten; wir ſtehen recht gut zuſammen, aber ich habe, ſeit ich wieder hier — (in Weimar) — bin, einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen laſſen, denen ſich mein Verhältniß zu ihr blindlings unterwerfen muß.

Digitized by Google

Alle romantiſchen Luftſchlöſſer fallen ein; nur was wahr und natürlich iſt, bleibt ſtehen.“ Hier erſcheint alſo dem Dichter das Project einer Heirat mit Frau von Kalb ſchon nur noch als ein „romantiſches Luftſchloß“ und ſeine ganze bisherige Stellung zu der Dame als unwahr und unnatürlich. Unterm 3. November 1789 äußerte er gegen Karoline von Beulwitz-Lengefeld: „Die Kalb iſt doch ein ſeltſam wechſelndes Geſchöpf, ohne Talent, glücklich zu ſein; wie könnte ſie alſo geben, was ſie ſelbſt nicht hat? Vor ihrer Neugierde muß man ſich hüten, vor ihrer Inconſequenz, die ſie oft verleitet, ſogar ſich ſelbſt nicht zu ſchonen, und auch vor ihrer Starkgeiſterei, die ſie leicht verführen könnte, es mit dem Beſten Anderer nicht ſo genau zu nehmen.“ Unterm 21. Dezember ſchrieb er: „Die Kalb hat mir heute geſchrieben. Ich habe ſogleich geantwortet. Lieber zehn Briefe ſchreiben als einmal ſelbſt kommen.“ Unterm 5. Februar 1790: „Leidenſchaft und Kränklichkeit zuſammen haben ſie manchmal an die Gränzen des Wahnſinns geführt. Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr ſchreiben!“ Endlich unterm 12. Februar: „Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, ſie nur auf einen Augenblick zu beſuchen, weil ſie mir etwas ſehr Wichtiges zu ſagen habe. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde. Mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich umſtricken. Sie iſt jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich ſchrieb, ich zweifle, ob ſie jetzt die Stimmung ſchon gefunden hätte, worin eine Zuſammenkunft für uns Beide erfreulich ſein könnte, und ich dies aus einigen Vorfällen ſchlöſſe, antwortete ſie mir: „„ich irre mich ſehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeſchickten Traum, der lange ſchon nicht mehr in ihrer Erinnerung ſei, in Zuſammenhang brächte.““ Darauf ſchrieb ich ihr, die Verſicherung, die ſie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgewiſcht ſei,

erlaube mir endlich freimüthig mit ihr über das Glück zu ſprechen, das meine nahe Verbindung — (mit Lotte von Lengefeld) — mir gewähre. Ich ſprach dann mit vollem Herzen von unſerer Zukunft und das hat ſie nicht ertragen. Hat ſie es nicht durch die Platitude verdient, womit ſie ihre eigene Empfindung herabſetzt? Aber warum ſchreibe ich ſoviel von ihr? Ich hätte etwas Beſſeres thun können.“ —

Doch nicht mit dieſer grellen Diſſonanz ſollte eine bedeutſame Epiſode im Leben unſeres Dichters enden. Wenn, wie der ganze Verlauf ihrer Beziehungen zeigt, Schiller und Frau von Kalb nur gewähnt hatten, auf die Dauer Liebende ſein zu können, ſo folgte der Bitterkeit, welche in der Zerſtörung dieſes Wahns lag, doch bald das beiderſeitige Gefühl, daß ſie Freunde ſein ſollten, ſein müßten. Im Frühjahr 1793 treffen wir ſie wieder im Briefwechſel und damals empfahl ihr der Dichter ſeinen Landsmann Hölderlin zum Lehrer ihres Sohnes. Der letzte Brief Schiller's, welcher ſich in Charlotte's Nachlaß vorgefunden, iſt vom 21. Januar 1802. Er wünſcht darin der Freundin, daß ihr Leben immer heiter und froh ſein möchte, und verſichert ſie der Aufrichtigkeit und Beſtändigkeit ſeiner Freundſchaft. Wenn wir nun in dieſer Art, nicht ohne Befriedigung, das verworrene Verhältniß zu einem verſöhnlichen Abſchluß gelangen ſehen, ſo erübrigt noch die Erledigung der Frage, wo denn eigentlich die Urſache zu dem raſchen Abſprung Schiller's von ſeinen urſprünglichen An- und Abſichten über und mit Charlotte zu ſuchen ſei. Daß die Wendung unmittelbar nach des Dichters Ausflug nach Meiningen, Bauerbach und Rudolſtadt, den wir unten ſofort berühren werden, eingetreten ſei, darüber läßt ſeine Correſpondenz mit Körner keinen Zweifel. Er war auf dieſem Ausflug den Schweſtern Lengefeld wieder begegnet, war ihnen nähergetreten und hatte die Sehnſucht nach einer „häuslichen Exiſtenz“ mit nach Weimar zurückgebracht. Aber eine ſolche, das fühlte er in jeder Fiber, war von

einem Weſen wie Charlotte von Kalb — auch ihre Freiheit vorausgeſetzt — durchaus nicht zu erwarten. Daher Schiller's Reſignation nach dieſer Seite hin, jetzt eine wirkliche, nicht bloß gedichtete Reſignation. Ja, es klingt ſeltſam und iſt doch wahr, daß der große Prophet des Idealismus über die Bedingungen einer glücklichen Ehe eine durchaus ruhige verſtändige Anſicht und Ueberzeugung hegte. „Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen ſoll, darf Leidenſchaft nicht ſein," ſchrieb er am 19. November 1787 an Körner. Dann unterm 8. Dezember: „Eine Frau, die ein vorzügliches Weſen iſt, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt." Und unterm 7. Januar 1788: „Ich muß ein Geſchöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an deſſen Daſein mein eigenes ſich erfriſchen kann." Er verlangte von einer Frau, daß ſie ihm Ruhe, Frieden und ein gleichmäßig heiteres Behagen verſchaffe, und das Alles konnte er nicht von Charlotte von Kalb erwarten, von der „Titanide", die vielleicht die genialſte und jedenfalls — das Wort ohne gemeine Nebenbeziehung genommen — die emanzipirteſte Frau ihrer Zeit war.

Da ohnehin im Vorſtehenden der Zeit ſchon bedeutend vorgegriffen wurde, ſo iſt nur billig, daß wir die Titanide ihren dornenvollen Lebensweg vollends hinabbegleiten. Nachdem ihr Verhältniß zu Jean Paul in den Jahren von 1796—1800 eine noch glühendere Färbung als das zu Schiller angenommen, aber dieſem frappant ähnlich geendigt hatte, erlebte ſie in einem und demſelben Jahre (1804) den Tod ihres Mannes und den gänzlichen Verluſt ihres Vermögens. Ueberdies halberblindet, weilte ſie unſtät und dürftig in Berlin, Frankfurt, Würzburg — nach Weimar wollte ſie nie mehr zurück — dann wieder in Berlin, wo aber Hufeland's Beiſtand ſie nicht vor gänzlichem Erblinden zu bewahren vermochte. Die Gutherzigkeit einer Prinzeſſin gab der Greiſin Dach und Fach im königlichen Schloſſe. Die Viel-

bewegte, Vielgeprüfte, in ihren ſchönſten Hoffnungen Betrogene, in ihren beſten Wünſchen Geſcheiterte behielt bis zuletzt die titaniſche Energie des Fühlens und Denkens, welche vordem Schiller und Jean Paul angezogen, entzückt und — erſchreckt hatte. „Unter allen Frauen, die ich je gekannt habe — ſchrieb Rahel Levin 1828 an die Fürſtin Carolath — iſt Frau von Kalb die geiſtvollſte; ihr Geiſt hat wirklich Flügel, mit denen ſie ſich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umſtänden, in alle Höhen ſchwingen kann.“ Die Erſcheinung von Jean Paul's gedrucktem Briefwechſel ſtürmte die leidenſchaftlichſten Erinnerungen in der greiſen Blinden auf und ſie hatte die ſeltſame Laune, durch Vermittlung Varnhagen's eine Art Verleugnung ihres Liebesverhältniſſes zu den großen Humoriſten an Göthe gelangen zu laſſen, — gerade wie ſie früher verſucht hatte, ihre Liebe zu Schiller hinterher vor ſich ſelbſt zu verleugnen — und zwar zur nämlichen Zeit, wo ſie die beiden Büchlein „Charlotte“ und „Cordelia“ dictirte, in welchen jedes kundige Auge die Beſtätigung jener zweimaligen Liebesglut findet. In ihren letzten Lebensjahren übte die Erſcheinung der Hochbetagten mit den großen ſchwarzen todten Augen unter den weißen Haaren, die hohe Geſtalt aufrecht tragend, orakelhafte Geiſtesblitze ſprechend, die häufig von einem halb unheimlichen Lachen begleitet wurden, auf Alle, welche ihr nahe kamen, eine eigenthümliche, faſt ſphinxartige Wirkung. Einer Sibylle ſoll ſie da geglichen haben. Die Summe ihres Daſeins zog ſie zuletzt in der ſtoiſchen Sentenz: „Wer denkt, darf nie klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn getroffen!“ So ſtarb die Zweiundachtzigjährige am 12. Mai 1843.

Zu unſerem Dichter zurückkehrend, finden wir ihn Ende Novembers 1787 zu Pferde, den von Spätherbſtnebeln belaſteten Thüringerwald durchziehend. Die Reiſe ging nach Meiningen und Bauerbach. Schiller's ehemalige Beſchützerin, Frau von

Wolzogen, hatte ſehnlich verlangt, den Dichter zu ſehen, um deſſen Anſicht über das Project der Verheiratung ihrer Tochter mit dem Herrn von Lilienſtern zu vernehmen. Mit ihrem Wunſche hatte ſich der von Schwager Reinwald und Schweſter Chriſtophine vereinigt und ſo war denn Schiller zu Pferde geſtiegen. Der Ausflug währte ſechszehn Tage, während welcher „von einem edelmänniſchen Gute zum andern herumgezogen wurde.“ Auf dieſen Fahrten ſah der Dichter intereſſante Contraſte der Zeit. Im Dorfe Hochheim war er der Gaſt einer adeligen Familie, die fünf Töchter und zuſammen zehn Perſonen zählte und im beſten Styl altpatriarchaliſchen Landjunkerthums lebte. Die Fräulein ſpannen und woben wie „die Prinzeſſinnen aus der Bibel oder in den Zeiten des Ritterthums,“ Alles trug ſelbſtgemachtes Zeug und alle Bedürfniſſe des Lebens wurden auf dem Gute ſelbſt erzeugt und zubereitet. Zwei Stunden davon lebte ein Kammerherr von S. auf „hochtrabendem, fürſtlichem Fuß,“ in Sprache, Sitte und Einrichtung ganz franzöſirt. Eigen erging es dem Dichter mit dem vertrauten Umgebungen von Bauerbach, wo er „von 1782—83 als Einſiedler gelebt hatte und ſo zu ſagen ſchwindelnd an der Schwelle der Welt geſtanden war.“ Sie hatten ihre Magie verloren und ſprachen nicht mehr zu ihm. „An dieſer Verwandlung ſah ich — ſchrieb er an Körner — daß eine große Veränderung mit mir ſelbſt vorgegangen war. Und mußte ſie nicht? Wie viel neue Gefühle, Schickſale und Situationen lagen nicht in dieſem Zwiſchenraume! Eure Erſcheinung, unſere Freundſchaft, ganz Mannheim mit ſeinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganz neue Epoche meines Denkens!“ In Bauerbach war er mit Wilhelm von Wolzogen zuſammengetroffen, welcher damals, nachdem er 1784 aus der Karlsſchule getreten, dem Namen nach Offizier im Regiment Augé, der Sache nach aber Hofarchitekt des Herzogs von Würtemberg war und ſich jetzt auf Urlaub bei ſeiner Mutter be-

fand. Mit dieſem Freunde trat er am 5. Dezember gemeinſchaftlich die Rückreiſe nach Weimar an. Der Ritt ging über Rudolſtadt, wohin den jungen Wolzogen das Herz zog. Der 6. Dezember, wo die Freunde den letztgenannten am Ufer der Saale anmuthig gelegenen Ort erreichten, war ein rechter Schickſalstag für Schiller.

In Rudolſtadt lebte mit ihren beiden Töchtern Frau Luiſe Juliane von Lengefeld, welche wir unſerem Dichter ſchon in Mannheim flüchtig begegnen ſahen. Die Lage ihres frei an einem Berge ſtehenden Hauſes bot alles Erfreuliche und Unbeſchränkte des Landlebens und gewährte die Ausſicht auf die ſanfte Krümmung des Fluſſes, in drei friſche Thalöffnungen hinein, auf nahe waldumkränzte Anhöhen und ferne großgezeichnete Gebirge. Wie zur Mutter, ſo ſtanden die beiden Schweſtern Karoline und Charlotte auch unter ſich in dem Verhältniß innigſten Vertrauens, welchem dadurch kein Eintrag geſchehen war, daß die ältere im Jahre 1785 eine Convenienzheirat mit dem rudolſtädtiſchen Legationsrath von Beulwitz geſchloſſen hatte, die „zufriedenſtellend" verlief, aber dem vom Idealismus des Jahrhunderts vollen Herz der jungen Frau keine Befriedigung gewährte. Frau von Lengefeld ſelbſt war eine auf Formen haltende, durch häufigen Hofverkehr an die Schätzung des Ceremoniels gewöhnte, auch mit einem frommen Tic ausgeſtattete, aber dabei ſeelengute Dame. Die Stellung einer Hofdame war ihr weibliches Ideal, deſſen Verwirklichung ſie für ihre jüngere Tochter Lotte — in der Familie vertraulich-zärtlich Lottchen oder Lolo oder Lolochen genannt — anſtrebte und zwar gerade damals am Weimar'ſchen Hofe, wo die Herzogin Luiſe ihr wohlgeneigt war. Auch die beſcheidenen Vermögensverhältniſſe des Hauſes mochten die Erlangung einer ſolchen Verſorgung räthlich machen. Aber dieſe Beſcheidenheit der Glücksumſtände hatte die Lengefeld'ſche Familie nicht verhindert, an dem humanen Bildungsſtreben, welches die Ariſtokratie von damals

durchſchnittlich ſo rühmlich auszeichnete, mit regſtem Intereſſe und Verſtändniß theilzunehmen. Der Hausherr — für das Glück der Seinigen viel zu frühe geſtorben, als die 1763 geborene Karoline dreizehn und ihre Schweſter Lotte zehn Jahre alt war — hatte ſeine Töchter ſelbſt unterrichtet und in der Abgeſchiedenheit ihres Thales, durch welches damals noch keine Kunſtſtraße führte, hatten ſich die beiden Mädchen an der klaren und weiten Weltanſicht des Vaters heraufgebildet, beſonders Karoline, welche der jüngeren Schweſter zugleich Lehrerin und Freundin wurde. Herr von Lengefeld, ein Bewunderer Friedrich's des Großen und von dieſem geſchätzt, war den Grundſätzen der Aufklärung entſchieden zugethan geweſen. Er hatte wie die pſychiſchen, ſo auch die phyſiſchen Kräfte ſeiner Mädchen ſorgſam geübt, hatte den Naturſinn, wie den Geſchmack an geiſtigen Freuden in ihnen entwickelt, hatte ſie zeitig fühlen gelehrt, was ſie ſuchen ſollten, und hatte ſchon durch ſeine eigene Perſönlichkeit, welche die Prinzipien der Ehre und ſchönen Sitte repräſentirte, die Einſicht in den wahren Werth der Menſchen ihnen eröffnet und die Achtung vor männlicher Würde in ihnen begründet. So in geweihter Stille herangewachſen, nährten die Schweſtern Geiſt und Gemüth mit ernſter Lectüre, wie Plutarch und Rouſſeau ſie boten, und erweiterten ihren Geſichtskreis durch die Reiſe nach der Schweiz, wo neben der großen Natur auch Lavater bedeutend auf ſie wirkte. Nach der Heimkehr fühlten ſie ſich in Rudolſtadt doppelt einſam, die Heirat Karoline's mit Beulwitz änderte wenig oder nichts in ihrem Gehaben und ſo wurden nur mit um ſo mehr Antheil die Beziehungen gepflegt, welche die Familie mit den Weimar'ſchen Kreiſen verbanden. Charlotte von Stein und Charlotte von Kalb waren dem Lengefeld'ſchen Hauſe befreundet, in welchem Göthe ſo innig verehrt wurde wie nur in irgendeinem andern und das Geiſtige mehr als Alles galt.

An einem trüben Dezembertage des Jahres 1787 ſaßen die

beiden Schweſtern im elterlichen Hauſe mitſammen am Fenſter. Indem ſie in das traurige Nebelgerieſel hinausſahen, kamen ſie ſich, wie oft ſchon, vielleicht gerade wieder als verwünſchte Märchenprinzeſſinnen vor, der Erlöſung aus dieſer Einſamkeit harrend. Da trabten zwei Reiter die Straße herunter, in ihre Mäntel eingehüllt. Scherzend verſteckte der Eine ſein Geſicht halb unter den Mantelkragen, allein die Schweſtern erkannten trotzdem ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen, deſſen innige Neigung für Karoline durch ihre Heirat nicht zerſtört worden war. Der zweite Reiter war den Damen unbekannt oder ſchien es wenigſtens und erregte ihre Neugier, welche bald befriedigt wurde; denn Wolzogen kam und bat um die Erlaubniß, ſeinen Reiſegefährten Schiller für den Abend in das Haus ſeiner Verwandten einführen zu dürfen. Die Bitte wurde natürlich gerne gewährt, aber als die beiden jungen Männer kamen und die Schweſtern ihnen den Willkommen boten, hatten ſie ſicherlich keine Ahnung, daß ſie in ihren Gäſten ihre künftigen Gatten begrüßten . . . Zwei Tage darauf wieder in Weimar, ſchrieb unſer Dichter an Körner: „In Rudolſtadt habe ich eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geſchöpfe ſind, ohne ſchön zu ſein, anziehend und gefallen mir ſehr. Man findet hier viel Bekanntſchaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geiſt. Das Clavier ſpielen ſie gut, welches mir einen recht ſchönen Abend machte. Die Gegend um Rudolſtadt iſt außerordentlich ſchön.“ Mit noch mehr Wärme äußerte er ſich über die neue Bekanntſchaft in einem Schreiben vom 20. Dezember an Frau von Wolzogen: — „Wir ſind glücklich nach Rudolſtadt gekommen, wo ich eine ſehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Ich kann nicht anders, als Wilhelm's guten Geſchmack bewundern; denn mir ſelbſt wurde ſo ſchwer, mich von dieſen Leuten zu trennen, daß nur die

dringendſte Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrſcheinlich werde ich aber dieſe Nachbarſchaft nicht unbenutzt laſſen, und ſobald ich auf einige Tage Luft habe, dort ſein.“

Offenbar hatte Schiller von dem gemüthvollen, durch Bildung und edle Sitte erhöhten Familienleben, welches er im Lengefeld'ſchen Hauſe geſehen, einen tiefen Eindruck empfangen. Eine lebhafte Sehnſucht nach einem ſolchen Daſein erwachte in ihm. Schon am 7. Januar 1788 eröffnete er dem Herzensfreunde Körner ſeinen Entſchluß, zu heiraten; denn, ſchrieb er: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als ein iſolirter fremder Menſch in der Natur herumgeirrt und habe Nichts als Eigenthum beſeſſen. Alle Weſen, an die ich mich feſſelte, haben Etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann ſich mein Herz nicht behelfen. Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz.“ Wunderlich genug kam dieſem Wunſche von einer ganz fremden Seite her der Zufall entgegen. Denn gegen das Frühjahr zu erging aus der fränkiſchen Reichsſtadt Schweinfurt an den Dichter die Anfrage, ob er dort nicht eine Rathsherrnſtelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen Tauſend Thalern, welche an körperlichen und geiſtigen Vorzügen ſeiner nicht unwerth ſei, annehmen wolle. Schiller nannte den Antrag einen Spaß und behandelte ihn als ſolchen, wie er auch den flüchtigen, zu Anfang des Winters gehegten Einfall, ſich von Wieland die Hand von deſſen zweiter Tochter zu erbitten, bald wieder aufgegeben hatte.

Die Frage, ob ſich der Heiratsgedanke Schiller's ſchon damals wenigſtens inſtinktartig auf Lotte von Lengefeld gerichtet habe, dürfte ſchwer zu verneinen und noch ſchwerer zu bejahen ſein.

Denn wenn Karoline ſagt, daß den Dichter ſchon einige Wochen nach ſeinem Beſuch in Rudolſtadt eine lebhafte Neigung zu ihrer Schweſter erfüllt habe, ſo iſt aus Gründen, die ſpäter zur Sprache kommen werden, dieſe Ausſage wohl nur als ein hochherziger Anachronismus zu betrachten. Was aber Lotte betrifft, ſo iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß Schiller's Erſcheinung in ihrem elterlichen Hauſe ihr Herz noch unberührt gelaſſen habe, denn dieſes hatte die ſchmerzlichen Nachwehen einer erſten und unglücklichen Liebe noch nicht verwunden. Sie war, am 22. November 1766 geboren, damals einundzwanzig Jahre alt. Mit liebender Hand hat die Schweſter ihr Bild ſo gezeichnet: „Sie hatte eine ſehr anmuthige Geſtalt und Geſichtsbildung. Der Ausdruck reinſter Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unſchuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunſt, hatte ihr ganzes Weſen eine ſchöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, ſchien ſie geſchaffen, das reinſte Glück zu genießen und zu gewähren. Sie hatte Talent zum Landſchaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darſtellung. Unter günſtigeren Umgebungen hätte ſie in dieſer Kunſt Etwas leiſten können. Auch ſprach ſich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältniſſe eingegeben, voll Grazie und ſanfter Empfindung ſind.“ Damals, im Spätherbſt und Winter 1787, war ihre Seele wund. Sie hatte ihr erſtes jungfräuliches Gefühl einem trefflichen und liebenswürdigen Manne zugewandt, welcher dieſe Neigung leidenſchaftlich erwiderte. Aber die Ungunſt der äußeren Verhältniſſe hatte eine Verbindung der Liebenden verhindert und den Geliebten in Militär-Dienſten über das Meer hinweggeführt. Die ſchmerzlichen Nachklänge dieſes Lebewohls auf immer zu lindern, wurde eine zeitweilige Ortsveränderung für Lotte paſſend erachtet und

Digitized by Google

ſo kam ſie zu Anfang Februars 1788 nach Weimar, wo ſie in dem befreundeten Hauſe der Frau von Imhof zu Gaſte war. Nebenbei ſollte auch Lotte's Anweſenheit in Weimar die Herzogin Luiſe an die dem Mädchen in Ausſicht geſtellte Hofdamenſtelle erinnern. Aber das Ideal der guten Frau von Lengefeld kam ſeiner Verwirklichung dadurch nicht näher; denn ſchon ging Lolo einer anderen Beſtimmung entgegen.

Schiller's Zartgefühl verwehrte ihm, der jungen Dame ſeine Gegenwart aufzudrängen, doch begegnete er ihr da und dort, theils an öffentlichen Orten, theils in engeren Kreiſen, bei Frau von Imhof, bei Frau von Stein. Sie erregte ſeine Aufmerkſamkeit, ſeine Theilnahme mehr und mehr und Lotte ihrerſeits konnte, ſo, wie ſie war, die freundſchaftliche Annäherung eines ſolchen Mannes nicht ohne ſtille Genugthuung bemerken. Ohne leidenſchaftliche Regung und Erregung wob ſich zwiſchen ihnen ein Band herzlicher Sympathie. Als die Heimkehr der jungen Dame bevorſtand, wünſchte ſie von dem Dichter ein Stammbuchblatt, denn es war damals die Zeit der Stammbücher, und ſagte ihm bei dieſer Gelegenheit, daß ſie ſich zu ihren Bergen und Bäumen heimſehne. Er ſchickte ihr am 3. April 1788 jene Stammbuchverſe, welche jetzt mit einigen Veränderungen in ſeinen Gedichten ſtehen, und ſchrieb ihr dazu: „Sie können ſich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und ſchönen Bergen ſehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich, und vollends nach denen in Rudolſtadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichſten Augenblicken im Traume verſetze. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Aſſemblee-Luft ſich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müſſen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir, ſo eigenliebig bin ich, daß ich Perſonen, die mir theuer ſind, meine eigene Denkungsart unterſchiebe.“ In ihrer Antwort erinnerte Lotte den Freund an ſeine frühere gegen ſie geäußerte Abſicht, im Sommer nach Rudolſtadt zu kommen, und als ſie ihm

Digitized by Google

einige Tage ſpäter ihre Abreiſe anzeigte, ſchrieb ſie: „Die Hoffnung, Sie bei uns zu ſehen, macht mir den Abſchied leichter. Kommen Sie, ſobald als Sie können. Leben Sie wohl, recht wohl und denken Sie meiner. Ich wünſche, daß es oft geſchähe.“ Liegt in dieſer reizend naiven Aeußerung nicht ſchon eine Andeutung, daß das junge Mädchen auf der „blumenvollen Flur,“ welche von der Freundſchaft zur Liebe führt, ſchon einige Schritte nach vorwärts gethan hatte? Daß auch Schiller's Gefühl bereits eine Steigerung erfahren, erkennt man an den Worten ſeines Antwortſchreibens: „Sie werden gehen, liebſtes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den beſten Theil meiner jetzigen Freuden mit ſich hinwegnehmen. Laſſen Sie das kleine Samenkorn der Freundſchaft nur aufgehen; wenn die Frühlingsſonne darauf ſcheint, ſo wollen wir ſchon ſehen, welche Blume daraus werden wird.“

Es war zwiſchen Schiller und Lotte verabredet worden, daß ſie dem Freunde in der Umgebung von Rudolſtadt eine paſſende ländliche Wohnung für die Sommermonate ausmitteln ſollte, und die Freundin beeilte ſich nach ihrer Heimkunft, dem übernommenen Auftrage zu genügen. Sie dachte zuerſt an das ſchön gelegene Haus des fürſtlichen Gärtners in Kumbach, Rudolſtadt gegenüber, entſchied ſich dann aber für das Haus des Cantors Unbehaun in dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Dorfe Volkſtädt, wo ſie am 22. April für den Dichter eine Wohnung beſtellte. Auf dieſem Gange wurde ſie von einer Rudolſtädter Freundin, Friederike von Holleben, begleitet, welche ein Jahr darauf den Freiherrn Heinrich von Gleichen heiratete und ſpäter die liebevolle Schwiegermutter von Schiller's und Lotte's jüngſter Tochter Emilie geworden iſt. Der Dichter freute ſich von ganzer Seele auf die Villeggiatur. „Sobald der Frühling einmal dauerhaft ſein wird — ſchrieb er am 25. April an Körner — ziehe ich in die Einſamkeit aufs Land; mein Kopf und mein

Herz ſehnen ſich danach. Ich werde mich eine halbe Stunde von Rudolſtadt niederlaſſen. Die Gegenden ſind dort überaus ländlich und angenehm und ich kann da in ſeliger Abgeſchiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeld'ſche Haus wird mir den Mangel an Geſellſchaft hinlänglich erſetzen. Es ſind dort vier ſehr ſchätzbare Menſchen beiſammen, von ſehr vieler Bildung und dem edelſten Gefühl. Sie ſind auch ſchon in der Welt geweſen und haben eine glückliche Gemüthsſtimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geiſtesanlage und einem empfänglichen Herzen zuſetzen kann, finde ich da in vollem Maße; außerdem auch viele muſikaliſche Fertigkeit, die nicht den kleinſten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verſpreche." Wie aus den letzten Worten erhellt und wie wir ſchon früher, in der Herberge zu Oggersheim wahrgenommen haben, liebte Schiller die Muſik ſehr. Sie ſtimmte ihn productiv. Es liegt hierin einer der vielen Gegenſätze ſeiner Natur zu der Göthe's. Die poetiſche Anregung, welche dieſer bei den bildenden Künſten holte, verdankte Schiller gerne der Muſik, während er ſich, wenn auch vielleicht in zu ſchroffer Weiſe, das Intereſſe und den Sinn für die bildenden Künſte abſprach.

Er hatte ſich den Winter über fleißig zur Arbeit gehalten. Die Fortführung der Thalia, die Mitwirkung am Deutſchen Merkur gaben ihm zu thun. Im Vordergrunde ſeiner Thätigkeit ſtanden die Geſchichte der niederländiſchen Rebellion und der Geiſterſeher. Körner hatte aber an Alledem kein Wohlgefallen; denn er wollte, daß Schiller, ſtatt ſeine Kraft zu zerſplittern, dieſelbe lieber wieder ganz und voll auf die Schöpfung eines groſſen poetiſchen Werkes wenden möchte, meinte tadelnd, der Freund habe in Weimar ſeiner hohen Ideen über Dichterberuf und Dichterwerth ganz vergeſſen, und fürchtete, die hiſtoriſchen Studien und Arbeiten würden den Dichter der Poeſie abtrünnig machen. Schiller rechtfertigte ſeine ſchriftſtelleriſche Beſchäftigung mit der

Digitized by Google

Hiſtorie vor den Einwürfen des Freundes vermittelſt äußerlicher und innerlicher Gründe, indem er ihm zu bedenken gab, daß er von der Schriftſtellerei leben und daher auf das ſehen müſſe, was einträglich ſei; ferner, daß zu poetiſchen Schöpfungen Stimmung und Laune nöthig und über dieſe nicht willkürlich zu gebieten ſei; endlich, daß hiſtoriſche Arbeiten doch wohl auch für ſeine dichteriſche Zukunft fruchtbar ſein könnten. Freilich konnte der Dichter dabei nicht verſchweigen, daß in der Nothwendigkeit, von ſeiner Feder leben zu müſſen, ſehr viel Niederſchlagendes liege, und es muß wohl eine trübe Stunde für ihn geweſen ſein, als er am 18. Januar 1788 die Worte an den Freund richtete: „Du wirſt es für keine ſtolze Demuth halten, wenn ich dir ſage, daß ich zu erſchöpfen bin. Meiner Kenntniſſe ſind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich ſchwerer, weil ich viel ſchreibe. Was ich von mir gebe, ſteht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr, mich auf dieſem Wege auszuſchreiben.“ Gegen den Frühling zu, mit der Ausſicht auf den Sommeraufenthalt in Volkſtädt vor Augen, erhob ſich jedoch der Dichter wieder über dieſe düſtere Auffaſſung ſeiner Lage und in ſeinem Briefe vom 16. April iſt er im Falle, auch hinſichtlich ſeiner pecuniären Verhältniſſe dem Freunde die beruhigende Verſicherung geben zu können, daß er jetzt mehr erwerbe als er brauche und daß es „auf dem Wege zur ökonomiſchen Geneſung — d. h. mit dem Schuldenzahlen — zwar langſam, aber doch vorwärts gehe.“ Wie nahe der Gränze völligen Mangel er übrigens zu dieſer Zeit manchmal gekommen, erfahren wir daraus, daß er im Sommer 1795 an Göthe ſchrieb: „Ich erinnere mich, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß und mir alles Geld bis auf etwa zwei Groſchen ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen.“

Im Uebrigen reicht, glaube ich, ſchon „der Geiſterſeher“

aus, uns zu überzeugen, daß Schiller seines Dichterberufes damals keineswegs uneingedenk war. Die Herbigkeit, womit er über dieses Werk noch während der Arbeit daran und unmittelbar nachdem er sie fallen gelassen geurtheilt hat, indem er es eine „Schmiererei" und eine „Farce" nannte, zeugt wohl für die Strenge der Forderungen, die er an sich stellte, ist aber sicherlich unbegründet. Der Geisterseher ist ein ganz vortrefflicher Roman und wir haben nur zu beklagen, daß er unvollendet geblieben. Er ist so recht aus dem 18. Jahrhundert herausgeschrieben, nicht weniger als der Wilhelm Meister. Heutzutage würde man das Buch einen Tendenzroman nennen und zwar mit Grund; denn der Dichter ging von der ganz bestimmten Tendenz aus, die religiösen Verirrungen seiner Zeit zu zeichnen. Ob er als Vorbild seines zum Katholicismus bekehrten Helden, wie Einige wollen, den Herzog Karl Alexander von Würtemberg, den Patron des Juden Süß, oder, wie Andere meinen, den Prinzen Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg vor Augen gehabt, ist von keinem Belang. Genug, der Geisterseher ist ein poetisches Spiegelbild der großen Verschwörung des Obscurantismus gegen die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ein Spiegelbild der Zeit, wo die Bedürfnisse des Gemüthes und die Forderungen der Phantasie, von den Industrierittern von damals sofort zur Grundlage ihrer Operationen gemacht, gegen die Philosophie des gesunden Menschenverstandes reagirten und zwar mit einem Erfolg, welcher unbegreiflich wäre, wüßte man nicht, daß die Extreme überall sich berühren, weil die menschliche Natur, von dem einen Extrem abgestoßen, sich nur gar zu gerne dem entgegenstehenden überliefert. Machen wir hier einen kurzen Halt, um dieses dem 18. Jahrhundert so wesentliche kulturgeschichtliche Moment etwas näher ins Auge zu fassen.

Zu allen Zeiten haben die Menschen mit dem Räthselhaften zu spielen geliebt und der Faust'sche Drang, die Schranken der

Endlichkeit der Menschennatur zu durchbrechen und aus dem Gebiet des Natürlichen in das des Uebernatürlichen oder Unnatürlichen phantastisch hinüberzuschwärmen, ist so alt wie die Kultur, wie das menschliche Bewußtsein. Durch die ganze Geschichte des Alterthums zieht sich die Fabel von einer mit magischen Kräften ausgestatteten Geheimlehre und das Christenthum konnte vermöge seiner mystischen Seite diese Mystik nur unterstützen. So finden wir denn in allen Jahrhunderten des Mittelalters eine von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Schule von tiefsinnigen oder, wenn man will, aberwitzigen Grüblern, die sich einer sogenannten „verborgenen Weisheit" rühmten und auch wohl mitunter im Besitze derselben zu sein wähnten. Die von den Träumen der Alchymie unterstützte Thätigkeit dieser „Adepten" war auf das „Magisterium," die „Materia prima," das „Geheimniß der Projection," auf die Herstellung des „Aurum potabile," des „philosophischen Steins," der „Universalmedicin" oder des „Lebenselixirs" gerichtet und es gab gläubige Thoren genug, die Goldmacher und Verjüngungstinkturbrauer in Arbeit zu setzen. Diese im Grunde meist nur auf die gemeinsten Instinkte der Menschen, den Durst nach Gold und Sinnengenuß und die Furcht vor dem Tode, basirten Speculationen fanden in der Verwilderung des 17. Jahrhunderts einen neuen Anhaltspunkt an einer kecken literarischen Mystification, welche von Valentin Andreä ausging. Im Jahre 1615 erschien nämlich zu Frankfurt das Buch von der löblichen Brüderschaft des Rosenkreuzerordens, worin behauptet wurde, daß ein von einem Deutschen, dem 1388 geborenen Christian Rosenkreuz gestifteter Geheimbund, die „Fraternität der Rosenkreuzer," existire, welche den „Lapidem philosophorum" besäßen und die „Transmutationem metallorum" verständen, die Handhabung dieser wunderbaren Kräfte übrigens nur als Nebensache betrieben, weil des Ordens Hauptzweck sei, die Menschheit einer höheren Gotterkenntniß und einer reineren Moral entgegen-

Digitized by Google

zuführen. Letzteres wurde die Lockſpeiſe, wodurch auch edlere Gemüther dem Tiſche des Unſinns zugeführt worden ſind. Vergebens deckte Andreä, erſchreckt durch das wunderſüchtige Scandal, welches ſein Buch verurſachte, ſchon drei Jahre ſpäter den ganzen Schwindel auf, vergebens machte er ſich über die Schwachen an Verſtand luſtig, welche an derartige „inventiones“ glaubten: — das Märchen von der Roſenkreuzerei blieb ein Hauptelement der Geheimnißkrämerei und wurde von dem 17. Jahrhundert getreulich dem 18. überliefert. Doch das 18. Jahrhundert, ſo lange der emanzipative Gedanke, der es beſeelte und bewegte, in ſeiner Jugendkraft ſtand, modelte Alles nach ſeinem Geiſte und ſo ſehen wir es denn auch den Hang der Menſchen zum Geheimnißvollen und den Geheimbundapparat ſeiner aufklärériſchen Tendenz dienſtbar machen. Im Jahre 1717 wurde zu London die erſte Freimaurerloge eröffnet und mit ſo reißender Schnelligkeit verbreitete ſich dieſer Geheimbund über den Erdball, daß ſchon im Jahre 1730 nicht nur auf dem Continent, ſondern auch in Oſtindien und Nordamerika Logen exiſtirten. Die erſte deutſche wurde 1737 zu Hamburg aufgethan.

Woher die Freimaurerei? Was war ſie? Was wollte ſie? Sie ging von der freidenkeriſchen Bewegung in England aus und man hat mit Recht geſagt, die Freimaurer ſeien die „Ritter vom Geiſte“ des Jahrhunderts der Aufklärung, die Freimaurerei ſei die „innere Miſſion“ des Deismus, d. h. des Rationalismus und der Toleranz, geweſen. In dem von James Anderſon 1721 verfaßten Conſtitutionenbuch, der älteſten authentiſchen Urkunde des Ordens, heißt es: „Der Maurer iſt durch ſeinen Beruf verbunden, dem Sittengeſetze zu gehorchen; und wenn er die Kunſt recht verſteht, wird er weder ein ſtumpfſinniger Gottesleugner noch ein frecher Wüſtling ſein. Es wird für dienlich erachtet, die Maurer allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menſchen übereinſtimmen, ihre beſonderen Meinungen aber

ihnen ſelbſt zu überlaſſen: das iſt, gute und treue Männer zu ſein, Männer von Ehre und Rechtſchaffenheit, durch was immer für Benennungen oder (religiöſe) Ueberzeugungen ſie unterſchieden ſein mögen. Hiedurch wird die Maurerei die Spitze aller menſchlichen Vereinigung und das Mittel, treue Freundſchaft unter den Menſchen zu ſtiften.“ Alſo die Beſtimmung des Menſchen aus dem Bereich der Dogmenformeln hinweg und auf das Gebiet der Sittlichkeit hinüber verlegen, unter Garantie der Freiheit der perſönlichen Ueberzeugung in Glaubensſachen einen großen Freundesbund unter den Menſchen aufrichten, innerhalb deſſen die Unterſchiede der Geburt, des Ranges und Reichthums verſchwinden ſollten, mit einem Worte, dem Prinzip des Individualismus das Prinzip der Brüderlichkeit zugeſellen, dem vorurtheilsfreien Verſtand die werkthätige Liebe vermählen, — fürwahr eine große eine erhabene Idee! Aber die nackte Schönheit der Wahrheit wird ſtets nur von Wenigen gefühlt und verſtanden. Die Menge, und zwar die gebildete nicht weniger als die ungebildete, verlangt nach bunten Hüllen und ſchimmerndem Tand. Die Begründer der Freimaurerei erwieſen ſich als erfahrene Menſchenkenner, als ſie ihrer Stiftung durch Hindeutung auf uralten Urſprung derſelben und geheimnißvollen Zuſammenhang mit großen Epochen der heiligen und profanen Geſchichte die Weihe einer ehrwürdigen Tradition verliehen. Aber indem man, angeblich von den Bauhütten des Mittelalters Symbolik und Ritual, ſowie die Abſtufung der Logenmitglieder in die drei Claſſen der Meiſter, Geſellen und Lehrlinge entlehnend, den Maurerbund mit dem Tempelbau Salomon's in myſteriöſe Beziehungen ſetzte, ja ſogar ſeinen Urſprung um vier Jahrtauſende vor Chriſtus hinaufrückte, ermächtigte man auch die induſtrieritterliche Betriebſamkeit zur Ausbeutung dieſer frommen Fabelei. So lange freilich der maureriſche Gedanke in ſeiner urſprünglichen Reinheit mächtig blieb, geſtattete er abenteuerlichen Mißbräuchen keinen Raum, und

wenn auch die Logen ſchon frühzeitig das Ziel der Neugier des vornehmen Müſſiggangs wurden, ſo waren ſie doch zugleich die Sammelpunkte der intelligenteſten, redlichſten und ſtrebſamſten Männer aller gebildeten Claſſen. Man vergeſſe nicht, daß nicht nur eine Menge Fürſten und Prinzen ſich in die Logen drängte, ſondern daß auch der Prinz, welcher nachmals Friedrich der Große wurde, das maureriſche Schurzfell umband — (er wurde in der Nacht vom 14. auf den 15. Auguſt 1738 zu Braunſchweig eingeweiht) — und daß in Weimar, wohin Bode, einer der thätigſten Freimaurer des Jahrhunderts, den Orden gebracht, noch 1780 der Herzog Karl Auguſt, Herder und Göthe ſich in den Bund aufnehmen ließen, welchem auch Wieland angehörte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, die Freimaurerei, dieſer über den ganzen Erdboden ſich verbreitende Bund der religiöſen Toleranz und der humanen Anerkennung der brüderlichen Gleichheit der Menſchen, hat ganz weſentlich zur anhebenden Verwirklichung der demokratiſchen Ideen des 18. Jahrhunderts beigetragen. Inſofern haben ihre Gegner von heute ganz recht, wenn ſie die Freimaurerei ein revolutionäres Inſtitut nennen.

Aber dieſe Anſicht von der Natur des Maurerbundes iſt nicht erſt von heute. Der Jeſuitismus hatte ſofort die Gefahr erkannt, welche von Seiten des maureriſchen Prinzips dem ſeinigen drohte, und ſchlau und thätig, wie er war, unternahm er es, den Feind mit deſſen eigenen Waffen zu bekriegen, d. h. er bemächtigte ſich der maureriſchen Formen, um unter denſelben ſeine eigenen Aufgaben zu verfolgen. Dabei kam ihm zu ſtatten, daß dem durch die encyklopädiſtiſche Freigeiſterei abgeklärten Verſtand in der Oede ſeiner Nüchternheit ſo unheimlich und beklommen zu Muthe wurde, daß er ſich ſchon der Abwechslung wegen der tollſten Wunderſucht vielfach widerſtandslos anheimgab. Nachdem zu Paris im Palais Clermont, wo die aus England vertriebenen Stuarts wohnten, zu jakobitiſchen und jeſuitiſchen Zwecken das

Clermont'ſche Syſtem erfunden und als eine angebliche Fortſetzung des Templerordens in die Maurerei eingeſchmuggelt worden war, kam ein ſogenanntes „inneres" Syſtem nach dem andern auf. Berüchtigt vor allen machte ſich das der „ſtricten Obſervanz," wo außer den urſprünglich maureriſchen drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weihungen ſtatuirt und mit roſenkreuzeriſchen Symbolen, mit Hieroglyphen, Eidſchwüren und phantaſtiſchem Ceremoniel kurzſichtige Myſterienſüchtlinge geblendet und genasführt wurden. Zu ſtrictem Gehorſam gegen ihre unbekannten „Oberen" verpflichtet, deren geheimnißvolles Haupt unter dem Titel des Ritters von der rothen Feder (Eques a penna rubra) verehrt wurde, waren die Maurer der ſtricten Obſervanz nur Marionetten an den Drähten der obſcurantiſtiſchen Kabale, welche ſich insbeſondere die Vernichtung des Proteſtantismus vorgeſetzt hatte. Bei dieſer Kabale war auch die unmittelbare oder mittelbare Direction von allen den bunten Myſterienſpielen, welche in den Logen der Roſenkreuzer, der afrikaniſchen Brüder, der Geſellſchaft der deutſchen Kette, der Ritter und Brüder Eingeweihten aus Aſien, des Jeruſalemsordens, des Ordens der höchſten Vorſehung, des Ordens der Sonnenritter, der Schwertritter, der Verbrüderung zum Herzen Jeſu und wie ſonſt noch alle die Baſtardſchößlinge der Freimaurerei hießen, an der Tages- oder vielmehr an der Nachtordnung geweſen ſind. Die Sucht der Geheimbündelei war ſo epidemiſch, daß faſt kein Stand von ihr verſchont blieb. War doch auch das deutſche Studententhum ganz von dieſer Epidemie inficirt, wie der Moſelbund — 1771 zum Amiciſtenorden reformirt — der Concordienorden, Lilienorden, Schwertorden, Faßbinderorden und viele andere hinlänglich bewieſen. Das ganze Ordensweſen war ein ungeheures Gedränge von Betrügern, Betrogenen und betrogenen Betrügern geworden.

Der vorübergehend ſiegreiche Rückſchlag gegen die Philoſo-

Digitized by Google

phie des „Common sense“ war demnach erfolgt. Die Zeit der Myſterien, der Blendwerke, des Wunderrauſches war da. Paris, deſſen providentielle Beſtimmung zu ſein ſcheint, jeder Thorheit, von der kleiderkünſtleriſchen bis hinauf zur weltgeſchichtlichen, den Stempel der Mode aufzudrücken, ging voran. Der Spott Voltaire's, der Skepticismus Diderot's hatte die Salons zu langweilen angefangen. Die Appellation Rouſſeau's an das Gemüth hatte in dieſen Kreiſen in eine Appellation an die unklare Fühlſamkeit und Phantaſterei ſich verkehrt. Man lechzte nach Wechſel, nach Neuem, nach Unerhörtem. Die Blaſirtheit taſtete krampfhaft nach irgend einem neuen Nervenreiz umher und nach bis auf die Hefen geleertem Becher des Unglaubens griff man zu dem Taumelkelch des Aberglaubens. Nachdem man im Kreiſe der Sinnenwelt Alles erſchöpft, Alles mißbraucht hatte, erwachte ein krankhaftes Gelüſte nach Ueberſinnlichem: man wollte Geiſter beſchwören, man wollte, nachdem man Gott geleugnet, den Teufel ſehen. Nur wenige Jahre vor der Zeit, wo das Chriſtenthum in Frankreich offiziell abgeſchafft wurde, erzählte der Duc de Lauzun ſeiner Tante, der Marquiſe de Créquy, daß er mit anderen Grandſeigneurs beim Duc de Chartres — dem nachmaligen Philipp Egalité — einer Beſchwörung des Satans angewohnt habe. Da ſei in einem Kryſtallgefäß eine Kröte geſchwommen, welche alle Sacramente der Kirche erhalten hatte (!) und, von dem Exorciſten als „Saint-Ange, mon cher Ange, mon belle Ange“ beſchworen, dann als leibhaftiger Satan erſchien, in geſchlechtslos unheimlicher Geſtalt. Wie nur immer in den finſterſten Zeiten der Vergangenheit, unterhielten ſich die vornehmen Kreiſe jetzt wieder mit zauberiſchen Practiken, welche oft genug von verbrecheriſcher Tendenz waren. Als Marie Antoinette 1778 ihre erſten Wochen hielt, wurde ihr von einem Pfarrer in Paris ein Schächtelchen zugeſtellt, worin ihr Trauring lag. Ein Begleitſchreiben des Prieſters ſagte aus, er habe unter

dem Siegel des Beichtgeheimniſſes den Ring erhalten mit dem Bekenntniß, derſelbe ſei der Königin einige Jahre zuvor entwandt worden, um zu magiſchen Beſprechungen benützt zu werden, welche ſie verhindern ſollten, Kinder zu bekommen. Man wird ſich weniger darüber verwundern, daß die höfiſche Intrigue auf ſolchen Aberwitz verfallen konnte, wenn man erwägt, daß ſogar gelehrte Leute, wie ein Duchanteau und ein Clavières, alles Ernſtes an die Verwirklichung ihrer lächerlich unſauberen oder ruchlos grauſamen Träumereien von der Herſtellung des philoſophiſchen Steins dachten. Solche alte, neuaufgewärmte Phantasmen erhielten durch Mesmer's Evangelium von dem „allgemeinen Fluidum" eine ſehr bedeutende Stütze. Auch Mesmer gab ja den von ihm erfundenen „thieriſchen Magnetismus" für eine Univerſalmedizin aus, und nachdem es ihm, hauptſächlich vermittelſt ſeiner Verbindungen in der entarteten Freimaurerwelt, einmal gelungen war, den Glauben an dieſe Art von „Magiſterium" zu Paris in die Mode zu bringen, warfen ſich die Menſchen der Salons mit beiſpielloſer Gier auf das neue Heil. Prinzeſſinnen und Herzoginnen ſaßen gläubig um die wunderthätige magnetiſche Wanne her und in neuem Gewande hielt ein alter Schwindel ſeinen Triumphzug durch Europa.

Während in Frankreich alle dieſe Ausſchreitungen einer wahnſinnig gewordenen Phantaſie durch den „heiligen Dreiklang" der Myſtik Saint-Martin's eine gewiſſe religiöſe Weihe erhielten, war in Deutſchland ſeit länger her, durch die pantheiſtiſche Schwärmerei Böhme's, den Swedenborgianismus, den pietiſtiſchen Gefühlsüberſchwang, die ſibylliniſchen Orakeleien Hamann's, die liebſeligen Miſſionsreiſen Lavater's, dem gegen die excluſive und mitunter tyranniſche Herrſchaft des geſunden Menſchenverſtandes reagirenden Myſticismus Raum geſchaffen worden. Auch hier ſtand die Geheimnißſucht in üppigem Flor, auch hier tollte die Maskerade der Roſenkreuzerei, auch hier wollte man Geiſter

ſehen und Wunder haben und — die Geiſterbeſchwörer und Wunderthäter fanden ſich. Faſt ganz zur gleichen Zeit führte in Schwaben der Pater Gaßner das Scandal ſeiner angeblichen Wundercuren auf und narrte in Sachſen der Leipziger Kaffeewirth Schrepfer vornehme Edelleute und reiche Bürger mit albernſten Geiſterbeſchwörungsfarcen. So war denn jenſeits und dieſſeits des Rheines der Boden vorbereitet, auf welchem der „göttliche" Caglioſtro die glänzendſte Schwindlerrolle des Jahrhunderts ſpielen ſollte. Giuſeppe Balſamo — der „Sicilianer" in Schiller's Geiſterſeher — begann in Palermo und Rom ſeine Laufbahn, dort als Fälſcher, hier als Verkuppler ſeiner Frau, und endigte ſie in den Gefängniſſen der römiſchen Inquiſition als Denunciant der Aufklärung. Dieſſeits der Alpen trat er, nach Führung verſchiedener Namen und Betreibung verſchiedener unſauberer Gewerbe in verſchiedenen Ländern, unter dem Namen eines Grafen Caglioſtro als Myſtagog im großen Styl auf. Ob er, wie Viele vermutheten, von Anfang an ein Werkzeug in den Händen der Jeſuiten geweſen, ſteht dahin; gewiß aber iſt, daß die obſcurantiſtiſche Rückwärtsbewegung der Zeit in ihm gipfelte. Zu London in eine Freimaurerloge aufgenommen, beſchloß er, den maureriſchen Apparat zum Vehikel ſeines Glückes zu machen. Er erfand ein neues Syſtem, die „ägyptiſche Maurerei," die abenteuerlichſte Stoppelei von Abſurditäten, die man ſich denken kann, und fand Glauben und Gehorſam als Beſitzer der Würde eines Groß-Kophta, zu welcher er ſich ſelbſt erhöhte. Es iſt unglaublich und dennoch buchſtäblich wahr, daß dieſer gemeine, ungebildete, in kunterbunteſter Phraſeologie umhergaukelnde Abenteurer im vorletzten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts der Ariſtokratie Europa's die Hebung ungeheurer Schätze, die Goldtinktur, den Umgang mit „Geiſtern," die phyſiſche und pſychiſche Wiedergeburt verſprechen durfte; und es iſt noch unglaublicher und dennoch buchſtäblich wahr, daß ſeine Anhänger ihm glaubten, ihn

als ein höheres Weſen betrachteten und unter ſeine Marmorbüſten ſchrieben: Divo Cagliostro. In Frankreich währte der Zauber des Schwindlers länger als in Deutſchland, wo von Mitau aus ſeine frühere Jüngerin, Frau Eliſe von der Recke, ſeine Entlarvung unternahm. Selbſt ſeine Verwicklung in die ſchmutzige Halsbandgeſchichte konnte den Groß-Kophta bei den Franzoſen noch nicht discreditiren. Dieſſeits des Rheines haben wohl gerade die Machinationen des Sicilianers zu einem heilſamen Gegenſtoß in der Freimaurerei mitbeigetragen. Auf dem großen in Wilhelmsbad bei Hanau 1782 tagenden Maurerconvent errang die von Bode und Knigge geführte aufkläreriſche Oppoſition einen entſcheidenden Sieg über das Syſtem der ſtricten Obſervanz und die Mehrzahl der deutſchen Logen adoptirte von da ab das Syſtem der ſogenannten eklektiſchen Maurerei, d. h. ſie kehrte zu den urſprünglichen Grundſätzen des Freimaurerthums zurück. Von dieſem war auch der von Weishaupt und Zwackh 1776 zu Ingolſtadt geſtiftete, durch Knigge maureriſch ausgebildete Orden der Illuminaten nur eine Abzweigung, und zwar im Sinne eines mehr aggreſſiven Vorſchritts. Gerade deßhalb rief aber der Illuminatismus von Seiten der ſtaatlichen und kirchlichen Gewalt eine Verfolgung wach, welcher er nach kurzer Blüthe erlag, den Hauptverurſächern ſeines Falles, den Jeſuiten, welche durch die 1773 erlaſſene Aufhebungsbulle Clemens des Vierzehnten zwar das Ordensgewand, nicht aber Einfluß und Macht verloren hatten, den Triumph bereitend, ſagen zu können, daß es doch wohl erſprießlicher ſei, „ad majorem Dei gloriam“ als an der „Vervollkommnung der Menſchen“ zu arbeiten.

Auf dem im Vorſtehenden umſchriebenen Gebiete, wo ſich der Kampf der widerſtreitenden Gedanken und Intereſſen des Jahrhunderts inmitten phantaſtiſcher Verſuche und lichtſcheuer Ränke abſpielte, bewegte ſich Schiller, während er an ſeinem Geiſterſeher arbeitete. Plötzlich ſehen wir ihn mit einem genialen

Digitized by Google

Sprung in eine ganz andere Region ſich verſetzen. Am 7. März ſchrieb er an Körner, er habe ſich auf etliche Tage wieder ins Gebiet der Poeſie hineingeſchwungen und bei dieſer Gelegenheit die Entdeckung gemacht, daß ſeine Muſe, ungeachtet er ſie lange vernachläſſigt hätte, noch nicht mit ihm ſchmolle. Wieland hätte für das Märzheft des Merkur auf ihn gerechnet und da habe er „in der Angſt" ein Gedicht gemacht. Dieſes Gedicht erſchien denn auch wirklich in dem Märzheft der genannten Zeitſchrift. Es war die berühmte Elegie „die Götter Griechenlands," die beredte Apotheoſe jener Erſcheinungsform der religiöſen Idee, welche Hegel nachmals ſo treffend als die „Religion der Schönheit" charakteriſirt hat. Aber mochte der Anreiz zu dieſer Ausſtrömung zunächſt immerhin ein äußerlicher ſein, das eigentliche Motiv lag zweifelsohne tiefer. Im Umgange mit Wieland hatte unſer Dichter zuerſt eine nachdrücklichere Anregung zur Beſchäftigung mit dem griechiſchen Alterthum empfangen, zu einem Studium alſo, welches von jetzt an ſehr beſtimmend auf ſeine Anſchauungen und Schöpfungen einwirken ſollte. Indem nun das helleniſche Schönheitsideal vor ſeinen Blicken aufzuleuchten begann, mußte er ſich von den fratzenhaften Mißbildungen der jüdiſch-chriſtlichen Idee, mit welchen er im Geiſterſeher zu thun hatte, heftig angewidert fühlen und es drängte ihn zu einem dichteriſchen Proteſt gegen dieſe Welt von Spukgeſtalten. So erklärt ſich, glaube ich, am leichteſten die Entſtehung jenes herrlichen Liedes zum Preiſe der griechiſchen Durchgötterung der Welt und der künſtleriſchen Schönheit des griechiſchen Cultus. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die Götter Griechenlands neben lebhafter Bewunderung auch lebhaften Tadel erfuhren. Vortretend unter den Tadlern war Graf Friedrich von Stolberg, welcher ſeine Hingebung an die katholiſche Kirche, zu welcher er ſpäter übertrat, ſchon jetzt zu manifeſtiren ſich beeilte. Wir haben keinen Grund, an der Redlichkeit ſeiner Abſicht zu zweifeln, aber

was ſoll man dazu ſagen, wie er ſie ins Werk ſetzte? Im Auguſtheft des deutſchen Muſeums von 1788 trat er mit dem Eifer eines Familiaren der Inquiſition als Denunciant gegen Schiller auf, welchen er ohne Weiteres des Atheismus zieh, um den Heiden und Atheiſten deſto bequemer den Haß unverſtändiger Zeloten überantworten zu können. Wieland wollte, daß der Dichter „den platten Grafen für ſeine ſelbſt eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdigen Querelen über die griechiſchen Götter ein wenig heimſchicke," und Schiller hatte auch gute Luſt dazu, verſchob aber ſeine Rache, welche nicht ausbleiben ſollte, auf eine gelegenere Zeit. Konnte er ſich doch einſtweilen mit dem Bewußtſein beruhigen, daß das Gedicht, gegen welches die beſchränkte Zionswächterei ins Feuerhorn ſtieß, ſeinem Genius eine neue Entwicklungsphaſe verhieße. Er ſtand an der Schwelle derſelben, wie Göthe's Iphigenie am Meeresufer — „das Land der Griechen mit der Seele ſuchend."

Sechſtes Kapitel.

Volkſtädt und Rudolſtadt.

Beim Cantor Unbehaun. — „Viel an der Kunkel." — Im Hauſe Lengefeld. — Volkserinnerungen. — Schiller's Ariſtokratismus und Demokratismus. — In der Glockengießerswerkſtatt. — Sommeridyll. — Wolken. — In Hellas. — Ueberſetzungen aus dem Euripides. — Die Briefe über Don Carlos. — Die Geſchichte des Abfalls der Niederlande. — Schiller als Hiſtoriker. — Die Künſtler. — Der Dichterphiloſoph. — Anregung zu einem epiſchen Gedicht. — Umzug nach Rudolſtadt. — Zuſammentreffen mit Göthe. — Herzliche Briefe. — Lotte. — Rückkehr nach Weimar. — Reſultate des Volkſtädt-Rudolſtadter Sommers. — Karoline.

Am Abend des 18. Mai 1788 langte Schiller in Volkſtädt an. Das Dorf liegt am Ufer der Saale in einem anmuthigen Thale, von ſanft anſteigenden Bergen umgeben. Auf der Seite nach Rudolſtadt zu ſtand und ſteht noch am Eingange des Dorfes eine Porzellanfabrik. Wenige Schritte weiter erblickt man zur

Digitized by Google

rechten Hand ein freundliches einstöckiges Haus, welches dem Cantor und Schulmeister Unbehaun gehörte und noch jetzt im Besitze von dessen Familie ist. Die südliche Ecke des ersten Stockwerks nimmt das „Schillerzimmer" mit daranstoßender Schlafkammer ein. Das einfache Pult, woran der Dichter schrieb, steht noch da. Aus den Fenstern der einen Seite erblickt man die gegenüberstehende Kirche. Hinter derselben ragt ein mit Laubgehölz bewachsener Hügel empor, welchen die Pietät „Schillerhöhe" getauft und 1840 mit einem bronzenen Abguß der Dannecker'schen Büste des Dichters geschmückt hat. Denn dort oben verweilte er oft und gern, in die heimeligen Thalgelände hinein und auf die waldbekrönten Bergkuppen hinüber blickend, zwischen welchen da und dort die Ruinen mittelalterlicher Burgen aufstiegen. Von dem Hügel herab hatte er auch eine reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von Weitem schon durch das auf die Spitze eines Felsens gepflanzte fürstliche Schloß sehr vortheilhaft angekündigt. Ein angenehmer Fußpfad führte ihn binnen einer halben Stunde längs des Flusses an Gärten und Kornfeldern vorüber vom Dorfe nach der Stadt.

Mit mannigfachen Arbeitsvorsätzen zog unser Dichter in sein sommerliches Tusculum ein, welches Wieland, indem er ihm ein herzliches „Quod felix faustumque sit!" zurief, „ein selbstgewähltes Pathmos" und ein „Elysium" oder „Quasi-Elysium" nannte. Schiller hatte, wie er scherzend gegen Körner äußerte, viel „an der Kunkel:" die Fortsetzung des Geisterſehers, der Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Menschenfeindes, welchen er wieder aufzunehmen beabsichtigte. Daneben sollten Aufsätze für Wieland's Merkur geschrieben und sollte eine Rezension des soeben im 2. Theil der Sammlung von Göthe's Schriften erschienenen Egmont gemacht werden. Mit heiterem Behagen faßte Schiller alle diese Aufgaben ins Auge, denn er war bei seiner Ankunft in Volkstädt noch ganz in der fröhlichen Stimmung, welche die zuletzt

in Weimar verlebten Tage in ihm angeregt hatten. Der alte gute „Vater" Gleim war von Halberſtadt herübergekommen und ſeine Anweſenheit in Weimar hatte zu munteren literariſchen Sympoſien Veranlaſſung gegeben, denen ſogar Herder ſich nicht entzog. Sämmtliche Weimarer Notabilitäten hatten ſich um den alten Herrn geſammelt, deſſen ſiebzig Jahre die Beweglichkeit ſeines Geiſtes und das Wohlwollen ſeines Herzens nicht beeinträchtigten, und als Gleim und ſein Jugendfreund, der Geheimerath Schmidt, mitſammen in ihren Erinnerungen an die Tage der Klopſtock'ſchen Kameradſchaft ſich ergingen, hatte Schiller mit Vergnügen zugehört, „wie dieſe alten Kerle von jenen Zeiten ſich unterhielten und mit Wärme ihr burſchikoſes Leben ſich zurückriefen." Etwas räthſelhaft iſt die Zurückhaltung, welche der Dichter in Betreff ſeiner Beziehungen zu der Familie Lengefeld ſeinem Herzensfreunde Körner gegenüber längere Zeit beobachtete. „Ich werde — ſchrieb er ihm am 26. Mai — eine ſehr nahe Anhänglichkeit an dieſes Haus und eine ausſchließende an irgend eine einzelne Perſon aus demſelben ſehr ernſtlich zu vermeiden ſuchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir ſelbſt ganz hätte überlaſſen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der ſchlimmſte Zeitpunkt, wenn ich das Bißchen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und meine Geſchäfte gebracht habe, durch eine ſolche Distraction wieder über den Haufen werfen wollte." Wollte Schiller vielleicht dem Freunde, welcher die in dem Kopfe des Dichters durch Fräulein von Arnim in Dresden angerichtete „Distraction" mitangeſehen hatte, die Beruhigung geben, daß er in Rudolſtadt einer „ſolchen Distraction" nicht ausgeſetzt ſei? Oder wollte er erſt die Conſolidirung ſeiner Stellung zum Lengefeld'ſchen Hauſe abwarten, bevor er den Freund tiefer in dieſes Verhältniß blicken ließ? Wie dem ſei, ſeine Beziehungen zu der Familie Lengefeld hat er ſofort in den erſten Tagen ſeiner Anweſenheit in Volkſtädt wieder aufgenommen; denn ſchon am 27. Mai

ſchrieb Karoline von Beulwitz an ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen: „Schiller iſt ſeit einigen Tagen hier, uns iſt recht wohl mit ihm und gar nicht fremd, ſein Umgang freut uns ſehr, es iſt wirklich ein vortrefflicher Menſch, der ſehr fein, feſt und edel iſt und im gemeinen Leben durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes Niemanden drückt.“ Körner ſeinerſeits fiel dem Freunde nicht mit Fragen über ſeine geſelligen Beziehungen beſchwerlich, wohl aber kam er bei Gelegenheit der ihm mitgetheilten Arbeitspläne wieder einmal, wie oft ſchon, auf ſeine ganz richtige Anſicht zurück, daß Schiller nicht berufen ſei, ein Gelehrter, ſondern ein Künſtler zu ſein, worauf ihm der Freund das tröſtliche Wort ſagte, er fühle ſeinen dichteriſchen Genius wieder.

Wenige Tage nach der Ankunft in ſeinem „Pathmos“ hatte der Dichter mit einem heftigen Katarrh zu kämpfen, welchen er ſich durch eine Erkältung zugezogen und der ihn, wie er ſagt, „ſchändlich zurichtete.“ Da war es denn gut, daß er im Hauſe einer Familie wohnte, welche den Werth ihres Gaſtes zu ſchätzen wußte. Eine Tochter des Cantors Unbehaun hat nachmals in alten Tagen der rührenden Sorgfalt gedacht, welche ihre Eltern dem ihr als Kind räthſelhaften Fremden angedeihen ließen. Jede ſtörende Arbeit des Hausweſens oder der Landwirthſchaft unterließen ſie, wenn ſie wußten, daß Schiller an ſeinem Pulte ſei. Wir erfahren auch aus dieſer Quelle, daß es bei Gewittern den Dichter nicht in der Enge des Hauſes litt. Er ging dann die Hügel hinan, um ſich von dort dieſe großartigen Naturerſcheinungen anzuſehen, welche ſeine Seele gewaltig aufregten. In ſolchen Fällen oder wenn er ſpät in der Nacht aus der Stadt zurückerwartet wurde, ſchickten ihm die ſorglichen Wirthsleute Boten mit Laternen entgegen oder auch machte ſich der brave Cantor ſelbſt auf den Weg, um den Gaſt vor Schaden zu bewahren. Der Aufenthalt des Dichters in dem ſtillen Dorfe muß überhaupt für die Bewohner deſſelben epochemachend geweſen ſein und ſie be-

wahrten ihn treu im Gedächtniß. Schiller's Erſcheinung und Weſen wirkte offenbar mächtig auf dieſe ſchlichten thüringiſchen Naturen. Im Jahre 1844 hat noch in Rudolſtadt eine Häuslerwittwe aus Volkſtädt gelebt, die ſich gerne daran erinnerte, daß ihr, dem Erdbeeren ſuchenden Kinde, der Dichter eines Tages den Kopf geſtreichelt habe, als ſie auf der Anhöhe, die jetzt ſeinen Namen trägt, an ihm vorübergegangen. Die ſiebzigjährige Greiſin erzählte auch: — „Es war der heilige Pfingſttag und von dem jungen gelehrten Manne war ſchon viel Redens im Dorfe, obgleich er nur erſt kurze Zeit in ſeinem einſamen Hauſe wohnte. Damals war es noch Brauch, daß wir Kinder den Leuten, verſteht ſich nur den guten Leuten, Maienbäumchen vor die Thüren oder in die Stuben ſetzten und dazu ein geiſtliches Lied ſangen. Und ſo kam es auch, daß ich und meine Schweſter Hannel dem neuen Miethsherrn einen Maibaum in die Stube brachten, der ſo groß war, daß ſich die Zweige oben an der Decke umbogen. Ich weiß das noch wie heute. Aber der Herr Schiller war noch auf ſeiner Höhe, und wie wir wieder aus dem Hauſe traten und uns freuten, den großen Baum ſo gut in die kleine Stube gebracht zu haben, ſahen wir ihn vom Berge herunterſteigen. Nachher hat er lange noch am Fenſter geſtanden und hinausgeſehen in den Thalgrund. Er hatte ein blaſſes, geiſterhaftes Geſicht und ſeine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zuſammengedreht, wie es die Herren in der Stadt thaten.“

Die Perſönlichkeit unſeres Dichters hat in reiferen Jahren überall, bei Vornehmen und Geringen gleichermaßen, den Eindruck einer höheren, einer auserwählten Natur hervorgebracht. Der Volksinſtinkt erhaſchte auf der geſenkten Stirne des blaſſen, leidend ausſehenden Mannes den Stral des Genius, wie derſelbe Inſtinkt noch heutzutage aller Nörgelei einer blaſirten Kritik zum Trotz aus den Erſtlingsdramen Schiller's die Bedeutung dieſer Sturm- und Dranggenialität herausfühlt. Unſer Dichter war

Digitized by Google

ein Ariſtokrat des Geiſtes, wie das Jeder iſt, welcher an das Ideal glaubt; aber er war zugleich Demokrat. Natürlich darf hier weder dieſes noch jenes Wort im gemeinen Clubbſinn genommen werden. Denn Schiller's Demokratismus beſtand darin, daß er ſein ganzes Genie daranſetzte, die Menſchen zu Denkenden, Wiſſenden, adlich Geſinnten emporzubilden, zu Ariſtoi im beſten und höchſten Sinne. Dieſe hochherzige Miſſion des Dichters hat das Volk jeder Zeit, wenn nicht begriffen, ſo doch inſtinktmäßig geahnt und daraus erklärt ſich die Ehrfurcht, welche Schiller's Begegnung ſchlichten Bürgers- und Bauersleuten einflößte, daraus erklärt es ſich, daß z. B. der alte Gußmeiſter Meier in der Glockengießerei zu Rudolſtadt ſtolz darauf war, erzählen zu können, Schiller habe ihm gar manchmal die Hand gedrückt, wenn er in ſeine Werkſtatt gekommen. Dies geſchah zur Zeit, von welcher wir handeln, häufig, und da eine unzweifelhaft authentiſche Ueberlieferung uns ſagt, daß ſich der Dichter bei dieſen Beſuchen in gründlichſter Weiſe in der Technik des Glockenguſſes zu unterrichten geſtrebt habe, ſo dürfen wir wohl annehmen, daß in der Rudolſtadter Glockengießerei ihm die Idee zum unvergleichlichen Lied von der Glocke aufgegangen. Durch den Aufenthalt in Dresden und mehr noch durch den in Weimar hatte Schiller in Beziehung auf weltmänniſchen Takt offenbar viel gewonnen. Er war jetzt nicht mehr der zwiſchen dämiſcher Schüchternheit und kraftgenialiſcher Burſchikoſität ſchwankende Regimentsmedicus von 1782. Im Verkehr mit der Welt war er des eigenen Werthes ſich bewußt geworden und hatte zugleich gelernt, welche Rückſichten der gebildete Mann den geſelligen Formen ſchuldig iſt. Daher die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er während des Rudolſtadter Sommers mit bäuerlichen und bürgerlichen wie mit höfiſchen Kreiſen verkehrte. Im Lengefeld'ſchen Hauſe traf er häufig mit dem jungen Erbprinzen zuſammen, welcher ſein Intereſſe für Schiller's Arbeiten dadurch zu bethätigen ſuchte, daß er die Zeich-

nung einer Szene aus dem Geisterseher entwarf. Auch der alte Fürst scheint an dem Dichter Gefallen gefunden zu haben, denn dieser wurde auf Veranlassung desselben Mitglied der dortigen Schützengilde. Zu diesen idyllisch-humanen Verhältnissen in Rudolstadt bildete es dann freilich einen starken Gegensatz, wenn Körner (am 20. Juli) aus Karlsbad, wo er den Brunnen trank, dem Freunde schrieb, daß die zahlreiche adelige Brunnengesellschaft gegenüber der bürgerlichen streng exclusiv sich verhielte. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß die Aufklärung des Jahrhunderts vielerorten nur eine Phrase war und daß selbst in den neunziger Jahren noch in mancher deutschen Residenz das Leben im gothischen Kastenstyl sich bewegte.

Manchen lieben langen Tag ist Schiller in den Bergzügen und Thalgebreiten bei Rudolstadt herumgestrichen. Einer seiner Lieblingsgänge war aus dem Thale der Saale hinüber in das der Schwarza, welches Bergwasser unter einsamen Fichtenschatten zwischen malerischen Felsengestaltungen tosend herabkommt. Dort stieg er zur Schwarzburg hinauf oder zu den byzantinischen Trümmern des Klosters Paulinzelle. Allein mehr noch, weit mehr als diese Reste der Vergangenheit zog unsern Dichter an, was drüben in der Stadt die Gegenwart Holdes und Gutes bot. Ging die Sonne zur Rüste, so verließ er das stille Cantorhaus und wandelte längst des Flusses gegen Rudolstadt hin. Etwa halbwegs ergießt sich ein Waldbach in die Saale. Da, bei dem Stege, der über den Bach führte, kamen ihm gewöhnlich die beiden lieben Schwestern entgegen. „Wenn wir ihn — erzählt Karoline — im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm inneren Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schiller's Umgang immer lebendig. Man wandelte in seinen Gesprächen wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie

Digitized by Google

wir uns beglückte Geiſter denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die ſich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverſtändniſſes erfreuen, ſo war uns zu Muthe.“ Der Dichter begleitete dann die Schweſtern nach der Stadt zurück, wo ein gleichgeſtimmter kleiner Kreis ſie erwartete: Frau von Lengefeld, Herr von Beulwitz, Herr von Gleichen und deſſen Braut Friederike von Holleben. Im Juli kam auch Wilhelm von Wolzogen, freilich nur, um bald wieder ſich zu verabſchieden, denn er war im Begriffe, im Auftrage des Herzogs von Würtemberg nach Paris zu gehen, wo ihn ganz andere Szenen erwarteten als er in dem heimeligen Saalethal hinter ſich ließ. Denn während hier befreundete Menſchen auf dem Wege „ruhiger Bildung“ ſich zuſammenfanden und in idylliſchem Behagen die großen und humanen Ideen des Jahrhunderts in ſich aufnahmen und unter ſich tauſchten, während ſie Muſik machten, die Natur belauſchten, mitſammen Dichter laſen und den Cultus einer idealen Freundſchaft übten, verrieth dort drüben ſchon manch ein dumpfer unterirdiſcher Donnerton, daß der kochende revolutionäre Vulkan ſich anſchicke, ſeinen Krater aufzuthun. Unſeren Freunden in Rudolſtadt war es gegönnt, ohne eine Ahnung der ungeheuren Erſchütterung, welche von Paris aus ſobald Europa durchzittern ſollte, ihres Sommers zu genießen. Schiller's Stimmung war in dieſer Zeit eine ſo heitere, wie ſie ſelten ihm geworden. „Ich habe mich hier — ſchrieb er unterm 27. Juli an Körner — noch immer ganz vortrefflich wohl. Wir ſind einander hier nothwendig geworden und keine Freude wird mehr allein genoſſen. Die Trennung von dem Hauſe (Lengefeld) wird mir ſchwer ſein und vielleicht deſto ſchwerer, weil ich durch keine leidenſchaftliche Heftigkeit, ſondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die ſich nach und nach ſo gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter ſind mir gleich lieb und werth geworden und ich bin es ihnen auch. Beide Schweſtern haben etwas Schwärmerei, doch

iſt ſie bei beiden dem Verſtande ſubordinirt und durch Geiſteskultur gemildert. Die jüngere iſt nicht ganz frei von einer gewiſſen coquetterie d'esprit, die aber durch Beſcheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als drückt. Ich rede gern von ernſthaften Dingen, von Geiſteswerken, von Empfindungen; hier kann ich es nach Herzensluſt und eben ſo leicht wieder auf Poſſen überſpringen." Wie aus dieſen Zeilen, ſo athmet auch aus den zahlreichen kleinen Briefen und Billeten, welche zwiſchen dem Cantorhauſe in Volkſtädt und dem Lengefeld'ſchen Hauſe hin- und hergingen, eine gleichmäßige Heiterkeit und in zahlloſen gegenſeitigen kleinen Aufmerkſamkeiten ſpricht ſich eine ruhige, aber innige Freundſchaft aus. So macht es ſich z. B. gar anmuthig, wenn Lottchen durch Ueberſendung von Blumen dafür ſorgt, daß Schiller der „angenehmen Wirkung," welche er von Blumendüften empfängt, in ſeinem Zimmer nicht entbehre, und ihre Grüße mit in den Strauß bindet.

Auch an Wolken fehlte es dieſem heiteren Sommerhimmel nicht. So eine vorüberziehende Wolke war die Erſcheinung von Stolberg's ſchon erwähnter Anklage der „Götter Griechenlands." Unſer Dichter entſagte zur Freude der beiden Schweſtern dem Vorhaben, in der erſten Aufwallung den Ankläger nach Gebühr abzufertigen. Dagegen war bei dieſer Gelegenheit eine kleine Controverſe mit Frau von Lengefeld, welche „den ſchönen Glauben ihres liebenden Herzens doch an ſtrenge dogmatiſche Formeln und Vorſtellungsarten band," nicht zu vermeiden. Den dogmatiſchen Zwiſt artig beizulegen, ſandte Schiller eine engliſche Bibelüberſetzung an Lottchen und ſchrieb ſcherzend dazu: „Bitten Sie doch die Mama recht ſchön, daß ſie mir erlaube, durch dieſe Holy Bible mein Andenken bei ihr zu ſtiften. Ich weiß, daß ſie Luſt hatte, ſie engliſch zu leſen, und ſchon längſt hat der tägliche Verfall des wahren Chriſtenthums im Lengefeld'ſchen Hauſe wie eine Centnerlaſt auf meinem chriſtlichen Herzen gelegen. Ich

Digitized by Google

ſtifte dieſes zur Beförderung der wahren Gottſeligkeit und — der engliſchen Sprache.“ Einen tieferen und dauernderen Schatten warf in dieſes Sommerleben der Hingang einer edlen Frau einer treuen Freundin. Am 5. Auguſt ſtarb unerwartet Henriette von Wolzogen. Sie hatte ſeit der Geburt ihres älteſten Sohnes an einem Bruſtübel gelitten und eine ſchmerzliche Operation, welcher ſie ſich kürzlich unterzogen, hatte nur ihren Tod beſchleunigt. Ihre Ueberreſte wurden in der Kirche von Bauerbach beigeſetzt. Die Trauerpoſt bewegte den Dichter tief und in einem Brief vom 10. Auguſt an Wilhelm von Wolzogen ergoß er ſeine Trauer in den Worten: „Gewiß eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren. Es war ein edles und gutes und äußerſt wohlthätiges Geſchöpf. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre ſchöne liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden laſſen, wenn ich die ruhige Faſſung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gerne ſchreiben möchte. Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren und es als eine Schuld anſehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir wollen einander wie Brüder angehören. Ach, ſie war mir Alles, was nur eine Mutter mir hätte ſein können!“

Auch während des Rudolſtadter Sommers hat übrigens Schiller weder in Freude noch im Leide vergeſſen, daß er berufen ſei, nicht ein müßig Genießender, ſondern ein ſtrebend Arbeitender zu ſein. Selbſt aus ſeinen Genüſſen ſchöpfte er Anregung und Kraft zu neuen Arbeiten. So, wenn er gemeinſam mit den Schweſtern Lengefeld die griechiſchen Dichter las. Das müſſen ſchöne Stunden geweſen ſein. Karoline erzählt: „Schiller las uns Abends die Odyſſee vor und es war uns, als rieſelte ein neuer Lebensquell um uns her.“ Die geiſtvolle Frau hat mit dieſen wenigen Worten ganz vortrefflich den Eindruck bezeichnet, welchen die Eröffnung der homeriſchen Dichtung auf die deutſchen

Gemüther machte. Da war Klarheit, ruhige Schönheit, da eine Welt, durch welche der tiefe Riß zwiſchen Geiſt und Natur, Göttlichem und Menſchlichem noch nicht geſchehen. Die Ahnung von der Verwandtſchaft des helleniſchen mit dem deutſchen Geiſte, welche dem Wolfgang Göthe in Italien im Angeſichte der antiken Kunſtgebilde ſo eben zur freudigen Gewißheit geworden, ging in dem ſtillen Saalethal auch unſerem Schiller auf. „Ich leſe jetzt faſt Nichts als Homer — ſchrieb er unterm 20. Auguſt an Körner. Ich habe mir Voß's Ueberſetzung kommen laſſen, die in der That ganz vortrefflich iſt. In den nächſten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, leſe ich keine modernen Schriftſteller mehr. Keiner thut mir wohl; jeder führt mich von mir ſelbſt ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirſt finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerſt wohlthun, vielleicht Claſſicität geben wird. Ich werde ſie in guten Ueberſetzungen ſtudiren und dann, wenn ich ſie faſt auswendig weiß, die griechiſchen Originale leſen. Auf dieſe Art getraue ich mir ſpielend griechiſche Sprache zu ſtudiren.“ Reinigung alſo ſuchte unſer Dichter in dem ewigen Jungbrunnen der Poeſie von Hellas und er hat ſie auch wirklich darin gefunden. Aber wenn er glaubte, auf dem angegebenen Wege die Kenntniß der griechiſchen Sprache ſpielend ſich anzueignen, ſo war das freilich eine Täuſchung. In ſeinen Schuljahren war er über die Rudimente des Griechiſchen nicht weit hinausgekommen und er empfand dieſen Mangel ſeiner Bildung ſchmerzlich. Jetzt und ſpäter; denn noch zu Ausgang des Jahres 1795 kam er wieder auf ſeinen Vorſatz zurück, gründlich Griechiſch zu lernen, was jedoch bei ſeinen vielen anderweitigen Arbeiten nur ein frommer Wunſch ſein konnte. So mußte er ſich denn mit Ueberſetzungen

der Griechen behelfen und las mit den Schweſtern Lengefeld im Sommer 1788 die griechiſchen Tragiker in den franzöſiſchen Uebertragungen von Brumoy und Prevot. Das war freilich ein trauriger Nothbehelf. Die Freundinnen fühlten es wohl heraus, daß die durch und durch conventionelle franzöſiſche Sprache den antiken Tragöden ſchlecht zu Geſichte ſtehe, und „um dieſe Reden, Gefühle und Bilder vermittelſt unſerer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen" — wie Karoline ſich ausdrückt — baten ſie den Freund, ihnen ihre Lieblingsſtücke zu verdeutſchen. Schiller unternahm, hauptſächlich mit Hülfe einer jener wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzungen, wie ſie in den älteren Ausgaben den griechiſchen Texten gegenüber gedruckt ſind, den Verſuch und zwar am Euripides, deſſen pathetiſche und ſentenziöſe Weiſe, zu dichten, ſeiner eigenen verwandt war. So kam die Ueberſetzung der Iphigenia in Aulis zu Stande, welche in die Thalia eingerückt wurde, und etwas ſpäter die Verdeutſchung einiger Szenen aus den Phöniſſen. Man darf den ſtrengen Maßſtab der deutſchen Ueberſetzungskunſt von heute nicht an dieſe Verſuche legen. Es ſind nur poetiſche Stylübungen und „der antike Geiſt blickt nur wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand." Allein nicht zu überſehen iſt, daß unſer Dichter den warmen Hauch ſeiner Begeiſterung auch in dieſe Uebungen hineintrug und daß er dadurch mit zu den Anregern jener poetiſchen Dolmetſchungskunſt ſich geſtellt hat, welche uns Deutſchen, wie keinem anderen Volke, das Verſtändniß des Univerſalconcertes der Poeſie erſchloß.

Die Ueberſetzungen aus dem Euripides ſtehen wie Erholungsſtunden mitten unter den Originalarbeiten, welche unſer Dichter in dieſem Sommer förderte. Im Juliheft von Wieland's Merkur erſchienen die „Briefe über Don Carlos," eine Selbſtkritik, wie ſie ſo ſchön niemals wieder geſchrieben wurde. Es mag in dieſer Apologie der berühmten Dichtung manches Unzulängliche ſein und man erkennt bei genauerem Zuſehen wohl, daß Schiller

hinſichtlich ſeiner äſthetiſchen Prinzipien ſich ſelbſt noch lange nicht klar genug war, um Anderen zu klaren Anſchauungen zu verhelfen. Aber das Ganze feſſelt unwiderſtehlich durch den ſüßen Zauber einer Schwärmerei, welche, mit Ausſchluß alles Gewaltſamen, in jener ſchönen Harmonie ſich bewegt, die nur einem ſtillbefriedigten Seelenzuſtand entſpringt. Wie man von Shakſpeare's Juliatragödie geſagt hat, die Liebe habe ſie dictirt, ſo kann man von den Briefen über Don Carlos ſagen, daß die Freundſchaft ſie dem Dichter in die Feder geflüſtert habe. Mir iſt beim Leſen derſelben immer geweſen, als blickten mich aus den beredten Zeilen die ſanften Züge Lotte's und die enthuſiaſtiſchen Augen Karoline's an. Körner ſchrieb am 11. Auguſt dem Freunde: „Eben bekomme ich deine Briefe über Don Carlos. Ich hielt das Unternehmen für gefährlich, aber meines Erachtens haſt du dich gut aus der Sache gezogen. Der Ton gefällt mir ſehr, weder affectirte Beſcheidenheit noch Selbſtlob. Du gibſt dein Kunſtwerk preis und willſt nur deine Ideale retten. Auch der Styl iſt geiſtvoll und ohne Prätenſion.“ Im Juli beendigte Schiller den erſten Theil der Geſchichte des Abfalls der Niederlande, welche dem Plane zufolge ſechs Bände ſtark werden ſollte. Das Werk wurde bekanntlich nie vollendet, gewiß mehr aus dem inneren Grunde, daß Schiller's Beſchäftigung mit der Hiſtorik überhaupt nur eine Entwicklungsphaſe ſeines dichteriſchen Genius war, als aus dem äußerlichen, welchen eine Rudolſtadter Localſage angibt[7]). Unſer Dichter betrachtete das ganze Unternehmen als einen Verſuch. „Es wird — ſchrieb er an Körner — Alles auf die Aufnahme dieſes erſten Verſuches ankommen, ob ich in dem Fache verharre. Wenn ich aber auch nicht Hiſtoriker werde, ſo iſt dieſes gewiß, daß die Hiſtorie das Magazin ſein wird, woraus ich ſchöpfe oder welches mir die Gegenſtände hergeben wird, an denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geiſt übe.“ Die Aufnahme der Arbeit im Publicum war ermunternd genug

und der Beifall, welchen ſie gewann, für Schiller auch inſofern von Bedeutung, als ſie ihm den Weg zu ſeiner Stellung in Jena bahnte. Freilich dürfte es nicht ſchwer ſein, von der Höhe herab, welche die hiſtoriſche Forſchung und Kunſt der Deutſchen ſeither gewonnen hat, an dem Buch eine ſcharfe Kritik zu üben. Wenn man aber den Hauptmangel deſſelben betont, die Abweſenheit urkundlichen Quellenſtudiums, ſo darf nicht vergeſſen werden, daß dieſes damals, wo z. B. dieſſeits der Pyrenäen vielleicht kein Menſch vom Vorhandenſein des Archivs von Simancas wußte, für Schiller eine baare Unmöglichkeit war. Was er, ſoweit ſeine Hülfsmittel reichten, wollte, nämlich „das leſende Publicum von der Möglichkeit überführen, daß eine Geſchichte hiſtoriſch treu geſchrieben ſein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leſer zu ſein," das hat er vollſtändig erreicht. Man kann unbedenklich ſagen, daß die Geſchichte des Abfalls der Niederlande epochemachend wirkte, indem ſie das erſte im hiſtoriſchen Kunſtſtyl in Deutſchland geſchriebene Geſchichtswerk war. Wenn Schiller auch kein Hiſtoriker wäre, ſo hat er wenigſtens den Hiſtorikern gezeigt, wie ſie ſchreiben müßten, um geleſen zu werden. Erſt mit ihm begann die geſchichtliche Lectüre auch für weitere Kreiſe vorhanden zu ſein. Er war es, welcher die hiſtoriſche Muſe von der Pedantenperücke und dem excluſiven Reifrock erlöſt hat. Aber das Verdienſt ſeiner geſchichtlichen Arbeiten liegt keineswegs bloß in der Form. Schiller war doch eigentlich der Erſte in Deutſchland, welcher die Geſchichte mit philoſophiſchem Geiſte durchdrang und in ihr ſtatt eines Perſonen- und Zahlenverzeichniſſes, ſtatt eines Quodlibet von Zufälligkeiten und Curioſitäten die Actenſammlung eines ſittlichen Prozeſſes erkannte: — „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!" Dieſer große Gedanke, an welchem man jetzt, wie an ſo vielen anderen großen Gedanken unſeres Dichters, nichts Beſonderes und Auffallendes mehr findet, weil er Einem ſo zu ſagen von Kindesbeinen auf geläufig

geworden iſt, — dieſer Gedanke hat die ganze hiſtoriſche Anſchauung und Thätigkeit Schiller's beſtimmt und befruchtet. Von dieſem idealen Standpunkt hat er alle weltgeſchichtlichen Probleme angeſehen, und die Richtigkeit deſſelben zu erweiſen hat er nicht nur einzelne Emanzipationsgeſchichten geſchrieben, ſondern er hat, wie als Dichter, ſo auch als Hiſtoriker überall „den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht" aufgezeigt, d. h. das unwandelbare Geſetz einer unhemmbar vorſchreitenden Entwicklung.

Es iſt fürwahr nichts Kleines geweſen, inmitten des troſtloſen politiſchen Marasmus, welchem Deutſchland verfallen war, dieſen geſchichtsphiloſophiſchen Standpunkt zu gewinnen, und wir müſſen eine günſtige Schickſalsfügung darin erkennen, daß uns gerade zu einer Zeit, wo dem Deutſchen eine peſſimiſtiſche Weltanſchauung nur allzu nahe gelegt war, in Schiller ein Prophet erſtand, welcher, den Blick auf den Bildungsgang der Menſchheit gerichtet, ſeinen Landsleuten die frohe Botſchaft von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit unſeres Geſchlechtes verkündigte. Dieſes Evangelium des Idealismus auszubreiten iſt die Aufgabe der Hiſtorik und der Kunſt. Die weltgeſchichtliche Kulturmiſſion der letztern zu feiern, ſchrieb Schiller ſein berühmtes Gedicht „die Künſtler," mit welchem ſeine Laufbahn als Dichterphiloſoph anhebt. Es wurde zu Rudolſtadt im Herbſt 1788 begonnen, reifte dann den Winter über unter vielfachen Umſchmelzungen der Vollendung entgegen und lag im Februar 1789 fertig vor, worauf es in Wieland's Merkur erſchien. In einem Schreiben an Körner (vom 9. Februar) gibt der Dichter als Grundidee des Gedichtes an: „die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit" — und ſagt, daß *eine* Allegorie durch das Ganze hindurchgehe. Das Schöne wird demnach von Schiller hier als das Symbol des Wahren und Guten gefaßt, die Offenbarung des Schönen, die Kunſt, als das ſinnliche Mittel zur Erreichung des überſinnlichen Zweckes, d. h. der Erhebung des

Menſchen über ſeine ſinnliche, ſelbſtſüchtige Natur. Die Erziehung des Menſchen zur freien Sittlichkeit ſtellt der Dichter als das Endreſultat der geſammten Entwicklung deſſelben hin. Das Göttliche, das Abſolute, das Ideal, nenne man es nun Wahrheit, Erkenntniß oder Sittlichkeit, iſt das Urbild; das Schöne, in der Kunſt zur Erſcheinung gebracht, iſt das Sinnbild [8]). Der Menſch, behaftet mit allen Schwächen ſeiner Natur, iſt unfähig, die Wahrheit in ihrer nackten Göttlichkeit anzuſchauen. So muß ſie denn in der Hülle der Schönheit zu ihm herabſteigen, damit er ihre Majeſtät ertrage [9]). Demzufolge ſind es die Künſtler, welche dem Menſchen die Offenbarung des Göttlichen vermitteln; ſie ſind die Prieſter, welche vermittelſt des Schönen die Geſellſchaft zur Erkenntniß der Wahrheit, zur ſittlichen Würde erziehen [10]). So iſt der Künſtler der Normalmenſch, welchen „der Dichtung Blumenleiter durch immer höh're Höh'n und immer ſchön're Schöne ſtill hinaufführt," damit er „am reifen Ziel der Zeiten in der Wahrheit Arme gleite," — der Normalmenſch, der Philoſoph, welcher, nachdem er ſeine Miſſion vollzogen, mit der vollendeten Ruhe des Weiſen das Unabwendbare über ſich ergehen läßt [11]). Welcher Troſt, welche verſöhnende Kraft für Schiller in dieſem Bewußtſein von dem Beruf des Künſtlers lag, iſt in den ſchönen Eingangszeilen des Gedichtes deutlich ausgeſprochen. Hier wird nicht mehr, wie in den wilden Erſtlingen des Dichters geſchah, mit titaniſcher Verneinung und Empörung gegen das Jahrhundert angeſtürmt, ſondern es werden die Vorſchritte deſſelben mit freudiger Bejahung anerkannt; hier wird auch nicht mehr, wie in den Göttern Griechenlands, eine im Zeitenſtrom verſunkene Welt der Schönheit ſchmerzlich beklagt, ſondern mit energiſcher Zuverſicht der Aufbau einer neuen gefordert. „Die Künſtler" bezeichnen alſo wieder einen bedeutſamen Aufſchritt unſeres Dichters zu der Höhe, auf welcher angelangt er den Deutſchen, wie kein Zweiter, ihre Götter, d. h. ihre Ideale ſchuf. Alle ſpä-

teren Anſichten und Ueberzeugungen des Dichterphiloſophen enthält das Gedicht im Keime. Doch iſt noch viel Schwankendes, Zwieſpältiges in dieſer beredten Verherrlichung der Kunſt als der Erzieherin und Bildnerin der Menſchheit. Der moraliſche Standpunkt des Dichters iſt noch nicht zum äſthetiſchen hinaufgeläutert, die Kunſt noch nicht als Selbſtzweck, als höchſte Blüthe des Daſeins, als abſolute Offenbarung des Göttlichen erfaßt. Dieſe Einſicht in das wahre Weſen des Schönen ſollte Schiller nicht durch poetiſche Intuition, ſondern vermittelſt wiſſenſchaftlichen Philoſophirens gewinnen.

Körner, welcher, wie wir wiſſen, den Freund bei jeder Gelegenheit daran erinnerte, daß derſelbe nicht zum Gelehrten, ſondern zum Künſtler gemacht ſei, gab ihm um dieſe Zeit (im Oktober 1788) die Idee an die Hand, ein epiſches Gedicht zu ſchreiben, „verſteht ſich, ohne die conventionellen Schnörkel von Feerei und allegoriſchem Weſen.“ Als Helden ſchlug Körner Friedrich den Großen vor und fragte den Freund: „Das Begeiſternde aus der Geſchichte eines ſolchen Mannes in einen kleinen Raum zuſammengedrängt, mit möglichſter Pracht der Diction und des Wohlklangs dargeſtellt, mit Schilderungen der Phantaſie aus der verſchönerten wirklichen Welt, ſollte dies nicht ein intereſſantes Kunſtwerk geben?“ Schiller gab zur Antwort: „Deine Idee zu dem epiſchen Gedicht iſt gar nicht zu verwerfen, nur kommt ſie ſechs bis acht Jahre für mich zu früh. Laß uns ſpäterhin wieder darauf kommen.“ Die Freunde kamen auch wirklich ſpäter auf die Sache zurück. Als der Dichter im November 1791 ſeine Uebertragungen aus Virgil's Aeneis in Stanzen Körnern zur Einſicht vorlegte, erneuerte der Freund den früheren Vorſchlag, worauf ihm Schiller ſchrieb: „Dein Gedanke nach Durchleſung der Stanzen war ganz auch der meinige: daß ich ein epiſches Gedicht machen ſollte. Von den Requiſiten, die den epiſchen Dichter machen, glaube ich alle, eine einzige ausgenom-

Digitized by Google

men, zu beſitzen: Darſtellung, Schwung, Fülle, philoſophiſchen Geiſt und Anordnung. Nur die Kenntniſſe fehlen mir, die ein homeriſirender Dichter nothwendig brauchte, ein lebendiges Ganze ſeiner Zeit zu umfaſſen und darzuſtellen.“ Der Dichter ſetzt dann auseinander, daß er einem nationalen Gegenſtande den Vorzug geben würde, denn „kein Schriftſteller, ſo ſehr er auch an Geſinnung Weltbürger ſein mag, wird in der Vorſtellungsart ſeinem Vaterlande entfliehen.“ Aber den Helden, welchen Körner vorgeſchlagen, wies Schiller zurück. „Friedrich der Zweite — ſchrieb er am 28. November 1791 — iſt kein Stoff für mich und zwar aus einem Grunde, den du vielleicht nicht für wichtig genug hältſt. Ich kann dieſen Charakter nicht liebgewinnen; er begeiſtert mich nicht genug, die Rieſenarbeit der Idealiſirung an ihm vorzunehmen.“ Er fügte hinzu, unter allen hiſtoriſchen Stoffen, bei deren epiſcher Bearbeitung er ſich ſeiner Lieblingsideen am leichteſten entledigen könnte, ſtehe Guſtav Adolf oben an. Man ſieht, der dreißigjährige Krieg lud unſeren Dichter nicht nur zu hiſtoriſcher, ſondern auch zu epiſcher Behandlung ein, bevor das Problem im Wallenſtein dramatiſche Geſtalt gewann. Damit war zugleich für immer entſchieden, daß Schiller nicht als Epiker, ſondern als Dramatiker thätig ſein ſollte.

Wir wenden uns wieder nach Volkſtädt zurück, aber nur, um unſeren Dichter bei ſeinem Wegzug aus dem ſtillen Cantorhaus zu begleiten. Der Sommer von 1788 war regneriſch und dadurch wurde Schiller bewogen, im Auguſt eine Wohnung in Rudolſtadt zu nehmen. Das üble Wetter und die kalten Abende hatten ihm, wie er unterm 1. September an Körner ſchrieb, das allabendliche Nachhauſegehen von der Stadt in das Dorf zu beſchwerlich gemacht. Zu Anfang Septembers war das Lengefeld'ſche Haus freudig erregt. Ein theurer Gaſt wurde erwartet: Göthe, welcher durch Vermittlung Charlotte's von Stein ſchon

in früherer Zeit zu der Familie Lengefeld in freundliche Beziehungen getreten war und dieſelbe bei ihrer Schweizerreiſe im Jahre 1783 warm an Lavater empfohlen hatte. Am 18. Juni aus Italien nach Weimar zurückgekehrt, befand er ſich jetzt bei Frau von Stein zu Kochberg auf Beſuch. Von da ſollte er nach dem nahegelegenen Rudolſtadt kommen. Schon am 27. Juli hatte Schiller an Körner geſchrieben: „Ich bin ſehr neugierig auf Göthe; im Grunde bin ich ihm gut und es ſind Wenige, deren Geiſt ich ſo verehre" — und am 20. Auguſt: „Göthe habe ich noch nicht geſehen; aber Grüße ſind unter uns gewechſelt worden. Ich bin ungeduldig, ihn zu ſehen." Karoline und Lotte ſahen der Zuſammenkunft der beiden Dichter mit höchſter Spannung entgegen und wünſchten ſehnlichſt eine Annäherung zwiſchen denſelben. Sie liebten Göthe „wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet," und ſie erwarteten von ſeiner Freundſchaft auch für Schiller Heil. Aber ihre frommen Wünſche blieben vorerſt unerfüllt, als Göthe in Geſellſchaft der Frau von Stein, der Frau Karoline Herder und der Frau von Schardt am erſten Sonntag im September im Lengefeld'ſchen Hauſe eintraf. Seine Begegnung mit Schiller hielt ſich innerhalb der Schranken der geſelligen Convenienz. „Wir hatten — klagt Karoline von Wolzogen — von Göthe bei ſeinem entſchiedenen Ruhm und ſeiner äußeren Stellung mehr Entgegenkommen erwartet und von unſerem Freunde (Schiller) auch mehr Wärme in ſeinen Aeußerungen." Sie war jedoch geneigt, als Entſchuldigung für Göthe's Kälte das ihn quälende Heimweh nach Italien gelten zu laſſen, und zog eine Hoffnung für die Zukunft aus dem Umſtand, daß er das zufällig auf dem Tiſche liegende Heft des Merkur, welches die Götter Griechenlands enthielt, nachdem er einige Minuten hineingeſehen, einſteckte und bat, es mitnehmen zu dürfen.

So hatten ſich alſo die beiden Dichter perſönlich begrüßt,

Digitized by Google

ohne dadurch einander näher zu kommen. Im Gegentheil, Beide nahmen von dieſer Zuſammenkunft den Zweifel mit hinweg, daß ſie ſich jemals finden würden. „Endlich kann ich dir von Göthe erzählen, worauf du, wie ich weiß, ſehr begierig warteſt — ſchrieb Schiller am 12. September an Körner. Ich habe den vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein mag. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und Alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte ſprechen können. Er ſpricht gern und mit leidenſchaftlicher Erinnerung von Italien.“ Bis dahin lautet Alles gut; nun aber kommt das Bedenken. „Im Ganzen genommen — fährt unſer Dichter fort — iſt meine in der That große Idee von Göthe nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt; er iſt mir — an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwicklung — ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen

werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Hierauf erwiderte Körner: „Göthe's Zusammenkunft mit dir ist abgelaufen, wie ich mir dachte. Die Zeit wird lehren, ob ihr euch näher kommen werdet. Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung und dadurch Interesse für einander." Die Reibung blieb nicht aus, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden. Sonst aber brachte und lehrte die Zeit zunächst wenig Erfreuliches. Zwei Sterne waren einander begegnet, hatten sich aber gegenseitig eher abgestoßen als angezogen.

Es thut recht wohl, den Blick von dieser kühlen und fruchtlosen Begegnung ab und auf die Beziehungen unseres Dichters zu den Schwestern Lengefeld hin zu wenden. Hier ist gegenseitiges Verständniß und edle Herzenswärme. Schiller's Ahnung, daß aus dem „kleinen Samenkorn der Freundschaft" eine Blume erwachsen würde, hatte ihn nicht getäuscht. Die Blume war in den Sommertagen von 1788 frisch, gesund und zukunftsvoll aufgeblüht. Die Neigung dieser drei guten Menschen zu einander war keine leidenschaftliche Flackerglut, sondern eine stätig und still brennende Flamme. Aber so mächtig wurde doch in ihnen das Gefühl des Zusammengehörens, daß, wie Karoline erzählt, ihre Pläne für die Zukunft schon jetzt auf ein vereintes Leben deuteten. Sie setzte hinzu, eine bestimmte Absicht auf ihre Schwester habe Schiller nicht auszusprechen gewagt, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden gewesen sei, und in ihrer discreten Weise deutet sie an, welche Hindernisse einer solchen „bestimmten Absicht" entgegenstanden, indem sie sagt: „Die Standesverhältnisse wurden in jener Zeit noch strenger genommen — (wir kommen hierauf seines Ortes zurück) und die müt-

Digitized by Google

terliche Sorge um die Haltbarkeit der äußeren Exiſtenz mußte dem Freunde ſelbſt höchſt einleuchtend erſcheinen, um ſo mehr, da wir nicht ſo reich waren, daß Schiller von Lotte's Vermögen hätte unabhängig leben können." Der Wink iſt deutlich: man glaubt die gute Freifrau Luiſe Juliane von Lengefeld vor ſich zu ſehen, wie ſie mütterlich beſorgt den Kopf ſchüttelt, daß das hohe Toupet ins Schwanken geräth, bei dem Gedanken, ihr Lolochen könnte geneigt ſein, ſtatt einer Hofdame die Frau eines armen Schriftſtellers zu werden. Wahrſcheinlich hängt es mit dieſem auf dem Standpunkte der Freifrau vollauf berechtigten Kopfſchütteln zuſammen, daß Lottchen im September für mehrere Wochen zur Frau von Stein nach Kochberg zu Beſuche ging. Die Mutter mochte eine zeitweilige Entfernung des jungen Mädchens für paſſend erachten. Allein auch zwiſchen Rudolſtadt und Kochberg ging eine der geprieſenen „Botenfrauen" hin und her, welche im brieflichen Verkehr jener Zeit eine ſo große Rolle ſpielten. Da wanderten denn häufig kleine Briefchen von der Freundin zum Freunde und umgekehrt. Es iſt reizend, in dieſen undatirten Epiſtelchen zu beobachten, wie der Ton zwiſchen den Beiden immer vertrauter und herzlicher wird. „Sie werden wohl jetzt am Tiſch ſitzen und ſprechen und Nüſſe eſſen, nicht wahr?" ſchreibt Lotte an Schiller. „Und ich muß Ihnen doch auch einen guten Abend wünſchen, daß Sie ſehen, daß ich Ihrer denke. (Doch das wiſſen Sie wohl ſo; Sie wären ſonſt nicht mein Freund.) Ich bin geſtern nicht allein in den düſtern Wäldern geweſen. Die lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir. Ich las und freute mich der ſchönen Stellen und lernte ſie. Ich wäre wohl hier ſtille und ruhig in der Einſamkeit, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß Sie eben in Rudolſtadt ſind und daß ich manche ſchöne Stunde verſäume." In der Antwort des Dichters ſtehen die warmen Zeilen: „Könnte ich doch zur Verſchönerung Ihres Lebens Etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann

ſelbſt mehr lieben. Was iſt edler und was iſt angenehmer, als einer ſchönen Seele den Genuß ihrer ſelbſt zu geben, und was könnte ich mehr wünſchen, als die lieblichen Geſtalten Ihres Geiſtes anzuſchauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie ſind nicht allein glücklich, wenn Sie es ſind.“ Ein andermal ſchrieb er: „Machen Sie doch, daß Sie bald zurückkommen, daß ich wenigſtens noch Abſchied von Ihnen nehmen kann. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Iſt es Ahnung oder iſt es nur eine ſchwarze Laune?“ Worauf das „freundliche Lolochen,“ wie Schiller in dieſer Correſpondenz die Freundin einmal vertraulich nennt, erwiderte: „Ach, es iſt traurig, daß Sie vom Abſchied reden! Oft ſchon, wenn wir froh zuſammenſaßen, kam mir der Gedanke und quälte mich. Gut iſt es, daß hoffentlich die Trennung nicht unſere Freundſchaft ſtören wird. Habe ich recht?“

Ende Oktobers kehrte Lotte heim und bald darauf mußte ſich der Dichter von den Freundinnen trennen, denn drüben in Weimar „lag der arme Merkur in Todesnöthen“ und Wieland erbat ſich dringend den Beiſtand Schiller's, deſſen ökonomiſche Exiſtenz theilweiſe von der dieſer Zeitſchrift abhing. Er entſprach alſo am 13. November dem Mahnruf des Landsmanns, und während er ſich anſchickte, den Weg nach Weimar einzuſchlagen, konnte er mit den Augen den Wagen verfolgen, welcher an demſelben Tage die beiden Schweſtern nach Erfurt brachte. Sie gingen dort den Präſidenten von Dachröden beſuchen, deſſen Tochter Karoline mit Karoline von Beulwitz-Lengefeld innig befreundet war. Dieſe Beziehung ſollte ſpäter einen hellſten Faden in Schiller's Lebensgewebe ſchlagen. Denn Fräulein von Dachröden wurde die Braut Wilhelm's von Humboldt, deſſen durch die Schweſtern Lengefeld vermittelte Bekanntſchaft mit unſerem Dichter zu jener Freundſchaft erwuchs, welche in die Entwicklung Schiller's ſo fördernd eingriff. Die Briefchen, welche in den letzten Tagen

ſeines Aufenthalts in Rudolſtadt zwiſchen ihn und den Schweſtern gewechſelt wurden, überzeugen uns, wie ſo ganz ſich die Dreie ſchon in einander hineingelebt hatten. „Nein gewiß! Wir wollen uns dieſen Sommer nicht reuen laſſen — rief der Dichter den Freundinnen zu — ob er gleich vergangen iſt. Er hat unſere Herzen mit ſchönen ſeligen Empfindungen bereichert, er hat unſere Exiſtenz verſchönert und das Eigenthum unſerer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher als die mehrſten, die ihm vorhergegangen ſind; er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung und die liebe holde Nothwendigkeit, denke ich, ſoll ihn noch oft und immer ſchöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für ſo viele Freuden, die Ihr Geiſt und Herz und Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Weſen mich hat genießen laſſen. Laſſen Sie der ſchönen Hoffnung uns freuen, daß wir Etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Dieſe Vorſtellung habe ich mir früher von unſerer Freundſchaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.“ Noch erregter ſpricht ſein Gefühl in den Zeilen an Lotte: „Ihr Andenken iſt mir theuer und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten geſtanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abweſend folgen laſſen? Mit dem meinigen, hoffe ich, ſollen Sie immer bekannt bleiben. Noch einmal Dank, tauſend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundſchaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückſeligkeit gethan und immer werde ich das Schickſal ſegnen, das mich hieher geführt hat.“ In Lotte's Antwort blickt, meine ich, hinter den Worten der Freundſchaft ſchon deutlich ein noch innigeres Gefühl ſchüchtern hervor. „So ſind wir denn wirklich getrennt! ſchrieb ſie. Kaum iſt's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei iſt. Mögen Sie immer gute und frohe Geiſter umſchweben und die

Welt in einem ſchönen Glanze Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gern ſagen, wie lieb mir Ihre Freundſchaft iſt und wie ſie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Gute Nacht! gute Nacht! Leben Sie ſo wohl als ich's wünſche. Denken Sie gern meiner und oft. Adieu! Adieu! .... Noch einen ſchönen freundlichen guten Morgen von mir.. Leben Sie noch einmal wohl und vergeſſen Sie uns nicht; nein, dies werden Sie nicht. Adieu! Adieu! Mir iſt's heut früh, als ſähen wir uns bald wieder!" Hat man in dieſen Zeilen nicht das „freundliche Lolochen" leibhaftig vor Augen, wie es in ſtiller Nacht im Gedränge des Abſchiedsleides herzliche Wünſche für den ſcheidenden Freund haſtig auf's Papier wirft und wie es dann am Morgen das Billet noch einmal aufmacht, um ihn abermals und abermals zu grüßen und nicht fertig werden kann und doch das Süßeſte, was es ihm gern ſagen möchte, in die verſchämte Mädchenbruſt zurückdrängt und ſchließlich dennoch ſich nicht überwinden kann, eine leiſe Zukunftshoffnung zu verſchweigen? Vielleicht wurde dem guten Kind in jener Stunde zuerſt klar, daß der Dichter ihr allmälig mehr als Freund geworden ſei. Auch Schiller's Herz war ſtürmiſch bewegt, als er unmittelbar vor ſeiner Abreiſe an die Schweſtern noch die Worte ſchrieb: „Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundſchaft ſo lebhaft überführt haben als ſie ein Theil meines Weſens geworden iſt. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir ſelbſt fremd werde."

Als Karoline von Wolzogen die Lebensgeſchichte des geliebten Freundes und Schwagers ſchrieb, beſchloß ſie ihre nur zu bündige Schilderung des Zuſammenſeins mit demſelben im Sommer 1788 mit den Worten: „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieſes ganzen Sommers mit ſeinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, ſeine Erſcheinung, wie ſein Weſen, anmuthiger,

Digitized by Google

ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schweſter ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf — (ein gewiß unverwerfliches Zeugniß für die oben geäußerte Anſicht über die Natur von Lotte's Neigung zu dem Dichter) — und ich ſelbſt wendete mich wieder mehr zum wahren Genus des Lebens im Glück einer neubeſeelenden Freundſchaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte dieſen freundlichen Zauber." Schiller ſeinerſeits zog am 14. November, am Tage nach ſeinem Wiedereintreffen in Weimar, in einem Briefe an Körner ſo die Summe ſeines Volkſtädt-Rudolſtadter Sommers: „Mein Abzug aus Rudolſtadt iſt mir in der That ſchwer geworden; ich habe dort viele ſchöne Tage gelebt und ein ſehr werthes Band der Freundſchaft geſtiftet. Bei einem geiſtvollen Umgang, der nicht ganz frei iſt von einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Anſicht der Welt und des Lebens, ſo wie ich ſie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delicateſſe, Freiheit von Vorurtheilen und ſehr viel Sinn für das, was *mir* theuer iſt. Dabei genoß ich einer unumſchränkten inneren Freiheit meines Weſens und der höchſten Zwangloſigkeit im äußeren Umgange — und du weißt, wie wohl Einem bei Menſchen wird, denen die Freiheit des Anderen heilig iſt. Dazu kommt, daß ich wirklich fühle, *gegeben* und in gewiſſem Betrachte wohlthätig auf dieſe Menſchen gewirkt zu haben. Mein Herz iſt ganz frei, dir zum Troſte. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Geſetz machte und dir angelobte; ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geſchwächt und ſo iſt denn das Verhältniß innerhalb der Gränzen einer herzlichen vernünftigen Freundſchaft. Uebrigens iſt dieſer Sommer nicht unwichtig für mich. Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieſer Lebensreiſe oft ſchwer gedrückt haben, und hoffe, mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen."

Zu den „mancherlei Dingen," welche den Dichter gedrückt

hatten und von welchen er während dieſes Sommers zurückgekommen, gehörte unzweifelhaft vor allen das Verhältniß zu Charlotte von Kalb, deſſen Lockerung und Löſung wir im vorigen Kapitel mitanſahen. Viel räthſelhafter als dieſe Andeutung mußte dem Freunde in Dresden der Ausſpruch Schiller's vorkommen, daß er ſeine „Empfindungen durch Vertheilung geſchwächt" habe, um ſein Herz gegen leidenſchaftliche Regungen zu ſichern. In der That, wir ſtehen hier vor einem pſychologiſchen Räthſel, welches eben nur durch den hohen Sinn der dabei Betheiligten ſo gut und ſchön gelöſt werden konnte, wie es gelöſt wurde. Aber daß unſeres Dichters Herz bei ſeiner Zurückkunft aus Rudolſtadt nach Weimar „ganz frei" geweſen, das war eben nur dem Freunde „zum Troſte" geſagt. Jeder Menſch trägt in ſeiner Seele eine geheime Falte, in welche er, ob ſie Beſtes oder Böſeſtes berge, kein fremdes Auge blicken laſſen mag. Schiller verrieth ſeinem Körner das Vorhandenſein ſo einer Falte, aber er ließ den Freund nicht hineinblicken. Nein, er hatte ſein Herz nicht „ganz frei" aus Rudolſtadt zurückgebracht; — im Gegentheil, es war ganz gefangen dort zurückgeblieben. Man leſe nur, deß zum Beweiſe, den ſehnſüchtigen Brief, welchen er am 14. November aus Weimar an die Schweſtern Lengefeld ſchrieb, an beide gemeinſam; denn, in Wahrheit, er hatte ſeine Empfindungen zwiſchen denſelben getheilt, aber dadurch keineswegs „geſchwächt." Und die Theilung war — die vorhandenen Documente, d. h. der Briefwechſel Schiller's mit den Schweſtern, wie er in Karoline's „Literariſchem Nachlaß" und in dem unvergleichlich reizenden Briefbuch „Schiller und Lotte 1788—89" vorliegt, beweiſen es unwiderleglich — ja, dieſe Theilung war Anfangs nicht einmal eine ganz gleiche. Wenn Lotte's ſanftheiteres Weſen anfänglich dem Dichter nur freundſchaftliche Gefühle erregte, ſo ſteigerte Karoline's genialiſchere, der ſeinigen verwandtere Natur ſeine Empfindung zur Liebe. Freilich mußte er ſich — auch abgeſehen davon, daß die

ältere Schweſter einem achtungswerthen und von ſeiner Gattin, wie von Schiller, auch wirklich hoch geachteten Manne verbunden war — bei ſeinen Anſichten über die Ehe ſagen, daß ihm die jüngere Schweſter als Frau größeres, weil beſtändigeres Glück gewähren würde; allein trotzdem hatte er es nur der Hochherzigkeit Karoline's zu danken, daß der Zwieſpalt ſeiner Neigung eine glückliche Ausgleichung fand. Ich ſage, der Hochherzigkeit Karoline's. Denn Alles zeugt dafür, daß dieſe edle Frau ein leidenſchaftlicheres Gefühl als das der Freundſchaft in ihrer Seele geheimſter Falte für Schiller gehegt und das ſie dieſes Gefühl zum Opfer gebracht habe, um den geliebten Freund und die geliebte Schweſter glücklich zu machen. Sie war — wie ſie in einem herrlichen Briefe ſagt, worin ſie das ungeſtüme Liebeswerben ihres Vetters Wolzogen zurückwies — „weder eine Weltfrau nach dem gewöhnlichen Schlage, die ſo thun könnte, als beleidigten ſie zärtliche Empfindungen, noch eine Prüde, der alles Reine und Unſchuldige verdächtig iſt, weil ſie ſich ſelbſt nicht rein fühlt," ſondern ſie war vielmehr eine Frau, welche die Eingebungen der Phantaſie und die Forderungen des Herzens mit angeborenem Takte den Vorſchriften eines maßvollen Verſtandes unterwarf und einem ungeliebten, aber ehrenwerthen und rückſichtsvollen Gatten treu blieb, weil ſie in ihm ſich ſelbſt achtete. Ihre ganze Erſcheinung muß geweſen ſein wie die der Königin im Don Carlos. Aber glücklicher als dieſe, hatte ſie wenigſtens die Genugthuung, dem Geliebten die Schweſter zu geſellen, welcher ſie mit faſt mehr mütterlicher als nur ſchweſterlicher Zärtlichkeit zugethan war. Als am 14. Januar 1847 auf dem neuen Friedhof zu Jena ein Marmorkreuz auf Karoline's Grab errichtet wurde, ſchrieb man, wie ſie in ihrem letzten Willen verordnet hatte, auf daſſelbe die Worte: „Sie irrte, litt, liebte." Ja, ſie litt und liebte, aber ihr Irrthum, wenn überhaupt einer, war der ſchönſte, war nur dieſer, zu glauben, dem Glücke geliebter Menſchen ſelbſtvergeſſen

ſich zu opfern ſei das höchſte Glück. Zum Heile der Geſellſchaft ſind ſolche Frauen, wie Karoline war, nicht ſo ſelten, wie oft geglaubt wird. Sie haben etwas Eigenthümliches im Auge, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit, Schwärmerei, todwunde und doch ſtillgefaßte Reſignation. Zuweilen blickt aus dieſen Augen, während der Mund opferfreudig lächelt und ein Stral ſanfter Begeiſterung auf der Stirne ſpielt, eine rührende Klage. Aber ausgeſprochen wird ſie nicht, — ausgeweint vielleicht in der einſamen Stille ſchlummerloſer Nächte.

Siebentes Kapitel.

Jena.

Der Ruf nach Jena und eine „Uebertölpelung". — Göthe und Schiller. — Vorbereitung zur Profeſſur und das Magiſterdiplom. — Bürger in Weimar. — Abgang des Dichters nach Jena. — Das Athen an der Saale. — Wie das erſte „Abenteuer" auf dem Katheder glücklich und rühmlich beſtanden wurde. — Ein überrheiniſches Seitenſtück. — Schiller's Republikanismus. — Akademiſche Kehrſeiten. — Line und Lotte. — Der Moment des befreiten Herzens zu Lauchſtädt. — Süßes Geplauder. — Dualismus der Liebe. — Das Ideal und die Wirklichkeit. — Die Löſung. — Eine frohe Weihnacht. — In der Dorfkirche von Wenigenjena. — Stimmen aus dem Honigmond. — Schluß der Wanderjahre.

Die Sehnſucht, womit er nach dem Rudolſtadter Sommeridyll zurückblickte, möglichſt beſchwichtigend, begann unſer Dichter, wieder in Weimar eingewohnt, ſein Winterleben mit dem Vorſatz, wenig mit den Menſchen zu verkehren und bei ſeinem Thee und ſeiner Pfeife recht fleißig zu arbeiten. In einer kleinen Stadt iſt jedoch eine Einſiedlerexiſtenz nicht leicht durchzuführen und ſo konnte ſich Schiller dem Weimarer Geſellſchaftsleben nicht ganz entziehen. Es gingen in dieſem Winter auch einige Perſönlichkeiten an ihm vorüber, die ihm Intereſſe erregten. So der geiſtvolle Sonderling Moritz, der Verfaſſer des Anton Reiſer, bei welchem unſer Dichter „über einige ſeiner Lieblingsgefühle viele Berührungspunkte fand;" ſo ferner der preußiſche Legationsſecre-

Digitized by Google

tair Schubart, ein Sohn des Gefangenen vom Hohenaſperg, welcher Letztere endlich aus ſeinem Gefängniß befreit worden war und jetzt äußerlich behaglich, aber freilich gebrochenen Geiſtes in Stuttgart lebte, wo er am 10. Oktober 1791 geſtorben iſt. Der junge Schubart kam von Berlin her und erzählte dem Landsmann, daß deſſen Dón Carlos auf ſpeziellen königlichen Befehl daſelbſt aufgeführt worden ſei und augenſcheinlich auf den König einen ſehr bedeutenden Eindruck gemacht habe. Insbeſondere ſei die Szene Poſa's mit Philipp dem Zweiten Friedrich Wilhelm dem Zweiten (?) „ſehr ans Herz gegangen." Scherzend ſchrieb Schiller bei dieſer Gelegenheit an die Freundinnen in Rudolſtadt: „Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußiſchen Staat zu regieren."

Zwar nicht nach Berlin, aber nach Jena, nicht auf die Miniſterbank, aber auf den akademiſchen Lehrſtuhl erhielt, bevor das Jahr zu Ende ging, unſer Dichter eine Vocation, und zwar in Folge des Aufſehens, welches ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande gemacht hatte. Es war ihm zugleich lieb und leid. „Du wirſt in zwei oder drei Monaten aller Wahrſcheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Profeſſor der Geſchichte in Jena geworden bin — ſchrieb er am 15. Dezember an Körner. Es iſt faſt ſo gut als richtig. Vor einer Stunde ſchickte mir Göthe das Reſcript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weiſung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es ſehr warm beförderte. Meine Idee war es faſt immer, aber ich wollte wenigſtens noch einige Jahre zu meiner beſſeren Vorbereitung verſtreichen laſſen. Eichhorn's Abgang (von Jena nach Göttingen) macht es aber gewiſſermaßen dringend. Voigt ſondirte mich, an demſelben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der juſt in Gotha war mit Göthe; dort wurde es gleich von ihnen einge-

leitet und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Göthe beförderte es gleichfalls mit Lebhaftigkeit und machte mir selbst Muth dazu. Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen soll. Göthe sagt mir zwar: docendo discitur; aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Professur in allerlei neue Unkosten setzen wird, Lehrsaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht. Freilich wird es heller hinter dieser trüben Periode, denn nun scheint sich doch mein Schicksal endlich fixiren zu wollen." Gegen die Schwestern Lengefeld ließ er sich unterm 28. Dezember so über die Angelegenheit heraus: „Es ist beinahe schon richtig, daß ich als Professor der Geschichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen und jetzt da es zu spät ist, möchte ich gerne zurücktreten. Alle die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin, mein schöner künftiger Sommer in Rudolstadt ist auch fort und dies Alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. Göthe habe ich unterdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus thätig gewesen und zeigt viele Theilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen würde. Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen. Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft:

Digitized by Google

wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nun erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen den Professoren zurechtkomme, ist eine andere Frage.“ Körner ermuthigte den Freund zur Annahme des Rufes, auch darum, weil die Besoldung der Professur, welche Schiller gewiß mit Ehren bekleiden würde, wenigstens einen Theil seiner Bedürfnisse decken werde. Die Antwort des Dichters vom 25. Dezember zeigt, was er eigentlich mit dem „übertölpeln“ gemeint habe. Er schrieb: „Du setzest voraus, daß mir ein Fixum ausgeworfen würde; darin irrst du dich sehr. Woher nehmen?“ Also die fünf Höfe von Weimar, Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen — Jena war die gemeinschaftliche Landesuniversität dieser Staaten — hatten zusammen nicht die Mittel, einem Professor wie Schiller eine Besoldung auszuwerfen, selbst nicht die kleinste! Das ist auch ein Beitrag, und wahrlich kein tröstlicher, zur Kulturgeschichte des Jahrhunderts der Aufklärung. Der gute Körner gestand dem Freunde, daß er von dieser besoldungslosen Professur wenig erbaut sei. „Es ist jetzt zu spät, über die Sache zu reden — schrieb er am 30. Dezember — aber soviel muß ich dir doch sagen, daß Jena an dir und du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst. An deiner Stelle würde ich wenigstens merken lassen, daß ich das fühlte.“ Schiller jedoch dachte viel zu adlich, diesem Rathe zu folgen. Er wollte sich zu keiner „Bettelei“ erniedrigen und äußerte gegen den Freund: „Mein ganzes Absehen bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung finden kann.“ In seinen Briefen von damals findet sich keine ausdrückliche Hindeutung auf die Hoffnung, vermittelst des Amtes, zu dem er berufen wurde, sich die, wie wir wissen, ersehnte häusliche Existenz gründen zu können; allein dessenungeachtet dürfen wir annehmen, daß hauptsächlich diese Hoffnung es

war, was ihn bestimmte, der „goldenen Freiheit" zu entsagen und sich durch Uebernahme der Professur mit der Zeit die Mittel zur Gründung einer Familie zu verschaffen.

Wie aus Vorstehendem erhellt, hatte sich Göthe die Berufung Schiller's nach Jena sehr angelegen sein lassen, und so dürfte hier ein passender Ort sein, die damalige Stellung der Beiden zu einander näher in's Auge zu fassen. Karoline, indem sie dem Freunde zur Professur Glück wünschte, schrieb am 29. Dezember: „Den Antheil Göthe's an dieser Sache finde ich sehr natürlich und habe ihn erwartet; es müßte sonderbar gehen, wenn Menschen wie ihr diesen nicht an einander nähmet." Nun wird freilich unsere Vorstellung von Göthe's „Antheil an dieser Sache" bedeutend angekältet und herabgestimmt, wenn wir den Conseilsbericht von seiner Hand lesen, worin er dem Herzog die Berufung Schiller's empfahl. Er lautet: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu habilitiren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man sie gratis haben könnte." Das klingt allerdings so kühl, daß es Gegnern Göthe's nicht eben schwer fallen mußte, daraus den Schluß zu ziehen, der Herr Minister habe zu Schiller's Berufung zur besoldungslosen Professur in Jena nur mitgewirkt, um den Mann, dessen aufstrebender Ruhm ihn genirt hätte, aus Weimar zu entfernen und zugleich aus der poetischen Laufbahn zu werfen. Das hieß aber der großen Seele Göthe's eine gemeinste Eigenschaft andichten, den Neid, welchen nie gekannt zu haben er mit Recht sich rühmen durfte. Es ist wahr, es wäre ihm, der sein Lebenlang mit hoher Uneigennützigkeit so Vielen und sogar Unwürdigen hülfreich beigesprungen, besser angestanden, wenn er in dieser Angelegenheit nicht allein das Wohl der Universität Jena, sondern auch das Wohl Schiller's berücksichtigt hätte. Aber vielleicht ist ihm, der die Bemühung

um das tägliche Brot nie gekannt, gar nicht eingefallen, was es hieße, das tägliche Brot sich erarbeiten zu müssen. Die Glücklichen, an welche die gemeine Sorge um des Lebens Nothdurft nie herantritt, sind nicht selten so vergeßlich. Und dann darf man, um gerecht zu sein, Zweierlei nicht übersehen: erstlich, daß Göthe nach seiner Zurückkunft aus Italien, wo er so glücklich gewesen und wohin er sich so schmerzlich zurücksehnte, in mannigfacher und herber Gemüthsbedrängniß sich befand, die seine Theilnahme für Andere nothwendig erkälten mußte; und zweitens, daß sein Verhältniß zu Schiller's bisheriger Richtung das einer ausgesprochenen Antipathie war, welche zu mindern die in der Allgemeinen Literaturzeitung neuerlich erschienene, zwar tüchtige und gerechte, jedoch keineswegs unbedingt anerkennende Rezension des Egmont von Schiller's Hand auch nicht eben dienlich sein konnte.

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, mein Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Theilnahme, Niemand verstand meine Sprache." Mit diesen Worten deutet Göthe an, wie unerquicklich seine Lage war, als er sich in Weimar wieder „nothdürftig" eingerichtet hatte. Nachdem er unter der milden Sonne des Südens an zwei Jahre lang in zwang- und sorgloser Muße sich selbst und seinen künstlerischen Neigungen gelebt, verstimmte ihn daheim so Vieles, Alles: — die Rauhheit des Klima's, die wachsende Vorliebe seines herzoglichen Freundes für das Soldatenwesen, die Misère einer kleinstaatlichen Ministerschaft, die Vertrödelung einer kostbaren Zeit durch das unfruchtbare, zerreibende Hofleben, endlich das allgemeine schwüle Unbehagen, womit die schwarz und immer schwärzer sich thürmenden revolutionären Gewitterwolken

die Gemüther drückten. Zum Glück fand er zu dieser Zeit das „Veilchen," die „liebe Kleine," Christiane Vulpius, welche ohne Priestersegen seine Frau wurde und ihm wenigstens innerhalb seiner vier Pfähle ein häusliches Behagen schuf, das ausreichte, ihn die hochherrlichen Römischen Elegieen dichten zu lassen, welche nicht, wie die darin fingirte Situation glauben ließ, in den Armen eines römischen, sondern eines deutschen Mädchens empfunden wurden. Aber gerade das Verhältniß zu Christiane, welche in ihrer anspruchslosen Anhänglichkeit viel mehr, als weiblicher Neid und weibischer Klatsch zugeben will, zu Göthe's Lebensglück beigetragen hat, legte ihm eine neue Prüfung auf, — die Verbitterung des schönen Verhältnisses zu Charlotte von Stein, die sich früher entschieden geweigert hatte, seine Frau zu werden, und es jetzt doch „nicht ertragen konnte, den aus Italien heimgekehrten Herkules nicht mehr am Spinnrocken der abstracten Liebessehnsucht in alle Ewigkeit fortspinnen zu sehen." Es mochte freilich selbst einer Frau, wie Charlotte von Stein war, schwer fallen, von der Rolle einer angebeteten Geliebten zu der einer verehrten Freundin herabzusteigen; aber dennoch wäre es nur billig gewesen, daß sie nicht verlangt hätte, der vierzigjährige Göthe sollte noch ferner die Rolle des schmachtenden Seladon einer nahezu fünfzigjährigen Matrone spielen. Bei solchen, aus Alledem resultirenden Verstimmungen Göthe's war es kein Wunder, daß seine jenseits der Alpen gewonnene Kunstanschauung ihn nicht mit Anerkennung, ja nicht einmal mit Unbefangenheit auf die literarische Bewegung blicken ließ, aus welcher während seiner Abwesenheit Schiller's junger Ruhm hervorgegangen. Er mag das selber darlegen. „Nach meiner Zurückkunft aus Italien — erzählt er — wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausge-

Digitized by Google

breiteter Wirkung, leider ſolche, die mich äußerſt anwiderten, ich nenne nur Heinſe's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abſtruſe Denkweiſe durch bildende Kunſt zu veredeln und aufzuſtutzen unternahm, dieſer, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte. Das Rumoren, das im Vaterlande dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erſchreckte mich; denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu ſehen, die Gegenſtände, zu welchen, die Art und Weiſe, wie ich mich gebildet hatte, ſchienen mir beſeitigt und gelähmt. Ich war ſehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunſt, die Ausübung der Dichtkunſt hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich geweſen wäre; denn wo war eine Ausſicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke ſich meinen Zuſtand! Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen — und nun fand ich mich zwiſchen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Ich vermied Schillern, der, ſich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Verſuche von Perſonen, die ihm und mir gleich nahe ſtanden, lehnte ich ab und ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg — (nämlich des Coadjutors in Erfurt) — der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegenſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in

Eins nicht zusammenfallen können." In Eins zusammenfallen konnten sie freilich nicht, wohl aber, wie die Zeit lehrte, konnten sie zusammenkommen, recht nahe zusammenkommen. Im Uebrigen hätte man von Göthe's Feingefühl schon damals billig erwarten dürfen, daß er zwischen dem Dichter der Räuber und dem Verfasser des Ardinghello zu unterscheiden wüßte.

Nicht weniger merkwürdig als die Bekenntnisse Göthe's in Beziehung auf Schiller sind die des Letzteren in Betreff des Ersteren. Wenn die spätere Freundschaft zwischen den beiden Heroen zu den besten Ergebnissen der deutschen Kulturgeschichte gehört — was doch wohl kein Einsichtiger wird bestreiten wollen — so ist es von höchstem Interesse, zu betrachten, welche außerordentlichen Entfernungen jeder von ihnen zu durchschreiten hatte, bis zu dem Punkte, wo sie sich fanden. Es ist ein förmlicher psychologischer Prozeß, bitter und herbe genug in seiner Gährung. Am 2. Februar 1789 schrieb Schiller an Körner: „Oefters um Göthe zu sein würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an Nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke .... Eine ganz sonderbare Mischung von Liebe und Haß ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius

gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Göthe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht („die Künstler") gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von ihm zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann." Drei Tage später (am 5. Februar) that er in einem Brief an Karoline eine Aeußerung, welche mit der vorstehenden völlig übereinstimmt: — „Göthe ist noch gegen keinen Menschen, soviel ich weiß, sehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen. Er hat sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünschen und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl." Zur höchsten Bitterkeit endlich schlägt die „aus Liebe und Haß sonderbar gemischte Empfindung" Schiller's für Göthe in einem vom 9. März datirten Brief an Körner aus: — „Ich will mich gern von dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir einmal im Wege und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen[12]) und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!" Schmerzliche Worte, schmerzlich auch insofern, als sie verrathen, daß selbst der Idealismus eines Schiller's in Momenten der Schwäche unter dem Drucke der Wirklichkeit sich gebeugt hat. Wahr ist freilich, das Glück

hatte Göthen in jeder Weiſe vor Schiller begünſtigt und es bleibt faſt unbegreiflich, daß gemeint und geſagt werden konnte, Schiller ſei durch die „äußeren Umſtände" mehr als Göthe „begünſtigt" worden, weil, während dieſer durch Amtspflichten geſtört worden, jener „zu Hauſe, in aller Gemächlichkeit ſeine äſthetiſchen Kriſen" habe „abwarten" können. Den lähmenden, verbitternden, aufreibenden Kampf um das Daſein in des Wortes herbſter Bedeutung, wie Schiller ſein Lebenlang ihn kämpfen mußte, hat Göthe gar nicht gekannt. Ihm, dem es gegönnt war, in einem mit allem Behagen des Lebens ausgeſtatteten Elternhauſe eine heitere Kindheit zu verleben, ihm, der als Jüngling bei reichlich zu Gebote ſtehenden Bildungsmitteln ſeine geiſtigen und körperlichen Gaben und Kräfte harmoniſch entwickeln konnte, iſt auf der Schwelle des Mannesalters eine höchſte Staatsſtelle mühelos zugefallen, und nachdem ſeine Jugend durch die Liebe ſchönſter und beſter Frauen beglückt und bereichert worden, führte ihn die Gunſt des fürſtlichen Freundes auf einem mit allen Roſen des Lebensgenuſſes beſtreuten Weg auf die Höhen des Daſeins. Wie ärmlich, gedrückt und ſorgenvoll waren dagegen Schiller's Knaben- und Jünglingsjahre! Er hatte die in der Militär-Akademie ertragene Sklaverei nur mit der des Garniſonsdienſtes vertauſcht, er hatte, um ſeinen Genius zu retten, aus der Heimat fliehen, hatte, ein unſtäter Wanderer, unter Kummer und Noth an der Vervollſtändigung ſeiner Bildung arbeiten, hatte mit Kränklichkeit, Verlaſſenheit und Schuldenbedrängniß ringen, hatte jeden Erfolg der Ungunſt des Geſchickes abſtreiten müſſen und war jetzt in ſeinem dreißigſten Jahre äußerlich nicht weiter gelangt als zu einer Lehrſtelle ohne Gehalt. Es iſt geradezu wunderlich, von „Gemächlichkeit" zu reden in Beziehung auf Schiller, der faſt bis zuletzt literariſche Frohndienſte thun mußte, um nur ſeinem Genius nothdürftigen Raum zu freier Aeußerung zu ſchaffen. Ja, er fühlte den Unterſchied zwiſchen ſeinem und

Göthe's Verhältniß zum Glück und er war ihn zu fühlen berechtigt. Als er ſpäter ſein ſchönes Gedicht „das Glück" ſchrieb, hat er vielleicht unwillkürlich an dieſen Unterſchied gedacht und deßhalb paſſen auch, glaube ich, die vier erſten Diſtichen dieſes Gedichts ſo gut auf Göthe wie die zwei folgenden auf ihn ſelbſt [13]). Auf der andern Seite darf nicht verſchwiegen werden, daß Göthe die Gunſt des Geſchickes, welche ihm geworden, durch raſtloſe Arbeit redlich verdiente, daß er nicht nur ein Glücklicher, ſondern auch ein Strebender war und blieb und daher den Werth ſeiner äußeren Stellung ſtets ſeinem inneren Berufe weit unterordnete. So ſagt er in ſeinen Briefen an Frau von Stein (II, 231): „Eigentlich bin ich doch zum Schriftſteller geboren! Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich Etwas nach meinen Gedanken gut geſchrieben habe" — und am 27. Januar 1824 äußerte er gegen Eckermann: „Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es Nichts als Mühe und Arbeit geweſen und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünfundſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben ſein wollte. Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen." In dieſem Glücke ſollten ſich die beiden Heroen ſpäter zuſammenfinden. Daß aber Schiller ſchon lange zuvor und ſeiner herben Ausſprüche ungeachtet wirklich „groß" von Göthe gedacht habe, wird uns durch eine höchſt denkwürdige Aeußerung von ihm bewieſen, eine Aeußerung, in welcher ſich Beſcheidenheit und Selbſtgefühl auf's Schönſte verbinden. Es war wie ein einſtweiliger verſöhnlicher Abſchluß ſeines Verhältniſſes zu Göthe, wenn er unterm 25. Februar 1789 an Körner ſchrieb: „Mit Göthe meſſe ich mich nicht, wenn er ſeine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr

Reichthum an Kenntniſſen, eine ſicherere Sinnlichkeit und zu allem dieſem einen durch Kunſtkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunſtſinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwiſſenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht ſoviel Feinheit gehabt, dieſe Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüberzuziehen, ſo würde ich in dieſem Fache gar nicht neben ihm ſichtbar geworden ſein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewiſſe Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen iſt. Will ich in das natürliche Drama einlenken, ſo fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, ſehr lebhaft. Deswegen laſſe ich mich aber nicht abſchrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente mir fehlen, ſo überzeuge ich mich deſto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich ſoweit gebracht hat, als ich ſchon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen ſo großen Mangel von der anderen nicht ſo weit bedecken können, als geſchehen iſt, und es überhaupt nicht ſoweit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. Mit dieſer Kraft muß ich doch Etwas machen können, das mich ſoweit führt, ein Kunſtwerk von mir neben eins von denen Göthe's zu ſtellen. Man ſieht, Schiller ließ ſich keine Mühe verdrießen, die ſchwerſte aller Künſte, die der Selbſtbekenntniß, ſich anzueignen. Körner ſchrieb ihm unterm 4. März zurück: „Deine Vergleichung zwiſchen dir und Göthe kann ich nicht ganz unterſchreiben. Du haſt dich meines Erachtens in Beſcheidenheit überſprungen. Daß Göthe mehr Genie habe als du, zweifle ich ſehr. Aber mehr Kunſtfertigkeit in einigen Fächern kann er haben und dieſen Vorzug kannſt du ihm abgewinnen, auch im dramatiſchen Fache." Richtiger hätte Körner geſagt: vorzugsweiſe im dramatiſchen Fache, denn

hier überwog Schiller's Genius den Göthe'ſchen ebenſo entſchieden, als er dieſem im lyriſchen und epiſchen nachſtand.

Unter fleißigem Briefwechſel mit dem Freunde in Dresden und den Freundinnen in Rudolſtadt, unter Arbeiten für den Merkur und die Thalia, unter Vorbereitungsſtudien für ſein Lehramt ging unſerem Dichter der Winter hin, deſſen ſtarker Froſt ihm öfteres Uebelbefinden zuzog. Soweit es ſeine Zeit erlaubte, that er Alles, den Lehrſtuhl nicht unvorbereitet zu beſteigen. Seine Aeußerung gegen Körner: „Eigentlich ſollten Kirchengeſchichte, Geſchichte der Philoſophie, Geſchichte der Kunſt, der Sitten, des Handels mit der politiſchen in Eins zuſammengefaßt werden und dieſes erſt kann Univerſalhiſtorie ſein; mein Plan iſt es, dieſen Weg zu gehen" — liefert auch den Beweis, daß er in Auffaſſung des Berufes eines Geſchichtslehrers ſeiner Zeit vorauseilte; denn hier iſt ſchon die kulturgeſchichtliche Behandlung des hiſtoriſchen Stoffes vorgezeichnet, wie ſie erſt im 19. Jahrhundert zu fruchtbarer Geltung gekommen. Aber als „höchſtes Lebensintereſſe" behielt er doch mitten unter ſeinen gelehrten Exercitien ſeine Künſtlerſchaft auch damals im Auge. „Ich muß ganz Künſtler ſein können oder ich will nicht mehr ſein!" ſchrieb er am 9. März an Körner und zur gleichen Zeit beſchäftigte ihn der Gedanke, eine „Fridericiade" zu dichten, für eine Weile wieder ſehr lebhaft. Im Märzheft des Merkur erſchienen „die Künſtler" und entzückten Körner, welcher unterm 19. März dem Dichter ſchrieb: „Ich glaube nicht, daß ein Product von dir exiſtirt, welches dir mehr Ehre macht." Um dieſe Zeit erfolgte die förmliche Vocation nach Jena und lief auch von dort das Magiſterdiplom ein, wofür Schiller zu ſeinem nicht geringen Verdruſſe vierundvierzig Thaler bezahlen mußte. In der zweiten Hälfte des März ging er nach Jena, um ſich dort eine Wohnung zu miethen, ſeinen Herren Collegen ſich vorzuſtellen und im Lectionskatalog ankündigen zu laſſen, daß er, wie

Digitized by Google

er ſich ſcherzend ausdrückte, im Sommerſemeſter „ſeine Bude eröffnen," d. h. als ſein erſtes Collegium „Einleitung in die Univerſalhiſtorie" leſen würde. Aber von Sehnſucht getrieben, machte er nach Jena einen Umweg über — Rudolſtadt. Bei ſeiner Zurückkunft nach Weimar hat er in einem inzwiſchen daſelbſt eingelaufenen Schreiben Lotte's gewiß mit ſüßer Genugthuung das Geſtändniß geleſen, daß die Freude, welche ihr ſeine Anweſenheit in Rudolſtadt bereitet, „den ganzen langen traurigen Winter aus ihrem Gedächtniß verlöſcht habe." Dem Freunde in Dresden verſchwieg er den nach Rudolſtadt gemachten Abſtecher, wie er denn überhaupt hinſichtlich ſeiner Stellung zur Familie Lengefeld gegen Körner merkwürdig zurückhaltend war, bis ſeine Verlobung mit Lotte als vollendete Thatſache daſtand. Hält man den Briefwechſel des Dichters mit Karoline und Lotte mit der gleichzeitigen Correſpondenz mit Körner zuſammen, ſo iſt es faſt komiſch zu ſehen, wie der Letztere, welcher nicht weiß, daß und wie ſehr Schiller's Herz in Rudolſtadt gefeſſelt war, ſich abmüht, dem Dichter eine vortheilhafte Partie zu verſchaffen, und welche Diplomatie Schiller aufbietet, dieſe Bemühung zu vereiteln. In den letzten Tagen ſeines Aufenthalts in Weimar gelangte er noch zur Bekanntſchaft mit zwei berufenen Perſönlichkeiten jener Zeit. Die eine, der Capellmeiſter Reichardt, welcher nach Weimar gekommen war, um Göthe's Claudine von Villabella in Muſik zu ſetzen, machte auf unſeren Dichter einen ſehr widerwärtigen Eindruck; zur andern, Bürger, trat er in nähere Beziehung. „Bürger war vor einigen Tagen hier — ſchrieb er am 30. April an Lotte — und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Es iſt gar nichts Auszeichnendes in ſeinem Aeußeren und in ſeinem Umgang, aber ein gerader guter Menſch ſcheint er zu ſein. Der Charakter von Popularität, der in ſeinen Gedichten herrſcht, verleugnet ſich auch nicht in ſeinem perſönlichen Umgang und

hier wie dort verliert er ſich zuweilen ins Platte. Das Feuer der Begeiſterung ſcheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu ſein. Der Frühling ſeines Geiſtes iſt vorüber und es iſt leider bekannt, daß Dichter am früheſten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunſt zu Gefallen, mit einander einzugehen. Er ſoll darin beſtehen, daß wir Beide das nämliche Stück aus Virgil's Aeneide überſetzen, Jeder in einer anderen Versart." Dieſer Brief war der letzte, welchen die Freundin von Schiller aus Weimar empfing: am 10. Mai war er zum Abgang nach Jena fertig.

Der berühmte, auf den glänzendſten Blättern der Geſchichte des deutſchen Geiſtes verzeichnete Ort iſt noch jetzt, was er damals und ſchon ſeit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war, eine kleine Univerſitätsſtadt, zwei Meilen ſüdöſtlich von Weimar zwiſchen ſchön geformten Bergen im ſchmalen Thal der Saale gelegen, welche hier den Leutrabach aufnimmt. Der auf dem linken Ufer des lebhaft dahinrauſchenden Fluſſes anſteigende Hainberg, auch als vormaliger Träger des Hochgerichts Galgenberg geheißen, gewährt über Stadt, Thal und die einſchließenden Höhenzüge einen reizenden Ausblick, deſſen, einer Localtradition zufolge, auch unſer Dichter oft und mit Vorliebe ſich erfreut hat. Die größte Zierde der Stadt als ſolcher iſt ihr Marktplatz, ein ziemlich regelmäßiges, von alterthümlichen Häuſern umſchloſſenes Viereck, vor Zeiten der Lieblingsſchauplatz eines tumultuariſchen Studentenlebens. Hier wurden noch in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am hellen Tage die „Paukereien" der Muſenſöhne abgethan, während dicht daneben im uralten Rathhaus ein wohlweiſer Magiſtrat das Wohl der Stadt berieth. Die Sage weiß von einem Rathsherrn aus jener „guten alten Zeit" zu erzählen, der, bei einer ſolchen Gelegenheit durch das Degenklirren auf den Söller des Rathhauſes gelockt, in einem der Fechtenden den eigenen Sohn erkannte und

ihm zurief: „Fritz, halt' dich brav! Du sollst auch 'nen neuen Rock haben." Wenn übrigens den 1793 erschienenen „Briefen über Jena" zu glauben ist, so kümmerten sich noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Jenenser Studenten nicht eben viel um neue Röcke. Bis zur Zeit, wo die große geistige Blüthe der Universität begann und damit auch die mittelalterlich rohen Sitten zu weichen anfingen, erschien den angezogenen Briefen zufolge der Jenenser Student als ein Wesen, „dessen Garderobe gewöhnlich in einem Ueberrock, einem Kollet und einem Paar lederner Beinkleider bestand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnißmäßige Stiefeln trug, eine ausnehmende Geschicklichkeit besaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunter zu gießen, Jeden, der ihm nahe kam, hinter die Ohren schlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle „„auszumachen."" Seine Sprache war ein Gemisch von eigenen Kunstwörtern, sein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger und das niedrigste Geschöpf ein Mensch, der nicht Lust hatte, sich jeden Augenblick um Nichts zu raufen, und der sich in seiner Kleidung einer gewissen Sauberkeit und Eleganz befliß." Und wie in Jena, so war es auch auf den übrigen deutschen Hochschulen mit dem Gebahren der Studenten bestellt, mit Ausnahme der ganz jungen Universität Göttingen, welche keine mittelalterlichen Traditionen hatte und das Gesetzbuch des Unsinns, „den Comment," nicht anerkennen wollte. Durchblättert man die wüsten, aber kulturgeschichtlich wichtigen Bücher von Friedrich Christian Laukhard, seine Selbstbiographie (1792—97), seine „Annalen der Universität zu Schilda" (1798), so entsetzt man sich über die unsägliche Rohheit, in welcher sich bis gegen 1790 hin die deutschen „Musensöhne" gefielen. Auch die Docenten wetteiferten nicht selten mit den Studenten in physischem und moralischem Cynismus. Gab es doch in Jena noch zu Schiller's Zeit gelehrte Inventarstücke, welche an die Grundling

Digitized by Google

und Morgenſtern im Tabakscollegium Friedrich Wilhelm's I. deutlich genug erinnerten. Da ſah man einen Doctor legens der Mathematik, welcher von den Studenten aus Barmherzigkeit oder Muthwillen in ein Galakleid geſteckt worden, das ihm vom Leibe faulte, ſo daß er im Federhut und rothen Treſſenrock einherging, einen ſchwarzen Strumpf um den Hals und ein zerlöchertes Hemd darunter. Ferner einen Orientaliſten in einem abgeſchabten weißen Rock, der ihm ebenſoviel zu lang als das ſchwarze Beinkleid zu kurz war, in ausgetretenen Pantoffeln einherſchlurfend und ſich mittelſt eines Quaſtenſtockes, der ihm bis über die Naſe ging, im Gleichgewicht erhaltend. Endlich einen Philoſophen, welcher durch Anſchlag am ſchwarzen Brett bekannt machte, er beabſichtige ein Collegium über Kant's Kritik der reinen Vernunft zu leſen, falls ihm Jemand das fragliche Buch leihen wollte. Indeſſen waren die akademiſchen Zuſtände von Jena in den achtziger Jahren in einer entſchiedenen Wendung zum Beſſeren und Edleren begriffen. Schon das Ordensweſen, wenn auch mit viel müſſiger Spielerei verbunden, hatte an die Stelle des orgienhaften Treibens im Schooße der Landsmannſchaften Keime einer idealeren Anſchauung in die akademiſche Jugend gepflanzt und das Aufſproſſen derſelben ſehen wir in dem Beſchluß der Jenenſer Studentenſchaft vom Jahre 1791, dem wüſten Duellweſen durch Einſetzung von Ehrengerichten ein Ende zu machen. Mit dem Uebergang von dem gelehrten Schlendrian zu wirklich wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, welchen Karl Auguſt's und ſeiner Miniſter Göthe und Voigt liebevolle Fürſorge für die Univerſität ermöglichte, hob in Jena auch die Entwilderung der akademiſchen Lebensführung an. Schon zu Anfang der achtziger Jahre lehrten in Jena Döderlein und Griesbach Theologie, G. Hufeland Jurisprudenz, Loder Anatomie, Schütz, mit Bertuch Herausgeber der einflußreichen Allgemeinen Literaturzeitung, Philologie. Mit Reinhold's Anſiedelung (1787) wurde die Uni-

verſität der Hauptſitz der Kantiſchen Philoſophie, alſo einer wiſſenſchaftlichen Richtung, welche alle Disziplinen neubelebend durchdrang. Zugleich mit Schiller waren zu Jena Männer wie Paulus, Niethammer, Batſch, Ilgen, Woltmann und Chr. W. Hufeland thätig. Etwas ſpäter kamen Fichte, Schelling, Hegel, die Brüder Schlegel, Feuerbach, Gries. Ab und zu gingen die Brüder Humboldt, Hölderlin, die Romantiker Novalis, Tieck, Brentano. Bei Schiller's Eintreffen zählte die Hochſchule nahezu 800 Studenten und dieſe Zahl vermehrte ſich ſpäter noch bedeutend. Da entwickelte ſich denn in dem kleinen „Saal-Athen" ein Leben von außerordentlicher Regſamkeit und Buntheit, das ſich um ſo unbefangener darſtellte, als es in politiſcher Beziehung noch ganz harmlos angethan war. Alle Gegenſätze des deutſchen Daſeins von damals waren hier auf einen kleinen Raum zuſammengedrängt und bewegten ſich, bei nicht karg zugemeſſener Freiheit, zwanglos neben einander. Man verſtand es noch, das Leben heiter zu nehmen und unbekümmert zu genießen, und man ſtieß ſich nicht ſonderlich daran, wenn in modernſte Beſtrebungen, in die idealſten Anſchauungen in Wiſſenſchaft und Kunſt noch manch ein Stück Mittelalter, in zähen Profeſſoren- und Studentenbräuchen verſteinert, zudringlich hereinragte.

Am 11. Mai 1789 traf Schiller in Jena ein. In einem Hauſe, welches, ſoviel ich erfahren konnte, nicht mehr auszumitteln iſt, bezog er die ſchon vorher gemiethete Wohnung. Das Haus gehörte „zwei alten Jungfern, die ſehr dienſtfertig, aber auch ſehr redſelig" waren. Er rühmte gegen Körner die ſchöne Einrichtung ſeiner drei Zimmer und ſetzte wie entſchuldigend hinzu, daß er ſich auf eigene Koſten einen Schreibtiſch habe machen laſſen, der ihn zwei Carolin koſtete. Er habe ſchon längſt danach getrachtet, „weil ein Schreibtiſch doch ſein wichtigſtes Möbel ſei und er ſich immer damit habe behelfen müſſen." Dann entwarf er ein „ſtrenges" Budget und meinte, er werde

mit 450 Thaler jährlich auskommen, um so mehr, da ihm seine Hausjungfern das Mittagsessen zu dem Preise von 2 Groschen auf's Zimmer liefern wollten. Am 26. Mai bestand er das erste „Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer," indem er sein Lehramt mit der im April geschriebenen meisterhaften Vorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte!" eröffnete. Man muß ihn das selbst erzählen hören. „Das Reinhold'sche Auditorium — (die Professoren hatten damals in Jena und anderwärts für ihre Lehrlocale noch selbst zu sorgen) — bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann etwas über hundert Menschen fassen. Ich wollte eine größere Menge nicht voraussetzen und diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Weise belohnt worden. Meine Stunden — Dienstags und Mittwochs — sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinhold's Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen und mein Muth nahm eher zu. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es Einem ein, der bei mir war, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Griesbach's Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Griesbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, mit Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Griesbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte Anfangs, es wäre Feuerlärm. Was ist denn?

Was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man ſich zu: der neue Profeſſor wird leſen. Ich folgte in einer kleinen Weile nach, von Reinhold begleitet; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich faſt ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe. Griesbach's Auditorium iſt das größte und kann, wenn es vollgedrängt iſt, zwiſchen drei- und vierhundert Menſchen faſſen. Voll war es diesmal und ſo ſehr, daß ein Vorſaal und noch die Flur bis an die Hausthüre beſetzt war und im Auditorium ſelbſt Viele ſich auf die Subſellien ſtellten. Ich zog alſo durch eine Allee von Zuſchauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, beſtieg ich ihn und ſah mich von einem Amphitheater von Menſchen umgeben. So ſchwül der Saal war, ſo erträglich war's am Katheder, wo alle Fenſter offen ſtanden, und ich hatte doch friſchen Odem. Mit den zehn erſten Worten, die ich ſelbſt noch feſt ausſprechen konnte, war ich im ganzen Beſitz meiner Contenance und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich ſelbſt überraſchte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorleſung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden und mir widerfuhr eine Aufmerkſamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Profeſſor das erſte Beiſpiel war: ich bekam eine Nachtmuſik und Vivat wurde dreimal gerufen."

Wie deutſch-gemüthlich, wie harmlos-idylliſch das klingt! Die Antrittsrede eines neuen Profeſſors iſt ein Ereigniß, das eine ganze Stadt in Aufregung bringt. Es will in unſerer Vorſtellung gar nicht recht hineinpaſſen in eine Zeitatmoſphäre, die ungeheurer Verhängniſſe voll war. Zweiundzwanzig Tage vor Schiller's Debut als akademiſcher Lehrer hatte jenſeits des Rheins die erſte Szene des erſten Acts einer weltgeſchichtlichen Tragödie geſpielt. Die Morgenſonne des 4. Mai von 1789 warf Lichtmaſſen auf die breiten Straßen von Verſailles, die von Feſtjubel-

Digitized by Google

klängen widertönten, welche nur das Requiem der Monarchie Ludwig's des Vierzehnten waren. Heute das Fest und morgen schon der Kampf. Eine kirchliche Feier ging der Eröffnung der Reichsstände voran, die auf den kommenden Tag festgesetzt war. Ueberall soldatischer und priesterlicher Prunk, Fanfaren, Glockengeläute, Trommelwirbel, Geschützdonner, überall von Erwartung glühende Gesichter und fieberhaft funkelnde Augen, an den Fenstern ein ununterbrochener Blumenkranz geputzter Frauenköpfe. Von der Pfarrkirche Notre-Dame bewegte sich die Prozession nach der Kirche des heiligen Ludwig. Voran der Klerus von Versailles mit der Musik der königlichen Kapelle. Dann in ihren schwarzen Mänteln die Deputirten des dritten Standes, welcher nach des Abbé Sièyes vorahnendem Wort nach wenigen Tagen schon „Alles" sein, die Nation repräsentiren sollte, — vorragend über alle der Löwenkopf Mirabeau's. Hierauf die Abgeordneten des Adels, in den Borten, Spitzen und Federn ihrer Gewänder zum letzten Mal die prunkende Herrlichkeit des Feudalismus voll zur Schau tragend. Dann die „Plebejer der Kirche," die Pfarrer, getrennt von den ihnen nachtretenden Prälaten mit Infuln und Bischofsstäben und im Geiste schon den Vertretern des Bürgerstandes über den Adel hinweg die Hände reichend. Nun kam der Erzbischof von Paris mit der Monstranz unter einem Baldachin, dessen Schnüre vier Prinzen von Geblüt hielten, und hinter ihm der König und die Königin. Der Jubelruf, womit die Volksmenge die bürgerlichen Deputirten empfangen hatte, war verstummt, als die Tochter Maria Theresia's erschien, schmerzzerrissen, bleich, aber mit stolz aufgeworfener Unterlippe der stummen Beleidigung trotzend. Ach, mitten in all dem Festpomp schnürte dieser unglücklichen Frau, Mutter und Königin die Ahnung des kommenden Furchtbaren das Herz zusammen, daß sie auf ihren Füßen wankte und durch den Arm der hinter ihr schreitenden Prinzessin von Lamballe aufrecht erhalten werden mußte. An einem Fenster

Digitized by Google

ſtanden Frau von Montmorin, Vertreterin der ſchon jetzt beſiegten Ariſtokratie, und Frau von Staël, Vertreterin der ſchon jetzt ſiegreichen Bourgeoiſie. Die Tochter Necker's konnte ſich nicht enthalten, ihre laute Freude über das prächtige Schauſpiel zu bezeugen. Da ſagte Frau von Montmorin zu ihr: „Sie thun unrecht, ſich zu freuen; dieſer Tag wird großes Unheil über uns bringen.“ Frau von Staël fühlte ſich von einem plötzlichen Schauder angewandelt und ſie mußte ſpäter der Stunde und des Wortes gedenken, als ſie erfuhr, daß die Prophetin der Guillotine zum Opfer gefallen.

Welcher Contraſt zwiſchen dieſer franzöſiſchen Szene auf den Straßen von Verſailles und jener deutſchen im Griesbach'ſchen Lehrſaal in Jena! Und doch waren wieder beide Vorgänge nur verſchiedene Erſcheinungsformen eines und deſſelben Geiſtes der Zeit. Was jenſeits des Rheins im Bereiche der That ſich zu vollziehen begann, die Zertrümmerung der mittelalterlichen Weltanſchauung, vollzog ſich dieſſeits im Bereiche der Idee. Die deutſche Jugend hat wohl gewußt oder wenigſtens inſtinktmäßig geahnt, warum ſie in das Auditorium des „neuen Profeſſors“ ſtrömte und denſelben beim Antritt ſeines Lehramts mit einer Serenade begrüßte. Aus Schiller's Worten wehte ſie der Geiſt der neuen Zeit an. Allerdings waren ſeit Jahrhunderten die politiſchen Zuſtände Deutſchlands ſo, daß die Gemüther klarer Anſchauungen und beſtimmter Begriffe in ſtaatlicher Beziehung ganz entwöhnt ſein mußten, und wie ſehr die politiſche Erziehung, die Betheiligung des Bürgers am Staatsleben fehlte, das zeigt uns die politiſche Indifferenz oder das politiſche Schwanken ſelbſt der erwählteſten Geiſter unſerer claſſiſchen Kulturperiode. Allein wenn irgend in einem dieſer Geiſter die Beziehung der freien Kunſt und Wiſſenſchaft zum freien Staate lag, ſo war es Schiller, der in ſeinem innerſten Weſen Republikaner geweſen iſt, zugleich aber auch ſcharf die Schranke markirt, welche den Mann von Geiſt und Bildung, ſobald er ein reifer geworden, von dem vulgären

Digitized by Google

Demokratismus, von der pöbelfrohen Gleichmacherei trennt. Schon als Jüngling hatte er in der Thalia als sein politisches Credo aufgestellt: „Das Grundprinzip, worauf alle Staaten beruhen müssen, ist, daß die Bürger sich selbst die Gesetze geben, denen sie gehorchen sollen, und daß Gehorsam und Pflichterfüllung aus Einsicht und Liebe zu den selbst gegebenen Institutionen und nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe oder aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Oberen entspringen." Er war auch keineswegs der Ansicht, daß dieses Prinzip nur passiv verfochten werden sollte. Er hat sich darüber deutlich genug ausgesprochen, wenn er in der Einleitung zu seiner niederländischen Geschichte sagt: „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann." Und daß er dies nicht nur als Weltbürger meinte, sondern auch als Patriot, bezeugen die ferneren, später aus der Einleitung zu dem genannten Geschichtswerk weggelassenen Worte: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen." Ist das nicht wie eine prophetische Antecipation des Geistes von 1813? Aber freilich, der Gang der französischen Revolution, wie ihn Schiller miterlebte, war seinem idealen Freiheitsstreben nicht homogen. Er, der Prophet des Idealismus, wandte sich daher bald, ja gleich zu Anfang mißmuthig von dem herben und derben Realismus dieser Umwälzung ab und, einer Zukunft sich getröstend, wo der weltgeschichtliche Kampf zwischen Freiheit und Despotismus durch eine gereiftere Gesellschaft siegreich zu Ende geführt werden würde,

Digitized by Google

ſchrieb er im Hinblick auf ſeine Zeitgenoſſen in ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen reſignirt die Worte nieder: „Das Gebäude des Naturſtaats wankt, ſeine mürben Fundamente weichen und eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.“ Er hätte bekanntlich noch fünfundfünfzig Jahre ſpäter genau daſſelbe Wort wiederholen können. Eine Stunde währt nach der Uhr der Weltgeſchichte ein Jahrtauſend und fünfzig Jahre ſind in der Entwicklung der Menſchheit nur ein Augenblick: — das darf man nie vergeſſen, wenn man bei der Lectüre der Geſchichte nicht ſeine Fähigkeit, zu hoffen, oder wenigſtens nicht ſeinen Gleichmuth einbüßen will.

Unter günſtigen Auſpicien hatte ſich alſo des Dichters Laufbahn als akademiſcher Lehrer eröffnet. Freilich trübte ſich die heitere Ausſicht bald, indem Schiller erfuhr, was akademiſcher Kleingeiſt und Brotneid zu bedeuten habe, und auch, wie ſehr Körner richtig ſah und fühlte, wenn er meinte, der Freund ſei eben nicht zum Gelehrten und Docenten, ſondern zum Künſtler geboren. Bevor noch das Jahr zu Ende ging, hatte der Dichter Veranlaſſung, dem Freunde zu ſagen: „Es iſt mir gar lieb zu hören, daß auch dir vor dem Univerſitätsweſen ekelt; ich wollte es in meinen letzten Briefen an dich nur nicht gerade herausſagen, daß mir dieſe Exiſtenz — verbunden mit der ganzen Begleitung von fatalen Umſtänden, die von dem Profeſſorleben unzertrennlich ſind — herzlich verleidet iſt.“ Vorerſt jedoch fühlte ſich Schiller über die Unannehmlichkeiten ſeiner Lage weit hinweggehoben durch den Verkehr mit Karoline und Lotte, in welchem Alles auf eine große Entſcheidung hindrängte. Wir müſſen aber, um den

Digitized by Google

Ganz des Verhältnisses an der Hand des Briefwechsels der drei Befreundeten zu verfolgen, in der Zeit etwas zurückgreifen.

Im Winter von 1788 — 89 hatte die zwischen Rudolstadt und Weimar gehende Botenfrau viele Briefe und Bücherpakete hin und her zu tragen. In ihrer Antwort auf den ersten Brief, welchen Schiller wieder aus Weimar gesandt, sagte Lotte: „Es ist sonderbar und oft unbegreiflich, wie sich Menschen finden. Ich denke gern über die Zufälle nach, die uns oft zusammenbringen. Wir kennen uns erst ein Jahr, und mir ist's, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las; aber nun ist es doch noch anders, denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken. Und so wird's bleiben, nicht wahr?" Man sieht, wie sich in Lolo das Gefühl der Liebe in harmloser Unbefangenheit immer entschiedener hinter dem der Freundschaft vordrängt. Schon auch einigermaßen die Ausschließlichkeit der Liebe. So, wenn sie dem Freunde, der sich über sein einsames Winterleben beklagt hatte, schrieb: „Daß Sie einsam leben, freut mich; denn eigentlich möchte ich nicht gern allen Menschen Ihre Gesellschaft gönnen." Es ist von nicht geringem Interesse, in dem reizenden Drama der Liebe und Freundschaft, wie ich den Briefwechsel des Dichters mit den beiden Schwestern in den Jahren 1788 und 1789 wohl nennen darf, die Verschiedenheit der Ausdrucksweise der letzteren zu beachten. Aus Lotte's Briefen spricht mehr ein gebildetes Gemüth, aus Karoline's mehr ein hochfliegender Geist: Lolo plaudert anmuthig, Line — wie sie von der Schwester vertraulich genannt wird — philosophirt kühn, wenn auch nie unweiblich. Im Dezember 1788 schrieb sie: „Ein großes Prinzip der Duldung ist mir der Gedanke, daß die Menschen zu dem geboren werden, was sie sind, und nicht fliegen können, wenn ihnen die Natur keine Flügel gegeben hat. So wie es Cedern und Gänseblumen geben muß, so muß es auch

verschiedene Menschenarten geben, glaube ich. In unserm Herzen däucht es mir doch ein schöner Irrthum, daß wir die Gänseblumen mit gleicher Liebe wie die Cedern umfassen; er deutet mir auf das Dasein einer schönheitsreichern Welt, deren Ahnung unsern innern Sinn ergriffen hat. Glücklich macht diese überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch ist wieder kein Glück ohne sie. Ach, das Regen der Flügel der Psyche, die an ihre Hülle stoßen — wie klar drückt das Bild unsere Existenz aus!" Als Schiller ungeduldig über Göthe's kalte Zurückhaltung und mit besonderer Beziehung darauf, im Februar 1789 geschrieben hatte: „Erwarten Sie nicht zu viel Herzliches und Ergießendes von Menschen, die von Allem, was sich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden; es ist nichts zerbrechlicher im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen" — entgegnete Karoline beschwichtigend: „Ich habe über den Anfall von Timonslaune, den Sie in Ihrem letzten Briefe hatten, lachen müssen. Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, die eigentliche Grundsäule der Menschheit, so leicht einstürzen könne und daß das menschliche Wesen sich so ganz in Ruhmsucht und Eitelkeit auflöse. Ueber Göthe kann ich eigentlich sehr wenig sagen, da ich ihn so gar selten gesehen habe. Das bleibt mir aber doch immer wahr, daß man ihm nur seines Genie's willen Vieles vergeben kann und auf das Vergebenmüssen kommt man doch am Ende immer mit den Menschen; aller Umgang müßte sonst aufhören. Die rein umschriebene Form der Menschheit, die sich in jeder Lage des Lebens graziös bewegt und nie von der Schönheitslinie weicht, wo ist sie?" Wie sehr zu jener Zeit Frauen von Bildung auch an der wissenschaftlichen Seite der literarischen Entwicklung Antheil nahmen, bezeugt die Begeisterung, womit sich die beiden Schwestern im März 1789 über Müller's Schweizergeschichte äußerten, deren Lectüre sie beschäftigte. Das sanfte Lolochen ist ganz Feuer und Flamme, wenn es dem Dichter

Digitized by Google

von dem heroiſchen Tod ſeines „Lieblings“ Winkelried erzählt. Auch das Merkurheft, worin „die Künſtler“ ſtanden, kam in jenen Tagen nach Rudolſtadt. Line ſchrieb dem Freunde darüber: „Es iſt mir einer der beſten Genüſſe, ſie (die Künſtler) zu leſen; ich finde ſie ſo durchaus ſchön und ſo in einem Geiſte, daß ich noch eigentlich keine Lieblingsſtelle darin zu nennen wüßte: man möchte das Gedicht aber gleich ganz in der Seele behalten“ — und Lotte: „Sie haben den Lorbeerkranz errungen! So hat noch kein Dichter die Künſte beſungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben, und man fühlte es ſo klar, daß es ſo iſt.“

Zwiſchen dem 15. und 21. Juni ſtattete Schiller einen kurzen Beſuch in Rudolſtadt ab und in der erſten Hälfte des Juli hatte er die Freude, die Schweſtern in Jena zu begrüßen. Karoline ſollte das Bad in Lauchſtädt gebrauchen und Lotte begleitete ſie dahin. Sie verbrachten in dem Garten ihrer Freundin, der Frau Griesbach's, einen Tag mit dem Dichter und gingen dann über Burgörner, wo ſie Karoline von Dachröden abholten, nach Lauchſtädt. Von hier aus, wo ſie im Hauſe des Tiſchlers Küchler wohnten, bat Lotte den Freund um einen Beſuch. Er ließ ſich nicht lange bitten. Seine Seele war leidenſchaftlich bewegt, wie ein Brief vom 24. Juli an Karoline verräth. Er ſpricht darin von „Funken der Glut,“ welche die beiden Schweſtern in ihm angefacht hätten, von „ſchönen Hoffnungen“ und von „armſeligſten Nichtigkeiten,“ welche der Erfüllung derſelben im Wege ſtänden. Zu Anfang Auguſts war er in Lauchſtädt und am Morgen des 3. Auguſt hatte eine gegenſeitige Erklärung zwiſchen ihm und Lotte ſtatt. Karoline erzählt: „Die Erklärung erfolgte in einem Moment des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirkſam ſein muß. — (Ohne Zweifel war ſie ſelbſt dieſer gute Genius.) — Meine Schweſter bekannte ihm ihre Liebe und verſprach ihm ihre Hand. Die Zufriedenheit der guten

Digitized by Google

Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu ersparen, sollte Alles für sie noch geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzog von Weimar erwarten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben." Es waren selige Stunden, welche damals der Dichter mit den Freundinnen unter den Baumschatten der einsamen Wiese hinter dem Tischlerhause in Lauchstädt genoß. Aber ein weltgeschichtlicher Donnerschlag fiel in dieses Idyll: die Nachricht von dem Sturm des Pariser Volkes auf die Bastille. „Wir erinnerten — berichtet Karoline — uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie unserem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel." Unser Dichter jedoch, sei es, daß die „schönen Herzensverhältnisse" ihn für Anderes weniger empfänglich machten, sei es, daß er von Anfang an überzeugt war, die Franzosen vermöchten die Freiheit nicht zu ertragen, theilte diese Freude nicht. Er scheint in der That die Franzosen für eine Nation gehalten zu haben, für welche die „militärische Ordnung die einzige ist, welche sie kennen und anerkennen;" denn er äußerte den bestimmten Zweifel, „daß diesem Volke republikanische Gesinnungen eigen werden könnten," und meinte im Hinblick auf die französische Nationalversammlung, es sei „unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde." Hier haben wir also schon eine Vorwegnahme jener Verneinung der absoluten Demokratie, jener Verwerfung des „allgemeinen Stimmrechts," welche er in seinem letzten Werke,

Digitized by Google

in dem Fragment des Demetrius, durch den polnischen Landboten Sapieha so energisch aussprechen ließ.

Von Lauchstädt ging der Dichter nach Leipzig, um vor seiner Rückkehr nach Jena dort mit Freund Körner zusammenzutreffen, welcher die nachmals wieder aufgegebene Absicht gegen Schiller aussprach, Dresden zu verlassen und nach Jena zu ziehen. „Liebste, theuerste Freundinnen — schrieb der Dichter den Schwestern — ich verlasse eben meinen Körner, meinen und gewiß auch den Ihrigen, und in der ersten Freude unseres Wiedersehens war es mir unmöglich, ihm Etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe, bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele habe ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht." Gegen Lotte äußerte er von Leipzig aus: „Ist es wahr, theuerste Lotte, darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? Sie konnten ohne mich glücklich sein, aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Bestätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet." Diesen Worten Schiller's zufolge scheint die Erklärung in Lauchstädt noch keine ganz offene gewesen zu sein; aber sie wurde es durch Lotte's Antwort: „Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. Noch ist's mir wie ein Traum, daß ich nun weiß, daß Sie mich lieben, daß Sie es nun klar fühlen, wie meine Seele nur in der Ihrigen lebt." So waren denn die Geständnisse ausgetauscht und, nach Rudolstadt heimgekehrt,

Digitized by Google

ſchrieb Lotte am 22. Auguſt dem Geliebten: „Daß ich dir Etwas ſein könnte, fühlte ich wohl in manchen Momenten und es war mir ein ſüßes Gefühl, aber doch ſchwankte mein Herz zwiſchen Zweifel und Gewißheit und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir ſelbſt. Aber nun denke ich deiner mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und doch wieder mit Ruhe verknüpft, und ich fühle mich glücklich in der Idee, dir zu gehören, zu der Freude deines Lebens beitragen zu können.“ So geht nun das ſüße Geplauder fort, welches zu hören Liebende nicht müde werden. Nirgends offenbart ſich unſeres Dichters Gemüth in reinmenſchlich-innigeren Lauten als in dieſen Liebesbriefen. Unterm 25. Auguſt ſchrieb er: „In einer neuen ſchönern Welt ſchwebt meine Seele, theure liebe Lotte, ſeitdem du deine Seele mir entgegentrugſt. Mit bangen Zweifeln ließeſt du mich ringen und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft an dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtſamen Geheimniß ſo ſchön entgegenkam. Ich habe dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die ſtille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemeſſenen Betragen zugeſchrieben, das meine Wünſche von dir entfernen ſollte. O, du mußt ſie mir noch erzählen, die Geſchichte unſerer werdenden Liebe.“ Lotte erwiderte: „Alſo kam ich dir kalt vor? Mein Betragen zu abgemeſſen? Du ahnteſt nicht, daß eben dieſe Kälte nur ſcheinbar war; nur eine Hülle, Empfindungen zu verbergen, die ich mir nicht geſtehen wollte und noch weniger Andern, weil ich nicht immer deiner Anhänglichkeit für mich gewiß war. Oft war mir, als wäre Nichts mehr zwiſchen uns und als fühlteſt du, was du mir wäreſt, und zuweilen wieder, als wäre ich dir Nichts, gar Nichts. Du würdeſt mich nicht verkannt haben, wenn du die Kämpfe, die in meiner Seele vorgingen, hätteſt fühlen können.“

Aber in dieſe Herzenslaute klingt nun ein Ton herein, der

Digitized by Google

Befremden erregen müßte, wenn wir nicht ſchon vom Schluſſe des vorigen Kapitels her darauf vorbereitet wären. Es ſind die Aeußerungen der Doppelliebe unſeres Dichters gemeint. Die Thatſache ſteht unbeſtreitbar feſt, denn man wird ſofort in den Briefen Schiller's an die beiden Schweſtern „das pſychologiſche Problem finden, im Reiche der Geiſter das durchzuführen, was die Volksſage vom Ehebette des Grafen von Gleichen erzählt," man wird ſehen, daß der Dichter „in der Sicherheit ſeines hohen Geiſtes auf dieſer gefahrvollen Bahn einhergeht, mit der naivſten Bewußtloſigkeit über die Art ſeiner zwiefachen Liebe." In Wahrheit, Schiller trennt in ſeiner Vorſtellung die beiden Schweſtern nicht von einander und ſeine Liebesbriefe athmen da die meiſte Glut, wo ſie an Beide gemeinſam gerichtet. ſind. „O, meine theure Karoline! meine theure Lotte! — ſchrieb er unterm 10. September 1789 — wie ſo anders iſt jetzt Alles um mich her, ſeitdem mir auf jedem Schritte meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie ſchwebt eure Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. Auch habe ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können wie jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde . . . Meine Seele iſt jetzt gar oft mit den Szenen der Zukunft beſchäftigt: unſer Leben hat angefangen, ich ſchreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß euch in meinem Zimmer; du, Karoline, biſt am Klavier und Lottchen arbeitet neben dir und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, ſeh' ich euch Beide. Ich lege die Feder weg, um mich an euren ſchlagenden Herzen zu überzeugen, daß ich euch habe, daß Nichts, Nichts euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtſein, daß ich euch finde, und mit dem Bewußtſein, daß ich euch morgen wieder finde, ſchlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die ſüße

Digitized by Google

Hoffnung nur durch die Erfüllung und, getragen von diesem himmlischen Paar, verfliegt unser goldenes Leben!" Des Dichters Ungeduld konnte den Schluß seiner Vorlesungen für das Sommersemester kaum erwarten, und sobald er frei war, eilte er in die Herbstferien nach Rudolstadt. Er wohnte vom 18. September bis zum 22. Oktober wieder beim Cantor Unbehaun in Volkstädt und es war ihm gegönnt, die Morgen- und Nachmittagsstunden mit den Schwestern allein zu verbringen, da die „chère mère," welche inzwischen Oberhofmeisterin geworden, den Tag über durch ihr Amt an das fürstliche Schloß gefesselt war. In den schönen Herbsttagen wiederholten sich jetzt die traulichen Stunden des vorjährigen Sommers und nur der Umstand, daß die Liebenden ihr Geheimniß vor der Mutter noch bewahren mußten, beeinträchtigte etwas diese „goldene Zeit." Wie groß, frei und rein diese drei guten Menschen ihr Verhältniß zu einander auffaßten, erhellt überzeugend daraus, daß der Spiegel von Lotte's Seele nie durch einen Anhauch von Eifersucht getrübt wurde. Nur quälte sie — wie sie in einem Briefe vom 24. Oktober dem wieder nach Jena zurückgekehrten Verlobten gestand — zuweilen der Gedanke, daß ihm Karoline mehr sein könnte als sie und daß er sie zu seinem Glücke nicht nöthig hätte. Auf diesen später noch einmal wiedergekehrten Skrupel ihrer Bescheidenheit erwiderte Schiller am 15. November: „Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß du aufhören könntest, mir zu sein, was du mir bist? So müßtest du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe ist Alles, was du brauchst, und diese will ich dir leicht machen durch die meinige. Ach, das ist eben das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruht und in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt, daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, euch jemals weniger zu sein oder weniger von euch zu empfangen. Unsere Liebe braucht keiner Aengstlichkeit, keiner Wachsamkeit — wie könnte ich mich zwischen euch Beiden meines Daseins freuen, wie

Digitized by Google

könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für euch Beide, für Jede von euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich der Einen nicht entziehe, was ich der Andern bin? Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch und immer liebevoller kommt sie von Einer zur Andern zurück, derselbe Lichtstral — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden widerscheint aus verschiedenen Spiegeln. Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte; aber ich wünschte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt du sein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen!"

Von seiner Doppelliebe ganz erfüllt und der Sorge hingegeben, derselben eine häusliche Stätte zu bereiten, hat unser Dichter an den Vorschritt der großen Revolutionstragödie in Frankreich zunächst weiter keinen Antheil genommen. Auf ihn paßte nicht das Wort des alten Talleyrand zu Guizot: „Wer nicht in der Zeit um 1789 gelebt hat, weiß nicht, was leben heißt;" denn er schenkte den Vorgängen jenseits des Rheins nur eine ganz beiläufige und, wie schon erwähnt worden, mehr ablehnende als sympathische Aufmerksamkeit. Vergebens sucht man in seinem Briefwechsel mit Körner und den beiden Herzensfreundinnen, also gerade da, wo er sich über Alles, was ihn bewegte, am vertraulichsten aussprach, die Erwähnung eines der bedeutsamsten weltgeschichtlichen Daten, jener Nacht vom 4. August 1789, wo, hingerissen von einem Impuls der Begeisterung, wie er alle tausend Jahre kaum einmal wiederkehrt, zu Versailles die Feudalherren selbst den Leichenpomp des Feudalismus anführten. Er lebte und webte ganz in dem Frühling seiner Doppelliebe. Aber

Digitized by Google

dieſer Liebesfrühling war weniger ein gleichmäßig heiterer als vielmehr ein ſehr ſtürmiſcher. An die idealſte Schwärmerei drängte ſich die gemeine Sorge verwirrend heran. Eine Stellung zu finden, welche die Gründung eines Haushalts ermöglichte, richteten ſich die Blicke Schiller's abwechſelnd nach Berlin und Wien, Mannheim und Heidelberg. Bald ſetzte er ſeine Hoffnung auf den Herzog von Weimar, bald auf den Coadjutor Dalberg, welcher mit der Lengefeld'ſchen Familie ſehr befreundet war und unſern Dichter ungemein hochſchätzte. Wenn dieſer gute, aber wie ſein Bruder, der Herr Intendant, etwas „pulverfeurige" Prälat nur ſchon Kurfürſt von Mainz geweſen wäre! Aber er war es vorderhand noch nicht und ſo hatte Schiller, nachdem er alle Möglichkeiten gemuſtert, am 10. November Veranlaſſung, tiefbekümmert an die Schweſtern zu ſchreiben: „Ich durchſuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schickſal unſerer Liebe bereitet haben könnte." Wie um ſich ſelbſt und die Freundinnen aufzuheitern, fügte er hinzu: „Heute an meinem Geburtstag habe ich mein erſtes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Menſch noch neu und noch verlegener als ich; er retirirte ſich auch gleich wieder." Seine Sehnſucht, ſeine Ungeduld ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde. „Entfernung von euch iſt kein Leben für mich und Schatten der Einbildung ſind keine Genüſſe — ſchrieb er am 14. und 15. November. Der Menſch beſitzt nicht, was er nur in ſeiner Seele empfindet. Er muß es herausſtellen in das lebendige Sein und außer ſich anſchauen. So geht es mir mit der Glückſeligkeit unſerer Liebe, die ſich ſo lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieſes Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, ſo lange ich es nicht in euren Augen leſe, an eurem Herzen empfinde . . . Ich kann den Menſchen und den Dingen den tiefen Abſtand nicht verzeihen, in

Digitized by Google

welchem ſie zu dem himmliſchen Ideal meiner Liebe ſtehen. Und daß ſie ſich doch eindrängen in unſern Kreis und uns an einer Glückſeligkeit hindern, die ſie nicht fähig ſind uns zu erſetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menſchen und Schickſal.“ Es konnte nicht ausbleiben, daß ſolche Aeußerungen des Mißmuths auch auf die gleichmäßige Heiterkeit von Lotte's Seele zeitweilig ſtörend einwirkten. „Ich ſehne mich nach Ruhe, nach einem freien Gefühl meiner ſelbſt — ſchrieb ſie am 19. November dem Geliebten. Muß es immer ſo ſein im Leben, daß wir ſo wenig Zeit davon unſer nennen können? Und doch iſt es ſo kurz! Bald ſtürmt es in der Seele und verbittert den Genuß jeder Freude und das Herz wird von einem bangen Gefühle zum andern gezogen. Sind wir endlich in uns zu einer Ruhe gelangt, die wir unzerſtörbar glauben, ſo kommen Dinge von außen, reißen das ſchöne Gebäude unſerer Glückſeligkeit ein und wir ſind immer nicht glücklich; ſo geht es fort bis an's Grab.“ Erſchreckt durch dieſe ſchwermüthige Betrachtung, gab der Dichter zur Antwort: „Dein Brief hat mich geängſtigt, meine theure Lotte. Ich erkenne deinen ruhigen heitern Geiſt in dieſer Stimmung nicht mehr. O, erhalte mir deine Zufriedenheit, die ſtille ſanfte Gleichheit deiner Seele, die mir ſo wohlthätig werden ſoll, die meinen unruhigen Geiſt liebevoll zurückrufen wird. Laß mich immer in den tiefſten Grund deiner Gedanken blicken, und wenn Alles trüb und umwölkt iſt um uns her, ſo laß deine Seele mir helle ſein!“

Da Herr von Beulwitz damals als Reiſebegleiter des Erbprinzen und deſſen Bruder von Rudolſtadt abweſend und Frau von Lengefeld als Erzieherin der Prinzeſſinnen „nach Hofe gezogen war,“ wurde beſchloſſen, daß Karoline mit Lotte einen weniger einſamen Winteraufenthalt haben und daher den Einladungen, die von Seiten der Frau von Stein und der Frau von Imhof aus Weimar an ſie ergangen waren, entſprechen ſollten. Als ſie den Dichter davon benachrichtigt hatten und daß ſie auf

Digitized by Google

ihrer Reiſe Jena berühren wollten, ergoß ſich ſein Gefühl ſo glühend dithyrambiſch, wie kaum jemals wieder. „Dank euch — ſchrieb er am 30. November — o, allen Dank der Liebe, meine Theuerſten, daß ihr kommt, daß ich euch ſehen werde. O, ich werde euch ſehen — wär' es auch nur auf Minuten, ich werde ſie an eurem Herzen durchleben. Mit euch — o wie hab' ich dieſe ſüße Wirklichkeit ſo nöthig, eure liebe himmliſche Gegenwart, Engel meines Lebens, meine einzige Glückſeligkeit! Daß auch ihr dieſe Sehnſucht theilt, die alle meine Gedanken, alle, zu euch wendet, in Allem nur euch mich ſuchen und erkennen läßt — o wie viel Freude gibt mir dieſe Gewißheit, wie machte ſie alles Leben in mir rege! Ach, daß das Schickſal der Menſchen in den Händen eines Weſens wäre, das dem Menſchen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen könnte und euch, euch von ihm erflehen! Wäret ihr ſchon mein! Wäre dieſes jetzige Erwarten das Erwarten unſerer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in dieſem Traume. Schon im lebhaften Gedanken an euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner; ich fühle, wie alles Streitende in mir in einer ſüßen Harmonie ſich verſöhnt und alle Gefühle meiner Seele in einem höheren, ſchöneren Wohlklange dahinfließen. Was wird es erſt ſein, wenn ihr mir wirklich gegeben ſeid, ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von euren Lippen athmen kann!" Und nicht nur lyriſch, wie in dieſem Erguß, ſondern auch ganz realiſtiſch äußerte ſich der Dualismus von Schiller's Liebe. Wie er ſich das Zuſammenleben mit den Schweſtern dachte und zwar in Rudolſtadt, wohin er ziehen wollte, zeigt uns ſein Brief vom 12. Dezember an Körner. „Die Beulwitz — heißt es hier — ſtimmt ſehr übel mit ihrem Manne zuſammen und nur die Geſellſchaft ihrer Schweſter machte ihr dieſes Verhältniß bis jetzt leidlich. Allein lebt ſie nicht mit ihm und ihre Mutter ahnt dieſes ſchon längſt und iſt ſehr unruhig darüber. Er iſt ein recht ſchätzbarer Mann von

Digitized by Google

Verstand und Kenntnissen; dabei denkt er gut und edel, aber es fehlt ihm an Delicatesse und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geist als er und eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht ist. Diesem übeln Verhältnisse wird abgeholfen, wenn wir, Lotte und ich, mit Beulwitz und seiner Frau zusammenleben. Er und ich stehen gut und vertragen uns gut mit einander, und wenn die Beulwitz nicht auf die Gesellschaft ihres Mannes eingeschränkt ist, so geht auch mit ihr Alles besser. Im Hause haben wir Platz; es sind zwei Häuser an einander, die Communication haben, und seitdem die Mutter nach Hofe gezogen, ist Platz für uns geworden. Ich brauche blos 300 Thaler in die Oekonomie zu geben, 200 Thaler zieht Lottchen von ihrer Mutter, ungefähr ebensoviel brauche ich für mich. Fünfhundert Thaler sind mir nothwendig, aber auch ausreichend, und diese denke ich ganz allein von der Thalia zu ziehen. Unser Plan ist also: ich verlange auf Ostern einen fixen Gehalt, den man mir ganz gewiß verweigert, und dann lege ich meine Professur nieder."

Dieser ganze Plan ist nicht zur Ausführung gekommen und es war gut, daß es nicht geschah. Selbst ein Schiller hätte daran scheitern müssen, ein ideales Doppelverhältniß, wie es hier vorlag, in der Wirklichkeit idealisch durchzuführen. Am 2. Dezember sahen Line und Lotte auf ihrer Reise nach Weimar den Dichter in Jena. Zehn Tage später ritt er nach Weimar hinüber und da wurden zwischen ihm und den Schwestern die entscheidenden Verabredungen getroffen. Beide Schwestern sollten der Mutter die Sachlage eröffnen und Schiller sollte bei ihr förmlich um die Hand Lotte's werben. Dabei wurde die Absicht, in Rudolstadt zusammenzuleben, noch beibehalten; aber Allem zufolge darf wohl angenommen werden, daß gerade damals Karoline ihr Opfer gebracht habe, d. h. sie that Alles, um die Verbindung der Schwester mit dem Dichter zu Stande zu bringen. Phantastische

Digitized by Google

Träume, mochte ſie denken, würden dann von ſelbſt vor der Macht der Wirklichkeit zurücktreten, und ſo geſchah es auch. Charlotte von Stein lieh Karolinen ihre freundſchaftliche Beihülfe, namentlich dadurch, daß ſie den Herzog Karl Auguſt, als dieſer ſie über das Verhältniß Schiller's zu Lotte von Lengefeld ins Verhör nahm, aufmerkſam machte, daß die Auswerfung einer Beſoldung für Schiller die fragliche Verbindung ſehr fördern würde. Am 18. Dezember ſchrieb der Dichter zu Jena ſeinen Werbungsbrief an Lottchens Mutter, in deren Hände er, wie er in dieſen Zeilen voll edler Männlichkeit und innigſter Herzensbewegtheit ſagt, das ganze Glück ſeines Lebens gab. Gewiß war auf die Entſcheidung der „chère mère“ dieſe Sprache von Einfluß, aber daneben wohl auch der Umſtand, daß, was ihr Karoline ſicherlich zu wiſſen gethan, der Coadjutor Dalberg ſich beſtimmt dahin geäußert hatte, er würde, ſobald er auf dem kurfürſtlichen Stuhle ſäße, Schillern einen Jahrgehalt von 4000 Gulden auswerfen und ihm dabei den ganz freien Gebrauch ſeiner Zeit laſſen. Endlich dürfte es gegen die Standesbedenken der guten Frau Oberhofmeiſterin nicht wenig in die Waagſchale gefallen ſein, daß der Dichter, wie er an Körner ſchrieb, gerade damals „um eine Sylbe wuchs,“ d. h. vom Weimar'ſchen Rath zum Meining'ſchen Hofrath wurde. Da war an dem künftigen Herrn Schwiegerſohn doch Etwas, was nach Höfen ſchmeckte, und wenn Lolo ſchlechterdings keine Hofdame werden wollte, ſo mochte ſie denn in Gottesnamen Frau Hofräthin werden. Dem Dichter ſelbſt erſchien freilich dieſer Sprung als ein ſehr großer. „Ach, wie gut iſt es, meine liebe Lotte — ſchrieb er am 22. Dezember an ſeine Braut — daß du nicht zur Hofdame worden biſt. Ich mußte über den Plan der guten Mutter lachen. Von einer Hofdame zu mir — ärger kann wohl kein Project mißlingen.“

Die Weinachtsferien verbrachte Schiller in Weimar und hier

traf ihn die Antwort der Frau von Lengefeld. Sie lautete bejahend, herzlich bejahend. „Ja — schrieb die Mutter — ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein Lottchen geben.“ Nur gegen die Absicht des Dichters, seine Stellung in Jena aufzugeben und nach Rudolstadt zu ziehen, erklärte sich Frau von Lengefeld entschieden und gewiß mit richtigstem Gefühle. Uebrigens war dieser Plan schon aufgegeben, denn die an den Herzog von Weimar gerichtete Bitte Schiller's um Erhebung seiner Professur aus einer unbesoldeten zu einer besoldeten war inzwischen gewährt worden. Die Besoldung sollte 200 Thaler betragen, „wie ich vermuthete — schrieb der Dichter unterm 6. Januar 1790 an Körner. Was ich nicht vermuthete, war, daß der Herzog selbst fühlen würde, daß dies wenig sei. Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben, ging ich nach Weimar. Er erfuhr's, ließ mich holen und sagte mir, daß er gern Etwas für mich thun möchte, um mir seine Achtung zu zeigen; aber mit gesenkter Stirne und einem verlegenen Gesichte sagte er, daß 200 Thaler Alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies Alles sei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen.“ In demselben Briefe und in einem früheren vom 24. Dezember theilt er dem Freunde auch mit, wie es zunächst mit seinem Haushalt werden sollte: — „Alles, was das eigene Haushalten Anfangs so schwer macht, fällt weg, da wir mit keiner eigenen Wirthschaft anfangen. Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung und miethe auch die übrigen Zimmer auf derselben Etage. Meine Hausjungfern wollen sich dazu verstehen, den Tisch zu besorgen, und ich komme wohlfeiler weg als bei eigener Menage. Da ich alle Möbel im Hause habe, so brauche ich mich auch nicht einzurichten, welches überhaupt nicht rathsam wäre, ehe ich weiß, wie lange ich bleibe. Das Schwerste also, der Anfang, wird mir ziemlich leicht, und

Digitized by Google

was ich zu meiner eigenen Equipirung brauche, ist wohl das Meiste. Göschen gibt mir 400 Thaler für einen Aufsatz über den dreißigjährigen Krieg im historischen Kalender. Die kommen mir gar gut um diese Zeit."

Es ist eine frohe Weihnacht gewesen, welche der Dichter damals in Weimar feierte. Da schloß er auch seinen Freundschaftsbund mit Wilhelm von Humboldt, dessen Verlobung mit Line's und Lotte's Freundin Karoline von Dachröden in jenen Tagen statthatte. In sonnigen Zukunftsplanen, in anregenden Gesprächen über das Schöne und seine Erscheinungsformen erging sich der befreundete Kreis. Da hallten wiederum die revolutionären Sturmglockentöne von jenseits des Rheins in diese genügsame und heitere Stille herüber. Der liebenswürdige Dichter Salis, durch die Revolution seiner Hauptmannsstelle bei den Schweizergarden in Paris entlassen, kam nach Weimar und brachte Briefe vom Vetter Wolzogen, worin dieser Pariser Szenen schilderte, welche nur zeigten, „qu'on ne peut pas faire des omelettes sans casser des oeufs", aber den deutsch-idyllischen Vorstellungen der Weimarer „Aufgeregten" von einer Revolution bedenkliche Stöße versetzten. Schiller, welcher „diese Begebenheiten schon bei ihrem ersten Entstehen ernst und ahnungsvoll" aufgenommen hatte, machte sich nicht viel damit zu schaffen. Lebte er doch in einer „schöneren Welt" und tausendmal interessanter als alle Zeitungsberichte mochte ihm der herzige Brief vorkommen, welchen Lolo am 29. Dezember dem nach der schwäbischen Heimat gehenden Schreiben beischloß, worin er sich den Segen der Eltern zu seinem Ehebunde erbat. So trat er frohen Gemüthes hinüber ins Jahr 1790 und es ist etwas Frommes — im Sinne der Alten — in den Worten, die er am 1. Februar an Körner richtete: — „Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie doch Alles über meine Erwartungen gegangen ist. Das

Digitized by Google

Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben gibt mir ſie zurück."

Am 15. oder 16. Februar begab ſich der Bräutigam nach Erfurt, wo ſich ſeine Braut und ihre Schweſter zu Beſuche befanden und brachte, nachdem er aus dem Munde des Coadjutors die Beſtätigung der erwähnten Zuſage vernommen, die Damen nach Jena herüber. Es ging ein Gemunkel in den Horſälen und Commershäuſern der Univerſität von der bevorſtehenden Hochzeit, aber „alle Anſchläge der Studenten und Profeſſoren, den Dichter zu überraſchen, wurden hintertrieben." Die Brautleute wollten jedes Aufſehen vermieden wiſſen. In der Morgenfrühe des 20. Februars 1790 fuhren ſie mit Karoline der Mutter entgegen, welche von Rudolſtadt kam. Auf dem Rückweg nach der Stadt hielt der Wagen vor der kleinen Dorfkirche von Wenigenjena, deſſen Paſtor, ein „kantiſcher Theologe," zum Voraus benachrichtigt war. Das Brautpaar, gefolgt von Mutter und Schweſter, trat ein, die Thüre ſchloß ſich hinter den vier Perſonen und Paſtor Schmidt verrichtete die Trauung. So ſtill und prunklos war die Hochzeit Schiller's und Lotte's .... Als Mann und Frau kehrten ſie nach Jena zurück. Wie glücklich ſie waren, mögen ſie ſelber ſagen. Am 1. März ſchrieb der Dichter ſeinem Körner: „Ich fühle mich glücklich und Alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich iſt und bleiben wird. Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gingen mir dieſe Tage dahin." Lotte ihrerſeits ließ ſich

Digitized by Google

unterm 9. März gegen ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen so vernehmen: „Du mußt nun wiſſen, daß ich ſeit vierzehn Tagen Schiller's Frau bin. Da uns die herzlichſte, innigſte Liebe verbindet, kannſt du denken, daß wir glücklich ſind und es bleiben werden. Ich ahnete nie ſo viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet ſich bei der Liebe zu Schiller mit tauſend ſtarken Banden an ihn gebunden; ich hätte in keiner anderen Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe ſein Leben immer freundlich erhellen, und er iſt glücklich, ſagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken ſollen, daß es ſo werden würde, als du uns meinen Schiller zum erſten Male vorführteſt? Dank dir, Dank dem Schickſal, das mir meine Freuden durch dich gab."

Alſo war „der große Wurf," von dem im Lied an die Freude geſungen iſt, gelungen. Indem er den Dichter in den Armen ſeiner jungen Gattin des Honigmondes genießen läßt, darf ſich der Erzähler ſeiner Lebensgeſchichte hier eine Pauſe gönnen. Wieder liegt hinter Schiller eine bedeutungsvolle Periode abgeſchloſſen, eine Zeit des Strebens und Irrens, der Arbeit, der Sorge und Läuterung. Die erſehnte „häusliche Exiſtenz" iſt gegründet. Alles Schwankende, Unſtäte, Phantaſtiſche weicht der ſtillen Macht eines geſetzmäßigen Verhältniſſes, welches ſtets die Grundſäule aller Kultur und Sitte ſein wird. In dieſer anmuthigen Umfriedigung beruhigter Wünſche kann der Genius Schiller's ſicheren Schrittes ſeiner Vollreife entgegengehen. Eine bleibende Stätte für ihn iſt gefunden und mit ihr der Segen der Häuslichkeit: die Wanderjahre unſeres Dichters ſind beſchloſſen, — die Meiſterjahre heben an.

Digitized by Google

Anmerkungen.

1) Ueber dem Thorbogen ſtehen auf einer vom Schiller-Verein zu Leipzig am 11. November 1841 errichteten Tafel die Worte: „Hier wohnte Schiller und ſchrieb das Lied an die Freude im Jahre 1785.“ Auf einem unter dem Dach angebrachten Täfelchen heißt es: „Schiller's Stube.“ In der neueſten Zeit hat der Schiller-Verein das Häuschen angekauft, um es vor dem drohenden Zerfall zu bewahren. Rank („Schillerhäuſer,“ S. 36) gibt von der Schillerſtube, wie ſie 1835 war, eine Beſchreibung.

2) Ich meine die von Hinrichs („Schiller's Dichtungen nach ihrem hiſtor. Zuſammenhang,“ I, 34) erzählte, leider ohne Nachweis gelaſſene Sage: — „Schiller hörte auf einem Morgenſpaziergange durch das Roſenthal in der Nähe der Pleiße aus dem Gebüſch leiſe Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halbentkleidet in den Fluß ſpringen wollte und zu Gott um Verzeihung für dieſe Sünde flehte. Beſtürzt durch den Anblick eines Zeugen, erwiderte er auf Schiller's Fragen: „Zwei Wege ſind mir freigelaſſen, mein Leben zu enden: entweder muß ich eines ſchmählichen Hungertodes ſterben oder aus freiem Entſchluß eine ſchnellere und minder qualvolle Todesart wählen.“ Er erzählte ihm dann, daß er ein Studioſus der Theologie ſei und ſeit einem halben Jahre nur trocken Brot gegeſſen. Schiller gab, was er von Geld bei ſich trug, und nahm ihm das Verſprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung ſeines Entſchluſſes zu denken. Einige Tage darauf erhob ſich der Dichter als Hochzeitsgaſt bei einer anſehnlichen Familie Leipzigs unter den fröhlichen Gäſten, erzählte den Vorfall auf eine begeiſternde Weiſe, nahm den Teller und erntete von den Anweſenden eine reichliche Spende für den Unglücklichen, der dadurch in den Stand geſetzt wurde, ſeine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieſer That ſoll Schiller ſein Lied geſungen haben.“

3) Am 10. Mai 1855 wurde bei dieſem Pavillon eine Marmortafel errichtet mit der Inſchrift:

Hier ſchrieb
Schiller bei ſeinem Freunde Körner
am Don Carlos.
1785. 1786. 1787.

Digitized by Google

4) Zu diesen Loschwitzer Erinnerungen gehörte auch die Figur, welche wir als die „Gustel von Blasewitz" in Wallenstein's Lager kennen. Das Original derselben war ein heiteres und gescheidtes Mädchen, welches erst am 24. Februar 1856 als Wittwe des Senators Renner in Dresden gestorben ist. Der Dichter war während seines Aufenthalts in Loschwitz häufig in dem Hause aus- und eingegangen, welches ihr Vater am gegenüberliegenden Elbufer besaß. Vgl. Kneschke, „Göthe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt," S. 356.

5) Schröder ließ sich dadurch nicht abhalten, am 30. August 1787 den Carlos in der jambischen Gestalt aufzuführen, und diese Aufführung der Tragödie war die erste in Deutschland, welche wirklich Sensation erregte. Vgl. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, III, 166.

6) Zur Bestätigung dessen vergegenwärtige man sich die folgenden, vom Dichter später getilgten Strophen des Gedichts:

Des wollustreichen Giftes voll — vergessen,
Vor wem ich zittern muß,
Wag' ich es stumm an meinen Busen sie zu pressen,
Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.

Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren,
Wie schnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los!

Jetzt schlug sie laut, die heißersehnte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem feuchten Blick.

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke
Und — ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Rasender, und ich errang es nicht!

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

Digitized by Google

O zitt're nicht — du haſt als Sünderin geſchworen,
Ein Meineid iſt der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menſchenfreuden ſpielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung ſei er vorgeladen,
An den der feierliche Schwur dich band.
Die Vorſicht kann den überflüſſ'gen Geiſt entrathen,
Für den ſie keine Seligkeit empfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du biſt, ſchuf mich Gott.
Er widerrufe oder lerne Geiſter morden
Und flüchte ſich vor ſeines Wurmes Spott.

7) Eberwein („Schiller's Liebe und Verhältniß in Rudolſtadt) erzählt (S. 77) dieſe Sage. Während der Dichter an ſeinem Geſchichtswerk arbeitete, wurde er von einem hinderlichen Unwohlſein befallen. — (Es ſoll damit wohl das rheumatiſche Fieber gemeint ſein, deſſen Ueberſtehung Schiller unterm 1. Oktober 1788 an Körner meldete.) — Der Arzt, Hofrath Conradi aus Rudolſtadt, bemerkte, daß dieſe Behinderung dem Dichter ſehr drückend war, und ſagte ſcherzend: „Seien Sie ganz unbeſorgt, der Tod wird Sie an der Fortſetzung des Werkes nicht hindern; aber Sie werden ſterben, ſobald Sie daſſelbe zu Ende gebracht.“ Schiller habe dieſe Worte ſehr aufmerkſam angehört und ſpäter nie ſich überwinden können, der Aufforderung, das Buch fortzuſetzen und zu vollenden, zu entſprechen.

8) Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.

9) Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angeſicht, in hehrer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen
Verzehrend über Sternen geht,
Geſloh'n auf ihrem Stralenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht ſie als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſteh'n.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegengeh'n.

Digitized by Google

10) Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben!
11) Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Buſen
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

W. v. Humboldt hat mit Recht auf die Schönheit dieſer Zeilen aufmerkſam gemacht. „Ich erwähne — ſagt er (Briefwechſel mit Schiller, S. 22) — die Schilderung des Todes aus den Künſtlern, den „ſanften Bogen der Nothwendigkeit," der ſo ſchön an die ἀγανὰ βέλεα (die ſanften Geſchoſſe) bei Homer erinnert, wo aber die Uebertragung des Beiworts vom Geſchoß auf den Bogen ſelbſt dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt."

12) Es iſt, als hätte Schiller an Göthe gedacht, als er die Strophe der „Ideale" niederſchrieb: —

Wie leicht ward er dahin getragen!
Was war dem Glücklichen zu ſchwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luſtige Begleitung her:
Die Liebe mit dem ſüßen Lohne,
Das Glück mit ſeinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit ſeiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

13) Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt ſchon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, iſt ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn ſind ihm die Schläfe begränzt.
Ihm iſt, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet;
Eh' er die Mühe beſtand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, ſein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt ſelber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidiſch geweigert, erringt nimmer der ſtrebende Muth.

Digitized by Google

Inhalt.

Zweites Buch.

Schiller's Wanderjahre.

Seite

Erstes Kapitel: Oggersheim.

Illusionen und Enttäuschungen. — Schreiben an Herzog Karl. — Der Fiesco macht in erster Vorlesung Fiasco. — Die „verwünschte Declamation." — Ausflug nach Frankfurt. — Dalberg und Schiller. — Die Herberge zum Viehhof. — Abendliche Schöpfungsstunden. — Ein panischer Schrecken. — Entschluß, den Wanderstab weiter zu setzen. — Zurückweisung des Fiesco. — Druck des Stückes. — Die gelöschten Kreidestriche. — Abschied von Streicher. — Eine Winterreise und eine Parallele 1

Zweites Kapitel: Bauerbach.

Im Rhöngebirge. — Winterliche Einsamkeit. — Der Bibliothekar Reinwald. — Don Carlos. — Beginnende Läuterung. — Charlotte von Wolzogen und eine „thörichte" Hoffnung. — Störniß. — Werther'sche Stimmung. — Wiederanknüpfung mit Dalberg. — Halkyonische Tage. — Abreise von Bauerbach . . 19

Drittes Kapitel: Mannheim.

Ankunft. — Dalberg'sches „Pulverfeuer." — Der Vertrag. — Kaltes Fieber. — Tastende Unrast. — Ein lieber Besuch. — Der Fiesco und die Luise Millerin auf der Bühne. — Zur Charakteristik dieser Trauerspiele. — „Geistweise" in der Heimat. — Eintritt in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft. — Abhandlung über die Schaubühne. — Vorschritt des Don Carlos. — Die Rheinische Thalia. — Erste Begegnung mit Karoline und Charlotte von Lengefeld. — Charlotte von Kalb. — Margaretha Schwan. — Geldjammer und sonstige Bedrängnisse. — Bei Hofe. — Der Herzoglich Weimar'sche „Rath" Schiller. — „Der Freundschaft leise, zarte Hand." — Nach Sachsen! 32

Viertes Kapitel: Leipzig, Gohlis, Loschwitz, Dresden.

Rückblick. — Christian Gottfried Körner. — Ankunft in Leipzig. — „Afflatus divinus." — Eine schwärmerische Stunde. — Großmuth der Freundschaft. — Villeggiatur in Gohlis. — Das Lied an die Freude. — Ein Mythus. — Don Car-

Digitized by Google

Seite

los in Prosa auf der Bühne. — Ein Reiter-Abenteuer. — Das Weinbergshaus in Loschwitz. — Glückliche Tage. — Dichterische Arbeiten und historische Studien. — Das Fräulein von Arnim. — Schmerzliche Trennung und Aufbruch nach Weimar. — Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation 59

Fünftes Kapitel: Weimar.

Der Weimar'sche Kreis bei Schiller's Eintritt in denselben. — Rückblick. — Wieland und Herder. — In grüngelber Weste und weißem Frack. — Bei Hofe. — Bekanntschaften. — Fahrt nach Jena. — Riesen und närrische Dinge. — Friedrich und Charlotte, ein Roman der Wirklichkeit. — Ausflug nach Meiningen und Bauerbach. — Die Familie Lengefeld. — Sehnsucht nach einer häuslichen Existenz. — Lotte. — Das Samenkorn der Freundschaft. — Trübe Stunden. — Der Geisterseher. — Eine kulturgeschichtliche Episode. — Die Götter Griechenlands . . . 78

Sechstes Kapitel: Volkstädt und Rudolstadt.

Beim Cantor Unbehaun. — „Viel an der Kunkel." — Im Hause Lengefeld. — Volkserinnerungen. — Schiller's Aristokratismus und Demokratismus. — In der Glockengießerswerkstatt. — Sommeridyll. — Wolken. — In Hellas. — Uebersetzungen aus dem Euripides. — Die Briefe über Don Carlos. — Die Geschichte des Abfalls der Niederlande. — Schiller als Historiker. — Die Künstler. — Der Dichterphilosoph. — Anregung zu einem epischen Gedicht. — Umzug nach Rudolstadt. — Zusammentreffen mit Göthe. — Herzliche Briefe. — Lotte. — Rückkehr nach Weimar. — Resultate des Volkstädt-Rudolstadter Sommers. — Karoline 116

Siebentes Kapitel: Jena.

Der Ruf nach Jena und eine „Uebertölpelung". — Göthe und Schiller. — Vorbereitung zur Professur und das Magisterdiplom. — Bürger in Weimar. — Abgang des Dichters nach Jena. — Das Athen an der Saale. — Wie das erste „Abenteuer" auf dem Katheder glücklich und rühmlich bestanden wurde. — Ein überrheinisches Seitenstück. — Schiller's Republikanismus. — Akademische Kehrseiten. — Line und Lotte. — Der Moment des befreiten Herzens zu Lauchstädt. — Süßes Geplauder. — Dualismus der Liebe. — Das Ideal und die Wirklichkeit. — Die Lösung. — Eine frohe Weihnacht. — In der Dorfkirche von Wenigenjena. — Stimmen aus dem Honigmond. — Schluß der Wanderjahre 144

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Schiller und seine Zeit.

Von

Johannes Scherr.

In drei Büchern.

Drittes Buch:

Schiller's Meisterjahre.

1790—1805.

Dritte Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1862.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Schiller's Meisterjahre.

1790 — 1805.

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort;
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn Nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schön'res sind' ich Nichts, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Die Huldigung der Künste.

Erstes Kapitel.

Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Die deutsche Ehe. — Charakter der dritten Lebensperiode Schiller's. — „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben." — Portrait des Dichters in den Jahren seiner Männlichkeit. — Studien und Arbeiten. — Ideal und Bedarf. — Die Neue Thalia. — Historische Abhandlungen. — Geschichte des dreißigjährigen Krieges. — „Täglich vierzehn Stunden in Arbeit." — Vorlesungen. — Aesthetische Abhandlungen. — Gesellige Verhältnisse. — Wolken und Tumulte. — Novalis. — Baggesen. — Göthe. — Kant. — Beginn der Krankheitsgeschichte des Dichters. — An den Pforten des Todes. — In Karlsbad. — Ein schönes Zeugniß für Lotte. —Oekonomische Sorgen. — Die frohe Botschaft aus Dänemark.

Ein bedeutsamstes Merkmal der Verschiedenheit germanischer und romanischer Anschauung und Sitte ist, daß der „Roman des Lebens" bei den Völkern germanischen Stammes mit dem Abschluß des Ehebundes zu enden und bei den Völkern romanischen Stammes zu beginnen pflegt. Ausnahmen, und zwar

Digitized by Google

zahlreiche, gibt es selbstverständlich hüben wie drüben; aber die Regel bleibt, daß für die Deutschen und ihre Stammverwandten der Traualtar den großen Wendepunkt bildet, wo der ungestüme Gefühlsüberschwang in das ruhige Geleise der Pflicht einbiegt, während in Frankreich, Spanien und Italien — wenigstens in den höheren Gesellschaftsclassen — der Ringwechsel gleichsam die Emanzipation der Leidenschaft symbolisirt. Die Ursache hievon ist allbekannt: sie liegt in der verschiedenen Weise der Erziehung und der geselligen Sitte. Die Französin, Spanierin, Italienerin wird erst als Frau gesellschaftsfähig. Sie tritt unmittelbar aus dem Kloster, wo sie erzogen wurde, in die Welt und gewöhnlich muß ihr die Stufe des Altars, wo sie einem ihr meist nur ganz oberflächlich bekannten Manne verbunden wird, als Uebergangsschwelle dienen. Bei uns in Deutschland, wie auch in der Schweiz, in England und im skandinavischen Norden, ist der Umgang zwischen Jünglingen und Mädchen viel zwangloser. Man hat also Gelegenheit, vor der Ehe sich kennen zu lernen; man hat Zeit, sich gegenseitig angezogen oder abgestoßen zu fühlen und den Unterschied zwischen augenblicklichem Flackerfeuer und nachhaltiger Flamme zu erfahren; man kann erproben, ob beiderseitig die Bedingungen vorhanden seien, welche das Glück einer Verbindung auf immer verbürgen. Daher rührt es, daß, selbst in unserem berechnenden Jahrhundert noch, bei uns die Ehe vorwiegend eine Sache der Neigung statt der bloßen Convenienz ist oder wenigstens sein kann. Der Roman pflegt in Deutschland nicht mit dem Ende anzufangen, und wenn „mit dem Gürtel, mit dem Schleier" der „schöne Wahn" entzweireißt, so gewähren aus den angedeuteten Gründen unsere Sitten doch die Möglichkeit, daß an die Stelle des schönen Wahns, d. i. der jugendlichen Schwärmerei, eine schöne Wirklichkeit trete, d. i. die ruhige Befriedigung, welche ein dauerndes und durch die Prüfungen des Lebens nur gestähltes Gefühl verleiht. „Die Leidenschaft flieht,

Digitized by Google

die Liebe muß bleiben" — man kann das Weſen einer echten und, ich ſage es mit Stolz, einer deutſchen Ehe nicht beſſer bezeichnen, wogegen es für die franzöſiſche Sitte höchſt charakteriſtiſch iſt, daß in der Blüthezeit des Mittelalters (1174) die Gräfin von Champagne, als Muſter einer Edeldame von damals anerkannt, auf die von einem „Liebeshof" (cour d'amour) geſtellte Frage, „si l'amour était possible dans le mariage?" in Form eines feierlichen Urtheilsſpruches (arrêt d'amour) mit Nein! antwortete und daß noch in unſeren Tagen ein Mann wie Guizot es für nöthig hielt, ein Buch zu ſchreiben eigens zu dem Zwecke, in Form der Biographie einer engliſchen Ehefrau (Lady Ruſſel) ſeine Landsleute darauf aufmerkſam zu machen, „que l'amour est possible dans lé mariage."

Das Vorſtehende läßt ſich ohne Zwang auf unſeren Dichter anwenden. Der „ſchöne Wahn," die Schwärmerei, die Leidenſchaft hatten auch ihn beſeſſen. Seine Jugend war ſtürmiſch geweſen und ſo, wie ſie war, hatte ſie nicht ohne Ueberſpanntheit, Ueberſtürzung und Irrthum ſein können. Er hatte gehofft und geträumt, geliebt und geliebelt, Luftſchlöſſer gebaut und in glücklichen Stunden, die freilich ſelten genug waren, den Schaum des Brauſekelchs der Freude gekoſtet. Aber er hatte auch entbehrt und entſagt, hatte mit Noth und Sorge gerungen, hatte die glänzendſten Träume frühzeitig erblaſſen geſehen. Es iſt ein abenteuerliches Element in ſeinem Jugendleben, die ganze Poeſie einer Armuth, welche den Kampf ſeines Genius gegen die äußeren und inneren Hemmniſſe ſeiner Laufbahn zu einem doppelt glorreichen macht. Aber das romantiſche Intereſſe, welches Schiller der als Regimentsmedicus verpuppte jugendliche Titan, Schiller der geängſtigte Flüchtling, Schiller der unſtäte Wanderer, Schiller der Geliebte der „Titanide," Schiller der zwiſchen Line und Lotte geſtellte Liebende erregte, erliſcht zugleich mit dem Lichte der ſtillen Hochzeitsfackel von Wenigenjena. Seine Heirat mar-

Digitized by Google

kirt einen ganz bestimmten Wendepunkt, nicht nur in seinem äußeren Gehaben, sondern auch in seinem Herzensleben. Die Leidenschaft floh, die Liebe blieb. Er hatte in Lotte eine Frau gefunden, wie er sie gewollt. Zur Geliebten hat er fortan nur noch die Muse gehabt. Ihr galten die heißesten Schläge seiner Pulse, die höchsten Entzückungen seiner Seele. Man erstaunt, in den Beziehungen zu seiner Schwägerin Karoline keinen Anklang an seine frühere Doppelliebe zu finden, sondern nur eine brüderliche Freundschaft, die keineswegs eine blinde war. Oder vielmehr, man braucht darüber nicht zu erstaunen. Denn auch abgesehen davon, daß Lotte dem Dichter Alles gewesen, was eine Frau ihm sein konnte, war für einen Mann, dessen ganzes Sinnen und Schaffen darauf ging, den kategorischen Imperativ der Pflicht in natürliches Gefühl zu verwandeln und die Sittlichkeit zur Schönheit zu verklären, eine reine und edle Lebensführung selbstverständlich. Es fehlt auch nicht an deutlichen Spuren, daß er in der Vollreife seiner Männlichkeit den strengsittlichen Maßstab, welchem er sich unterwarf, auch an Andere zu legen geneigt war. So wissen wir, daß ihm Göthe's häusliche Verhältnisse zuwider waren, und es kennzeichnet das Wahrheitsgefühl seiner Seele, daß er, während Göthe im Briefwechsel mit ihm selten vergißt, die „liebe Frau" (Lotte) grüßen zu lassen, seinerseits nie auch nur mit einer Sylbe der Christiane Vulpius gedenkt . . . . .

Ja, die Romantik von Schiller's Lebensgeschichte geht mit dem Jahr 1789 zu Ende, es wäre denn, daß man in dem bald zu berührenden schwäbischen Heimweh, welches ihn die Heimat wieder zu sehen drängte, noch einen romantischen Zug erkennen wollte. Je reicher und glanzvoller sein inneres Leben sich entfaltete, um so weniger Ungewöhnliches und Wechselndes bot sein äußeres. Er lebte das bescheidene, sorgenvolle Dasein eines deutschen Schriftstellers, welches mit Würde zu führen er ein so leuchtendes Beispiel gegeben hat. Die ganze Energie seines

Digitized by Google

Willens an die Erfüllung ſeiner Miſſion ſetzend, flüchtete er „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken," aus dem Wirrſal und Getöſe der widerſtreitenden Intereſſen ſeiner Zeit „in die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen." Er war würdig, „in des Ideales Reich" zu herrſchen; denn wie ihn die gemeinen Sorgen des Lebens nicht zu irren vermochten, ſo durften ihm ſelbſtiſche Wünſche, Grillen und Begierden nicht mehr nahen. Sein Herz blieb ſanft, wie auch ſein Blick es blieb; aber ſeine Haltung wurde ſelbſtbewußter, in ſich gefaßter, auf Unberufene mehr abweiſend als anziehend wirkend. So konnte er ſelbſt einem Manne wie Jean Paul bei der erſten Begegnung „felſigt, hartkräftig, voll Edelſteine, voll ſcharfer ſchneidender Kräfte, aber ohne Liebe" erſcheinen. Ohne Liebe? Es iſt wahr, in einer bittern Stunde hat er ſich den Seufzer entwiſchen laſſen, daß gerade des beſſeren Menſchen Herz in dem Weltgedränge allmälig der Liebe ſich verſchließe; aber daneben zeugt ja jede Seite ſeiner reiferen Werke von einem unendlichen Wohlwollen, welches nicht mit wilden Ahrimansflammen, ſondern mit mildem Ormuzdlicht die Welt von allem Unſchönen und Verwerflichen reinigen will. Die Leidenſchaft floh, die Liebe blieb. Einer leidenſchaftlichen Neigung, wie ſie Göthe noch als Vierundſiebziger für die ſchöne Ulrike von Levezow empfand und in der „Elegie von Marienbad" ausſtrömte, wäre Schiller ſchon als Vierziger nicht mehr fähig geweſen; aber nur die innigſte Liebe konnte ein Gedicht wie „die Würde der Frauen" dictiren.

Es dürfte nicht unpaſſend ſein, hier, am Eingang der Mannes- und Meiſterjahre des Dichters, ſeine äußere Erſcheinung uns wieder einmal zu vergegenwärtigen. Sein Jugendfreund Scharffenſtein hat uns früher das Portrait Schiller's des Jünglings entworfen, ſeine Schwägerin Karoline mag uns das Bild Schiller's des Mannes zeichnen. „Schiller's große, in richtigem Verhältniß gebaute Geſtalt, Etwas von militäriſcher Haltung, was

Digitized by Google

ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geiſtes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und ſich im Aeußeren ausdrückte, gab ſeiner Erſcheinung etwas Edles. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem ſchlanken, etwas ſtarken Halſe, die hohe und weite Stirne trug das Gepräge des Genius; zwiſchen breiten Schultern wölbte ſich die Bruſt; der Leib war ſchmal und Füße und Arme ſtanden zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr ſtark als ſchön und ihr Spiel mehr energiſch als graziös. Die Farbe ſeiner Augen war unentſchieden, zwiſchen Blau und Lichtbraun. Der Blick unter dem hervorſtehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich ſtarken Augenbrauen warf, nur ſelten und im Geſpräch belebt, Lichtfunken; ſonſt ſchien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gekehrt als auf die äußeren Gegenſtände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz. Von ſeiner etwas gebogenen und ziemlich großen Naſe ſagte er im Scherz, daß er ſie ſich ſelbſt gemacht; ſie ſei von Natur kurz geweſen, aber in der Akademie habe er ſo lange daran gezogen, bis ſie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unſanfter Uebergang daran ſichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche. Die Hautfarbe weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, ſtärker als die obere, zeigte beſonders das Spiel ſeiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war ſehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in ſeinem lauten Lachen, das ſich verbergen zu wollen ſchien, lag etwas rein Kindliches. Seine Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff ſie, wenn er ſelbſt gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom ſchwäbiſchen Dialekt hat er immer beibehalten. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachläſſiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt feſter. Aller Cy-

Digitized by Google

nismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, zuwider; die Kleider einfach aber gewählt; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohlgeordnet sein. Er liebte sehr Blumen um sich, Lilien hatte er vor allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe."

Indem Schiller, häuslich eingerichtet, sich anschickte, seine Arbeiten wieder aufzunehmen, hatte er neben den Forderungen seines Genius auch die des Bedarfes zu berücksichtigen. Zudem waren jene zu dieser Zeit noch keine so entschiedenen, daß sie ohne alles Schwanken auf ein großes Ziel sich gerichtet hätten. Im Gegentheil sehen wir noch bis zum Jahre 1794 unseren Dichter seine Kraft in Studien und Anläufen zersplittern oder auch auf eine literarische Thätigkeit verwenden, wie eben der „Bedarf" sie heischte. So schrieb er die historischen Abhandlungen „die Sendung Moses," „die Gesetzgebung des Lykurg und Solon," „Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter," „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs," „Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I.," „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen." Die vier letztern dieser Aufsätze dienten als Einleitungen und verbindende Mittelglieder der „Sammlung historischer Memoiren," welche Schiller 1790 in deutscher Uebersetzung herauszugeben anfing, die er dann in Verbindung mit Woltmann und Anderen fortsetzte und die erst 1806 mit dem dreiunddreißigsten Band aufhörte, nachdem sich Schiller längst von dem Unternehmen zurückgezogen hatte. Der Bedarf war es auch, welcher ihn, nachdem seine von Wieland's Merkur gehegten Erwartungen nicht erfüllt worden, darauf denken ließ, die Thalia wieder mehr in Schwung zu bringen. So wurde, nachdem die Rheinische Thalia 1790 eingegangen, 1792 die „Neue Thalia" eröffnet und zwar mit keinem geringen Zeugniß poetischer Uebersetzungskunst, mit den deutschen Stanzen, in

Digitized by Google

welche unſer Dichter das zweite und vierte Buch von Virgil's Aeneis übertragen hatte, zunächſt, um ſeiner Frau und Schwägerin eine Vorſtellung von Virgil'ſcher Dichtung zu geben. Sonſt enthielt die Neue Thalia keinen poetiſchen Beitrag; ſie wurde vielmehr ein bequemes Vehikel der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Uebungen, durch welche ſich Schiller auf ſeine poetiſchen Hauptthaten vorbereitete. Zunächſt nahm vor allem Uebrigen ſeine „Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs" Zeit und Thätigkeit in Anſpruch. Sie erſchien, durch die Erkrankungen des Verfaſſers mehrfach unterbrochen, in den Jahrgängen 1791 — 93 des von Göſchen verlegten hiſtoriſchen Damen-Kalenders, — ein Umſtand, der ſchon andeutet, daß es dabei nicht auf ein gelehrtes Fachwerk abgeſehen war. Was ſchon früher über Schiller's Verhältniß zur Hiſtorie und Hiſtorik geſagt worden, gilt auch von ſeiner Darſtellung des dreißigjährigen Krieges. Das kritiſch-hiſtoriſche Moment tritt vor dem künſtleriſchen zurück. Ein tiefer gehendes Quellenſtudium hätte dem Verfaſſer hinſichtlich des Cauſalzuſammenhanges der Ereigniſſe jener ſchrecklichen Zeit, wo unter dem Vorwande: Bibel oder Papſt? die gewaltigſten wie die gemeinſten Leidenſchaften auf deutſchem Boden dreißig Jahre hindurch ſich austobten, gewiß Manches in anderem Licht erſcheinen laſſen. So z. B. die Stellung Guſtav Adolf's, den er allerdings nicht als den gutmüthigen Schwärmer und ſelbſtſuchtsloſen „Glaubensretter" faßt, als welcher der Schwedenkönig noch immer in bornirt lutheriſchen Compendien ſpukt, deſſen leitender Gedanke aber, hinter dem plauſiblen Aushängeſchild proteſtantiſcher Sympathieen ein möglichſt großes Stück von Deutſchland zu erobern, auch bei Schiller lange nicht klar und beſtimmt genug hervortritt. Im Uebrigen hat unſer Dichter mit richtigem Inſtinkt erkannt, daß ſich jener furchtbare Kampf weit mehr um die Politik als um die Religion drehte. Aber es fragt ſich doch ſehr, ob ſeine Auffaſſung des dreißigjährigen Kriegs

Digitized by Google

als eines politiſchen Befreiungskriegs von proteſtantiſcher Seite eine berechtigte geweſen. Man weiß ja, welcher Art die Politik war, zu welcher das Lutherthum die dogmatiſche Unterlage hergab. Schiller hat, ſcheint mir, ſeinem idealen Freiheitsprinzip bedeutend viel vergeben, indem er der ſogenannten, von proteſtantiſcher Seite ſo ſcharf betonten „Reichsfreiheit" die Ehre anthat, ſie für mehr zu halten als die unſelige Lüge, welche ſie war. Aus dieſer freilich durch die Abwendung der Kaiſerdynaſtie von deutſchen Intereſſen mitverſchuldeten Reichsfreiheit, d. h. Reichsanarchie iſt, wie Jedermann weiß, die Zerſplitterung des Reiches und aus dieſer die abſolute Herrſcherwillkür der Landesfürſten hervorgegangen. Man erkennt auch unſchwer, daß der Dichter ſeiner einmal gefaßten Anſicht von der Reichsfreiheit nicht ganz traute und ſich einigen Zwang anthun mußte, dieſelbe durchzuführen. Das ganze Buch iſt daher nicht, — wie die Geſchichte der niederländiſchen Rebellion es war — ein Werk der Begeiſterung, ſondern vielmehr des Verſtandes. Der hiſtoriſche Kunſtſtyl Schiller's hat dabei unſtreitig gewonnen: die Schilderungen ſind von hoher Anſchaulichkeit, die Portraitirung iſt meiſterhaft, in gleichmäßiger Ruhe und Würde, nur bei dringend gebietenden Veranlaſſungen höher gefärbt und bilderreich, geht die Darſtellung einher. Deutlich ſieht man, wie den Dichter vor Allem das dramatiſche Intereſſe anzog, welches dieſer beiſpielloſe Kriegstumult allerdings in ungewöhnlichem Grade darbot. Denn nachdem die zwei vorragendſten Geſtalten des ungeheuren Drama's, welches für Deutſchland ein bis auf den heutigen Tag ſo ſchmerzlich nachwirkendes Trauerſpiel war, nachdem Guſtav Adolf und Wallenſtein von der Bühne abgetreten, erlahmte Schiller's Theilnahme für ſeinen Gegenſtand ſo ſehr, daß er die weiteren Begebenheiten bis zum weſtphäliſchen Frieden nur noch ganz ſummariſch erzählte. Aber mochte er auch möglichſt raſch zum Abſchluß ſeines Geſchichtswerks eilen, von der Zeit, welche daſſelbe behan-

Digitized by Google

delte, hatte er einen ſo tiefen Eindruck empfangen, daß er zu ihr zurückkehrte, als er dazu verſchritt, ſein größtes Dichterwerk zu ſchaffen. Mit der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs beendigte er ſeine Laufbahn als Hiſtoriker, denn die ſpäter (1797) als Lückenbüßer für die Horen nach einer franzöſiſchen Quelle gearbeiteten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville" können auf den Werth eines ſelbſtſtändigen Werkes keinen Anſpruch machen und die Idee, einen deutſchen Plutarch zu ſchreiben, womit ſich Schiller längere Zeit getragen hat, iſt nie zur Ausführung gekommen.

Neben den Arbeiten des Dichters ſchritt im erſten Jahre ſeiner Ehe auch ſein Leben rüſtig und heiter fort. In den Oſterferien von 1790 führte der Herr Profeſſor ſeine junge Frau nach Rudolſtadt, wo er „in der ſchönen Reminiscenz der vorigen Zeiten" mit ihr „gar angenehme Tage" verlebte und ſich auch die „trefflichen Torten und Paſteten" behagen ließ, welche die Verwandten den Gäſten auftiſchten. Wieder nach Jena zurückgekehrt, gab er in Briefen an Körner vom 16. Mai und 18. Juni ſeiner Zufriedenheit Ausdruck, indem er ſchrieb: „Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als ſo verlaſſen und allein, auch im Sommer. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz und mich in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt .... Ich wundere mich ſelbſt über den Muth, den ich bei meinen drückenden Arbeiten beibehalte, eine Wohlthat, die ich nur meiner ſchönen häuslichen Exiſtenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, leſend oder ſchreibend, in Arbeit und dennoch geht's ſo leidlich wie ſonſt nie." Am 14. Mai eröffnete er ſeine Vorleſungen für den Sommer und zwar las er ein Privatum über Univerſalgeſchichte und ein Publicum über die tragiſche Poeſie. Zur Vorbereitung für letzteres hatte er des Ariſtoteles Poetik durchgearbeitet, welche ihn „wahrhaft ſtärkte

Digitized by Google

und erleichterte.“ Als bleibendes Resultat dieser akademischen Thätigkeit gewann er die beiden ästhetischen Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „Ueber die tragische Kunst.“ Gar gemüthlich hört es sich an, wenn wir erfahren, wie die Frau Professorin dem Herrn Gemahl die Last seines Amtes erleichterte. „Lottchen — meldete der Dichter am 15. Mai an Karoline — hat gestern zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen gehört und mir Thee gemacht. Sie hat sich erst vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz.“

Die geselligen Verhältnisse von Jena waren angenehm, ungenirt und munter. Im Griesbach'schen und Paulus'schen Hause fand Lotte freundliche Aufnahme, Reinhold's Frau wurde ihre Freundin. Die gelehrten Herren machten mit ihren Damen häufige Ausflüge in die freundliche Umgegend und auch daheim fehlte es nicht an Kurzweil. Eine gewisse Unbekümmertheit und Leichtlebigkeit kennzeichnete damals das Dasein der gebildeten Kreise und man verstand und befolgte noch das weise „Carpe diem!“ des römischen Schäckers. Schiller fand neben allen seinen Arbeiten noch Zeit zum Billard- und Tarokspiel, ja sogar die Uebungen im Kegelschieben, welchen er vor Zeiten im Garten der Kraftgeniesherberge zum Ochsen in Stuttgart obgelegen, nahm er jetzt dann und wann wieder auf. An seinem Mittagstisch, welchen die „Hausjungfern“ besorgten, nahmen zwei Landsleute theil, der Privatdozent Niethammer und der Hofmeister Göritz, ferner der Professor Fischenich und Fritz von Stein, der Sohn Charlotte's. In dieser Tischgesellschaft, zu welcher noch Lotte und häufig auch Karoline gehörte, war nicht allein der sokratische Ernst, sondern auch der aristophanische Scherz heimisch. Man verfiel da auf allerlei Possen, wie z. B. auf die von unserem Dichter angegebene, daß die Tischgenossen eine Art Uniform, blauen Frack mit himmelblauem Futter und silbernen Knöpfen

Digitized by Google

tragen ſollten und wirklich trugen. Göritz, der uns dieſes erzählt, weiß auch von einem Bankett zu melden, wobei die gute Laune bis zu einem allgemeinen, die Damen keineswegs ausſchließenden Studentenſmollis fortgegangen ſei. Glaublicher als dieſes Abenteuer, welches Karoline ausdrücklich zu desavouiren ſich veranlaßt ſah, iſt das harmloſere, daß Schiller eines Abends auf der Kegelbahn eine Geſellſchaft aus dem Stegreif zum Abendeſſen bei ſich eingeladen habe und wie dann dieſes improviſirte Souper, behufs deſſen geſchwind ein paar ungleiche Tiſche zuſammengerückt und eine Schüſſel mit etwas Braten und eine andere mit Salat beſchafft wurden, in idylliſcher Heiterkeit vor ſich gegangen ſei. Ja, ſie wußten zu leben und ſich zu freuen, die Menſchen von damals. Drüben in Weimar, wie hüben in Jena. So erzählt uns der wackere Voß von einem bei ſeiner Anweſenheit in Weimar im Juni 1794 im Hauſe Herder's ſtattgehabten Sympoſion, welchem Wieland, Göthe, Knebel und Böttiger anwohnten: — „Wir wurden ausgelaſſen luſtig. Die Erzväter der Bibel wurden recenſirt mit unauslöſchlichem Lachen, indem Herder komiſch ihre Vertheidigung übernahm. Dabei wurde rechtſchaffen gezecht, Steinwein und Punſch. Göthe ſaß neben mir; er war ſo aufgeräumt, wie man ihn ſelten ſehen ſoll." Zur Abwechslung ſtrich auch wohl mitunter eine Wolke an dem Himmel des häuslichen Glückes unſeres Dichters hin, aufgeſtiegen aus der Region hypochondriſcher Grillen, welche leider in keinem Gelehrtendaſein fehlt, und von Lotte mit ſanfter Hand bei Seite geſchoben — oder unterbrach ein burſchikoſer Tumult die akademiſche Stille. Ein ſonſt ganz ſolider Student war auf Betreiben des Prorectors Ulrich relegirt worden, weil er, in der Weinlaune an dem vor dem Poſthauſe haltenden Reiſewagen eines durchreiſenden gräflichen Paares vorbeigehend, die ſchöne junge Dame mit ſtudentiſcher Naivetät um einen Kuß gebeten hatte. Obgleich der Herr Gemahl und wahrſcheinlich auch die Dame über dieſen galan-

Digitized by Google

ten Einfall nur lachten, war der pedantiſche Prorector mit äußerſter Strenge gegen den armen Kußluſtigen vorgefahren und hatte dadurch die Wuth der Commilitonen deſſelben gereizt. Bei erſter beſter Gelegenheit brach dieſe Wuth in einen jener Tumulte aus, um welcher willen Jena früher berüchtigt geweſen. Ulrich's Haus wurde erſtürmt und verwüſtet und in Schiller's Studirzimmer wurden die Fenſter eingeworfen, weil er den durch die Gaſſen tobenden Ruf: Lichter aus! nicht beachtet hatte. Am andern Morgen erſchien dann freilich — zum Beweis, wie ſehr der Dichter bei der Studentenſchaft in Achtung ſtand — eine Deputation, welche ihn im Namen ſämmtlicher Landsmannſchaften dieſes „Verſehens" wegen um Verzeihung bat. Als dann Executionstruppen von Weimar einrückten, zogen die Studenten in Maſſe aus und nach Erfurt hinüber. Darüber wurde es nun begreiflicher Weiſe Profeſſoren und Philiſtern nicht wenig „graulich," und als die Ausgezogenen unter Zuſicherung einer Amneſtie zur Rückkehr eingeladen wurden, beſchloſſen Senat und Bürgerſchaft eine feierliche Einholung der Rückkehrenden, wogegen ſich Schiller als gegen etwas der Würde des akademiſchen Lehramts Unangemeſſenes unverholen ausgeſprochen haben ſoll.

Das Jahr 1790 war für unſeren Dichter auch nicht arm an intereſſanten neuen Bekanntſchaften. Friedrich von Hardenberg, berühmt unter dem Dichternamen Novalis, der genialſte der Romantiker, damals Student in Jena, ſuchte eine freundlich gewährte Annäherung, welche vertraulich wurde und es blieb, bis der junge Mann in die Schlegel'ſchen Kreiſe hinübergezogen ward, wo dann freilich die Beziehung zu Schiller ſich löſen mußte. Reinhold führte dem Dichter einen begeiſterten Verehrer zu, den däniſchen Poeten Jens Baggeſen, der mit ſeiner jungen Frau aus den ſchweizeriſchen Alpen kam. Baggeſen war ein ſo gutmüthiger Enthuſiaſt, als nur immer das achtzehnte Jahrhundert einen hervorgebracht hat. Daneben beſaß er ein ganz hübſches poeti-

Digitized by Google

ſches Talent und jetzt noch ſind die Schilderungen unübertroffen, welche er in ſeiner „Parthenais" in deutſchen Hexametern — damals herrſchte in Dänemark überhaupt das deutſche Element — von der Größe und Lieblichkeit der Alpennatur entwarf. Er verweilte mehrere Tage in Jena und Weimar und, nach Kopenhagen zurückgekehrt, konnte er nicht ſatt werden, ſeinen Gönnern und Freunden, dem Erbprinzen Chriſtian Friedrich von Holſtein-Auguſtenburg und dem Miniſter Grafen Ernſt von Schimmelmann, ſowie der Herzogin und der Gräfin, von Schiller zu ſprechen und die Kenntniß und Schätzung von deſſen Werken in dieſem Kreiſe einheimiſch zu machen, — eine Bemühung, deren Folgen ſich dem Dichter bald höchſt wohlthätig kundgeben ſollten. Aeltere Bekanntſchaften wurden anhänglich gepflegt: ſo die mit dem Coadjutor in Erfurt, von welchem ſich Schiller im Herbſt hinſichtlich ſeiner Zweifel, ob er bei der Geſchichtſchreibung bleiben oder aber zur Poeſie zurückkehren ſollte, Rath und Entſcheidung erbat. Dalberg ſchrieb zuerſt ausweichend, daß er nicht zu beſtimmen wage, was Schiller's „allumfaſſender, allbelebender Genius" unternehmen ſollte, ſondern daß er nur wünſche, „mit Rieſenkräften ausgerüſtete Geiſter möchten ſich ſelber fragen, wie ſie der Menſchheit am nützlichſten ſein könnten;" auf eine wiederholte Anfrage jedoch geſtand der Prälat, zu wünſchen, daß unſer Dichter „in ganzer Fülle dasjenige leiſte, was nur er leiſten kann, und das iſt Drama." Das war nicht vergeblich geſprochen, um ſo mehr, da es mit Schiller's innigſter Neigung zuſammenſtimmte. Er mochte um jene Zeit auch des Ariſtoteles Ausſpruch: „Die Tragödie iſt gedankentiefer und erhabener als die Geſchichte" — geleſen und beherzigt haben. Genug, gegen Ende des Jahres finden wir ihn mit tragiſchen Entwürfen beſchäftigt, unter welchen der Wallenſtein gewiſſermaßen eine dämoniſche Anziehungskraft auf den Dichter zu üben begann, ohne jedoch jetzt ſchon beſtimmtere Umriſſe zu gewinnen. Das Sommerſemeſter war

Digitized by Google

inzwiſchen zu Ende gegangen und Schiller ging mit Lotte in den Herbſtferien nach Rudolſtadt, wo er „zwölf Tage mit Eſſen, Trinken und Schachſpielen oder Blindekuhſpielen verbrachte," wie er am 1. November an Körner ſchrieb, nachdem er, heimgekehrt, am 22. Oktober ſeine Vorleſungen fürs Winterſemeſter begonnen hatte. Im nämlichen Briefe meldet er dem Freunde auch eine freundliche Wiederbegegnung mit Göthe, welcher kurz zuvor in Dresden geweſen war und an Körner Gefallen gefunden hatte. Bekanntlich flüchtete ſich Göthe aus dem Weimarer Hof- und Geſchäftsleben von Zeit zu Zeit immer gern in das „liebe närriſche Neſt," wie er Jena nannte, um hier Menſch, Poet, Er ſelbſt zu ſein. In ſeinem ſtillen Aſyl im Jenaer Schloß und mehr noch in ſeiner auf die rauſchende Saale niederblickenden Erkerſtube im Wirthshaus „zur Tanne" an der nach Kamsdorf führenden Brücke hat er ſchönſte Dichterſtunden gelebt. Lotte meinte noch 1798 gegen Charlotte von Stein, Göthe ſei in Jena „ganz anders" als in Weimar. „Es iſt recht eigen, — ſchrieb ſie — welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar iſt er gleich ſteif und zurückgezogen; hätte ich ihn nicht hier kennen gelernt, ſo wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden." Was Schiller angeht, ſo kam er Göthen nicht viel näher, als ihn dieſer in den letzten Oktobertagen von 1790 beſuchte. „Göthe — ſchrieb er an Körner — hat uns viel von dir erzählt und rühmt gar ſehr deine perſönliche Bekanntſchaft. Er war geſtern bei uns und das Geſpräch kam bald auf Kant. Intereſſant iſt's, wie er Alles in ſeine eigene Art und Manier kleidet und überraſchend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich ſehr nahe intereſſiren, mit ihm ſtreiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, ſich zu irgend Etwas zu bekennen. Ihm iſt die ganze Philoſophie ſubjectiviſch und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philoſophie mag ich auch nicht ganz; ſie holt zu viel aus der

Digitized by Google

Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann."

Also um Kant drehte sich das Gespräch der Beiden? Aber wo auch hätten damals in Deutschland zwei Männer von Bildung zusammenkommen können, ohne von Kant zu reden? In Wahrheit, es ist eine der wundersamsten Parallelen, welche die Weltgeschichte aufzeigt, daß, während jenseits des Rheins die Revolutionstragödie in Szene zu gehen begann, dähinten in Königsberg, in der Studirstube des friedsamsten aller Professoren die kühnste Gedankenrevolution wissenschaftlich durchgeführt wurde. Ein dürres, unansehnliches Männchen, in seinem Gebahren behutsam bis zur Aengstlichkeit, in seinen Lebensgewohnheiten regelmäßig bis zur Monotonie einer Uhr, wohlfrisirt, wohlbezopft, in ein stillstes Forscherleben so eingesponnen, daß es so zu sagen nie einen Schritt über das Weichbild seiner Vaterstadt hinausthat, — dieses Männchen ließ Gedanken in die Welt ausgehen, welche den Himmel stürmten und, zum System des „kritischen Idealismus" organisirt, die theologische Weltanschauung geradezu umkehrten, indem sie unsere Welt zum Zwecke machten und Gott nur noch als eine Hypothese zur Lösung ihrer Widersprüche herbeizogen, als ein Postulat der praktischen Vernunft, als ein Etwas, dessen Dasein auf theoretischem Wege zu erweisen unmöglich sei. Die Wirksamkeit von Immanuel Kant begann erst in seinen alten Tagen mit Herausgabe seiner drei Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft (1781), Kritik der praktischen Vernunft (1785) und Kritik der Urtheilskraft (1787). Seine Lehre bedurfte ihrer abstrusen Form wegen der Dolmetschung, wie begeisterte Jünger, unter denen Reinhold vorragte, sie unternahmen, aber ihrer Verbreitung vermochte die ganze Brutalität der Reaction gegen die

Digitized by Google

Aufklärung, welche unter Friedrich's des Großen Nachfolger von Berlin aus durch die Bischofswerder, Wöllner und Consorten ins Werk gesetzt wurde, keinen Einhalt zu thun. Wundersame Zeit, wo die Sehnsucht nach Erlösung von Wahn und Unfreiheit so allgemein war, daß selbst greise Dorfpastoren gegen das Wöllner'sche Gemaßregel der Aufklärungstendenzen in die Schranken zu treten sich gedrungen fühlten. Durch Hume's Untersuchung über den Begriff von Ursache und Wirkung zu seiner Kritik des Erkenntnißvermögens angeregt, deren Resultat er den transcendentalen Idealismus nannte, hat Kant die philosophische Arbeit ganz von Neuem begonnen und das Reich des Wissens neu construirt, mit gänzlicher Beiseitestellung des Materials des Offenbarungsglaubens. Die letzten Gründe unseres Erkennens einer voraussetzungslosen Kritik unterwerfend, fand er, daß nicht das Wahrnehmen die Quelle des Allgemeinen und Nothwendigen sei, sondern vielmehr die menschliche Ichheit (Subjectivität), das selbstbewußte Ich. Zu den subjectiven Denkformen gehört unter andern auch das Verhältniß von Ursache und Wirkung. Jede Erkenntniß besteht aus Erfahrungsstoff und darauf angewandter Denkform, es gibt also keine aus bloßem Denken gewonnene Erkenntniß und demnach gehört insbesondere die Erkenntniß des Uebersinnlichen ins Gebiet der Unmöglichkeit und ist es nur ein Umhertappen im Dunkeln, wenn wir uns aus der Erscheinungswelt ins Uebersinnliche versteigen: mithin sind unsere Vorstellungen von einer übersinnlichen Welt leere Hirngespinnste, willkürliche Behauptungen über Dinge, von denen sich ebenso gut die Nichtexistenz als die Existenz, in Summa Nichts beweisen läßt. An dieser Theorie der reinen Vernunft findet aber die praktische Vernunft kein Genügen. Die letztere geht auf die Bestimmung des freien Willens des Menschen zum Handeln. Des Willens Aufgabe ist die Verwirklichung des höchsten Sittengesetzes: Handle jeder Zeit nach Maximen, welche fähig sind, allgemeine Gesetze zu werden!

Digitized by Google

und die allgemeine Verbindlichkeit dieſes Sittengeſetzes äußert ſich als kategoriſcher Imperativ, d. h. als innere Nöthigung zum Guten in der Form des befehlenden Sollens. Unterwerfen wir unſere ſelbſtſüchtigen Neigungen der durch den kategoriſchen Imperativ befohlenen, um ihrer ſelbſt willen zu übenden Pflicht, ſo haben wir Tugend. Die Verbindung der Tugend mit der Glückſeligkeit macht das höchſte Gut aus, das letzte Ziel des Willens, deſſen Realiſirung einerſeits das Daſein Gottes, andererſeits die Unſterblichkeit der Seele vorausſetzt. Um alſo der Tugend ein entſprechendes Aequivalent in Ausſicht zu ſtellen, fand es Kant praktiſch-vernünftig, das, was die reine Vernunft verneinen müſſe, Gott und Unſterblichkeit, wieder zu ſetzen .... Die Kant'ſche Philoſophie war die höchſte wiſſenſchaftliche Formulirung der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und zugleich iſt ſie das Fundament der ganzen neueren Geiſteskultur. Sie hat alle Disziplinen, das ganze Reich der Intelligenz mit neuem Leben durchdrungen, Alles umgeſtaltet oder wenigſtens beeinflußt, Alles auf neue Grundlagen geſtellt. Ueberwältigend, wie dieſe Erſcheinung war, konnte es ihr dennoch an Gegnern nicht fehlen. Ein Herder polemiſirte vom Standpunkt eines rationaliſtiſchen Chriſten aus gegen Kant, ein Jakobi vom Standpunkt einer Gefühlsſeligkeit, welcher es vor den kühlen Aetherhöhen der reinen Vernunft graute und die nach Jakobi's eigener Ausſage in einer „Unphiloſophie" Befriedigung fand, welche im Nichtwiſſen ihr Weſen hat und der zufolge das an ſich Wahre, Gute und Schöne uns ohne irgend eine Vermittlung durch Begriffe im Gefühl als unmittelbares Geiſtes- und Gottesbewußtſein geoffenbart wird.

Es konnte nicht zweifelhaft ſein, auf welche Seite Schiller ſich ſtellen würde, nachdem die philoſophiſchen Probleme ihm einmal ernſtlich nahegetreten. Denn bis jetzt hatte er ſich gegen dieſelben ziemlich gleichgültig verhalten und auch Körner's eifrige Beſchäftigung mit Kant's Schriften hatte ihm keine Theilnahme

Digitized by Google

abgewonnen. Als ihm der Freund im Mai 1790 meldete, daß ihm die „Kritik der Urtheilskraft" viel zu schaffen mache, schrieb er kühl zurück: „Viel Glück zu der neuen Kant'schen Lectüre. Hier in Jena höre ich sie bis zum Sattwerden preisen." Diese Kühle sollte aber bald dem wärmsten Interesse Platz machen, als die Schriften des Königsberger Weisen der Trost seines Krankenbettes wurden. Denn, ach, wir haben die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, schon hier zu sagen, daß Schiller's Lebensgeschichte vom Neujahr 1791 an eigentlich nur noch eine Krankengeschichte gewesen ist. In seinen Briefen an Körner hat er sie selbst geschrieben. Man muß diese Leidensberichte lesen, wenn man in ihrem ganzen Umfange die beispiellose Energie des Willens kennen lernen will, welche einen hinfälligen, schmerzdurchwühlten Leib zwang, noch so lange im Dienste des Geistes auszuhalten. Die Passionsgeschichte unseres Dichters ist seine schönste Apotheose.

Nicht selten wiederholt sich die Laune der Natur, große Herzen und kräftige Geister in schwächliche, für jede Unbill des Klima's und der Witterung doppelt und dreifach empfängliche Körper einzuschließen. Wie unglücklich solche Existenzen sind, nur sie selber wissen es. Für sie birgt jede Wolke, die am Horizont aufsteigt, Schmerz in ihrem Schooße und der Wechsel der Jahreszeiten ist für sie nur ein Wechsel wehvoller Empfindungen. So ein Dasein, so ein Purgatorium hat Schiller von jetzt an gelebt. Nur auf flüchtige Stunden oder Tage, in günstigsten Fällen auf Wochen, ließen die Schmerzen von ihm ab. Sie zwangen ihn, aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag zu machen, und sogen aus dieser Umkehr der Lebensordnung neue Nahrung. Bewunderungswürdig hat sich in dieser vierzehnjährigen Trübsal die Liebe Lotte's bewährt und es unterliegt keinem Zweifel, daß ohne die zärtliche Pflege seiner Frau der Dichter viel früher unterlegen wäre. Das Uebel fing in den ersten Tagen des Januars 1791 zu Erfurt an, wo Schiller mit seiner Frau dem Coadjutor einen Neujahrsbesuch ab-

Digitized by Google

ſtattete. Einem Concert auf dem Stadthauſe anwohnend, zog er ſich eine Erkältung zu — die Männer des Schreibtiſches ſind dafür, wie bekannt, ganz unglaublich empfänglich — und die Folge davon war ein heftiges Katarrhfieber. Scheinbar geneſen, kehrte er am 11. Januar über Weimar nach Hauſe zurück und ſchrieb in heiterer Stimmung an Körner: „Man hat mir auf Veranſtaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitgliede der kurmainziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften aufzunehmen. Nützliche! Du ſiehſt, daß ich es ſchon weit gebracht habe.“ Aber kaum hatte er ſeine Vorleſungen wieder aufgenommen, ſo erfolgte ein Rückfall und das Fieber ſteigerte ſich raſch zu einer lebensgefährlichen Bruſt- und Unterleibsentzündung, welche die Kunſt und Sorgfalt des trefflichen Arztes Starke kaum zu bewältigen vermochte. Erſt gegen Ende Februars konnte der „kümmerlich Geneſende“ wieder „am Stocke herumkriechen“ und dem Freunde in Dresden ſchreiben: „Die Pflege war vortrefflich und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerkſamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Zuhörer und hieſigen Freunden mir erwieſen wurde. Sie ſtritten ſich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dies dreimal in der Woche. Der Antheil, den man ſowohl hier als in Weimar an mir nahm, hat mich ſehr gerührt. Nach den erſten zehn oder zwölf Tagen kam meine Schwägerin von Rudolſtadt und iſt noch hier, ein höchſt nöthiger Beiſtand für meine Lotte, die mehr gelitten hat als ich. Auch meine Schwiegermutter beſuchte mich auf acht Tage und dieſem innigen Leben mit meiner Familie, dieſer liebevollen Sorge für mich, den Bemühungen meiner Freunde, mich zu zerſtreuen, danke ich größtentheils meine frühere Geneſung. Zu meiner Stärkung ſchickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madera.“ Nachdem er ſo ſeinen Dankgefühlen Worte gegeben, redete er von Arbeitsplänen, die

er sofort weiter verfolgen wollte, und am 3. März meldete er dem Freunde, daß er das Studium Kant's begonnen habe: — „Seine Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten." Die Osterferien verlebte er mit Lotte wieder in Rudolstadt, von wo er unterm 10. April an Körner schrieb, der Herzog habe ihn für diesen Sommer vom Lesen dispensirt: — „indessen dispensirte es sich von selbst, denn ich würde nicht gekonnt haben, was mir unmöglich ist." In der That, das Professorthum Schiller's war eigentlich schon im Winter 1791 zu Ende. Denn der Zustand seiner Brust verbot ihm die Anstrengung, Publica zu lesen, schlechterdings und er mußte sich daher von da ab, und so lange er überhaupt noch lehrte, auf Privatissima beschränken, die er auf seinem Zimmer vortrug. In dem eben angezogenen Briefe ließ er sich die leise Klage entwischen, es sei „nicht gut, daß er diesen Sommer nicht frei von Arbeit sei;" doch fügte er bei: „Mein Gemüth ist übrigens heiter und es soll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das Schlimmste über mich kommen wird." Ach; es kam sofort Schlimmstes und er hatte Gelegenheit genug, seinen Muth zu bewähren. Ein abermaliger Rückfall warf den Dichter in Rudelstadt aufs Lager und heftige asthmatische Beklemmungen brachten ihn wieder dem Tode nahe. Zuweilen wurden „die Extremitäten schon ganz kalt, der Puls verschwand und nur die stärksten Frictionen brachten wieder Leben in die Glieder." Der Kranke hielt sich für verloren und in fieberfreien Augenblicken suchte er mit männlicher Fassung seine Lieben zu beruhigen und sie das Unvermeidliche ertragen zu lehren. Karoline las ihm Stellen aus Kant's Kritik der Urtheilskraft vor. „Den Lichtstral aus der Seele des ruhigen Weisen — erzählt sie — und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden

Digitized by Google

könne, nahm er ruhig auf.“ Auf den liebevollen Zuſpruch der ſchweſterlichen Freundin gab er zur Antwort: „Dem allwaltenden Geiſte der Natur müſſen wir uns ergeben und müſſen wirken, ſo lange wir es vermögen.“ Als der Tod anzupochen ſchien, bat er, die Freunde eintreten zu laſſen, damit ſie lernten, wie man ruhig ſterben könne. Das Bedrohliche ging aber vorüber und Blick und Hoffnung des Kranken kehrten ſich wieder dem Leben zu. Als der Arzt, Conradi aus Rudolſtadt, beſtimmte Ausſicht auf Geneſung eröffnete, ſagte der Kranke, die Augen auf Lotte und Line geheftet: „Es wäre doch ſchön, wenn wir noch länger zuſammenblieben.“

Im Laufe des Juni ſchritt ſeine Geneſung ſoweit vor, daß er in Begleitung Lotte's nach Karlsbad gehen konnte, um durch den Gebrauch des dortigen Sprudels namentlich ſeine ſehr geſchwächten Verdauungswerkzeuge wieder zu kräftigen. Die berühmte Heilquelle erfüllte wenigſtens einigermaßen die Erwartungen des Arztes und des Patienten und der Letztere erholte ſich ſo weit, daß er ſeinem Verleger Göſchen, welchen er in Karlsbad traf, die Fortſetzung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges verſprechen konnte. Göſchen meldete dies an Wieland und der gute Patriarch des Weimarer Muſenhofes ſchrieb voll Freude zurück: „Der Himmel belohne Sie durch die glücklichſten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünſchen und erwarten können, für die Freude, die Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsreichen Ausſichten zur Wiederherſtellung unſeres vortrefflichen Schiller gegeben haben. Mit der lebhafteſten Ungeduld ſehe ich der Beſtätigung dieſes Evangeliums für mich und Alle entgegen, die wie ich den unſchätzbaren Werth unſeres Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig ſind.“ In dem böhmiſchen Thalkeſſel legte ſich der Geneſende das Problem des Wallenſtein mehr und mehr zur dramatiſchen Behandlung zurecht. Die im Karlsbad gemachte Bekanntſchaft mit mehreren ausgezeich-

Digitized by Google

neten öſtreichiſchen Offizieren gab ihm lebendige Anſchauungen vom kaiſerlichen Heer und er machte auch einen Ausflug nach Eger, um das Haus zu beſichtigen, wo Wallenſtein ermordet worden war. Sehr wahrſcheinlich iſt in dieſer Zeit auch die bekannte Zeichnung entſtanden, welche unſeren Dichter auf einem jener weltberühmten Karlsbader Eſel reitend darſtellt. Der Zeichner war der treffliche Landſchaftsmaler Johann Chriſtian Reinhart, welcher als Neunzigjähriger 1847 zu Rom geſtorben iſt. Er hatte ſchon in der Bauerbacher Zeit Schiller's Bekanntſchaft gemacht und ſcheint während der Karlsbader Cur wieder mit ihm zuſammengetroffen zu ſein. Das Bild iſt hübſch: — der Dichter ſitzt ſchößlings auf dem Grauchen, angethan mit einer weiten Redingote, kurzen Beinkleidern und Stulpenſtiefeln; auf dem Kopf hat er einen breitrandigen Schlapphut und in der Linken eine brennende holländiſche Pfeife, während er mit der Rechten den Zügel hält. Das rechte Bein baumelt ihm faſt bis auf den Boden herab. Die läſſige Haltung und der ſinnende Geſichtsausdruck des Reiters bilden einen gar artigen Contraſt zu der eſelhaften Grandezza des Grauchens; es ſieht komiſch aus. Nach vollbrachter Cur und einem kurzen Aufenthalt zu Hauſe diente im September ein Beſuch bei Dalberg in Erfurt als Nachcur. Von hier aus ſchrieb er am 6. September dem Freunde in Dresden: „Mit der Beſſerung geht es leidlich, aber langſam und noch immer bleiben die Krampfzufälle nicht ganz aus; auch der kurze Athem hält noch immer an. Doch nehmen die Kräfte zu und man findet mich auch friſcher ausſehend.“ Dann, nach Jena zurückgekehrt, unterm 24. Oktober: „Es geht jetzt ziemlich erträglich mit mir. Obgleich der Athem nie frei iſt und noch immer Krämpfe im Unterleib mich beunruhigen, ſo bin ich doch zu Beſchäftigungen aufgelegt und kann, wenn ſie mich ſtark intereſſiren, ſtundenlang meine Umſtände darüber vergeſſen.“ Dann legt er das ſchöne Zeugniß für Lotte ab: „Es macht mir, auch wenn ich Geſchäfte

Digitized by Google

habe, ſchon Freude, wir nur zu denken, daß ſie um mich iſt, und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir ſelbſt eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondriſchen Uebel ohne dieſen Umſtand faſt unmöglich wäre. Wären wir Beide nur geſund, wir brauchten weiter Nichts, um zu leben wie die Götter.“ Wie eben nur ein liebendes Weib es kann, verbarg Lotte vor dem Gatten das eigene Leiden und die quälende Angſt um ihn, aber in einem Schreiben an den Vetter Wilhelm von Wolzogen äußerte ſie unterm 13. Auguſt 1792 ſo ihre Beſorgniſſe: „Wir leben immer ſtill fort, und wenn Schiller wohl iſt, bin ich es meiſtens auch; doch iſt meine Geſundheit und daher auch die Stimmung oft nicht gut und ich bin gar ernſthaft und trübſinnig. Es iſt ſo traurig daß man noch gar nicht ſagen kann, daß es viel beſſer mit Schiller wäre. Das Uebel iſt oft noch ſtark und die Krämpfe im Unterleib laſſen nicht nach. Manche Tage iſt er ganz leicht und wohl, aber doch kann man auf keinen Tag ganz rechnen. Dieſe Ungewißheit und das öftere Sehen des Uebels hat freilich keinen guten Einfluß auf mich und du fühlſt wohl, wie ich ernſt und traurig werden kann, wie Einen das beugen kann.“ Die Sorge um den geliebten Mann verſchwand nicht wieder aus Lotte's Leben, denn ſein Uebel blieb und er iſt nie wieder auch nur andauernd halb, geſchweige ganz geſund geworden. Im folgenden Jahre, unterm 1. Juli 1793, ſchrieb Karoline an den Vetter Wilhelm: „Ach, Lieber, immer fürchte ich, daß unſer Schiller wird frühzeitig aus unſerem Kreiſe geriſſen. Die Aerzte finden ſein Uebel bedenklich und ich glaube nicht, daß er noch länger als ein paar Jahre leben kann. Es kann ſein, daß meine große Anhänglichkeit an ihn mich zu beſorgt macht, aber ich kann die furchtbare Ahnung nicht loswerden.“ Neben den Leiden und Sorgen der Krankheit meldete ſich im Jahre 1791 auch die finanzielle Bedrängniß wieder, obgleich Schiller's Schriften eine immer ſtärkere Verbreitung

Digitized by Google

fanden. Der Herzog Karl August zeigte guten Willen, dem Dichter zu helfen, allein die Kasse des Fürsten, dem seine Stellung als preußischer General große Ausgaben verursachte, befand sich damals „in nicht sehr glänzenden Umständen.“ Später erhöhte er, wie wir sehen werden, Schiller's Besoldung oder Pension auf 400 und zuletzt, unlange vor des Dichters Hingang, auf 800 Thaler. Zunächst aber kam ganz unerwartet Hülfe aus dem Ausland, aus Dänemark, allerdings von Männern deutscher Abstammung, aber doch immer aus Dänemark, dem wir all unserem gerechten Ingrimm über die Mißhandlung Schleswig-Holsteins zum Trotz das nicht vergessen wollen. Selbst das brennende Schamgefühl, welches wir darüber empfinden, daß nicht das Vaterland, sondern das Ausland es sein mußte, welches der kranken Brust unseres theuersten Geistesheros für ein paar Jahre die Mittel bot, sorgenfreier zu athmen, soll uns nicht verhindern, mit inniger Befriedigung diese Hülfeleistung zu erzählen.

Droben in Kopenhagen hatte der enthusiastische Baggesen im Juni 1791 eines jener idyllischen Feste veranstaltet, wie die gebildeten Kreise des vorigen Jahrhunderts sie häufig zu feiern pflegten. Draußen am Meeresufer, bei Hellebeck, im Angesichte der von der schwedischen Küste herüberblickenden Felsenklippe Kullen, wollten die Verehrer Schiller's diesem zu Ehren eine poetische Frühlingsfeier begehen. Schon war Alles vorbereitet und Baggesen schickte sich an, mit seiner Frau in den Wagen zu steigen, um unterwegs die Schimmelmann'sche Familie abzuholen, als er von der Gräfin ein Billet erhielt, des Inhalts, der Ausflug könne nicht stattfinden, denn — Schiller sei todt. Baggesen wurde durch diese Nachricht niedergeschmettert und im ersten Schmerzgefühl schrieb er an Reinhold: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei dieser schrecklichen Nachricht. Ist's möglich? Unser Schiller ist gestorben? . . . Trösten Sie mich über den Verlust von Mirabeau und den noch empfindlicheren

Digitized by Google

von Schiller! O, was haben wir an diesem seltenen Geiste verloren! Er stieg herrlich den Dichterhimmel hinauf, was würde er in seinem Meridian geworden sein! O, warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!" Es ließ dem wackern Dänen keine Ruhe, seine Trauer mußte einen entsprechenden Ausdruck finden. Mit seiner Sophie, mit Schimmelmann, einem dritten Verehrer des Dichters und den beiden Gattinnen der Freunde fuhr er nach Hellebeck hinaus und hier, am „romantischsten, erhabensten, naturgrößesten Ort, welchen man diesseits der Alpen finden kann," begingen diese sechs guten, idealisch gestimmten Menschen Schiller's Todtenfeier. Baggesen intonirte: „Freude, schöner Götterfunken" — worauf Flöten, Clarinetten und Hörner einfielen und, während weißgekleidete, blumenbekränzte Knaben und Mädchen einen Reigen aufführten, Alle mit feuchten Augen in den Chor einstimmten. Drei Tage lang blieben die Freunde im Andenken Schiller's versammelt, Lieblingsstellen aus seinen Werken lesend und ihre Gedanken darüber austauschend. Eben hatte Reinhold den Brief Baggesen's erhalten, worin von diesen Exequien Meldung geschah, als Schiller aus Karlsbad nach Jena heimkehrte. Er beeilte sich, dem in Kopenhagen todtgesagten und todtgeglaubten Dichter Mittheilung zu machen und — schrieb er an Baggesen — „ich zweifle, ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe." Tiefer noch als Schiller war Lotte gerührt. Sie zog Reinhold bei Seite und sagte zu ihm: „Wenn Sie Baggesen schreiben, so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" — Thränen erstickten ihre Stimme. „Ich kann ihm nichts Rührenderes schreiben, als was ich jetzt sehe und höre," gab der Freund zur Antwort. Und er schrieb dem dänischen Poeten, was er gesehen und gehört, zugleich aber schrieb er auch, Schiller könnte sich vielleicht ganz erholen und wieder zu fester Gesundheit gelangen, „wenn derselbe nicht im Fall einer Krankheit unschlüssig sein müßte, ob er seinen Gehalt von 200 Thalern in die

Digitized by Google

Apotheke oder in die Küche ſchicken ſollte.“ Mit dieſem Briefe, worin mit ſo wenigen Worten eine ganze deutſche Jammergeſchichte erzählt war, eilte Baggeſen zu dem Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg und dem Grafen von Schimmelmann und die Folge davon war, daß ein von dieſen beiden Herren unterzeichnetes, vom 27. November 1791 datirtes Schreiben am 13. Dezember in Schiller's Hände gelangte. Dieſes Schreiben, eines der ſchönſten Documente der humanen und weltbürgerlichen Tendenzen des 18. Jahrhunderts, lautete ſo: — „Zwei Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, erlaſſen dieſes Schreiben an Sie, edler Mann! Beide ſind Ihnen unbekannt, aber Beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verſchiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen ſtempeln konnte. Sie finden in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthuſiasmus, welcher das Band ihrer Freundſchaft knüpfte, und gewöhnten ſich bei ihrer Leſung an die Idee, den Verfaſſer derſelben als Mitglied ihres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch ihre Trauer bei der Nachricht von ſeinem Tode und ihre Thränen floſſen nicht am ſparſamſten unter der großen Zahl von guten Menſchen, die ihn kennen und lieben. Dieſes lebhafte Intereſſe, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anſchein von unbeſcheidener Zudringlichkeit. Es entfernt jede Verkennung der Abſicht dieſes Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicateſſe Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewiſſes Maß vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf . . . Ihre durch allzuhäufige Anſtrengung und Arbeit geſchwächte Geſundheit bedarf, ſo ſagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn ſie wieder hergeſtellt und die Ihrem Leben drohende

Digitized by Google

Gefahr abgewendet werden ſoll. Allein Ihre Verhältniſſe, Ihre Glücksumſtände verhindern Sie, ſich dieſer Ruhe zu überlaſſen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derſelben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geſchenk von tauſend Thalern an. Nehmen Sie dieſes Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wiſſen dieſe zu ſchätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menſchen zu ſein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen des Weltalls umfaſſen. Sie haben nur Menſchen, Ihre Brüder, vor ſich, nicht eitle Große, die durch ſolchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen... Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie dieſe Ruhe ihres Geiſtes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung Ihres Geiſtes fehlen, in einer Hauptſtadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsſtadt iſt und ſehr ſchätzbare Bücherſammlungen enthält. Hochachtung und Freundſchaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir ſind nicht die Einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergeſtellter Geſundheit wünſchen ſollten, im Dienſte des Staates angeſtellt zu ſein, ſo würde es uns nicht ſchwer fallen, dieſen Wunſch zu befriedigen. Doch wir ſind nicht ſo klein eigennützig, dieſe Veränderung (Ihres Aufenthalts) zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlaſſen dieſes Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menſchheit wünſchen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und dieſem Wunſche muß jede andere Betrachtung nachſtehen.“

Ein ſo gebotenes Geſchenk durfte ſelbſt ein Schiller annehmen und er that es mit freudiger Rührung und Dankbarkeit. Er konnte erſt am 16. Dezember dazu kommen, die frohe Botſchaft aus Dänemark einigermaßen ruhig zu beantworten, ſo hatte

Digitized by Google

ſie ihn erſchüttert. In der erſten Aufwallung glaubte er ſeinen hochherzigen Freunden in Kopenhagen verſprechen zu dürfen, daß er ſie bald perſönlich dort begrüßen würde. Auch an Baggeſen ſchrieb er ausführlich und ſagte ihm unter Anderem, er ſehe jetzt heiter in die Zukunft und es ſolle wenigſtens an ſeiner Beharrlichkeit nicht fehlen, „die Hoffnungen zu rechtfertigen, welche zwei vortreffliche Bürger unſeres Jahrhunderts auf mich gegründet haben.“ Gegen den Freund in Dresden machte der Dichter ſchon unterm 13. Dezember ſeinem ſtürmiſchen Freudegefühl Luft: — „Das, wonach ich mich ſo lange ich lebe aufs Feurigſte geſehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längſt gewünſchte Unabhängigkeit des Geiſtes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Auguſtenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tauſend Thaler zum Geſchenk anbieten, mit völliger Freiheit, zu bleiben, wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delicateſſe und Feinheit, womit der Prinz mir dieſes Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten ſelbſt. Wie mir jetzt zu Muthe iſt, kannſt du denken. Ich habe die nahe Ausſicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungsſorgen, ganz den Entwürfen meines Geiſtes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen, zu ſammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten.“ Da übrigens die Sache nicht verholen blieb und auch in die Zeitungen kam, ſo hielt es Schiller für paſſend, dem Herzog von Weimar Mittheilung zu machen und dem Fürſten zu ſagen, daß er zwar eine Reiſe nach Kopenhagen, nicht aber einen Wegzug aus Jena beabſichtige. Unterm 8. Januar 1792 ſchrieb ihm Karl Auguſt zurück: „Ich ſtatte Ihnen meinen Glückwunſch ab, daß Sie ſo thätige Freunde gefunden haben, welche Ihnen zu erkennen zu geben wünſchen, wie ſehr ſie Ihren Verdienſten Gerechtigkeit

Digitized by Google

widerfahren laſſen. Es freut mich, daß Sie Jena nicht verlaſſen wollen. Ich werde gern beitragen, Ihnen den Vorſatz angenehm zu machen, der Univerſität durch Ihre Gegenwart aufzuhelfen, und jede Gelegenheit will ich ergreifen, Sie von der Wahrheit der Werthſchätzung und Freundſchaft zu überzeugen, welche ich Ihnen gewidmet habe." Körnern, ſo ſehr er die Großmuth des Prinzen und des Grafen anerkannte, verdroß doch einigermaßen der Lärm, den man darüber aufſchlug. „Eine traurige Empfindung — äußerte er gegen den Freund — miſcht ſich bei mir in die Freude über dein Glück: daß wir in einem Zeitalter und unter Menſchen leben, wo eine ſolche Handlung angeſtaunt wird, die doch eigentlich ſo natürlich iſt." Der gute Körner! Als ob das Gute, Schöne, Menſchliche nur ſo alle Tage geſchähe, weil es „doch eigentlich ſo natürlich iſt!"

Zweites Kapitel.

Die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

Eintritt ins Jahr 1792. — Philoſophiſche Studien. — „Ueber Anmuth und Würde." — Ausflug nach Dresden. — Liebe Beſuche. — Verhalten deutſcher Größen zu der franzöſiſchen Revolution. — Forſter. — Klopſtock. — Wieland. — Herder. — Göthe. — Schiller will als Anwalt Ludwig's des Sechszehnten auftreten. — Er bricht mit der Revolution. — Aus Paris. — Le sieur Gille citoyen français. — Einrichtung einer eigenen „Menage". — „Der Schwabe regt ſich." — Der Heimat zu! — In Heilbronn. — In Ludwigsburg. — Lotte's „Campagne" und Schiller's erſte Vaterfreude. — Tod des Herzogs Karl. — Ein Triumph. — In Stuttgart. — Dannecker. — Der Freiheitsbaum zu Tübingen. — Schelling, Hegel, Hölderlin. — Eine Weiſſagung. — Rückkehr nach Jena. — Die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

Heiteren Muthes ſchritt der Dichter in das Jahr 1792 hinüber. Am 1. Tage deſſelben ſchrieb er ſeinem Körner: „Ich beginne das neue Jahr mit den beſten Hoffnungen. Bin ich auch noch nicht geſund, ſo hat mein Kopf doch ſeine ganze Freiheit und an meiner Thätigkeit werde ich durch meine Krankheit wenig gehindert. Indeß werde ich jetzt noch einen entſcheidenden Schritt

Digitized by Google

zu meiner Wiederherſtellung thun, da meine ökonomiſchen Umſtände es zulaſſen und die Rückſicht auf meine Geſundheit für jetzt die dringendſte iſt. Wir haben ausgemacht, wenigſtens für dieſes Jahr eigene Pferde zu halten, daß ich alle Tage in der Regel zwei Stunden ausfahren kann.“ Dieſe heitere Stimmung wurde freilich Anfangs Februars durch einen neuen Krankheitsanfall geſtört, indem der Winterfroſt die Unterleibskrämpfe, an denen Schiller oft Nacht für Nacht litt, in verſtärktem Maße wiederbrachte. Auch der großartige Equipageplan wurde bedeutend ermäßigt, indem der Dichter am 15. März dem Freunde meldete, er habe ſich Behufs einer „Motionscur“ einſtweilen ein Reitpferd angeſchafft. Die Kant'ſche Philoſophie war jetzt der Hauptgegenſtand ſeiner geiſtigen Thätigkeit. „Mein Entſchluß — ſchrieb er — iſt unwiderruflich gefaßt, ſie nicht eher zu verlaſſen, bis ich ſie ergründet habe, wenn mich dieſes auch zwei Jahre koſten könnte.“ Er führte dieſen Vorſatz redlich durch.

Göthe hat freilich, wie bekannt, die Anſicht geäußert, daß Schiller's „philoſophiſche Richtung ſeiner Poeſie geſchadet habe.“ Er ſagte dieſes am 14. November 1823 zu Eckermann und fügte hinzu: „Es iſt betrübend, wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm Nichts helfen konnten.“ Aber faſt in demſelben Athem gab Göthe die beſte Kritik dieſer ſeiner Anſicht, indem er fortfuhr: „Es war nicht Schiller's Sache, mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren; vielmehr mußte er über Jedes, was er that, reflectiren.“ Da haben wir es! Der Unterſchied iſt: Göthe war ein naiver Dichter, Schiller ein bewußter. Der Zug der Göthe'ſchen Poeſie ging auf die Natur, während die Schiller'ſche auf die Freiheit gerichtet war. Es war keine Zufälligkeit, keine Willkür, daß Schiller's Genius am Feuer philoſophiſcher Erkenntniß zur poetiſchen Meiſterſchaft ſich hinaufbildete. Freiheit iſt eine Sache des Be-

Digitized by Google

wußtſeins, die ſittliche ſo gut wie die künſtleriſche und politiſche: nur der bewußte Menſch kann ein freier ſein. Und errungen will die Freiheit ſein, ſie fliegt Einem nicht an, wird Einem nicht im Schlafe gegeben. Der bewußt freie Künſtler iſt der wahrhaft idealiſche Menſch. So faßte auch Schiller den Dichter, als er noch 1790 ſeine Rezenſion von Bürger's Gedichten ſchrieb, welche im folgenden Jahr in der Allgemeinen Literaturzeitung erſchien und dem Schöpfer der Lenore freilich Unrecht that, weil der Maßſtab, den Schiller an ihn legte, ein zu hoher war. Aber ſie iſt höchſt merkwürdig, inſofern Schiller hier der Welt und ſich ſelber das Bild des Dichters, wie er ſein ſoll, vorzeichnete. „Es iſt nicht genug — ſagt er — Empfindung mit erhöhten Farben zu ſchildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeiſterung allein iſt nicht genug; man fordert die Begeiſterung eines gebildeten Geiſtes. Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſein, vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten, herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Vom Aeſthetiſchen gilt eben das, was vom Sittlichen: wie es hier der moraliſch vortreffliche Charakter eines Menſchen allein iſt, der einer ſeiner einzelnen Handlungen den Stempel moraliſcher Güte aufdrücken kann, ſo iſt es dort nur der reife, der vollkommene Geiſt, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt.“ Von dieſem hohen Standpunkte der Kritik herab ermaß Schiller die Wegſtrecke, welche ihn ſelber noch von ſeinem Ideal eines Dichters trennte, und ging rüſtig daran, dieſen Zwiſchenraum zu verringern. Zunächſt theoretiſch, philoſophirend. So las er, durch Kant's Theorie des Schönen und Erhabenen angeregt, im Winter 1792—93 ein Privatiſſimum über Aeſthetik und ſchrieb dann im Frühling für die Neue Thalia die ſchöne Abhandlung: „Ueber

Digitized by Google

Anmuth und Würde" in den „guten Intervallen," wo ihm das „alte Uebel" bei dem unbeständigen Wetter Ruhe ließ. Diese Abhandlung, von welcher Kant urtheilte, daß ſie „mit Meiſterhand verfaßt ſei," ließ an Ideenfülle alles Philoſophiſche, was unſer Dichter bisher geſchrieben, weit hinter ſich und dieſe Ideenfülle war in eine Form gegoſſen, welche die Geſetze der Schönheit „ſchon im Geben erfüllte." Schiller iſt in dieſer Schrift bereits dem Zenith ſeiner Weltanſchauung nahe; mit dem Freiheitsprinzip hat er das Humanitätsprinzip verbunden. Würde und Anmuth ſind die Erſcheinungsformen dieſer Prinzipien. Auf dem harmoniſchen Wechſelſpiel der ſinnlichen und der ſittlichen Kräfte des Menſchen beruht die Schönheit der Seele, deren unwillkürlicher Ausdruck in der Erſcheinung die Anmuth iſt. Aber nicht immer verhalten ſich die ſinnlichen und die ſittlichen Kräfte harmoniſch oder, mit anderen Worten, nicht immer ſtimmen Natur und Vernunft überein. Wenn nun der Menſch in dieſem Conflict die Natur der Vernunft, ſeine Neigung der Pflicht unterwirft, handelt er erhaben und die Erſcheinungsform dieſer ſittlichen Kraft iſt die Würde. Man ſieht, der Dichterphiloſoph ging darauf aus, der Freiheit die Humanität, der Würde die Anmuth, der Sittlichkeit die Schönheit zu geſellen. Doch iſt der moraliſche Geſichtspunkt noch vorwiegend, denn Schiller will das Schöne moraliſch gerechtfertigt und begründet wiſſen. Damit hatte er freilich weder einem Kant noch einem Göthe genug gethan. Jenem erſchien das Ideal, welches in der Abhandlung über Anmuth und Würde aufgeſtellt war, zu ſinnlich, dieſem zu ſittlich: Kant meinte, Schiller räume der Natur zu viel ein, Göthe, er abſtrahire viel zu ſehr von ihr. Den letzten Schritt in die Region, wo ihm das moraliſche Ideal völlig im äſthetiſchen aufging und Natur und Geiſt, Neigung und Pflicht, Anmuth und Erhabenheit harmoniſch im Schönen zuſammenfloß, that unſer Dichter unlange darauf in ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Er dachte ſchon im

Digitized by Google

Mai 1792 daran, ſie zu ſchreiben, und aus einer damals gegen Körner gethanen Aeußerung erſehen wir recht klar, daß Schiller bei ſeinen philoſophiſchen Arbeiten als Ziel ſtets und bewußt ſeine Künſtlerſchaft im Auge hielt. „Eigentlich — ſchrieb er am 25. Mai — iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen; da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen philoſophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den ſie mir zugefügt hat, und geſchadet hat ſie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiſſe ich ſchon ſeit mehreren Jahren. Ich ſehe mich jetzt erſchaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeiſterung und meine Einbildungskraft beträgt ſich mit minderer Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſoweit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit zurück und ſetzt ſich keine anderen als freiwillige Schranken.“ Hierin liegt eine ſcheinbare Beſtätigung einer oben angezogenen Aeußerung Göthe's, aber eben nur eine ſcheinbare; denn wenn Schiller's philoſophiſche Studien ihn der naturaliſtiſchen Unmittelbarkeit ſeiner dichteriſchen Erſtlingsperiode beraubten, ſo haben ſie ihm dafür die Kunſtmäßigkeit zur Natur gemacht.

Zwiſchen dem 7. April und dem 14. Mai war der Dichter mit ſeiner Frau für mehrere Wochen bei ſeinem Herzensfreund in Dresden zu Beſuch. Heimgekehrt, wurde er durch den Beſuch eines liebſten Jugendgenoſſen überraſcht. Conz, der als Knabe mit ihm unter der Kloſterlinde von Lorch geſpielt und ſpäter als angehender Vikar den rebelliſchen Regimentsmedicus in der Räuberhöhle auf dem „Kleinen Graben“ in Stuttgart beſucht hatte, kam nach Jena, weil er, jetzt wohlbeſtallter und ſchon

Digitized by Google

ziemlich fetter Repetent, aus welchem später ein fabelhaft fetter Professor wurde, doch mal mit eigenen Augen sehen wollte, was der Landsmann mache, dessen Ruf auch daheim in Schwaben so laut erscholl. Der dicke Repetent und Poet hatte alle Ursache, mit dem Jugendfreunde zufrieden zu sein. „Schiller — erzählte er dreißig Jahre später — lebte und webte damals ganz in Kant's Schriften. Auch bildete diese Philosophie den Hauptgegenstand der geselligen Unterhaltungen, welchen Schiller oft das größte Interesse zu geben wußte. Im Uebrigen war er die Humanität selbst, so wie seine treffliche Gattin ein Muster edler Gefälligkeit und Bescheidenheit. Sie führten damals keine eigene Haushaltung, sondern ließen sich von einem älteren Frauenzimmer des Hauses, das sie bewohnten, die Kost reichen. Die einfache Tafel, welche Niethammer, Göritz und dessen Zögling theilten, gewann durch Schiller's sokratischen Ernst und Scherz die beste Würze. Er sprach nicht viel, aber, was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmuth; er liebte den gemäßigten Scherz. Ein Feind des Leeren, gleichförmig und heiter, wie er war, wenn ihn Anfälle seiner Kränklichkeit nicht verstimmten, hörte man nur selten einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden brausenden Schiller von ehemals erinnert hätte. Einmal nur konnte er, über die niederträchtige That eines damals in Jena angesehenen Mannes, die während des Essens erzählt ward, lebhaft entrüstet, sich nicht enthalten, wenn auch mit edler Haltung und selbst lächelnd zu sagen: Es ist zu verwundern, daß solche Menschen im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit nicht augenblicklich verwesen!" Zu Anfang Septembers wurde dem Dichter von daheim, von der Solitude aus eine große Freude angekündigt, der bevorstehende Besuch seiner Mutter, und wirklich kam einige Wochen später Frau Elisabeth Dorothea, begleitet von ihrer jüngsten Tochter Nane. „Meine Mutter — schrieb Schiller unterm 21. September an Körner — hat mich zwei Tage früher überrascht als ich erwarten konnte.

Digitized by Google

Die große Reise, schlechte Witterung und Wege haben ihr Nichts angehabt. Sie hat sich zwar verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war; aber nach so viel ausgestandenen Schmerzen sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann. Meine jüngste Schwester, die fünfzehn Jahre alt ist, hat sie begleitet. Diese ist gut und es scheint, daß Etwas aus ihr werden könnte." Schiller und Lotte führten die Mutter und Schwester am 23. September nach Rudolstadt, wo die Familie zehn behagliche Tage verlebte. In der frohen Stimmung, in welche das Wiedersehen der geliebten Mutter ihn versetzt hatte, beschäftigte sich der Dichter mit dem schon in Dresden mit Körner durchgesprochenen Plan zu einem „großen Journal," so daß der Gedanke, welcher nachmals in den Horen verwirklicht wurde, schon in den Sommer von 1792 gehört.

Gegen den Winter zu drängten sich die revolutionären Ereignisse, welche am Rheine spielten, der Betrachtung Schiller's auf, welcher bis dahin so zu sagen gar keine Notiz davon genommen hatte. Johannes von Müller kam auf seiner Reise von Mainz nach Wien im November durch Jena und erzählte im dortigen Professorenclubb viel von den Vorgängen in der alten Moguntia, wo bald darauf unter französischer Aegide das Zerrbild einer Republik etablirt wurde. Schon hatte die kurzsichtige Cabinetspolitik der deutschen Höfe gegenüber der französischen Revolution für unser Land bittere Früchte zu tragen angefangen. Der dynastische Interventionsversuch von deutscher Seite, welcher im eigentlichen Sinne des Wortes im Koth der Champagne erstickt war, wurde Seitens der Franzosen mit einem Einfall in das Reich vergolten, dessen Wehrlosigkeit jetzt schmachvoll zu Tage kam. Der Krieg war wie der Kampf zwischen einer Mumie und einem Berauschten. Ende Oktobers machte der Befehlshaber der Invasionsarmee, General Cüstine, „im Namen der französischen

Digitized by Google

Republik" einen Aufruf „an die gedrückte Menschheit in Deutschland" bekannt, hinter dessen bombastischen Freiheitsphrasen bekanntlich nur eine gemeine Eroberungs- und Raubsucht sich versteckte. Und doch, so in ihren Tiefen aufgewühlt war die Zeit, so allgemein die Erwartung, daß von Paris das Heil der Welt ausgehen werde, so weltbürgerlich die Stimmung, daß selbst redlichste und gebildetste deutsche Männer den Rheinübergang der Franzosen als eine Garantie einer anbrechenden neueren und besseren Zeit enthusiastisch begrüßten. So Georg Forster, der den 13. Januar 1793, wo er unter dem Schutze französischer Bajonnette den ersten Freiheitsbaum in Mainz pflanzen half, als den schönsten Tag seines Lebens pries. Forster war aber auch einer der wenigen, der sehr wenigen Deutschen, welche die Idee der Revolution erkannten, welche erkannten, daß es sich hier nicht um etwas willkürlich Gemachtes, sondern um eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit handle, nicht bloß um eine politische Rebellion, sondern vielmehr um eine soziale Umwälzung, und noch auf dem Pariser Schmerzenslager, auf welchem den unglücklichen Mann am 12. Januar 1794 der Tod antrat, hielt er, unbeirrt von den Gräueln des Terrorismus, standhaft den Glauben an diese Idee fest. Von solcher äußersten Consequenz waren andere Deutsche in ihrem Verhalten zur französischen Revolution weit entfernt. Klopstock hatte alles Feuer seines Alters in einer Ode zur Begrüßung der ersten Thaten der Revolution gesammelt und hatte nur beklagt, daß nicht Deutschland es war, „das der Freiheit Gipfel erstieg;" bald aber schlug sein Ton um und er verwünschte aufs Heftigste die „mörderische Freiheit der Neufranken." Wieland trat bis gegen 1794 hin in seinem Merkur, und zwar in Form einer Reihe von politischen Gesprächen, als begeisterter Apologet der constitutionellen Grundsätze auf, welche die französische Nationalversammlung bekannt und verkündigt hatte; als jedoch in Paris der Jakobinismus herrschend geworden, wurde Papa Wie-

Digitized by Google

land wieder ein eifriger Monarchiſt und ſeine politiſchen Auslaſſungen im Merkur nahmen eine ſo reactionäre Färbung an, daß ſeine Freunde Herder und Knebel mit äußerſtem Mißfallen darauf blickten und ihn von der Fortführung der Geſpräche abzubringen ſuchten. Knebel nämlich und Herder blieben im Ganzen ihrer anfänglichen Sympathie für die Grundſätze der Revolution getreu. Der Letztere hatte ſogar geradezu einen Zug demokratiſcher Verbiſſenheit an ſich, welchen er nicht ſelten wahrhaft ſanscülottiſch-grobianiſch gewähren ließ, und zwar auch in den Hofkreiſen. Was Göthe betrifft, ſo hat er bekanntlich gar kein Verhältniß zur Revolution gewinnen können, ausgenommen ein entſchieden abweiſendes oder ein kleinlich ironiſches, wie es die ſeines Genius ſo unwürdigen Tendenzdramen „der Bürgergeneral" und „die Aufgeregten" darlegten. Bei ſeinem Mangel an geſchichtlichem Sinn verſtand er die Revolution ſo wenig, als er die nationale Erhebung Deutſchlands im Jahre 1813 verſtand. Die Revolution war ihm zuwider, wie ihm auch die Reformation zuwider war, weil beide, wie er ſagte, den Entwicklungsgang „ruhiger Bildung" ſtörten.

Schiller's Intereſſe an dem Verlauf der Revolution wurde im Spätherbſt 1792 lebhafter als bis dahin erregt und er hatte damals, wie wir aus einem Briefe Wilhelm's von Humboldt vom 7. Dezember an ihn erſehen, große Luſt zu einer Reiſe nach Paris. Die Lectüre des Moniteur führte ihn, wie er unterm 26. November an Körner ſchrieb, mehr in die Ereigniſſe hinein und erhöhte für eine Weile ſeine Erwartungen von den Franzoſen. Als der Convent ſich anſchickte, den Prozeß des Königs vorzunehmen, fühlte unſer Dichter ſich ſogar gedrungen, als Mithandelnder in der großen Tragödie aufzutreten. „Weißt du mir Niemand — ſchrieb er am 21. Dezember dem Freunde — der gut ins Franzöſiſche überſetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, mich

Digitized by Google

in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredtsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einzelner aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer und hat auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst du mir, zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein.“ Armer sechszehnter Ludwig, der du den Irrthum der Geburt, welcher dich zu einem König machte, während die Natur dich zu einem fleißigen Schlossermeister und gutmüthigen Familienvater bestimmt hatte, mit dem Kopfe bezahlen mußtest, vielleicht hätte es dir in der trauervollen Kerkereinsamkeit des Temple eine Stunde des Trostes verschafft, wenn du gewußt, daß im fernen Deutschland ein Dichter der Freiheit den Entschluß gefaßt, für dein Leben in die Schranken zu treten. Es war eine Illusion, welcher sich Schiller hingab, aber eine Illusion, die ein schönstes Blatt in seinen Ruhmeskranz flicht. Er sollte bald erfahren, wie sein Doppelgänger Posa es erfahren

Digitized by Google

hatte, daß das Jahrhundert für sein Ideal der Freiheit und Humanität nicht reif sei. Als er vernommen, was am 21. Januar 1793 auf dem Revolutionsplatz in Paris geschehen war, schrieb er unterm 8. Februar erschüttert und gramvoll an Körner: „Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an."

Seltsam, während der Dichter, eine damals freilich noch nicht erfundene Redensart zu gebrauchen, mit der Revolution brach, mußte er, freilich ohne Wissen und Willen, das Feuer derselben schüren helfen. Wilhelm von Wolzogen, welcher sich im Jahre 1793 als Geschäftsträger des Herzogs von Würtemberg in Paris befand, schrieb damals in sein Tagebuch: „Man hat die Räuber von Schiller übersetzt und spielt sie unter dem Namen Robert, chef des brigands, auf dem Theater des Marais. Es ist jedoch in Wahrheit keine Uebersetzung, sondern vielmehr ein elender Versuch, die Grundsätze, welche im Schiller'schen Drama herrschen, auf die jetzige Revolution anzuwenden. Im Ganzen falsch verstanden, die einzelnen Szenen aus ihrem Zusammenhange herausgerissen und so verstümmelt dargestellt, erregt das Stück Abscheu und Schauder, nur Pariser finden dafür Entschuldigung und Lob. Es ist die Büste des Brutus, die man zu ehren glaubt, wenn man die großen Züge seiner Physionomie mit recht grellen und blutigen Farben anstreicht. Die Rolle des Franz ist ganz verändert und eigentlich in den Hintergrund gedrängt, wahrscheinlich, weil man sonst darin Anspielungen auf gewisse merkwürdige Personen, die jetzt in Frankreich herrschen, gefunden haben würde. Im Gang des Stückes sind merkliche Veränderungen angebracht. So erhält z. B. Karl Moor für sich und seine Bande am Ende kaiserlichen Pardon und kehrt in die Arme seiner Amalia zurück. Die übrigen Veränderungen beziehen sich hauptsächlich auf Klar-

Digitized by Google

legung des Prinzips, daß Tyrannen bestraft und auch in „brigands“ die Menschenwürde erkannt werden müsse. Wie sie sich fühlten, die guten Pariser, und wie sie das Lob beklatschten, das Robert seinen Spießgesellen ertheilt! „Man nennt euch Brigands,“ sagt er, „aber ihr seid ehrliche Leute; man verurtheilt euch zu Galgen und Rad, aber ihr verdient Lorbeerkronen.“ Das Stück gleicht dem Rumpf eines Kolosses, dem man Kopf, Arme und Beine eines gewöhnlichen Menschen angesetzt hat, daß er nicht mehr stehen und gehen kann. Der Eindruck ist empörend. Nicht nur unseren Armeen kündigt diese Nation den Krieg an, sie raubt, plündert und mordet auch die Producte unserer Literatur, indem sie dieselben in den Geist ihrer Revolution übersetzt.“ Wenn wir uns vorstellen, daß es vielleicht dieselben Hände waren, welche den Tag über auf dem Revolutionsplatz den monotonen Schlägen der Guillotine und Abends im Theater des Marais den gefälschten Gestalten und Worten Schiller's Beifall klatschten, so ersteht vor unseren Augen die ganze Schreckenszeit mit ihren grellen Gegensätzen und Widersprüchen, mit ihren Rousseau'schen Illusionen, ihrem todverachtenden Enthusiasmus, ihrem Weltbürgerthum in Phrasen und Welträuberthum in Thaten, ihrer blutgierigen Philanthropie und ihrem echtfranzösischen Leichtsinn, welcher letztere selbst vorragende Mitspieler der täglich neu in Szene gehenden Tragödie Abends an Pfänderspiel und Plumpsack sich erholen ließ .... Unser Dichter also brach, wie wir sahen, schon zu Anfang des Jahres 1793 entschieden mit den Franzosen und ihrer Revolution. Wunderlicher Weise war er, als er dies that, seit vier Monaten — Citoyen Français. Es wäre von Interesse, zu erfahren, wer der Mann gewesen, welcher am 26. August 1792, als die Nationalversammlung beschlossen hatte, an Washington, Kosciusco, Wilberforce, Klopstock, Pestalozzi und Andere das französische Bürgerrecht zu verleihen, sich erhob und beantragte, daß diese Verleihung auch auf „le sieur Gille, publi-

Digitized by Google

ciste allemand," ausgedehnt werde. Der Mann meinte es gut, aber mit echtfranzöſiſcher Oberflächlichkeit ſcheint er nicht einmal den eigentlichen Namen Schiller's gekannt zu haben. Sein Antrag ward angenommen, das Bürgerdiplom ward von Clavière ausgefertigt, von Danton contraſignirt und durch Roland, als Miniſter des Innern, mit einem Begleitſchreiben an unſern Dichter übermacht. Aber erſt im März 1798 gelangten dieſe merkwürdigen Documente durch Campe in ſeine Hände und zwar, wie er nach Empfang der Papiere an Körner ſchrieb, „ganz aus dem Reich der Todten," da inzwiſchen Clavière, Roland, Danton und Cüſtine, welcher letztere auf ſeinem deutſchen Feldzug das Bürgerdiplom an Schiller hätte beſorgen ſollen, vom Strudel der Revolution verſchlungen worden waren.

Im Sommer 1793 wohnte Schiller mit ſeiner Frau in einem Gartenhauſe, das aber nicht mit der ſpäter von ihm erworbenen Gartenwohnung verwechſelt werden darf. Am 7. April ſchon meldete er dem Freunde den Umzug und fügte bei: „Wir haben jetzt eine eigene Menage angefangen: meine Geſundheit vertrug ſich mit der Koſt nicht länger, die wir bei unſeren Mamſells hatten." Seine Hauptbeſchäftigung den Sommer über waren Vorſtudien für ſeine äſthetiſchen Briefe, welche er dankbar an den Prinzen von Auguſtenburg richten wollte. Daneben war er reiſeluſtig. Die Beſuche aus Schwaben hatten ihm die alte Heimat wieder recht lebhaft im Gedächtniß aufgefriſcht. Er wollte ſie auch ſeiner Lotte zeigen und hoffte für ihre und ſeine Geſundheit viel von der Luft des ſchönen Schwabenlandes. Der kränkelnde Herr Johann Käſper daheim auf der Solitude verlangte ſehnſüchtig, ſeinen Fritz noch einmal zu ſehen, und wie eine dringende Einladung langte von dorther das Bild der Frau Eliſabeth an, gemalt von der Jugendfreundin des Dichters, Ludovike Reichenbach, welche ſich inzwiſchen mit einem würtembergiſchen Offizier, Simanowiz, verheiratet hatte. Dazu kam noch, daß auch Karo-

Digitized by Google

line damals in Schwaben weilte. Ihre Scheidung von Beulwitz war jetzt eingeleitet und gelangte dann im folgenden Jahre friedlich zur Erledigung. Im Sommer von 1793 gebrauchte sie das Cannstadter Bad und lebte meist zurückgezogen in der ländlichen Stille von Gaisburg, einem an der alten Straße von Stuttgart nach Eßlingen an der Halde des Neckarthales anmuthig gelegenen Dorfe. Hier schrieb sie den größten Theil ihres Romans „Agnes von Lilien," in dessen Heldin sie unwillkürlich ihr eigenes Wesen und Sein gelegt hat. Ihr Schicksal entschied sich bald darauf, denn die Freigewordene reichte am 27. September 1794 ihrem aus Paris zurückgekehrten Vetter Wilhelm von Wolzogen, der seit vielen Jahren so unveränderlich treu um sie geworben, in der Kirche von Bauerbach die Hand zu einem Bunde, welcher, obschon von ihrer Seite ohne leidenschaftliche Neigung eingegangen, ein sehr glücklicher wurde. Am 1. Juli 1793 schrieb unser Dichter an Körner: „Meine schwäbische Reise kann ich und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht darauf und ich bin ihm diese Liebe schuldig" — und am 17. Juli: „Meine Abreise wird wahrscheinlich gleich mit Anfang August's vor sich gehen. Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann. Den Herzog von Würtemberg sehe ich schwerlich, denn mein Aufenthalt ist in Heilbronn und Stuttgart werde ich nicht besuchen." Auf sein an den Herzog Karl August gerichtetes Urlaubsgesuch erhielt er von dem Fürsten, welcher sich damals mit Göthe in dem Lager vor Mainz befand, diese vom 23. Juli datirte Antwort: „Die guten Wünsche aller Deutschen haben unsern Waffen Glück gebracht: das Elend, welches Mainz erlitte, hat gestern sein Ende erreicht, die Garnison capitulirte, in etlichen Tagen zieht sie aus. Die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist eins

Digitized by Google

meiner lebhafteſten Anliegen; möge Ihre vaterländiſche Luft Ihrer und meiner Hoffnung entſprechen. Ihrer Gemahlin bitte ich meine beſten Empfehlungen abzuſtatten und ihr Glück zu ihrer bevorſtehenden Campagne zu wünſchen.“ Lotte erröthete ſicherlich allerliebſt über dieſen Glückswunſch und ihr Gatte hatte gewiß ein zärtliches Lächeln für dieſes Erröthen. Der Fürſt aber hatte guten Grund zu ſeiner ſchelmiſchen Anſpielung: der jungen Frau ſtand wirklich eine „Campagne“ bevor, eine ſchwere zwar, aber doch glückliche.

In den erſten Tagen des Auguſt fuhr der Dichter mit ſeiner Frau der Heimat zu. Die Reiſeroute iſt nicht mit Beſtimmtheit auszumitteln, aber unterm 27. Auguſt meldete er an Körner, daß er nach einer „zwar beſchwerlichen, doch von allen übeln Zufällen freien Reiſe“ am achten in Heilbronn angelangt ſei. Dieſe alte Stadt, damals noch im Beſitze ihrer Reichsfreiheit, iſt an der Gränze von Altwürtemberg im offenen Neckarthal freundlich gelegen, reich an hiſtoriſchen Erinnerungen, überragt von dem rebengrünen Wartberg, von wo herab der Blick weit über das Land ſchweift, welches einem Garten gleicht. Zu jener Zeit erfreute ſich Heilbronn noch behaglichſt ſeines reichsſtädtiſchen Wohlſtandes, welcher bald darauf bei der Einbuße der Reichsfreiheit für lange einen herben Stoß erleiden ſollte. Bei ſeiner Ankunft im Gaſthaus zur Sonne abgeſtiegen, welches Quartier er bald mit einer Privatwohnung im Hauſe des Kaufmanns Rueff am Sulmerthor vertauſchte, benachrichtigte der Dichter den Magiſtrat von ſeiner Abſicht, längere Zeit am Orte zu verweilen, und empfahl ſich dem „landesherrlichen Schutz“ der Behörde. Der Magiſtrat ordnete darauf einen Senator an den Gaſt ab und ließ ihm „vergnügten Aufenthalt“ wünſchen. Der begrüßende Senator, Herr Schübler, war ein gebildeter Mann, der ſich viel mit Naturwiſſenſchaften abgab, beſonders mit der Aſtronomie, und Schiller kam raſch in freundſchaftlichen Verkehr mit ihm, ſowie mit dem Arzt

Digitized by Google

Gmelin, den er als einen „fidelen Patron" bezeichnete und der seiner magnetischen Curen wegen berufen war. Der Dichter hatte halb und halb beabsichtigt, für sein Uebel die Heilkraft des Magnetismus zu versuchen, aber er unterließ es, weil er dem „Wunderbaren" in der Sache nicht traute. Die Eltern Schiller's sowie seine Schwestern Luise und Nane eilten von der Solitude, Schwägerin Karoline kam von Gaisburg herab, den sehnsüchtig erwarteten Sohn, Bruder und Schwager auf der Schwelle zur Heimat zu begrüßen. Frohgestimmt durch dieses Wiedersehen, schrieb er dem Freund in Dresden: „Meine Frau befindet sich sehr wohl. Mit mir ist es immer das Alte. Die Meinigen fand ich wohlauf und, wie du dir denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem siebzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters; wer sein Alter nicht weiß, wird ihm nicht sechzig Jahre geben. Er ist in ewiger Thätigkeit und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester ist ein hübsches Mädchen geworden und zeigt viel Talent; die zweite Schwester versteht die Wirthschaft sehr gut und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie."

Aber der Dichter sah die Seinigen schon im August nicht nur auf der Schwelle zur Heimat, sondern in dieser selbst. Denn in dem eben angezogenen Briefe vom 27. August sagt er: „Ich war in Ludwigsburg und auf der Solitude, ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen." Dies scheint der von Karoline von Wolzogen gegebenen Notiz zu widersprechen, daß Schiller von Heilbronn aus „im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse aus seinem Vaterland entfernt," an den Herzog von Würtemberg geschrieben und daß er zwar auf diese Zuschrift keinen Bescheid erhalten, aber durch seine Freunde erfahren habe, daß der Herzog öffentlich geäußert, „Schiller würde

Digitized by Google

nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden.“ Der Widerſpruch würde ſich heben, wenn wir annähmen, der Dichter habe, wohl mehr ſeinen Eltern zu Gefallen als aus eigenem Antrieb, nach dem 27. Auguſt wirklich an Herzog Karl geſchrieben, und in dieſem Falle dürfte man auch glauben, daß die Zuſchrift dem Fürſten trotz Alledem wohlgethan habe. Es lag doch auch für ihn eine Genugthuung darin, daß ein Zögling ſeiner Akademie ruhmgekrönt und von den Beſten ſeiner Zeit hochgeachtet in die Heimat zurückkehrte. Herzog Karl hätte müſſen kein Schwabe ſein, wenn er ſich nicht innerlichſt darüber gefreut hätte. Er war jedoch jetzt ein verbitterter Greis und, ſchon von den Schatten des nahenden Todes umdüſtert, droben in Hohenheim durch die Gicht auf ſeinen Stuhl gebannt, um welchen her noch dazu die ſchwerſten politiſchen Sorgen und Befürchtungen lagerten. Unter ſolchen Umſtänden konnte es erlaubt ſein, in dem Worte des Fürſten, er werde den heimgekehrten Dichter ignoriren, d. h. demſelben Nichts in den Weg legen, den Sinn zu finden, daß er ihm verziehen habe. Freilich, im Grunde ſteht dieſe gemüthliche Hypotheſe doch auf ſchwachen Füßen. Denn es iſt gar zu auffallend, daß Schiller gegen Körner keine Sylbe von einer Zuſchrift an den Herzog äußerte, ſondern in ſeinen ſonſt ziemlich ausführlichen Berichten ſich darauf beſchränkte, dem Freunde einmal zu ſagen: „Der Herzog, ſcheint es, will mich ignoriren und das iſt mir gerade recht“ — und ein andermal: „Der Herzog ſucht Etwas darin, mich zu ignoriren; er legt mir aber gar Nichts in den Weg.“ Alles zuſammengehalten, mochte es dem Fürſten jetzt, im Jahre 1793, ſicherlich noch viel unräthlicher erſcheinen, als es ihm ſchon 1782, unmittelbar nach Schiller's Flucht, erſchienen war, das vor Zeiten an Schubart geübte Verfahren an Schiller zu wiederholen; aber der einzige ſichere Beweis, daß ſeine Stimmung gegen unſern Dichter wieder verſöhnlich und wohlwollend geworden, liegt doch nur in dem Umſtand, daß Karl

Digitized by Google

ohne Weiteres den Urlaub bewilligte, welchen Schiller's Vater ausdrücklich zu dem Zwecke, seinen in Heilbronn eingetroffenen Sohn zu besuchen, nachgesucht hatte.

Der Senator Schübler hat über seine Begegnungen mit Schiller während dessen Anwesenheit in Heilbronn ein Tagebuch geführt, welches vom 1. bis zum 7. September reicht. Am ersteren Tage, erzählt Schübler, „Nachmittags drei Uhr kam Hofrath Schiller unvermuthet zu mir in einem schönen verzierten seidenen Kleide. Er bat mich, mit ihm zum Amtsbürgermeister von Wachs zu gehen. Er hätte schon lange ihm aufwarten sollen und könne es nicht länger anstehen lassen. Ich hatte eben meine Spiegel im Zimmer, mit welchen ich das Bild der Sonne auffing, als Vorbereitung zu der nächsten Sonnenfinsterniß. Schiller gab sich sogleich viel mit den Spiegeln ab und bemühte sich, das Sonnenbild im dritten und vierten Spiegel zu finden. Alsdann ergötzte er sich sehr an meinem Glasconus, mit dem ich ihm einen Regenbogen im Zimmer darstellte, und betrachtete die schönen Regenbogenfarben mit besonderem Interesse. Wir gingen nach vier Uhr zum Amtsbürgermeister, welchen die Bekanntschaft Schiller's sehr freute. Es wurde viel über Reichsstädte gesprochen, hierauf auch von Frankreich, von Mainz, den Emigranten — (welche letzteren, beiläufig gesagt, damals zum Dank für ihnen erwiesene Gastfreundschaft mit ihrer bis ins Unglaubliche gehenden Sittenlosigkeit die rheinischen Städte verpesteten). Schiller sprach sich über diese Ereignisse sehr vorsichtig aus. Wir gingen nach fünf Uhr weg. Schiller wollte noch einige Besuche machen; aber während wir über die Straße gingen, empfand er Frost und eilte nach Hause, um sich wärmer anzukleiden. Als ich wieder zu ihm kam, war er im Hauskleid. Er ließ mich nicht mehr fort und ich mußte mit ihm und den Seinigen Thee trinken. Er war sehr heiter und sprach viel. Als wir von den Sternen redeten, fiel ihm eine Stelle aus der Odyssee ein, welche er nach Voß's Ueber-

Digitized by Google

ſetzung recitirte. Sie handelt von Odyſſeus, der einſam in ſeinem Schiffe fahrend nach dem Wagen und dem Orion ſieht.“ Der Senator beſchäftigte ſich viel mit Aſtronomie und war nicht abgeneigt zu glauben, daß auch die Aſtrologie einen Kern von Wahrheit haben könnte. Schiller's Geſpräche mit ihm drehten ſich oft um dieſes Thema und der Dichter hat für die aſtrologiſchen Vorkommniſſe im Wallenſtein hier wohl manche Anregung empfangen. Auch über literariſche Verhältniſſe verbreiteten ſich die Unterhaltungen des Dichters mit dem reichsſtädtiſchen Würdeträger und dieſer hat in ſeinem Tagebuch angemerkt, daß Schiller in einer dieſer Unterredungen mißfällig über Kotzebue's „windige Aufgeblaſenheit“ ſich ausgelaſſen habe. Am 7. September entſchloß ſich der Dichter, ſeinen Aufenthalt nach Ludwigsburg zu verlegen, weil er dort der Solitude und Stuttgart bedeutend näher ſei und auch mehr häusliche Bequemlichkeit zu erwarten habe. Der Senator widerrieth zwar den Umzug entſchieden, da Schiller gar keine Garantie hätte, daß ihn der Herzog unangefochten laſſen würde; allein der Dichter hegte keine Beſorgniß, denn er führte den beſchloſſenen Umzug am 8. September wirklich aus und ſah auch kein bedrohliches Omen darin, daß er, von Beſigheim auf das Neckarplateau heraufgekommen, am Fuße des Hohenaſpergs vorbeimußte.

Kaum war er mit ſeiner Frau in Ludwigsburg eingewohnt, als Lotte's „Campagne“ anging. Am 14. September war das Haupttreffen und Tags darauf ſchrieb Schiller an Körner: „Wünſche mir Glück, — ein kleiner Sohn iſt da. Die Mutter iſt wohlauf, der Junge groß und ſtark und Alles iſt glücklich abgelaufen. Nicht ſechs Tage waren wir hier angelangt, ſo ging es los.“ Der Freund entgegnete: „Wohl dir und deinem Weibchen, daß ihr nun auch in unſerem Orden ſeid. Es iſt ein eigener Genuß, ein ſolches kleines Weſen um ſich zu ſehen, das Einem ſo nahe angehört. Wer dieſen Genuß entbehrt, lernt den Werth des

Digitized by Google

Lebens nie vollständig kennen.“ Conz, welcher den Jugendfreund in Ludwigsburg beſuchte, erzählt als Augenzeuge von der zärtlichen Vaterfreude, womit der Dichter ſeinen Erſtgeborenen betrachtete. Er gab dem Kinde den Namen Karl, vielleicht ein Zug von Pietät gegen den Herzog. In Ludwigsburg ſammelten ſich von allen Seiten her die Jugendgenoſſen, welche noch im Lande waren, um den Dichter. Er war aber nicht eben von allen erbaut, wie er denn am 4. Oktober an Körner ſchrieb: „Von meinen alten Bekannten ſehe ich viele, aber nur die wenigſten intereſſiren mich. Manche, die ich als helle aufſtrebende Köpfe gekannt, ſind ganz materiell geworden und verbauert.“ Schiller legte wohl auch hier wieder einen zu hohen Maßſtab an. Er ſelbſt jedoch übertraf die Erwartungen ſeiner Jugendfreunde. Hoven, mit dem unſer Dichter von ſeinem dreizehnten bis einundzwanzigſten Jahre „alle Epochen des Geiſtes gemeinſchaftlich durchwandert hatte“ und der jetzt als vielbeſchäftigter Arzt in Ludwigsburg lebte, fand, wie er erzählt, nach einer Trennung von zehn Jahren in Schiller „einen ganz andern Mann. Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen; an die Stelle ſeiner vormaligen Nachläſſigkeit im Anzuge war eine anſtändige Eleganz getreten und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes Ausſehen vollendete das Intereſſante ſeines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher gekannt hatten. Leider war der Genuß ſeines Umgangs häufig, faſt täglich, durch ſeine Krankheitsanfälle geſtört; aber in den Stunden des Beſſerbefindens — in welcher Fülle ergoß ſich da der Reichthum ſeines Geiſtes! wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches, theilnehmendes Herz! wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus! wie anſtändig war jetzt ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität! wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden.“ In Ludwigsburg trat ihm unter vielen alten Bekannten auch ein neuer nahe, der Land-

Digitized by Google

ſchaftsdichter Matthiſſon, deſſen Gedichte er in der bekannten Rezenſion ſo ſchön, aber vielleicht etwas zu ſehr gerühmt hat. Sonſt beſchäftigten in guten Stunden, d. h. wenn er von Uebelbefinden frei war, den Dichter ſeine Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen und der Wallenſtein, von welchem damals Szene um Szene langſam entworfen wurde, zunächſt in Proſa. Seine Lectüre waren Kant und Homer. „Es iſt mir — äußerte er am 8. November gegen ſeinen Vater — immer himmliſch wohl, wenn ich beſchäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht.“ Mit liebenswürdiger Pietät müſſigte er ſeiner Kränklichkeit und ſeinen Arbeiten ſo viel Zeit ab, um für ſeinen alten Präzeptor Jahn, deſſen Baculus die lateiniſche Schule der Stadt noch immer beherrſchte, obgleich er alt und ſchwach geworden, dann und wann eine Lehrſtunde in der Logik, Rhetorik und Geſchichte zu übernehmen, und die Schüler haben ſich dieſer Lehrſtunden ſtets mit Begeiſterung erinnert.

Während unſer Dichter ſo, auf der Ludwigsburger Schulbank ſitzend, die Erinnerungen ſeiner Knabenjahre wieder in ſich wachrief, ging droben in Hohenheim ein vielbewegtes Daſein zu Ende. Nach langem Leiden trat am 21. Oktober die Gicht dem Herzog Karl ans Herz und in Gegenwart ſeines Bruders und Nachfolgers Ludwig Eugen und ſeines Neffen Friedrich, des nachmaligen erſten Königs von Würtemberg, ſtarb er in den Armen ſeines „Franzele“. Einige Tage darauf wurde der todte Herzog nächtlicher Weile bei Fackelſchein von Hohenheim herab und nach Ludwigsburg hinübergeführt, wo er in der Gruft der Schloßkirche beigeſetzt ward. Im Angeſichte dieſer Gruft ſoll der Dichter, wie Hoven und auf deſſen Autorität hin die Biographen Schiller's angeben, dem hingegangenen Fürſten Worte der Verſöhnung und des Dankes nachgerufen haben. Unmöglich iſt das gerade nicht, aber doch gibt uns der Dichter ſelbſt einen ſtarken Zweifel an die

Digitized by Google

Hand, indem er gegen Körner in Betreff von Herzog Karl's Tod keine andere Aeußerung that, als (unterm 10. Dezember) dieſe: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menſchen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, ſehr wohl iſt, jetzt einen Menſchen vor ſich zu haben. Das iſt der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder ſchlimmen Bedeutung des Wortes.“ Man ſieht, Schiller hat auch am Grabe des Herzogs nie jener furchtbaren Stunde vergeſſen, welche er im Sommer 1782 in Hohenheim hatte erdulden müſſen (vergl. B. I, K. 7), und wie hätte er auch derſelben vergeſſen können? Es gibt Kränkungen, die, was auch auf der Kanzel darüber phantaſirt werden mag, ein rechter Menſch nie verzeiht, nie verzeihen kann.

Nachdem der Dichter ſeinen vierunddreißigſten Geburtstag im Kreiſe ſeiner Familie zu Ludwigsburg gefeiert hatte, brachte der Winter trübe Tage, Tage der Krankheit, des Mißmuths und Verzagens. Doch richtete ſich Schiller aus dieſen Verdüſterungen immer wieder zur Arbeit an ſeinen äſthetiſchen Briefen auf, in welchen „die reichhaltigſten Ideen aus den Künſtlern philoſophiſch ausgeführt wurden.“ Um dieſe Zeit widerfuhr ihm auch eine öffentliche Huldigung, die ſchon in Anbetracht des Ortes, wo ſie ſtatthatte, ſeinem Herzen wohlthun mußte. Er hatte es trotz ſeiner anfänglichen Abſicht, Stuttgart nicht zu betreten, nicht unterlaſſen können, ſeine Freunde in dieſer Stadt zu beſuchen, und dieſer Beſuch muß, wie das Folgende zeigt, nach dem Tode des Herzogs Karl ſtattgefunden haben. Ein damaliger Karlsſchüler, der nachmalige reußiſche Landesdirector J. Chr. Fr. Mayer, hat nämlich als ſiebzigjähriger Greis erzählt, des Dichters Andenken ſei in den Räumen der berühmten Akademie in Ehren gehalten worden. Man habe dort Schiller's Bett gezeigt und das Beet im Garten, welches vormals dem Dichter zugewieſen war, habe

Digitized by Google

den Namen „Schillergarten" geführt. „Als nun Schiller 1793 die Akademie besuchte — fährt unser Gewährsmann fort — war ich Zeuge von dem Enthusiasmus, mit dem er im großen Speisesaal von den 400 Zöglingen begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Intendanten der Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch." Das war doch wohl eine Genugthuung für die Sklaverei, welche er unter dem Dache erduldet hatte, zu dessen Wölbung jetzt der Jubelruf einer von seinen Schöpfungen entzündeten Jugend emporschlug, und es war auch ein Trost für die Erinnerung, daß er einst bei Nacht und Nebel aus Stuttgart hatte entweichen müssen, um zu werden, was er geworden. Zugleich ist Schiller's Ehrentag in der Akademie der letzte Glanztag dieser Anstalt gewesen. Denn der Herzog Ludwig Eugen beeilte sich, das Lieblingswerk seines Bruders zu zerstören. Die hohe Karlsschule, an welche unvergängliche Erinnerungen der deutschen Kulturgeschichte sich knüpfen, wurde im Februar 1794 aufgehoben. Bald darauf, im März, finden wir den Dichter in Stuttgart in einem Gartenhause wohnend, wo er, wie er am 23. April an Körner schrieb, bei „beispiellos angenehmer Witterung" unter blühenden Bäumen den „ganzen Einfluß des wiederauflebenden Jahres genoß." Er war mit Frau und Kind von Ludwigsburg herübergezogen, hauptsächlich, um sich des Umgangs mit seinen Genossen von der Akademie her, Dannecker und Zumsteeg, mehr erfreuen zu können. Während hier der Entwurf des Wallenstein vorschritt, malte die Freundin, Ludovike Simanowiz, die Portraits Schiller's und Lotte's und modellirte Dannecker jene unvergleichliche Büste des Dichters, welche, nachmals von dem Künstler kolossal in Marmor ausgeführt, jetzt die großherzogliche Bibliothek in Weimar ziert. Als der edle Meister die letzte Hand an die Büste gelegt hatte und zu Karoline, welche bei der Schwester war, ins Nebenzimmer trat, standen ihm Thrä-

Digitized by Google

nen in den Augen und er ſagte: „Ach, es iſt doch nicht ganz, was ich gewollt habe.“

Von Stuttgart aus beſuchte Schiller ſeinen früheren Lehrer Abel in Tübingen und hier machte er die für ſein ſpäteres Leben und für die Zukunft ſeiner Familie ſo wichtige Bekanntſchaft des ausgezeichneten Buchhändlers Johann Friedrich Cotta, mit welchem er in Geſchäftsverbindung trat und die Herausgabe einer Zeitſchrift in größerem Style, als bisher in Deutſchland üblich geweſen, verabredete. Damals rumorte in der alten Univerſitätsſtadt der franzöſiſche Freiheitsgeiſt oder hatte wenigſtens das Jahr zuvor daſelbſt gewaltig rumort. Selbſt die Zionsmauern des theologiſchen „Stiftes“, aus welchem unzählige ſchwäbiſche Magiſter in die Welt ausgegangen ſind, waren für den revolutionären Sturm und Drang nicht hoch und unzugänglich genug geweſen. In dieſem Capitol des altwürtembergiſchen Lutherthums waren damals Schelling, Hegel und Hölderlin Stubengenoſſen, welche weniger die ſymboliſchen Bücher als vielmehr Kant, Spinoza, Platon und die griechiſchen Dichter ſtudirten. Dieſe Jünglinge glaubten in Folge einer verzeihlichen Täuſchung, die Republik des Perikles oder die des Brutus ſei in Paris wieder auferſtanden. Sie waren mit dabei, als bei Gelegenheit der erſten Jahresfeier der Gründung der franzöſiſchen Republik auf dem Marktplatz zu Tübingen von der Studentenſchaft feierlich ein Freiheitsbaum aufgerichtet wurde. Die Tradition will, daß Hölderlin und Hegel — welcher Letztere für einen derben Jakobiner galt — den bacchantiſchen Reigen angeführt hätten, welcher um dieſen übrigens hiſtoriſch feſtgeſtellten Freiheitsbaum her getanzt wurde. Einer zweiten Ueberlieferung zufolge wären Schelling und Hegel eines ſchönen Tages aus dem Stift ausgezogen, um auf eigene Hand auf dem Wörth, einer Wieſe am Neckar, einen Freiheitsbaum zu pflanzen. In Schiller's Sinn wäre das nicht geweſen. Ihm, der für wahre Freiheit mehr, unendlich viel mehr gethan hat als

Digitized by Google

irgend ein anderer Dichter und Denker, ihm, der ſpäter in einem der ſchönſten Werke, welche der Menſchengeiſt erſonnen, ein ſich befreiendes Volk zu ſeinem Helden erwählte, während ein Göthe, während ſogar ein Shakſpeare von keinem Volk, ſondern nur von einem Pöbel weiß, ihm war ſein anfängliches Mißtrauen gegen das franzöſiſche Freiheitsweſen, wie wir bereits geſehen, zu entſchiedenem Widerwillen geworden. Er erblickte in der franzöſiſchen Revolution ein Werk der Leidenſchaften, nicht der Weisheit, welche allein Dauerndes zu ſchaffen vermag. Er gab zu, daß viele wichtige Ideen, welche zuvor nur in Büchern oder in den Köpfen aufgeklärter Menſchen vorhanden waren, durch die Revolution in Umlauf geſetzt und zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden ſeien. Aber indem er auf die vor ihm liegende Kritik der Vernunft von Kant wies, ſetzte er, wie uns Karoline erzählt, hinzu: „Die eigentlichen Prinzipien, die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfaſſung zu Grunde gelegt werden müſſen, ſind noch nicht ſo gemein unter den Menſchen; ſie ſind noch nirgends als hier.“ Karoline hat uns aus dieſer Zeit auch eine prophetiſche Aeußerung Schiller's überliefert, welche Zukünftiges ſo genau vorherſagte, daß wir verſucht wären, zu meinen, die Schwägerin des Dichters hätte ſeine Worte erſt ſpäter den Ereigniſſen angepaßt, falls Schiller's Seherblick nicht über allen Zweifel erhaben wäre. Wenn man erwägt, welcher Geiſt echter Prophetie im Wallenſtein, in der Jungfrau von Orleans und im Tell weht, ſo wird man nicht überraſcht ſein, zu hören, daß unſer Dichter zu Anfang des Jahres 1794 weiſſagte: „Die franzöſiſche Republik wird ebenſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt; die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen, woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern vielleicht auch von einem großen Theile von Europa machen wird.“ Zehn Jahre ſpäter war Bonaparte unumſchränkter

Digitized by Google

Herr von Frankreich und begann seine erobernden „Tigersprünge", die bis zur Donau, bis zum Golf von Neapel, bis zum Guadalquivir und Tajo, bis zur Weichsel und bis zur Moskwa reichten.

Der 5. Mai 1794, wo Schiller von der Solitude herab sein in Frühlingsblüthenpracht stehendes Heimatland noch einmal überschaute, war ein Tag schmerzlichen Abschiednehmens. Denn am 6. Mai verließ er die Heimat, welche er nicht wieder sehen sollte, und traf nach einer neuntägigen Reise am 15. Mai mit Frau und Kind wohlbehalten wieder in Jena ein. Als beste geistige Ausbeute dieser Fahrt ins alte Schwabenland brachte er seine in der Hauptsache vollendeten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" mit zurück. Sie enthalten die Darstellung von Schiller's Philosophie als eines Ganzen; was er später noch Philosophisches geschrieben hat, ist nur die weitere Ausführung einzelner Partieen dieses Ganzen. Wer die ästhetischen Briefe aufmerksam liest, wird mitansehen, wie in denselben der arbeitende Gedanke von Vorstellung zu Vorstellung, von Begriff zu Begriff aufsteigt, bis er durch eine Stufenreihe von Entwickelungen hindurch, welchen man mit Recht einen „dramatischen" Charakter zugeschrieben hat, auf der Höhe anlangt, wo die Verwandlung des moralischen Ideals, von welchem der philosophirende Dichter ausgegangen, in das ästhetische eine vollendete ist. Im Eingang entschuldigt sich der Dichter, daß er zu einer Zeit, „wo der Nutzen das große Ideal, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen" — (ach, das gilt in noch ganz anderem Maße vom 19. Jahrhundert als es vom 18. galt) — „zu einer Zeit, wo die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet sind, auf welchem, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird," vom Schönen, von der Kunst zu reden unternehme. Aber er hofft seinen Leser zu überzeugen und überzeugt ihn wirklich, „daß man, um das politische Problem

Digitized by Google

zu lösen, durch das äſthetiſche den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit iſt, durch welche man zu der Freiheit wandert.“ Grundgedanke der Schrift iſt alſo, vermittelſt der äſthetiſchen Erziehung der Völker, d. h. vermittelſt Heranbildung derſelben zum Gefühl und Verſtändniß des Schönen, in welchem das Ideal, das Abſolute, die göttliche Idee zur Verwirklichung kommt, die Möglichkeit der Umwandlung des „Staats der Noth“ in den „Staat der Freiheit, der Vernunft“ herbeizuführen. Veredelt die Einbildungskraft der Menſchen, füllt ſie mit Schönheit an und ihr werdet dadurch auch ihr Herz veredeln. Die Grundkräfte des Menſchen, Vernunft und Sinnlichkeit, und ſeine dieſen Grundkräften entſprechenden Grundtriebe, der Formtrieb und der Stofftrieb, ſollen durch die Kultur harmoniſch entwickelt und endlich in der Schönheit völlig ausgeglichen werden. Dann entſteht die vollendete, die ſchöne Humanität und dieſe ſchafft den äſthetiſchen Staat, wo „die ungeſellige Begierde ihrer Selbſtſucht entſagt und das Angenehme, welches ſonſt nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geiſter auswirft; wo der Nothwendigkeit ſtrenge Stimme, die Pflicht, ihre vorwerfende Formel verändert und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehrt; wo aus den Myſterien der Wiſſenſchaft der Geſchmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinſinns herausführt und das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menſchlichen Geſellſchaft verwandelt; wo die Kraft ſich binden läßt durch die Huldgöttinnen und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorcht; wo auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger iſt und der Verſtand, der die duldende Maſſe unter ſeine Zwecke beugt, ſie um ihre Beiſtimmung fragen muß.“ Der Dichter verbirgt es ſich nicht, daß die Anbahnung ſolcher Zuſtände eine Aufgabe für mehr als *ein* Jahrhundert ſei. Er gab ſich in Betreff der Verwirklichung ſeines Ideals keiner ſanguiniſchen Täuſchung hin und, fürwahr, es war ſehr über-

Digitized by Google

flüſſig, vorhin für die Prophetengabe Schiller's zu plaidiren, wenn wir beherzigen, mit welcher wunderbaren Schärfe er in den äſthetiſchen Briefen vorausſagte, was die Geſchichte der europäiſchen Umwälzungen von 1789 an bis auf den heutigen Tag buchſtäblich beſtätigt hat: — „Von der Freiheit erſchreckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen und hier, von einer pedantiſchen Curatel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrection auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwiſchen tritt und den Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet" .... Und wie ſoll ſich in und zu dem großen Läuterungsprozeß der Menſchheit, durch welche dieſe dem Reich der Schönheit, d. i. der Freiheit und Humanität, zugeführt werden ſoll, der Künſtler, der Träger des Ideals, der Normalmenſch, in deſſen „reinem Gemüth ſich die Welt, die ewige, ſpiegelt," verhalten? Schiller hat es geſagt, und zwar in Worten, die mit zu den ſchönſten gehören, welche je von Menſchenlippen kamen: — „Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſeren Alters und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden, ſo kehre er in ſein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenſeits aller Zeit, von der abſoluten, unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether ſeiner

Digitized by Google

dämoniſchen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier heimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit. Gib, werde ich dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der von mir wiſſen will, wie er dem edlen Trieb in ſeiner Bruſt bei allem Widerſtande des Jahrhunderts Genüge zu thun habe, zur Antwort geben, — gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen“.... Dies war Schiller's Credo, als er auf der Höhe ſeiner philoſophiſchen Erkenntniß angelangt, dies ſeine Anſicht von der Beſtimmung des Künſtlers, und er hat ſie nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Thaten, er hat ſie durch ſein eigenes Beiſpiel herrlich verkündigt.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Horentanz und Xenienkrieg.

Schiller und Göthe ſchließen ihren Bund. — Aeußerungen der Freunde darüber. — Wer iſt der Größere? — Wilhelm von Humboldt. — Schiller's Geſprächsweiſe. — Fichte. — Jena und Weimar. — Die wiſſenſchaftliche Bewegung der Zeit. — „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung." — Die Horen. — Schiller's und Göthe's Widerſacher. — Berufung nach Tübingen. — Uebergang von der philoſophiſchen Speculation zur Poeſie. — Schiller's Gedankenlyrik in ihrer Vollreife. — „Ideal und Leben." — Der Muſenalmanach. — Die Xenien. — In Frankreich und in Deutſchland. — Herder bricht mit Göthe und Schiller. — Krieg. — Göthe's und Schiller's Verhältniß zum Chriſtenthum. — Der Patriotismus des Dichters.

Eines Abends im Juli 1794 verließen zwei Männer das Auditorium des Profeſſors Batſch, wo die naturforſchende Geſellſchaft, welche von dem genannten Gelehrten gegründet worden, eine ihrer Sitzungen gehalten hatte. Die Beiden — Göthe und Schiller — hatten ſich beim Weggehen zufällig im Flur getroffen und wandelten nun, das eben Geſehene und Gehörte recapitulirend, in lebhaftem Geſpräch die Straße entlang. Die zerſtückelte Art, die Natur zu behandeln, kann den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen, bemerkte Schiller. Sie bleibt vielleicht den Eingeweihten ſelbſt unheimlich, entgegnete Göthe, und es könnte doch wohl eine andere Weiſe geben, die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzuſtellen; die Erfahrung gibt dies an die Hand. Ich wünſchte ſehr, hierüber aufgeklärt zu ſein, ſagte Schiller, aber ich muß bezweifeln, daß eine ſolche Behandlung der Natur aus der Erfahrung hervorgehe .... Mittlerweile waren die Sprechenden bei der Wohnung Schiller's angelangt und das Geſpräch lockte den Herrn Geheimrath die Treppe hinauf. Droben empfing Lotte den Gaſt mit inniger Freude, denn es war ja ſchon lange ein Herzenswunſch von ihr und Karoline geweſen, das Eis zwiſchen Schiller und Göthe gebrochen zu ſehen. An dieſem Julitag ging endlich der

Digitized by Google

Wunſch in Erfüllung: das Eis ſchmolz und zwar für immer. Göthe, das angeſchlagene Thema weiter ausführend, trug ſeine Theorie der Pflanzenmetamorphoſe lebhaft vor und ließ mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen eine ſymboliſche Pflanze vor Schiller's Augen entſtehen. Dieſer vernahm und ſchaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als aber Jener geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: Das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee. Göthe ſtutzte, „verdrießlich einigermaßen; denn — erzählt er — der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs Strengſte bezeichnet. Ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: Das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe ohne es zu wiſſen. Schiller — fährt Göthe fort — der viel mehr Lebensklugheit (?) und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe ſtand, mehr anzuziehen als abzuſtoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus einem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht. Keiner von Beiden konnte ſich für den Sieger halten, Beide hielten ſich für unüberwindlich. Der erſte Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß; er hielt Alle feſt, die ſich ihm näherten. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu ſchätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verſtändniß, alle beiderſeitigen Freunde waren froh und ſo beſiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wettkampf zwiſchen Object und Subject einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbeſondere war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging.“

Noch am 13. Juni, als Schiller eine Einladung zur Mitarbeit an den Horen an Göthe gerichtet hatte, war zu einer Verſtändi-

Digitized by Google

gung zwiſchen den Beiden wenig Ausſicht geweſen. Zwar hatte Göthe auf den Antrag bejahend geantwortet, allein Anfrage und Antwort ließen in keiner Weiſe eine ſo baldige perſönliche Annäherung und Befreundung erwarten. Nachdem aber jener Juliabend die Stellung der Beiden zu einander geklärt hatte, ſchrieb Schiller, als er erfahren, daß Göthe von ſeinem inzwiſchen nach Deſſau unternommenen Ausflug zurückgekehrt ſei, am 23. Auguſt den berühmten Brief, worin er „mit freundſchaftlicher Hand die Summe von Göthe's Exiſtenz zog," d. h. den Entwicklungsgang von Göthe's Geiſt darlegte. Göthe antwortete mit dankbarer Wärme und damit war zwiſchen den Beiden, welche unſer größter Ruhm und Stolz ſind, jener Briefwechſel in Gang gebracht, welcher die koſtbare Urkundenſammlung einer Freundſchaft bildet, wie ſie ein zweites Mal in der Kulturgeſchichte nie und nirgends vorgekommen iſt. Es iſt wohlthuend und erhebend, zu betrachten, wie die beiden großen Männer ſelbſt dieſes in ihrem Leben „epochemachende" Ereigniß anſahen und wie ihnen Zunächſtſtehende darüber urtheilten.

Am 1. September ſchrieb Schiller mit Bezug auf die berührte Begegnung mit Göthe an Körner: „Wir haben uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern Etwas geben, was ihm fehlte, und Etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Göthe Wurzel gefaßt und er fühlt jetzt das Bedürfniß, ſich an mich anzuſchließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinſchaft mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſchon auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel." Unterm 4. September lud Göthe den neugewonnenen Freund zu ſich nach Weimar ein und unterm 7. Sep-

Digitized by Google

tember zeigte Schiller die Annahme der Einladung mit Worten an, die ein erſchreckendes Licht auf ſeine damaligen Geſundheits- oder vielmehr Krankheitsumſtände werfen: — „Mit Freuden nehme ich Ihre Einladung an, doch mit der ernſtlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen; denn leider nöthigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil ſie mir des Nachts keine Ruhe laſſen, und überhaupt wird es mir nie ſo gut, auch den Tag über auf eine beſtimmte Stunde ſicher zählen zu dürfen. Sie werden mir alſo erlauben, mich in Ihrem Hauſe als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, und dadurch, daß ich mich ganz iſolire, der Verlegenheit zu entgehen, Jemand von meinem Befinden abhängen zu laſſen. Die Ordnung, die jedem andern Menſchen wohl macht, iſt mein gefährlichſter Feind, denn ich darf nur in einer beſtimmten Zeit etwas Beſtimmtes vornehmen müſſen, ſo bin ich ſicher, daß es mir nicht möglich ſein wird.“ Nach ſeiner Heimkehr aus Weimar nach Jena ſchrieb Schiller an Göthe (29. September): „Mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit koſten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoff' ich, ſoll verloren ſein.“ Göthe erwiderte (1. Oktober): „Wir wiſſen nun, mein Wertheſter, aus unſerer vierzehntägigen Conferenz, daß wir in Prinzipien einig ſind und die Kreiſe unſeres Empfindens, Denkens und Wirkens theils coincidiren, theils ſich berühren; daraus wird ſich für Beide mancherlei Gutes ergeben.“ Später, am 18. Juni 1797 that Schiller gegen Göthe eine Aeußerung, welche, wie mir ſcheint, die Art des Einwirkens von Dieſem auf Jenen recht klar macht, — die Aeußerung: „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktiſchen und beſonders Poetiſchen eine Unart iſt), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Geſetzen fort.“ Ein Jahr ſpäter, am 31. Auguſt

Digitized by Google

1798, ſchrieb er an Körner: „Ich bin in Rückſicht auf wechſelſeitige Belebung und Bildung Göthe ſehr viel ſchuldig und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe.“ Göthe ſeinerſeits hat ſich an verſchiedenen Orten darüber ausgelaſſen, welches Glück die Freundſchaft Schiller's für ihn war und wie ſie Beide gegenſeitig ſich ergänzt und gefördert hätten. In der vierten Abtheilung ſeiner „Maximen und Reflexionen“ ſagt er: „Mein Verhältniß zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung Beider auf einen Zweck, unſere gemeinſame Thätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten.“ An einer Stelle ſeiner Aufſätze „Zur Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen“ erläutert er dies kurz vermittelſt des Satzes: „Unſere Geſpräche waren durchaus productiv oder theoretiſch, gewöhnlich Beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wiſſen.“ Ferner, ſo man erwägt, daß Göthe in allem Hohen und Großen etwas „Dämoniſches“ ſah, gewinnt es einen erhöhten Sinn, wenn er am 24. März 1829 gegen Eckermann äußerte: „Es waltete bei meiner Bekanntſchaft mit Schiller durchaus etwas Dämoniſches ob; wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italiſche Reiſe hinter mir hatte und Schiller der philoſophiſchen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für Beide von größtem Erfolg.“ Endlich liegt ein dankbares Zeugniß für den Werth, welchen Göthe der Freundſchaft Schiller's beimaß, darin, daß er in alten Tagen an einen Bekannten ſchrieb: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'ſche Anregung aus mir geworden wäre. Meyer war wieder nach Italien gegangen und meine Abſicht war, ihm zu folgen. Aber die Freundſchaft zu Schiller, die Theilnahme an ſeinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel

Digitized by Google

über die Alpen näher gewahr wurde. Hätte es ihm nicht an dem Manuſcript zu den Horen und Muſenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geſchrieben, den Cellini nicht überſetzt, ich hätte die ſämmtlichen Lieder und Balladen, wie ſie die Muſenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegieen wären wenigſtens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht geſummt und im Allgemeinen wie im Beſonderen wäre gar Manches anders geblieben.“

Im Schiller'ſchen und Göthe'ſchen Kreiſe war die Freude aufrichtig und laut, als man erfuhr, daß die Beiden endlich ſich gefunden. Gleich damals, wie ſpäter, gab ſich dieſe Zufriedenheit der Befreundeten kund. Am 10. September 1794 ſchrieb Körner an Schiller: „Daß du und Göthe euch einander genähert habt, macht mir wahre Freude. Meyer erzählt mir von einem Briefe Göthe's, der deines Lobes voll iſt: er habe lange nicht ſolchen geiſtigen Genuß gehabt als bei dir in Jena.“ Wilhelm von Humboldt ſchrieb am 25. Oktober 1795 an Schiller: „Die Vergleichung zwiſchen Ihnen und Göthe hat mich oft beſchäftigt. Gerade Sie Beide können das Höchſte erreichen, ohne einander zu ſchaden.“ Lotte ihrerſeits äußerte unterm 1. Oktober 1798 gegen Frau von Stein: „Es iſt erſtaunend, welchen Einfluß Göthe's Nähe auf Schiller's Gemüth hat und wie belebend für ihn die häufige Communication ſeiner Ideen mit Göthe iſt. Mir ſelbſt iſt Göthe auch ſehr lieb, aber er wird mir noch lieber um Schiller's willen.“ Karoline ſchrieb in ihre Lebensgeſchichte Schiller's die Worte: „Aus dem vertrauten freundſchaftlichen Verkehr ſolcher Geiſter mußten die edelſten Früchte hervorkeimen. Keine Nation, keine Periode der Literatur bietet uns einen ſo ſchönen, aus echter, reiner Begeiſterung für Wahrheit und Schönheit entſprungenen Verein, ein ſo inniges, neidloſes Zuſammenſtreben nach dem höchſten Ziele dar; und auch als Muſter des deutſchen Nationalſinns, der das Große und Weſentliche rein zu

Digitized by Google

ergreifen und ſich aller kleinlichen Beziehungen zu entſchlagen vermag, kann dieſes Verhältniß gelten. Göthe's freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf Schiller's Lebensweiſe verdankten wir es auch, daß dieſer wieder mehr Vertrauen zu ſeiner Geſundheit gewann und ſich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ.“ Im Mai 1830, als Wilhelm von Humboldt die Einleitung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller aufſetzte, that er darin über den Bund zwiſchen Göthe und Schiller die von einem Hauch antiken Geiſtes durchzogene Aeußerung: „Der gegenſeitige Einfluß dieſer beiden großen Männer auf einander war der mächtigſte und würdigſte. Jeder fühlte ſich dadurch angeregt, geſtärkt und ermuthigt auf ſeiner eigenen Bahn, Jeder ſah klarer und richtiger ein, wie auf verſchiedenen Wegen daſſelbe Ziel ſie vereinte. Keiner zog den Andern in ſeinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unſterblichen Werke, haben ſie durch ihre Freundſchaft, in der ſich das geiſtige Zuſammenſtreben unlösbar mit den Geſinnungen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie geſehenes Vorbild aufgeſtellt und auch dadurch den deutſchen Namen verherrlicht. Mehr darüber zu ſagen, würde theils überflüſſig ſein, theils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Göthe haben ſich in ihren Briefen ſelbſt ſo klar und offen, ſo innig und großartig über dieſes einzige Verhältniß ausgeſprochen, daß ſo Geſagtem noch Etwas hinzuzufügen Niemand verſucht werden kann“ .... Ja, als ein „nie geſehenes Vorbild,“ nicht als Nebenbuhler, ſondern als Mitſtrebende, ſtehen die zwei großen Freunde in unſerer Literatur und in der Weltgeſchichte da, und ſo ſtehen ſie auch, unzertrennlich zuſammen gehörend, von Rietſchel's Meiſterhand in Erz geformt, vor dem Theater zu Weimar. Zur Stunde, als dieſes Denkmal aufgerichtet wurde, war der alte unerquickliche und unerſprießliche Zank: ob Schiller, ob Göthe der Größere? abgethan für immer.

Wie ſie ſelbſt über dieſe Streitfrage dachten, haben ſie uns deutlich geſagt. Am 21. März 1796 ſchrieb Schiller an Humboldt: „Man wird Göthe und mich, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern unter einem höheren idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren.“ Das iſt das Richtige, das einzige Richtige, und das meinte auch Göthe, als er am 25. Mai 1825 zu Eckermann das Kernwort ſprach: „Nun ſtreitet ſich das Publicum ſeit zwanzig Jahren, wer größer ſei, Schiller oder ich; und ſie ſollten ſich vielmehr freuen, daß ein paar Kerle da ſind, worüber ſie ſtreiten können“ ....

Mit großer Genugthuung hatte unſer Dichter in den Reihen der Freunde, welche ihn bei ſeiner Rückkehr aus Schwaben nach Jena begrüßten, auch Wilhelm von Humboldt gefunden. Der Treffliche hatte ſich in der alten Univerſitätsſtadt angeſiedelt, eigens in der Abſicht, des Umgangs mit Schiller zu genießen, und der rege Verkehr der Beiden kam auch ihren Frauen zu gut, die ſich ſchweſterlich an einander ſchloſſen. Faſt allabendlich waren die Freunde beiſammen, in belebtem Wechſelgeſpräch philoſophiſche und künſtleriſche Fragen erörternd. Humboldt, der gründliche Gelehrte, der ſcharfe Beobachter und feine Kenner der Welt und der Menſchen, ward ſtets von Neuem überraſcht von der „genialiſchen Wahrheit der vielſeitigen Weltanſicht“ des Dichters, und zwar um ſo mehr, als dieſer weder Zeit noch Gelegenheit noch Mittel gehabt hatte, durch umfaſſende Studien oder Reiſen eine ſolche Weltanſicht zu erwerben. Der Freund hat auch, in der Erinnerung an die Jena'ſchen Geſprächsabende, von Schiller geſagt, daß derſelbe „ganz eigentlich für das Geſpräch geboren ſchien,“ und hat die Geſprächsweiſe des Dichters ſo charakteriſirt: — „Er ſuchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung; er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenſtand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Geſpräch zu einem allgemeinen Geſichts-

Digitized by Google

punkt und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müssig werden. Er sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkte führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab." Die beste Frucht der zwischen Schiller und Humboldt in dieser Zeit mündlich geführten und später, nach des Letzteren Weggzug aus Jena, schriftlich fortgesetzten Dialoge war unseres Dichters Rückkehr zur Poesie. Humboldt's gemüthvolle und feinsinnige Anregung hat mehr, weit mehr, als seine Bescheidenheit gestehen wollte, den Uebergang Schiller's von der speculativen zur schöpferischen Thätigkeit gefördert.

Auch von anderer Seite her kamen mannigfache Einflüsse sympathischer sowohl, als antipathischer Natur. Schiller stand im Mittelpunkt eines wissenschaftlich und gesellig vielfach bewegten Lebens. Die Glanzzeit Jena's hatte begonnen. An der Stelle Reinhold's, der einem Rufe nach Kiel gefolgt war, hatte zu Ostern 1794 Johann Gottlieb Fichte den philosophischen Lehrstuhl bestiegen, er, der tapfere Denker, der hochherzige Patriot, welcher die unmittelbare Beziehung der freien Wissenschaft auf den freien Staat zuerst klar und scharf vom Katheder herab verkündigte und,

Digitized by Google

wenngleich er die in der urſprünglichen Form ſeines Syſtems auf eine ſchwindelnde Spitze getriebene Souverainetät des menſchlichen Selbſtbewußtſeins ſpäter bedeutend zu modifiziren ſich veranlaßt ſah, dennoch das große Freiheits- und Humanitätsprinzip ſeiner Philoſophie bis zuletzt ſtandhaft aufrecht erhielt. In den Erinnerungen einer Dame aus jener Zeit, wo neben Fichte und den übrigen ſchon gelegentlich genannten Gelehrten auch Woltmann und die Brüder Schlegel in Jena wirkten, erſcheint der mannhafte Philoſoph als eine kurze gedrungene Geſtalt. Das Haar fiel ihm bis auf die Schultern herab, wo es glatt abgeſchnitten war. Unter ſtarken Brauen ſchoſſen dunkle heftige Augen „wie Kugeln" hervor und nicht minder herausfordernd war die Adlernaſe und das ſtolze befehlende Wort. Mitten in der belebteſten Unterhaltung ſei er Abends oft plötzlich auf und fort geſprungen, ſich „noch einen Louisd'or zu erſchreiben;" aber Buchhändler- und Studentenhonorare hatten nur ein „ſehr flüchtiges Abſteigequartier" in ſeiner Taſche, weil er das Geld auf unglaublich ſchnelle Weiſe auszugeben verſtand. Nichts Grelleres habe man ſehen können als Fichte und Woltmann neben einander, Jener ſtets „wie ein Chiffonnier, Dieſer im mohnfarbenen zierlichen Rocke, in der Weſte von blauem Atlas mit blühend weißer Wäſche und ſchwarzſeidenen Unterkleidern." Mit Ausnahme Woltmann's und Göthe's, welcher Letztere damals den „verzweifelten Geſchmack" hatte, ſtets fleiſcherfarbene braunrothe Ueberröcke zu tragen, ſei es überhaupt mit der äußeren Eleganz dieſer Heroen ſchlecht beſtellt geweſen. Das Schnupfen und Rauchen ſei in dieſen Kreiſen entſetzlich ſtark betrieben worden, beſonders im Hauſe des Orientaliſten Ilgen, wo Humboldt, welcher den Tabaksrauch haßte, oft in große Noth gekommen. Wann nach Tiſche die Herren ſich rauchend zum Kaffee zuſammengeſetzt, hätten Humboldt's Manövers begonnen, einen Augenblick abzukommen, um den Rock zu wechſeln, da er den Staatsrock vor dem Tabaksgeruch retten wollte, und das

Digitized by Google

Spaßhafte hiebei ſei geweſen, daß Humboldt's Staatsgarderobe ohnedies höchſt unſcheinbar war und daß er „in Ilgen's Schlachtendampf mit einem Kleide trat, was ein reputirlicher Barbier unſerer Tage verſchmäht haben würde.“ Auch Bedenklicheres meldet uns die Dame. So von den Brüdern Schlegel, daß Jeder derſelben eine Lebensgefährtin beſaß, welche „die Kirche nicht dazu ſanctionirt hatte,“ und daß die beiden Herren mit ihren Gläubigern zuweilen in mehr oder minder ergötzliche Conflicte gerathen ſeien. Dieſe Romantik des Jena'ſchen Lebens ſteigerte ſich dann gegen das Ende des Jahrhunderts zu, als der brauſende Moſt der romantiſchen Schule in der Stadt gährte, freilich ohne jemals zu rechter Klärung zu kommen. Auguſt Wilhelm Schlegel's Haus verſammelte zu Zeiten die Chorführer der Schule, unter denen neben Friedrich Schlegel Tieck und Novalis vorragten. Clemens Brentano, damals noch Student, fand da Raum, ſeine Eulenſpiegeleien zu treiben. Als er eines Abends ſeine tolle Humoreske: „Naturgeſchichte des Philiſters“ vorgeleſen hatte, ſtand der ebenfalls anweſende Fichte auf und ſagte: „Nun will ich euch aus dieſer Geſchichte beweiſen, daß eben der Brentano hier der erſte und ärgſte unter allen Philiſtern iſt“ — welcher Beweis denn auch ſofort in Form einer ſchlagenden Kritik geliefert wurde. Auch Schelling, der Schöpfer der Naturphiloſophie, trat in dieſe Kreiſe, wo ſchon ſeine perſönliche Erſcheinung — der „runde Kopf mit der kleinen ſlaviſchen Naſe und den ſtralenden Augen“ — Aufſehen erregte, und machte in der erſten Zeit die gerade im Schwange gehenden romantiſchen Genialitäten in einem Grade mit, welcher böſen Zungen hinlängliche Veranlaſſung zu ſkandalfreudiger Aeußerung gab.

Während ſo in der Muſenſtadt an der Saale eine neue Generation von Stürmern und Drängern, unbekümmert um die näher und näher rückenden großen Kataſtrophen der Zeit, in einem bunten Treiben ſich gefiel, welches im Löblichen wie im Bedenklichen

vielfach an das erinnerte, was zwanzig Jahre früher drüben in Weimar geſchehen war, hatte in der Muſenſtadt an der Ilm mehr und mehr ein ernſter und gemeſſener Ton Platz gegriffen. Die genialiſch unbändige Luſtigkeit der Tage und Nächte von Ettersburg und Tiefurt war längſt dahin. Was drüben in Jena, in den weltfernen Gelehrtenſtuben, ob dem Geräuſche wiſſenſchaftlicher Strebungen und literariſcher Händel vergeſſen werden konnte, die politiſche Lage, drängte ſich hüben in Weimar mit der ganzen Macht der Thatſachen der Betrachtung auf. Freilich trugen ſich bis zum Schluſſe des Jahrhunderts und noch in das neue hinein hinſichtlich der Reſultate, welche das kriegeriſche Vorgehen der jungen franzöſiſchen Republik gegen das alte monarchiſche Europa für Deutſchland haben müßte, auch ſonſt hellſichtigſte Männer mit wunderlichen Illuſionen. So Göthe, welcher im März 1798, als die Nachricht von den Niederlagen eingetroffen, welche die Franzoſen dem verrotteten ſchweizeriſchen Ariſtokratismus beigebracht, zwar mit Beſorgniß gegen Schiller äußerte: „Wer wird der beweglichen, glücklich organiſirten und mit Verſtand und Ernſt geführten franzöſiſchen Maſſe widerſtehen?“ — aber doch mit der politiſchen Einſicht eines preußiſchen Garde-Gensdarmerie-Offiziers von damals hinzufügte: „Ein Glück, daß wir in der unbeweglichen nordiſchen Maſſe ſtecken, gegen die man ſich ſo leicht nicht wenden wird.“ Der unbeweglichen nordiſchen Maſſe ſollte das Pochen auf ihre Unbeweglichkeit gegenüber der franzöſiſchen Beweglichkeit bald genug theuer zu ſtehen kommen. Der Herzog Karl Auguſt, den Franzoſen ſchon darum abgeneigt, weil er franzöſiſchem Uebermuth gegenüber als Deutſcher ſich fühlte, war zwar im Vertrauen auf die Macht Preußens, an deſſen Politik er ſich angeſchloſſen, weit entfernt, ein Schickſal zu ahnen, wie der Tag von Jena es für die Monarchie Friedrich's des Großen und für Deutſchland bringen ſollte; allein trotzdem konnte er als Mann und Fürſt der Sorge über die unheildrohende

Digitized by Google

Verdüsterung des politischen Horizontes sich nicht entschlagen. Seine Gemahlin, die Herzogin Luise, schon von Natur mehr der ernsten als der heiteren Seite des Lebens zugekehrt, vermochte jetzt, da die Stimmung am Hofe eine ernstere geworden war, den stillen Einfluß einer würdevollen Weiblichkeit mehr geltend zu machen als früher und so trug das Weimar'sche Leben überall eine gedämpftere Färbung. Die Theilnahme des Hofkreises am Rechten und Schönen war deßhalb keine lässigere; aber wie sie früher an dem Geloder genialischer Flammen sich erfreut hatte, so bethätigte sie sich jetzt einerseits an der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit, andererseits an jenem Cultus der schönen Form, für welchen besonders die italischen Reiseerfahrungen Göthe's, Herder's und der Herzogin Amalia befruchtend geworden waren. Diesem Cultus sollte auch das seit 1791 eingerichtete Hoftheater dienen, dessen Bildung und Leitung Göthe übernommen hatte. Damit begannen dann die Experimente Behufs der Schaffung einer idealen Bühne, welche, gegenüber dem Ungeschmack, den Gemeinheiten und Ausschreitungen der gäng und gäben theatralischen Praxis, die Ergebnisse künstlerischer Bildung dem Publicum dramatisch vermitteln sollte, — Experimente freilich, die keineswegs immer gelungene waren und überhaupt aus der Region eines wohlmeinenden Dilettantismus erst dann heraustraten, als Schiller mit der ganzen Wucht seines dramatischen Genie's und seiner Begeisterung dem Unternehmen zu Hülfe kam. Die gute Gesellschaft von Weimar — man zählte dazu außer den Fürstlichkeiten und ihrer nächsten Umgebung Charlotte von Stein, Charlotte von Kalb, Karoline Herder, Amalia von Imhof, Frau von Berlepsch, dann selbstverständlich Göthe, Wieland, Herder, ferner Bode und Bertuch, Jener als Uebersetzer, Dieser als Gründer und Leiter des Industrie-Comptoir vielbeschäftigt, weiterhin den Schweizer Meyer, Göthe's künstlerischen Hausgenossen, den hochgebildeten Geheimrath Voigt, den gutmüthigen Satiriker Falk und den ge-

lehrten Archäologen Böttiger, in seinen bessern Tagen von Göthe und Schiller als „Magister Ubique" und „Allerweltsschwätzer" wohl etwas zu scharf perhorrescirt — die gute Gesellschaft von Weimar, in deren Kreisen wir ab und zu auch den hoffatten Knebel treffen, dann Besucher wie Bürger, Voß, den großen Philologen Wolf, die Brüder Humboldt, also diese Gesellschaft zeigte nach dem Vorgang und Beispiel Göthe's zu Anfang der neunziger Jahre ein lebhaftes Interesse für naturwissenschaftliche Probleme. Alle Welt sammelte Steine, legte Herbarien an und selbst zarteste Damenhände wirthschafteten in dem „Beinhaus" der Osteologie umher, aus welchem Göthe durch Schiller wieder in den „freien Garten des Lebens" herausgerufen worden zu sein bekennt. Auch die Naturwissenschaften hatten durch die Kant'sche Revolution einen mächtigen Anstoß erhalten. Schon Kielmeyer ahnte, in Anwendung Kant'scher Prinzipien auf die Naturforschung, die Erfassung des Naturganzen als *eines* Organismus und aus dieser Ahnung entwickelte sich sofort ein vielseitiges Studium der Natur. Blumenbach, in der Vielerleiheit seiner Forschungen stets die bindende Einheit der Idee festhaltend, wurde mit Sömmering der Begründer einer wissenschaftlichen Physiologie. Ein Hufeland, ein Reil und Andere führten die neugewonnenen naturwissenschaftlichen Resultate in die medizinische Praxis ein. Werner und Sternberg, die Geognosie und Geologie auf neue wissenschaftliche Grundlagen stellend, eröffneten dem staunenden Auge der Zeitgenossen den Einblick in eine Geschichte der Erde, deren Zeitrechnung nicht Tausende, sondern Millionen von Jahren umfaßt, und schon rüstete sich Alexander von Humboldt, die glorreiche Laufbahn anzutreten, welche ihn zum Seher und Deuter der erhabenen Kosmos-Idee machen sollte. Alle diese Strebungen, verbunden mit den geschichtlichen, philologischen und ästhetischen Studien und Findungen jener Tage, spielten in den Weimarer Kreis herein. Mit dem Jena'schen fand ein reger Ideenaustausch

ſtatt. Göthe ging, ernſte wiſſenſchaftliche Bedürfniſſe zu befriedigen, häufig in die Univerſitätsſtadt hinüber, wie er denn auch daſelbſt unter Lober's Leitung zugleich mit Alexander von Humboldt Anatomie ſtudirt hat. Wiederum kamen die Jena'ſchen Gelehrten nach Weimar herüber, um an den Erörterungen des wiſſenſchaftlichen Vereins ſich zu betheiligen, deſſen Sitzungen ſeit 1791 jeden erſten Freitag im Monat im Palais der Herzogin Amalia gehalten wurden, ein ernſtes Gegenbild zu dem bunten Mummenſchanz der kraftgenialluſtigen Wirthſchaft von ehedem. In dieſem Verein, wo man mit anſtändiger Zwangloſigkeit ſich bewegte und wo Karl Auguſt, ſeine Mutter und ſeine Gemahlin ſelten oder nie fehlten, wurden in freiem Geſpräch oder mittelſt förmlicher Vorträge die Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Thätigkeit in Umlauf geſetzt. Hier las Göthe ſeine Beobachtungen über das Farbenprisma und ſeine Forſchungen über Caglioſtro vor, Herder ſeinen Aufſatz über wahre Unſterblichkeit, Andere Anderes. Von dem edlen Freimuth, welcher da heimiſch war, zeugte die von Knebel vorgetragene Abhandlung über „Wohlwollen, Werthſchätzung und Höflichkeit." Es kam darin die Stelle vor: „Andere Nationen nennen die Höflichkeit mit Ausdrücken, die vom Adel hergenommen ſind (gentilesse, gentleman-like). Auf deutſchem Boden geht das nicht .... Die Fürſten erhielten ihre Hochſchätzung zuerſt, weil ſie die Stärkſten und Klügſten im Volke waren. Dieſe Hochſchätzung iſt erblich geworden unter der Vorausſetzung, daß die Nachkommen der Fürſten den Wechſel richtig bezahlen werden, den ihre Vorahnen auf ſie zogen." Und gerade bei dieſer Stelle bezeugte der Herzog dem wackeren Knebel laut ſeinen Beifall. Man war in Weimar in keiner Weiſe mehr revolutionär geſtimmt, aber man war und blieb liberal.

Indem wir uns zu Schiller zurückwenden, finden wir den Dichter im Sommer und Herbſt von 1794 an ſeiner berühmten Abhandlung: „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung" arbei-

Digitized by Google

tend. Er war darauf geführt worden, als er die letzte Feile an ſeine äſthetiſchen Briefe legte. Zu Anfang Septembers äußerte er darüber gegen Körner: „Ich ſchreibe aus dem Herzen und mit Liebe. Es iſt gleichſam eine Brücke zu der poetiſchen Production.“ Der ſchöpferiſche Geiſt begann ſich demnach wieder in ihm zu regen; aber bevor er dieſer Regung nachgab, empfand er, wie der genannte Aufſatz beweiſt, das Bedürfniß, ſeinen künſtleriſchen Idealismus, der in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen den vollendetſten philoſophiſchen Ausdruck gefunden, gegenüber dem künſtleriſchen Realismus, welcher ihm in Göthe inzwiſchen freundſchaftlich nahegetreten, allſeitig ins Klare zu ſetzen. Die Beziehung auf Göthe und ihn ſelbſt iſt in dieſer Schrift, wenn auch unausgeſprochen, überall eine augenſcheinliche: — Göthe iſt der naive, Schiller der ſentimentaliſche Dichter. Aber was iſt naiv? was ſentimentaliſch? In Beantwortung dieſer Frage hat Schiller nicht nur das Weſen ſeines Genius ſich zum Bewußtſein gebracht, ſondern auch bedeutendſte Probleme der Poetik pſychologiſch erledigt. In uns Allen lebt das äſthetiſche Ideal. Wir genießen deſſelben als einer Wirklichkeit oder aber wir ſtreben danach als nach Einem, welches ſein ſollte. Mit anderen Worten, unſer Idealismus iſt entweder Natur oder Sehnſucht. Iſt er erſtere, ſo empfinden wir naiv; iſt er letztere, ſo empfinden wir ſentimentaliſch. Dieſes auf die Poeſie angewandt, welche die Aufgabe hat, das äſthetiſche Ideal darzuſtellen, finden wir, daß ſie entweder naiv oder ſentimentaliſch ſich äußern muß. Der naive Dichter bildet, was er als ſchöne Wirklichkeit empfindet, ab; der ſentimentaliſche bildet, was er als zu verwirklichende Schönheit in ſich fühlt, vor. In beiden Fällen iſt die ſchöne Natur Gegenſtand dichteriſcher Thätigkeit, aber der naive Dichter ahmt die gegenwärtige nach, der ſentimentaliſche ſucht ſie als etwas Verlorenes. Jener fühlt ſeine Verwandtſchaft mit der Natur, er iſt in ihr daheim und ſeine Liebe zu ihr iſt daher kindlich einfach und

unbefangen, iſt etwas Selbſtverſtändliches, wovon man nicht viel Aufhebens macht; dieſer fühlt die Entfremdung von der Natur, er empfindet alſo Heimweh nach ihr und ſeine Liebe zu ihr iſt eine ſchwärmeriſche, ſehnſüchtige, begeiſterte. Und es kann nicht bloß eine naive Empfindungsweiſe geben, denn die ſentimentaliſche — die ſentimentale faßt Schiller als Baſtardſchößling der ſentimentaliſchen, als Empfindelei — iſt ein nothwendiges Moment in dem Entwicklungsproceß des menſchlichen Geiſtes. Die Kultur entfremdet den Menſchen der Natur. Dieſen Verluſt zu erſetzen, ſchafft die Phantaſie eine ideale Natur und aus dem Gegenſatz, in welchem dieſe zur Wirklichkeit ſteht, entſpringt die ſchöpferiſche Arbeit des ſentimentaliſchen Dichters, wogegen die Aufgabe des naiven in der möglichſt treuen und lebendigen Nachſchöpfung der wirklichen Natur beſteht. Im Verlauf ſeiner Unterſuchung hat Schiller dann nachgewieſen, daß ſich auf den Gegenſatz des Naiven und Sentimentaliſchen die Begriffe antik und modern oder claſſiſch und romantiſch baſiren. Das Claſſiſche iſt weſentlich naiv, das Romantiſche weſentlich ſentimentaliſch. Man muß ſich aber hüten, claſſiſch und antik für identiſch zu halten, denn im Sinne Schiller's iſt Shakſpeare nicht minder ein claſſiſcher Dichter als Homer.... Die weiteren Entwickelungen der Schiller'ſchen Poetik, wie die in Rede ſtehende Abhandlung ſie darlegt, brauchen wir hier nicht zu verfolgen. Es genügt, zu ſagen, daß Schiller in dem Sinne, in welchem er Vorſtehendem zufolge die ſentimentaliſche Poeſie verſtand, entſchieden und klar als ſentimentaliſcher Dichter ſich fühlte und wußte: der Contraſt von Ideal und Wirklichkeit iſt die Wurzel ſeiner Dichtung. Wir werden bald einem glänzenden Verſuche begegnen, die Kluft poetiſch zu überbrücken, d. h. aus der Durchdringung und Verſchmelzung von Idealismus und Realismus das wahre Bild ſchöner Menſchheit hervorgehen zu laſſen.

Mit dem ernſten und großen Sinne, welcher ſein ganzes

Wirken kennzeichnet, ging Schiller seit seiner Rückkehr aus der schwäbischen Heimat an die Ausführung des daselbst mit Cotta vereinbarten Planes einer literarischen Zeitschrift, welche, wie er am 12. Juni 1794 an Körner schrieb, „ein epochemachendes Werk" sein sollte. Die ökonomische Seite des Unternehmens war von Cotta freigebig sichergestellt und Schiller begann sein Redactionsgeschäft damit, daß er in Jena Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann für die Sache gewann. Dann wurden Göthe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Körner, Herder, Gotter, Klopstock, Voß, Reinhold, Baggesen, Thümmel, Lichtenberg, Matthisson, Salis und Andere zur Mitarbeit eingeladen und in einem vom 13. Juni datirten Kreisschreiben setzte der Dichter den Eingeladenen Plan und Zweck der Zeitschrift auseinander. Für das Publicum schrieb er eine ausführliche Ankündigung der „Horen," welche im Dezember im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung erschien. Förderung wahrer Humanität war die Losung der neuen Zeitschrift. Die Schwierigkeiten und Hindernisse bei Verfolgung dieser Tendenz waren voraussichtlich keine geringen und Schiller hat sich das auch von Anfang an nicht verhehlt. „Zu einer Zeit" — so begann die Ankündigung der Horen — „wo das nahe Geräusch des Krieges das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon Rettung ist, möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas Anderes zu gefallen als wodurch jetzt Alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte

Intereſſe der Gegenwart die Gemüther in Spannung ſetzt, einengt und unterjocht, deſto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Intereſſe an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen und die politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen." Dieſer Geſichtspunkt wird dann weiter entwickelt: — „Mitten in dem politiſchen Tumult ſoll unſere Zeitſchrift für Muſen und Charitinnen einen vertraulichen Cirkel ſchließen, aus welchem Alles verbannt ſein wird, was mit einem unreinen Parteigeiſt geſtempelt iſt. Aber indem ſie ſich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächſten Erwartungen der Menſchheit verbietet, wird ſie über die vergangene Welt die Geſchichte und über die kommende die Philoſophie befragen, wird ſie zu dem Ideale veredelter Menſchheit, welches durch die Vernunft gegeben, in der Erfahrung aber ſo leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge ſammeln und an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes abhängt, nach Vermögen geſchäftig ſein." Gewiß, gediegen und ſchön war die Tendenz dieſer Zeitſchrift, welche „Wohlanſtändigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede" zu ihrer Regel machte und demnach mit Grund unter dem Namen der drei ſchweſterlichen Horen Eunomia, Dike und Irene erſchien, in welchen Göttergeſtalten der Grieche die „welterhaltende Ordnung" verehrte. Das Unternehmen war kühn, und um die ganze Kühnheit dieſer Manifeſtation des Idealismus unſeres Dichters zu verſtehen, vergegenwärtige man ſich nur die Unruhe, Angſt und Bedrängniß der realen Welt von damals, wo — wie freilich im Grunde zu jeder Zeit — nicht Vernunft und Gerechtigkeit, ſondern ſkrupelfreie Schlauheit und rohe Gewalt die Entſcheidungen gaben.

Noch vor Schluß des Jahres konnte Cotta das erſte Monats-

Digitized by Google

heft der Horen versenden, wenigstens kam es unserem Dichter frühzeitig genug zu, daß er in seinem Brief vom 22. Dezember gegen Göthe Format, Papier und Lettern der neuen Zeitschrift rühmen konnte, das „solide, dauerhafte Ansehen, welches dieselbe vortheilhaft von dem Haufen der Journale unterschied." Aber sofort begannen auch die Redactionsleiden Schiller's und schon am 29. Dezember hatte er Veranlassung, an Körner zu schreiben: „Unserer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publicum vormachen, wenige und von diesen wenigen ist fast auf die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Göthe will seine (römischen) Elegieen nicht gleich in den ersteren Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist mit Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul; die Anderen lassen Nichts von sich hören." Doch ist er guten Muthes und fügt seinen und Lotte's dem Freunde dargebrachten guten Wünschen zum Jahreswechsel die Worte bei: „Mein kleiner Sohn ist frisch und gesund und macht die Freude meines Lebens aus. Mir ist, trotz meines ewigen Krampfübels, selten so wohl im Geist und Herzen gewesen" ... Im Laufe des Januar 1795 kann er dem Freunde melden, daß Cotta mit dem Absatz der Horen „äußerst zufrieden" sei, daß sogar in „sehr kleinen Städten" zwölf und mehr Exemplare bestellt seien und daß die Gesammtzahl der Abonnenten nahezu ein Tausend betrage, was immerhin für die rege Betheiligung des Publicums zeugte, da zu jener Zeit Lesecirkel und Leihbibliotheken noch lange nicht einmal annähernd so häufig waren wie heutzutage und demnach der Buchhandel und die Journalistik in weit höherem Grade als jetzt auf den Absatz an Privatleute sich angewiesen sahen. Bald jedoch trübten sich die Aussichten. Die Horen brachten als Hauptmasse zunächst Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und Göthe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, dann kleinere Aufsätze von Fichte, Woltmann, Körner, Herder, weiterhin den

Digitized by Google

Lorenz Stark von Engel, Proben der Verdeutſchung von Dante's göttlicher Komödie durch A. W. Schlegel. Die erwähnten Novellen Göthe's waren für das Publicum nur eine Enttäuſchung hochgeſpannter Erwartungen. Die Herrlichkeit der darauf folgenden Römiſchen Elegieen riß dann freilich alle überhaupt Empfänglichen hin, aber über Schiller's äſthetiſche Briefe herrſchte — wie Humboldt noch im Juli 1795 dem Dichter ſchrieb — ſelbſt im intelligenten Berlin „altum silentium.“ Dieſes „tiefe Stillſchweigen“ über ein ſo bedeutendes Werk kann uns zeigen, daß Schiller bei Unternehmung der Horen einen viel zu idealiſchen Maßſtab an den Bildungsgrad der großen Leſewelt gelegt und überſehen hatte, daß nur auserwählteſte Geiſter unter den Zeitgenoſſen die Anſichten vom Weſen und Beruf des Dichters und Schriftſtellers, welche er als Reſultat eines ſchweren Läuterungsprozeſſes gewonnen, zu verſtehen und zu würdigen vermöchten. Die bittere Erfahrung, daß von Allem, was die Horen brachten, Engel's philiſterhafter Lorenz Stark den allgemeinſten Beifall fand, konnte ihn nach dieſer Seite hin aufklären. Dazu kam, daß das ganze Heer der lieben Mittelmäßigkeit, wie es damals in der deutſchen Publiziſtik organiſirt war, von Anfang an mit Scheelſucht auf die Horen geblickt hatte und alsbald zu mehr oder minder offener oder verſteckter Feindſeligkeit überging. Allen dieſen Leuten war der mittelſt der Horen manifeſtirte Bund zwiſchen Göthe und Schiller ein Dorn im Auge. Es zeigte ſich jetzt recht deutlich, wie hoch die beiden Dichter mit ihren Anſchauungen und Ueberzeugungen über dem Niveau ſtanden, welches die deutſche Bildung damals erreicht hatte. So eine iſolirte Stellung hat aber zu allen Zeiten den Neid und Haß herausgefordert und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß auf die vorragendſten Vorkämpfer der Zukunft die meiſten Köcher ſich entleeren. Der Kreis der Gegner unſerer beiden Dichter war ein eben ſo zahlreicher als gemiſchter: da waren gelehrte Pedanten, die von wahrer Poeſie überhaupt

keine Ahnung hatten; ferner Aufklärer aus der Schule Nicolai's, die der Menschheit ein für allemal nicht gestatten wollten, aus der Sphäre einer hausbackenen Verständigkeit herauszutreten; dann die zelotische Brut, wie sie der Hauptpastor Götze reichlich in Deutschland hinterlassen hatte, oder süße Fromme vom Schlage Stolberg's; weiter die politisch Aufgeregten, welche es den beiden großen Freunden nicht verzeihen konnten, daß diese nicht mit ihnen um die französischen Freiheitsbäume tanzen mochten; auch die Schwärmer à la Lavater, die Empfindler à la Lafontaine und die Rührseligen à la Kotzebue; endlich die ganze Sippschaft der Trivialen und Denkfaulen, — dieselbe Sippschaft, welche immer und überall dem Mittelmäßigen, Erbärmlichen und Gemeinen zugeklatscht und das Ungewöhnliche, Hohe und Geniale verkannt, verlästert und verfolgt hat. Im Uebrigen darf, so man gerecht sein will, nicht verschwiegen werden, daß man der Menge — welches Wort ich hier keineswegs im verächtlichen Sinne nehme — denn doch nie und nirgends zumuthen kann, sich mit einem Sprung in Regionen zu versetzen, wo Männer sich heimisch fühlen, in welchen der höchste Schwung der Zeitrichtung einer außerordentlichsten Begabung begegnet, und ebenso ist daran zu erinnern, daß die Ankündigung der Horen mehr versprochen hatte als die Zeitschrift wirklich leistete. Allerdings konnte keines der übrigen gleichzeitigen literarischen Blätter auch nur entfernt die Vergleichung mit ihr aushalten, allein Schiller hatte nicht nur dem guten Willen des Publicums, sondern auch dem der Mitarbeiter zu sehr vertraut. Er hatte seinen eigenen Enthusiasmus auch bei ihnen vorausgesetzt und fand sich von Seiten der meisten getäuscht. Am wackersten hielt Göthe aus, aber seine und Schiller's Anstrengungen vermochten ein Organ nicht in die Länge zu halten, welches, Alles in Allem betrachtet, denn doch mit zu souverainem Idealismus über die „nächsten Interessen und Erwartungen" des Publicums sich hinwegsetzte. Zu einer Zeit, wo es sich für

Deutſchland eigentlich ſchon um Sein oder Nichtſein handelte, war es ſelbſt von Deutſchen zu viel verlangt, daß ſie inmitten einer bedrohlichſten Gegenwart an dem ideellen Aufbau der Zukunft herzlichen Antheil nehmen ſollten. Als Schiller das erkannt hatte, ließ er, mißmuthig, die Horen nach dreijährigem Beſtehen eingehen, obgleich der Verleger bereit war, die Zeitſchrift fortzuſetzen.

Wenn jedoch unſer Dichter von Mißgriffen bei dieſem publiziſtiſchen Unternehmen keineswegs freizuſprechen iſt, ſo iſt auf der andern Seite leicht zu begreifen, wie ſehr er, der Reinheit ſeines Wollens gewiß, durch die Gemeinheit der Anfechtungen, welche er als Herausgeber der Horen zu befahren hatte, empört und erbittert werden mußte. Bevor der Horentanz ein Jahr gewährt hatte, mußte Schiller dem Freund in Dresden ſchreiben (2. Nov. 1795): „Die Horen werden jetzt von allen Orten her ſehr angegriffen, beſonders meine (äſthetiſchen) Briefe — aber von lauter trivialen und eſelhaften Gegnern, daß es keine Freude iſt, auch nur ein Wort zu repliziren.“ Er konnte ſich indeſſen der Replik doch nicht enthalten. Schon im 12. Monatsheft der Horen, welches einen Theil ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung brachte, verſetzte er in Form einer Anmerkung den Gegnern ſcharfe Hiebe. Tröſtlich mußte es ihm ſein, daß zu eben der Zeit, wo das Heer der Angreifer in der Fremde ſich gegen ihn ſammelte, ſeine Geltung in der alten Heimat bedeutend ſtieg. Während ſeines Beſuches in Schwaben waren Abel und andere ſeiner Freunde auf den Gedanken gekommen, den Dichter für die Landesuniverſität zu gewinnen. Ihre bezüglichen Bemühungen hatten Erfolg gehabt und im Frühjahr 1795 erhielt Schiller von daheim den Ruf zu einer Profeſſur in Tübingen. Unterm 5. April ſchrieb er darüber an Körner: „Ich habe eine förmliche Vocation nach Tübingen erhalten, mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbeſſernden Gehalt. Ich habe ſie aber ausge-

ſchlagen, weil ich keine beſtimmten Pflichten übernehmen kann. Aber auch ohne dieſes würde ich Jena und meine hieſige freie Exiſtenz mit keinem anderen Orte vertauſchen. Vom Herzog von Weimar habe ich mir dafür eine Verdoppelung meines Gehalts ausgebeten, im Falle meine Geſundheit mir die Schriftſtellerei unterſagte. Dies iſt mir bewilligt worden und nun habe ich meine Exiſtenz auf gewiſſe Weiſe aſſecurirt.“ Noch tröſtlicher als dieſes ihm hiebei von Stuttgart und von Weimar her bezeigte Wohlwollen war unſerem Dichter in allen Widerwärtigkeiten jener Zeit der mehr und mehr vertraulich ſich geſtaltende Bund mit Göthe. Die gegenſeitige ſegensreiche Einwirkung der Beiden auf einander hatte begonnen: ſie fühlten lebhaft, was ſie einander ſchon waren und immer mehr werden mußten. Hier war wechſelſeitiges Verſtändniß, hier ein Austauſch wahrhaft fördernder Kritik. Für eine ſeiner größten Geiſtesthaten, für ſeine äſthetiſchen Briefe, erfuhr Schiller zunächſt außer von Körner und Humboldt nur noch von Göthe die gebührende Anerkennung. Dieſer ſchrieb ihm ſchon am 26. Oktober 1794: „Das mir überſandte Manuſcript habe ich mit großem Vergnügen ſogleich geleſen; ich ſchlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köſtlicher, unſerer Natur analoger Trank willig hinunter ſchleicht und auf der Zunge ſchon durch gute Stimmung des Nervenſyſtems ſeine heilſame Wirkung zeigt, ſo waren mir dieſe Briefe angenehm und wohlthätig, und wie ſollte es anders ſein, da ich das, was ich für Recht ſeit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte theils zu loben wünſchte, auf eine ſo zuſammenhängende und edle Weiſe vorgetragen fand?“ Schiller ſeinerſeits, wie herzlich begrüßte er Göthe's römiſche Elegieen, „dieſe wahre Geiſtererſcheinung des guten poetiſchen Genius,“ und wie brüderlich liebevoll intereſſirte er ſich für die Fortführung des Wilhelm Meiſter! Die Freude an dem neidloſen Zuſammenſtreben dieſer erwählten Geiſter kann wahrlich nicht oft genug ausgedrückt werden. Bis zu welchem

Digitized by Google

Grade der Vertraulichkeit der mündliche und ſchriftliche Verkehr der Beiden während der Jahre 1794 — 95 gediehen war, wird uns dadurch bezeugt, daß Göthe, damals den meiſten Menſchen gegenüber ſchon vornehm zugeknöpft, als er dem Freunde unterm 1. November 1795 meldete, es ſei ihm ein Sohn geboren, das artige Scherzwort hinzufügte: „Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerſchaft und zu Vermehrung der dichteriſchen Familie für ein Mädchen zu ſorgen.“

Die Vermehrung der dichteriſchen Familie in dem von Göthe gemeinten Sinne blieb nicht aus, aber von größerer Bedeutung war es, daß der ſcherzhafte Wunſch des Freundes auch im geiſtigen Sinn Erfüllung fand. Wenn wir ſchon oben Gelegenheit hatten, ein Bekenntniß Göthe's anzuführen, daß der freundſchaftliche Verkehr mit Schiller befruchtend auf ſeine poetiſche Thätigkeit gewirkt habe, ſo iſt jetzt zu ſagen, daß auch für Schiller in dieſem Verkehr eine Fülle von Anregungen zu neuem künſtleriſchen Schaffen lag. Mitten in dem Genuſſe, welchen ihm Göthe's Wilhelm Meiſter bereitete, fühlte er ſich ebenfalls wieder als Dichter; auch ſeine Freude an der Luiſe von Voß rief ihm dieſes Gefühl zurück. Der Gedankenaustauſch mit Göthe — welchen Letzteren er ja deſſen eigenem Geſtändniß zufolge aus dem „Beinhaus der Oſteologie“ zur Dichtung zurückführte — wurde ihm zu einem rechten Ariadnefaden, der ihn aus dem Labyrinth der philoſophiſchen Speculation zur ſchöpferiſchen Bildnerei hinüberleitete. Es war ſchon ein Anhauch der poetiſchen Begeiſterung, welcher ihn am 7. Januar 1795 an Göthe ſchreiben ließ: „Der Dichter iſt der einzige wahre Menſch und der beſte Philoſoph iſt nur eine Caricatur gegen ihn.“ Ein äußerer Sporn zu dichteriſchem Schaffen war der Umſtand, daß er ſchon im Oktober 1794 Göthe zur Betheiligung an einem Muſenalmanach eingeladen hatte, welchen er im Verlag eines jungen Buchhändlers aus Neuſtrelitz, Michaelis, zur Herbſtmeſſe 1795 für das folgende

Jahr erſcheinen laſſen wollte und wirklich erſcheinen ließ. Das Geſchlecht der deutſchen Muſenalmanache, durch Boie und Gotter 1770 in Göttingen geſtiftet und heute noch blühend, ſpielte zur Göthe-Schiller'ſchen Zeit in der literariſchen Welt eine ſehr bedeutende Rolle und erreichte gerade durch Schiller ſeinen höchſten Glanz. Humboldt ſchrieb zu Anfang des Auguſt 1795 von ſeinem Familiengute Tegel bei Berlin, daß er Schiller's Beiträge zum Muſenalmanach mit Ungeduld erwarte und ſehr begierig ſei, zu ſehen, wie der Dichter den Uebergang von der Metaphyſik zur Poeſie gemacht habe. In der That, dieſer Uebergang war kein leichter. Die Briefe des Dichters an Körner vom Sommer 1795 geben Zeugniß, daß er, noch dazu von mitunter ſehr heftigen Krankheitsanfällen gepeinigt, alle Energie ſeiner Seele aufbieten mußte, um den lange vernachläſſigten poetiſchen Genius wieder zur Aeußerung zu bringen. Endlich ſcheint der Durchbruch plötzlich erfolgt zu ſein; denn es liegt kein Grund vor, die von Schwab aus dem Mund eines Augenzeugen gegebene Nachricht zu bezweifeln, daß um dieſe Zeit Schiller eines Tages unerwartet zu einigen in ſeiner Wohnung verſammelten Freunden hereingetreten ſei, ein durchcorrigirtes Concept in der Hand und die Worte ſprechend: „Ich habe da Etwas gemacht, weiß aber nicht, ob es Etwas iſt.“ Und dann habe er angefangen zu leſen: „Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen“ — die Eingangsſtrophe der „Macht des Geſanges.“ So war aus den felſigen Schachten des philoſophiſchen Gedankens des Geſanges Strom mit Macht hervorgebrochen, und wenn man den Reichthum der dichteriſchen Hervorbringung betrachtet, welchen Schiller, nach vollendetem ſpeculativen Läuterungsproceß, von jetzt an entfaltete, ſo darf man auch auf ihn jenes ſchöne Bild von der Aloe anwenden, welche jahrelang ſtill in ſich arbeitet, um dann mit überraſchender Kraft und Raſchheit den herrlichen Blüthenſchaft hoch empor zu treiben. Noch vor Eintritt des Herbſtes waren außer der Macht

des Geſanges — deſſen Idee iſt, daß, wie Schiller unterm 8. September an Körner ſchrieb, der Dichter durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menſchen wieder herſtellt — noch die Ideale, der Tanz, das Reich der Schatten, die Würde der Frauen, der Spaziergang, der Genius und andere jener Gedichte geſchaffen, in welchen zur freudigen Ueberraſchung der Freunde Schiller's Gedankenlyrik plötzlich ſo reif und rein, gehaltvoll und formprächtig auftönte.

Welche Wirkung die Beſten der Zeit von dieſer Lyrik empfingen, wiſſen wir aus den bezüglichen Briefen Göthe's, Körner's und Wilhelm's von Humboldt an den Dichter. Als dieſer dem Letztgenannten am 9. Auguſt das Anfangs „Reich der Schatten", nachmals „Ideal und Leben" betitelte Gedicht überſandte, ſchrieb er dazu: „Wenn Sie meinen Brief erhalten, ſo entfernen Sie Alles, was profan iſt, und leſen in geweihter Stille dieſes Gedicht." So ſehr erſchien daſſelbe ſeinem Schöpfer ſelbſt als eine Offenbarung von Göttlichem. Ganz wie eine ſolche wirkte es denn auch auf Humboldt, welcher entzückt zurückſchrieb: „Wie ſoll ich Ihnen, liebſter Freund, für den unbeſchreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat! Es trägt das volle Gepräge Ihres Genie's und die höchſte Reife und iſt ein treues Abbild Ihres Weſens." In Wahrheit, Humboldt hat nicht zu viel geſagt. In dieſem unvergleichlichen Gedankenlied tritt zum erſten Mal der ganze Schiller vor uns hin. Die Diſſonanz zwiſchen Leben und Ideal und die endliche harmoniſche Aufhebung derſelben in der äſthetiſchen Weltanſchauung iſt das Thema des Gedichts. Die Wirklichkeit krankt an ſtreitenden Gegenſätzen, im Ideal werden dieſe zur Harmonie. Künſtleriſch-ſchöne Geſtaltung des Lebens, das iſt Verwirklichung des Ideals. Indem der Menſch die „Angſt des Irdiſchen" von ſich wirft, d. h. das ſinnliche Element ſeines Weſens vermittelſt des geiſtigen überwindet, indem er des „Genuſſes wandelbare Freuden" für die reine Betrach-

tung der Erſcheinungswelt hingibt, erhebt er ſich über die ſinnlichen Schranken, um „frei von jeder Zeitgewalt" in des „Ideals Reich" zu leben, in der „Schönheit ſtillem Schattenlande," durch welches „des Lebens Fluß ſanft und eben rinnt," d. h. der Menſch kann ſich vermöge der äſthetiſchen Weltbetrachtung zu einem Zuſtand äſthetiſcher Freiheit hinaufläutern, in welchem ihm das „zephyrleichte Leben klar und ſpiegelrein wie den Seligen auf dem Olymp dahinfließt." Dieſe frohe Botſchaft von der Verklärung des Irdiſchen durch das Ewige wird in einer Reihe von Bildern voll Tiefſinn und Anmuth ausgeführt, ſo daß das Gedicht — wie mit Fug geſagt worden iſt — „bis in die äußerſte Form, bis in den einzelnen Reim hinein die ſelige Harmonie zwiſchen Inhalt und Geſtaltung an ſich trägt, welche Schiller als Ideal alles Menſchenlebens hinſtellt," und zuletzt wird der ganze Gedankengang, wie Perlen an einem Goldfaden, zuſammengefaßt in dem ſchönen Mythus vom Herakles, der ſich aus den Schranken und Nöthen des irdiſchen Daſeins freithätig ins Reich der Schönheit hinaufkämpft, bis „des Erdenlebens ſchweres Traumbild" hinter ihm verſinkt und der Held, umrauſcht „von des Olympus Harmonieen," aus der Hand der Göttin ewiger Jugend den Trank der Unſterblichkeit empfängt.

Es galt aber nicht nur, dieſe ideale Weltanſchauung aufzubauen, ſondern zugleich auch, den Bau gegen die oben näher bezeichnete Schaar der Widerſacher zu vertheidigen. Dies, ſcheint mir, iſt der eigentliche Sinn des berühmten Xenienkrieges, zu deſſen Führung Schiller und Göthe ſich verbanden. Zunächſt allerdings handelte es ſich dabei nur um eine Abwehr der den Horen widerfahrenen Angriffe, allein dieſe Abſicht erweiterte ſich zu der Idee und Ausführung eines umfaſſenden Strafgerichts, welches über alles Unzulängliche, Verzerrte und Gemeine in der zeitgenöſſiſchen Literatur ergehen ſollte. Der Gedanke ging urſprünglich von Göthe aus, welcher unterm 23. Dezember 1795 an

Schiller ſchrieb, daß ihm „der Einfall gekommen, auf alle Zeitſchriften Epigramme, wie die Xenia des Martial ſind, zu machen und im Schiller'ſchen Muſenalmanach für das nächſte Jahr (d. i. für das Jahr 1797) einzurücken." Drei Tage ſpäter überſandte er dem Freunde bereits ein Dutzend Epigramme als Probe und meinte ironiſch, man könnte ſich mit einem Hundert ſolcher Xenien „ſowohl dem Publico als ſeinen Collegen aufs angenehmſte empfehlen." Unterm 29. Dezember ſchrieb Schiller zurück: „Der Gedanke mit den Xenien iſt prächtig und muß ausgeführt werden. Sobald wir uns ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Auf Ihre baldige Hieherkunft freue ich mich nicht wenig. Wir wollen wieder einmal Alles recht durch einander bewegen. Und dann ſoll es auch heißen: nulla dies sine epigrammate." Göthe kam wirklich am 3. Januar 1796 nach Jena und ſchon am Abend des folgenden Tages konnte Schiller an Wilhelm von Humboldt melden: „Seitdem Göthe hier iſt, haben wir angefangen, Epigramme im Geſchmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutſchen Schrift geſchoſſen. Wenn wir etliche hundert fertig haben, ſo ſoll ſortirt werden. Man wird ſchrecklich darauf ſchimpfen, aber man wird ſehr gierig danach greifen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den ſie etwa füllen, ſo viele Menſchen zugleich in Bewegung ſetzen kann, als dieſe Xenien in Bewegung ſetzen werden." Am 18. Januar, als Göthe wieder nach Weimar zurückgekehrt war, ſandte Schiller ſeinen inzwiſchen erſchienenen Muſenalmanach an Körner und bemerkte dazu: „Für das nächſte Jahr ſollſt du dein blaues Wunder ſehen. Göthe und ich arbeiten ſchon ſeit einigen Wochen an einem gemeinſchaftlichen Opus für den nächſten Almanach, welches eine wahre poetiſche Teufelei ſein wird, die noch kein Beiſpiel hat." Als Antwort auf die neugierige Erkundigung des Freundes nach dem „gemeinſchaftlichen Opus" ſchrieb er am 1. Februar: „Das Kind, welches

Digitized by Google

Göthe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard sein. Die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen." An demselben Tage setzte Schiller auch Freund Humboldt in Kenntniß, daß die Arbeit an den Xenien bereits bis ins dritte Hundert vorgeschritten sei, und fügte bei: „Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Göthe und mir wird es selbst Ihnen öfter schwer und manchmal gewiß unmöglich sein, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Es ist auch zwischen Göthe und mir förmlich beschlossen worden, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt Jeder die Xenien ganz abdrucken." Dieser Vorsatz wurde aber nicht in seinem ganzen Umfang ausgeführt und so erhielten denn nachmals die Chorizonten und Commentatoren reichliche Veranlassung, ihren Scharfsinn in der Ausmittelung der Urheberschaft der einzelnen Epigramme zu erproben. Göthe hat freilich darüber am 16. Dezember 1827 kopfschüttelnd gegen Eckermann geäußert: „Die Deutschen können die Philisterei nicht loswerden. Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schiller gehören und welche mir. Als ob Etwas darauf ankäme, als ob Etwas damit gewonnen würde und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind! Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder

Digitized by Google

dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein?" Ein andermal hat aber doch Göthe, ebenfalls im Gespräche mit Eckermann, selber den Unterschied zwischen seinen und Schiller's Epigrammen hervorgehoben, indem er seine eigenen „unschuldig," die Schiller'schen dagegen „scharf und schlagend" nannte. Die Angabe ist ihrer Allgemeinheit ungeachtet sehr richtig. Die kritische Sonderung der Xenien, Göthe's Kopfschütteln zum Trotz vom literarhistorischen Standpunkt aus nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch sehr wünschbar und — hauptsächlich mit Hülfe eines Exemplars der Xenien, in welchem Schiller's Frau 1797 die Namenschiffren Sch. oder G. unter die einzelnen Distichen setzte — durch Kenner wie Wackernagel, Hoffmeister, Gervinus, Schäfer, Viehoff, Düntzer und Boas vollzogen, ermächtigt zu dem Urtheil, daß die Schiller'schen Xenien vorwiegend energische Polemik und scharfsatirischen Witz athmen, während die Göthe'schen, einige wenige ausgenommen, im Ton ruhiger Betrachtung und kühler Ironie sich bewegen.

Die Arbeit der Freunde an den Xenien währte, mit bedeutenden Unterbrechungen freilich, acht Monate lang. Bis zum August 1796 hatte die zwischen Jena und Weimar gehende Botenfrau das Manuscript beständig hin und her zu tragen. Die „fröhliche Posse der Xenien, der auf den Moment berechnete Schabernack," war demnach in der Ausführung ein wohlüberdachtes, vielfach erwogenes, auch vielfach verändertes und modifizirtes Werk geworden. So nun, wie die 414 Distichen Ende Septembers im Schiller'schen (in den Verlag von Cotta übergegangenen) Musenalmanach auf 1797 erschienen, war ihre Wirkung eine ganz außerordentliche, in unserer Literargeschichte bis dahin beispiellose. Selbst die poetischen Jugendthaten Klopstock's,

Göthe's und Schiller's hatten ein ſolches Aufſehen bei Weitem nicht erregt. Die ganze literariſche Welt gerieth in tumultuariſche Bewegung. Wunderbar zu ſagen, etliche Hunderte von Epigrammen vermochten Deutſchland aufs Heftigſte aufzuregen zu einer Zeit, wo den Augen der Deutſchen die ungeheuerſten geſchichtlichen Schauſpiele kürzlich vorüber gegangen waren und noch vorüber gingen, ja, wo ſo zu ſagen jeder Tag eine neue weltgeſchichtliche Szene brachte, — Szenen, in welchen mit erſchütterndſter Tragik unerhörteſte Komik wechſelte. Königliche Häupter waren in Frankreich über die Dielen des Schaffotes gerollt und in ſelbſtmörderiſchem Kampfe zerfleiſchten ſich hierauf die Vernichter des Königthums. Der Heroismus des Verbrechens, in Danton perſonifizirt, war dem gefrorenen Doctrinarismus Robespierre's erlegen, welcher dann mit einem feierlichen Ernſte, der einen Ariſtophanes oder Rabelais vor Erſtaunen hätte verſtummen machen können, angethan mit einem himmelblauen Sammetfrack und einen zierlichen Blumenſtrauß in der Hand, den Pariſern im Tuileriengarten die vom Convent decretirte Wiedereinſetzung Gottes verkündigte. Dann waren die methodiſchen Schreckensmänner von den anarchiſchen zur Guillotine befördert worden und ſchon ließ ſich in dem Degen Bonaparte's, welcher den Aufſtand der Gegner der Directorial-Regierung in den Straßen von Paris niederſchmetterte, das künftige Kaiſerſzepter ahnen. Der unſelige Friede von Baſel und die Siege des Erzherzogs Karl im ſüdlichen Deutſchland verlängerten nur die Agonie des deutſchen Reiches und in Italien band ſich Bonaparte den Lorbeerkranz, welcher nach wenigen Jahren das Diadem des modernen Cäſars beſchatten ſollte. Angeſichts alles deſſen wurde in Deutſchland ein literariſcher Xenienkrieg geführt, welchem alle Gebildeten mit geſpannter Aufmerkſamkeit folgten! Es klingt märchenhaft und iſt doch buchſtäblich wahr. Wir Epigonen, in literariſchen Händeln aufgewachſen und längſt daran gewöhnt, es ganz in der

Ordnung zu finden, daß die Kritik meiſt nur noch aus Invectiven beſteht, können uns kaum noch annähernd eine Vorſtellung machen von der Aufregung und Erbitterung, welche die Schiller-Göthe'ſche Xeniengabe hervorrief. Eine Menge von Männern der Gelehrſamkeit, der Literatur, der Politik, der Journaliſtik wurden von den tönenden Epigrammenpfeilen getroffen, manche tödtlich, viele ſchwer, ſelbſt Wieland erhielt einen neckenden, Fichte und Jean Paul einen derberen Streifſchuß. Am ſchlimmſten kamen Nicolai, Manſo, Stolberg und Lavater weg, ſowie die lärmenden Mitmacher der franzöſiſchen Freiheitsmode. Unbedingt verwerflich war die Art, wie Forſter angegriffen wurde; unbedingte Huldigung erfuhr nur Einer, Leſſing. An einzelnen Mißgriffen, Härten und Ungerechtigkeiten fehlte es nicht, aber im Ganzen hat das Xeniengewitter doch ſehr wohlthätig reinigend, klärend und erfriſchend auf die literariſche Atmoſphäre gewirkt und ohne Frage gebührt ihm deßhalb eine bleibende Stelle in unſerer Kulturgeſchichte.

Der Lärm war groß. Wenige Tage nach dem Erſcheinen des Muſenalmanachs konnte Göthe an Schiller ſchreiben (5. Oktober): „Unſere mordbrenneriſchen Füchſe haben ſchon angefangen, ihre Wirkung zu thun. Des Verwunderns und Rathens iſt kein Ende." Das Rathen mißrieth freilich mitunter gar lächerlich: ſo, wenn man das auf die „zierliche Jungfrau von Weimar," d. i. Wieland, gemünzte Diſtichon auf die Herzogin deutete. Einige der Getroffenen gebärdeten ſich ganz abſurd oder wüthend. So Nicolai, welcher, wie Schiller am 28. Oktober an Göthe meldete, dem Muſenalmanach den Titel Furienalmanach gab. Das war leicht zu ertragen, dagegen mußte es für die beiden Freunde kränkend ſein, wenn ein Mann wie Herder bei Erſcheinung der Xenien verrieth, daß er für das Wollen und Streben Göthe's und Schiller's gar keine Theilnahme, ja gar kein Verſtändniß mehr habe. Herder ſcheint den Bund der Beiden von Anfang an mit Abnei-

gung betrachtet zu haben: es war in ihm eine Eiferſucht der Freundſchaft, welche namentlich Göthe'n gern ganz für ſich allein behalten hätte. Sodann ſchlug in Herder mit den Jahren der Theolog immer mehr durch und „Humanus," wie Göthe den Freund in beſſeren Tagen getauft hatte, ließ mitunter ſtarke, ſehr ſtarke Anwandlungen von Infallibilitätsſucht blicken. Die Kant'ſche Philoſophie haßte er mit wahrhaft theologiſchem Haß und deßhalb wandte er ſich entſchieden von Schiller ab, um ſo mehr, da er beſorgte, dieſer würde auch Göthe in den Kreis Kant'ſcher Anſchauungen hinüberziehen. Doch erhielt ſich, trotz Alledem und obgleich Herder, in ſeiner grämlichen Betrachtungsweiſe von Welt und Menſchen allmälig vertrocknet, die künſtleriſche Richtung Schiller's und Göthe's nicht mehr zu erkennen vermochte, ein ſo leidlich gutes Verhältniß zwiſchen ihm und den Beiden, daß Herder an den Horen und dem Muſenalmanach ſich betheiligte. Mit dem Erſcheinen der Xenien erfolgte jedoch der Bruch, obgleich kein Pfeil auf Herder gerichtet worden war. Den Vorwand lieh der Umſtand, daß die Xeniendichter es nicht hatten über ſich bringen können, dem „würdigen Pelias," dem „Vater" Gleim ſeine allmälig ganz und gar faſelnd gewordenen Reimereien nachzuſehen. Da auch Wieland der „zierlichen Jungfrau" wegen ſchmollte, ſo muß es damals im Herder-Wieland'ſchen Kreiſe ſcharf über die beiden Epigrammatiker hergegangen ſein. Herder und ſeine Frau äußerten ſich in heftigſter Weiſe und Jener ließ ſich ſogar über die Horen ein bekanntes cyniſches Wortſpiel entwiſchen. Es wurde jetzt aber nur offenbar, was ſich nicht mehr verbergen ließ: Herder vermochte das Ziel, welches Göthe und Schiller ſich geſteckt, nicht mehr zu ſehen, geſchweige zu erreichen. Als er zu Anfang des Sommers 1796 zwei neue Bände ſeiner Humanitätsbriefe hatte erſcheinen laſſen, ſchrieb Schiller unterm 18. Juni darüber an Göthe: „An ſeinen Confeſſionen über die deutſche Literatur verdrießt mich noch außer der Kälte

für das Gute auch die ſonderbare Art von Toleranz gegen das Elende; es koſtet ihm ſo wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eſchenburg u. A. zu reden, als von dem Bedeutendſten, und auf eine ſonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Koſegarten und viele Andere in einen Brei zuſammen. Seine Verehrung gegen Kleiſt, Gerſtenberg, Geßner und überhaupt gegen alles Verſtorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit ſeiner Kälte gegen das Lebendige.“ Ganz im gleichen Sinne äußerte ſich Göthe zwei Tage ſpäter gegen Meyer: „Freund Humanus hat vor Kurzem ein böſes Beiſpiel gegeben, was Willkürlichkeit im Urtheile, wenn man ſie ſich einmal erlaubt, bei dem größten Verſtande für traurige Folgen nach ſich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer ſein als das, was in gedachter Schrift über deutſche Literatur geſagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine redneriſche Vermiſchung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgeſtorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zuſtand des Verfaſſers recht bedauern muß, aus dem eine ſo traurige Compoſition entſpringen konnte. Und ſo ſchnurrt auch wieder durch das Ganze die alte halbwahre Philiſterleier, daß die Künſte das Sittengeſetz anerkennen und ſich ihm unterordnen ſollen. Das Erſte haben ſie immer gethan und müſſen es thun, weil ihre Geſetze ſo gut als das Sittengeſetz aus der Vernunft entſpringen; thäten ſie aber das Zweite, ſo wären ſie verloren und es wäre beſſer, daß man ihnen einen Mühlſtein an den Hals hinge und ſie erſäufte, als daß man ſie nach und nach ins Nützlichplatte abſterben ließe.“ Man wird Göthe zu dieſer ſcharfen Auslaſſung berechtigt halten, wenn man bedenkt, daß Herder in ſeinem Cirkel die rückſichtsloſeſte Oppoſition gegen Jenen führte. Beſonders nach dem Erſcheinen des Wilhelm Meiſter, über welchen er ein weitläufiges Verdammungsurtheil an ſeine Freundin, die Gräfin Baudiſſin in Holſtein, rich-

tete, während er daheim ſchalt, Göthe habe in dem Roman nur ſeine „eigene laxe Moral gepredigt.“ Was aber Göthe und Schiller damit meinten, wenn ſie von der Willkürlichkeit und Verkehrtheit der neueren Herder'ſchen Kritik redeten, wird uns recht klar gemacht durch den Umſtand, daß Herder in Betreff des Wilhelm Meiſter erklärte: „Man mag unter allen dieſen Menſchen nicht leben; Nichts ſpricht uns an. Wie ganz anders iſt es in Lafontaine's Romanen!“ Soweit alſo war es mit Herder gekommen, daß er Vorzüglichſtem geradezu Elendeſtes vorzog, und da kann es denn kaum Wunder nehmen, daß Schiller am 1. Mai 1797 an Körner ſchrieb: „Herder iſt jetzt eine ganz pathologiſche Natur, und was er ſchreibt, kommt mir vor wie ein Krankheitsſtoff, den dieſe auswirft, ohne dadurch geſund zu werden. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energiſche und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Es muß Einen indigniren, daß eine ſo große außerordentliche Kraft für die gute Sache ſo ganz verloren geht.“ Der Riß war geſchehen und wurde nicht wieder geheilt, obgleich von beiderſeitigen Freunden wiederholte Verſuche gemacht wurden, denſelben nothdürftig zu verkleiſtern. Die Abneigung gegen die Göthe-Schiller'ſche Richtung, welche Herder empfand, wurde durch ſeine leidenſchaftliche Frau mehr und mehr ins Maßloſe geſteigert. Sein altes Gefühl für Göthe brach zwar noch einmal innig durch, als dieſen zu Anfang des neuen Jahrhunderts eine gefährliche Krankheit ergriffen hatte. Er beſuchte den Jugendfreund, „aber — ſchrieb Karoline Herder — er fand leider den Herzog und Schiller da. Ein ſolcher Dreiklang war ſeiner Natur fremd, ungewohnt und er kam verſtimmt nach Hauſe.“ Mit Recht hat Düntzer hiezu tadelnd angemerkt: „So ſehr hatten die Feindſchaft gegen Kant und die Geſpenſterfurcht vor der ſich überſtürzenden Genialität den Vorkämpfer der Humanität heruntergebracht, daß er vor Schiller, dem großſinnigen Verkünder menſchlicher Freiheit, zurückbebte

und ſeine Nähe wie die eines ſeelenbethörenden Ketzers floh.“ Es iſt ſchmerzlich, auf dieſe jämmerlichen Menſchlichkeiten in der Glanzperiode der Geſchichte des deutſchen Geiſtes aufmerkſam zu machen; aber es gehört eben auch zur Signatur der Zeit, daß Herder's Frau nicht erröthete, im Jahre 1801 zu ſchreiben: „Göthe ſpielt ewig ſeine Buhlerkünſte, wenn er glaubt, jetzt ſei ein Augenblick, da ein Anderer außer ſeiner Clique Etwas geleiſtet hat. Uns ekelt dieſe Buhlerliſt, ſo niedrig, ſo eitel! Ach, er hat eine Wolfsnatur. Einen edlen Charakter hatten wir ihm doch zugetraut!“ Göthe rächte ſich, wie es ihm ziemte, indem er für Herder's Familie bei deſſen Lebzeiten und nachher ſtill und geräuſchlos that, was er konnte.

Inzwiſchen war der Krieg, zu welchem die Xeniendichter im 49. und 414. ihrer Diſtichen die Gegner herausgefordert hatten, aufs Heftigſte entbrannt. Der erſte gedruckte Angriff auf die beiden Freunde geſchah in Becker's Reichsanzeiger und dieſem folgten nicht weniger als vierunddreißig andere Angriffe. Es regnete ordentlich Anti-Xenien in Verſen und Proſa, zum Theil in herbſter und derbſter Pasquillform. Die Waffen und Waffenführung der Gegner waren aber, mit wenigen, ſehr wenigen Ausnahmen, ſo elend, daß es allen Denkenden klar werden konnte, wie ſehr Göthe und Schiller berechtigt geweſen, Gericht zu halten. Wenn man den Kampf, deſſen Verlauf hier nicht im Einzelnen verfolgt werden kann, überblickt, ſo thut es wohl, von dem widerwärtigen Allerlei von Erbitterung, Schwäche und Gemeinheit, welches die Gegner zu Markte brachten, hinweg und zu einem Act edelſter Rache aufzuſehen, welchen Einer der durch die Xenien Verletzten viele Jahre ſpäter vollzog. Ich meine die tiefgefühlten, anmuthigen Verſe, womit der Philologe Friedrich Jacobs im Schiller-Album von 1837 den Tod des Dichters beklagte. Was die beiden großen Freunde angeht, ſo beſchloſſen ſie nach kurzer Erwägung, den Kampf gegen die Gegner nicht in der polemiſchen,

Digitized by Google

ſondern vielmehr in der edleren ſchöpferiſchen Form fortzuſetzen. Weil jedoch viele ihrer Angreifer damals und ſpäter insbeſondere Göthe's und Schiller's Verhalten zur Religion und zur Politik betonten, ſo iſt vielleicht hier kein unpaſſender Ort, darüber Einiges beizubringen.

Göthe und Schiller waren keine Chriſten, was man ſo gewöhnlich Chriſten nennt, d. h. ſie konnten zum dogmatiſchen Chriſtenthum nie ein auch nur halbwegs leidliches Verhältniß gewinnen. Man muß hiebei berückſichtigen, daß ſie in einer ſkeptiſchen Atmoſphäre athmeten, daß ſie zu einer Zeit lebten, wo die eigentlich wiſſenſchaftliche Forſchung, welche ſtets die Skepſis zur Mutter haben wird, erſt begann, wo, von der Zerſtörungsarbeit der Freidenker und Encyklopädiſten zu ſchweigen, die angehobene philologiſche Kritik eines Wolf und die anhebende hiſtoriſche eines Niebuhr die bisher gläubig hingenommene Kunde vom Alterthum in ein Trümmerfeld verwandelte, zu einer Zeit, wo die religionsgeſchichtlichen Vorſtellungen und Thatſachen noch chaotiſch durcheinanderlagen und demnach auch die Stellung, welche dem Chriſtenthum als einer hiſtoriſchen Thatſache in dem Kulturzuſammenhang der Weltgeſchichte zukommt, unmöglich ſchon klar zu erkennen war. Es gab damals, und nicht nur damals, ſondern bis über die erſte Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus bloß eine zerſtörende Kritik, keine aufbauende, welche erſt in unſeren Tagen ſich zu regen anfing. Göthe hat bekannt, daß ihn nach ſeiner Rückkehr aus Italien ein „wahrhaft Julianiſcher Haß" gegen das Chriſtenthum beſeelte, und wenn ſich dieſer Haß im Verlaufe der Zeit bedeutend milderte, ſo hat man dem Dichter des Fauſt doch nie begreiflich machen können, daß „Eins Drei und Drei Eins" ſei. Das widerſtrebte, wie er ſagte, zu entſchieden „dem Wahrheitsgefühl ſeiner Seele" und ſo iſt er ſein Lebenlang Pantheiſt oder, wenn man will, Heide geblieben. Wer aber auch von Göthe Nichts geleſen und beherzigt hätte als jenen Brief, worin er am

17. April 1823 den wohlgemeinten Versuch seiner Jugendfreundin Auguste Stolberg, ihn zu dem Christenthum der Stolberge und Consorten zu bekehren, so sanft und schön zurückwies, müßte zugeben, daß Göthe ein frommer Mensch gewesen, — ein frommer in höherem Sinne freilich als in dem der Fanatiker und Pietisten von älterem und jüngerem Datum. Schiller seinerseits hat in einem bekannten Distichon erklärt, daß er sich zu keiner der bestehenden Religionen bekenne, und zwar „eben aus Religion." Man hat nicht unwitzig bemerkt, das sei gerade so, als wollte Einer abstractes Obst essen, während er die concreten Obstgattungen, als Kirschen, Birnen, Aepfel u. s. f., verschmähte. Aber das Gleichniß besitzt, wie eben der Witz gar oft, nur den Schein der Wahrheit. Schiller hat in jenem Distichon nur die einfache Wahrheit ausgesprochen, daß man religiöses Gefühl besitzen könne, ohne Jude oder Christ oder Moslem, Katholik oder Protestant, Orthodoxer oder Rationalist sein zu müssen. Der „allwaltende Allumfasser," an welchen Göthe glaubte, war auch Schiller's Gott. Das christliche Dogma ließ ihn entweder völlig gleichgültig oder stieß ihn geradezu ab. Zu den biblischen Urkunden brachte er einen „entschiedenen Unglauben" mit und die Bibel war ihm „nur wahr, wo sie naiv ist." Aber die christliche Idee an sich hat er hochgestellt und mit schönsten Worten äußerte er sich über dieselbe, indem er auf Veranlassung der „Bekenntnisse einer schönen Seele" im Wilhelm Meister unterm 17. August 1795 an Göthe schrieb: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deßhalb so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kant'schen Imperativs, andessen

Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo, in ſeiner reinen Form, Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen und in dieſem Sinn die einzige äſthetiſche Religion.“ Dieſe Aeußerung ſetzt auch des Dichters Intereſſe am katholiſchen Cult ins Klare, welcher wenigſtens den Verſuch gemacht hat, das Leben im Chriſtenthum äſthetiſch zu geſtalten.

Bei der Stellung, wie ſie die beiden Freunde zu der franzöſiſchen Revolution und ihren unbedingten Bewunderern in Deutſchland genommen, bei ihrer ganzen Art und Weiſe, auch für das bürgerlich-ſtaatliche Leben nicht von gewaltſamen Erſchütterungen, nicht vom Parteigezänke, ſondern nur von der ſtillwirkenden Macht „ruhiger Bildung“ Heil zu erwarten, konnten ſie der politiſchen Verketzerung nicht entgehen. Mit Recht jedoch trifft ſie nur der Tadel, allzu ſehr überſehen zu haben, daß die großen Vorſchritte der Menſchheit keineswegs immer auf dem Wege ruhiger Bildung, ſondern im Gegentheil meiſt auf dem gewaltſamer und gewaltſamſter Erſchütterungen und Umwälzungen vor ſich gegangen. Man hat den Beiden ſchon zu ihrer Zeit, wie noch heute, häufig den Vorwurf gemacht, daß ihr Wirken keine unmittelbare Beziehung zum Staat habe gewinnen können oder wollen. Aber gab es denn damals in Deutſchland überhaupt ein ſtaatliches Leben? Das deutſche Reich war ja ein nur noch ſchwach zuckender Leichnam des Mittelalters, und wenn ſo ſtrebſame Geiſter, wie die Beiden geweſen ſind, vor dem penetranten Leichengeruch in die reine Region ewiger Ideale emporflüchteten, welcher Denkende kann es ihnen verargen? Man hat geſagt, ſie ſeien keine Patrioten geweſen, und hat ihnen beſonders zwei bezügliche Diſtichen unter den Xenien übelgenommen. Nun ja, Patrioten im beſchränkten Sinne des Wortes waren ſie nicht, weil ſie, wie jeder echte Dichter thut, fühlten, daß die ganze Welt ihr Vaterland ſei. Beide waren Weltbürger in des Wortes höchſter Bedeutung.

Digitized by Google

Schiller ſchrieb gerade in der Horen- und Xenienzeit an Jacobi: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unſerer Zeit ſein und bleiben, weil es nicht anders ſein kann; ſonſt aber und dem Geiſte nach iſt es das Vorrecht und die Pflicht des Philoſophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenoſſe aller Zeiten zu ſein.“ Keine Frage, es iſt höchlich zu beklagen, daß es den Beiden nicht vergönnt war, in der Vollreife ihres Genius ein großartiges Nationalleben poetiſch aufzufaſſen; allein die Schuld hievon lag nicht an ihnen, ſondern an den Verhältniſſen. Und dann dürfte es ſich doch auch noch fragen, ob Göthe und Schiller der Welt, der Menſchheit geworden wären, was ſie ihr wurden, wenn die Verhältniſſe anders geweſen, als ſie eben waren. Daß ſie, unter dieſen gegebenen Verhältniſſen, den Begriff des Deutſchthums zum menſchheitlichen erweiterten, daraus kann ihnen doch wohl kein Tadel entſtehen: es iſt ja im Gegentheil ihr höchſter Ruhm. Im Uebrigen werden wir Zeugen ſein, wie Schiller, durch Napoleon's nach univerſeller Geltung ſtrebenden Deſpotismus hinſichtlich des abſtracten Kosmopolitismus enttäuſcht, am Schluſſe ſeiner Laufbahn auf die Idee des Vaterlandes zurückkam, um ſie herrlich zu feiern. Daß er ſchon früher den Ausſchreitungen dieſer Abſtraction mißtraute, wird dadurch erwieſen, daß er unterm 18. Mai 1798 an Göthe die Worte ſchrieb: „Es iſt ebenſo unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er ſeinen vaterländiſchen Boden ganz verlaſſen und ſich ſeiner Zeit wirklich entgegenſetzen ſoll.“ Göthe ſeinerſeits hat noch kurze Zeit vor ſeinem Hingang über den Patriotismus des Dichters goldene Worte geſprochen, indem er im Sommer 1831 gegen Eckermann äußerte: „Der Dichter wird als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte und ſeines poetiſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an kein beſonderes Land gebunden iſt und das er ergreift und

bildet, wo er es findet. Und was heißt es denn: ſein Vaterland lieben? und was heißt es denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln, — was ſoll er denn da Beſſeres thun und wie ſoll er patriotiſcher wirken?"

Viertes Kapitel.

Das Lied von der Glocke.

Hölderlin in Jena. — Schiller in Weimar. — Iffland's Gaſtſpiel. — Göthe und Körner in Jena. — Trübe Nachrichten von daheim. — Dem Dichter wird ein zweiter Sohn geboren. — Die Wendung in unſerer Literatur von der Claſſik zur Romantik. — Jean Paul und der Humor. — Jean Paul'ſche Abenteuer in Weimar und Berlin. — Fürſtliche Titanomanie. — Hingang des Vaters und Klage des Sohnes. — Schwager Wilhelm und Schwägerin Karoline. — Wilhelm von Humboldt. — Verhältniß zum Publicum. — „So ſchmilzt man bei ſeinen eigenen Kohlen." — Schiller im Beſitze von Haus und Garten. — Poetiſche Abſichten und Probleme. — Der äſthetiſche Gewiſſensrath. — Die Balladenzeit. — Kulturhiſtoriſche Lyrik. — Fichte verläßt Jena. — Verkehr mit Göthe.

Während der xenialiſche Feldzug vorbereitet und der Krieg geführt wurde, welcher, wie ein Genoß der Xenienzeit erzählt, vom November 1796 bis Oſtern 1797 „alles andere Literariſche überwältigte und verſchlang," — war die ſtille Häuslichkeit unſeres Dichters wieder um manches Erlebniß reicher geworden, und zwar in Freud' und Leid. Zu den wohlthuenden Erfahrungen Schiller's in dieſer Periode gehörte die Bekanntſchaft mit ſeinem jungen Landsmann Friedrich Hölderlin, der ſich von Schwaben aus vertrauensvoll an ihn gewandt hatte und den er in jeder Weiſe zu fördern ſuchte. Als Hölderlin, von deſſen Gedichten Schiller einige in die Thalia eingerückt, ſeine akademiſchen Studien im Tübinger Stift beendigt hatte, verſchaffte ihm ſein Landsmann, wie ſchon früheren Ortes berührt worden,

die Hofmeiſterſtelle im Hauſe der Frau von Kalb zu Waltershauſen. Hier arbeitete er an ſeinem „Hyperion“ und Frau von Kalb bemühte ſich, ihn mit den Notabilitäten von Jena und Weimar in Verbindung zu bringen. Bei Schiller machte er im November 1794 auch die Bekanntſchaft Göthe's, aber bei ſeiner Schüchternheit „nicht eben mit Glück,“ und zu Anfang des folgenden Jahres überſiedelte er, nachdem er ſich von ſeiner Hofmeiſterſtelle losgemacht, nach Jena, um die Vorleſungen Fichte's zu hören. Hegel ſchrieb im Januar 1795 über den gemeinſchaftlichen Freund und Studiengenoſſen an Schelling: „Er hört Fichte und ſpricht mit Begeiſterung von ihm als einem Titanen, der für die Menſchheit kämpfe und deſſen Wirkungskreis gewiß nicht innerhalb der Wände des Auditoriums bleiben werde.“ Sicher wäre es für den armen Hölderlin ein Glück geweſen, wenn ihm ſeine dürftigen Verhältniſſe geſtattet hätten, länger in Jena zu verweilen. Beſonders der Einfluß Schiller's, welcher den Landsmann freundlich-vertraulich „ſeinen liebſten Schwaben“ nannte, wirkte augenſcheinlich höchſt wohlthätig auf den jungen Poeten, welchen ſpäter ſein tragiſches Schickſal erſt nach Frankfurt in die Nähe der von ihm vergötterten „Diotima“ und dann im fernen Bordeaux in die Nacht des Wahnſinns führte, aus welcher ihn der Tod erſt 1843 befreite. So ſchon im zweiunddreißigſten Lebensjahre für die Kunſt verloren, gehört Hölderlin dennoch zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen unſerer claſſiſchen Literaturperiode. Denn wenn feſtſteht, daß Göthe und Schiller den Gipfel ihrer Wirkung erreichten im modernen Griechenthum, d. h. dadurch, daß ſie die claſſiſch edle Form mit romantiſch vertieftem Seelenleben füllten, ſo darf geſagt werden, Hölderlin ſtelle ſich mit ſeiner Lyrik nicht ganz unebenbürtig ihnen zur Seite. Mit plaſtiſcher Anmuth hat er die antiken Rhythmen gehandhabt und ihr Geäder mit deutſchem Herzblut geſchwellt. Aber nicht nur ſein perſönliches Geſchick, ſondern auch das dämoniſch

Ergreifende in ſeinen Gedichten, aus welchen uns überall „des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend," anblickt, zeigt warnend, wohin der Zwieſpalt zwiſchen dem ſubjectiven Idealismus und der objectiven Wirklichkeit führte, wenn ihm die Aufhebung in einer höheren Einheit gebrach, wie ſie eben nur Göthe und Schiller erreichten.

Im März 1796 gab unſer Dichter einen Beſuch zurück, welchen ihm Göthe kurz zuvor abgeſtattet hatte, und war bis weit in den April hinein der Gaſt des Freundes, welcher Alles that, ihm den Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen. „Ich habe mich — ſchrieb Schiller unterm 10. April an Körner — in den neunzehn Tagen, die ich jetzt hier bin, ziemlich wohl befunden und die beträchtliche Veränderung in meiner Lebensart gut ausgehalten. Ich gehe zwar nirgends hin als in die Komödie und gehe auch dahin nicht zu Fuß; aber ich kann doch ohne große Beſchwerlichkeit die Geſellſchaft beſuchen, die hier im Hauſe ſich verſammelt, ſchlafe wieder die Nächte und bin bei heiterem Humor. Im Komödienhauſe, das keine Logen hat, hat Göthe mir eine beſonders machen laſſen, wo ich ungeſtört ſein kann und, wenn ich mich auch nicht ganz wohl fühle, wenigſtens den Vortheil habe, mich vor Niemand zwingen zu dürfen." Iffland gab damals in Weimar eine Reihe von Gaſtrollen und ſpielte am 16. April den Franz Moor in Schiller's Räubern. Zum Schluſſe dieſes für die junge Weimarer Bühne mehrfach fördernden Gaſtſpieles des berühmten Mimen agirte derſelbe die Titelrolle in Göthe's Egmont, welchen Schiller im Einverſtändniß mit dem Freunde für das Theater bearbeitet hatte. Körner ſah, wie er am 15. April gegen Schiller äußerte, „eine Möglichkeit, wie Ihr (Schiller und Göthe) zuſammen ein dramatiſches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden!" Die Beiden hatten an ihrem Zuſammenſein ſo großes Gefallen gefunden, daß Göthe den Freund nach Jena zurückgeleitete und hier

fand ſich am 27. April auch Körner zu ihnen. So verbrachten die Drei in regſtem Gedankenaustauſch — es war ſchon ſtehender Brauch, daß Göthe, wenn er in Jena ſich aufhielt, mit Schiller vom frühen Abend bis 12 oder 1 Uhr Nachts im Geſpräche ſaß — einige Wochen mitſammen. In begeiſterter Rückerinnerung ſchrieb Körner am 18. Mai aus Leipzig: „Ein paar ſchöne Wochen ſind vorbei, aber der bleibende Nachhall hat auch ſeinen Werth. Ich bin mit den glänzendſten Hoffnungen von dir abgereiſt. So wie ich dich gefunden habe, kann ich die Ausführung der Pläne, von denen wir geſprochen haben, mit der größten Wahrſcheinlichkeit von dir erwarten.“

Göthe und Körner erfuhren erſt ſpäter, welche Selbſtüberwindung es den Freund gekoſtet haben mußte, ihnen ein heiteres Geſicht zu zeigen, da ihn gerade zu dieſer Zeit heimliche Beſorgniß und Trauer quälten. Von daheim aus Schwaben waren beängſtigende Nachrichten eingegangen. In dem Feldzug zwiſchen den Oeſtreichern und Franzoſen im ſüdweſtlichen Deutſchland war auf der Solitude ein öſtreichiſches Lazareth errichtet worden und mit dem Lazareth auch das Lazarethfieber dahin gekommen. Schiller's zwei jüngere Schweſtern Luiſe und Nanette wurden von der Epidemie ergriffen, während die Gicht auch zugleich den Vater aufs Krankenbett legte. Da war nun Frau Eliſabeth's Noth groß und es iſt aus den Briefen Schiller's an die Seinigen — Karoline von Wolzogen hat ſie in ihrer Lebensgeſchichte des Schwagers mitgetheilt — zu erſehen, wie er ſich voll kindlicher Angſt und Sorge in die Situation der Mutter mithineinverſetzte. Bloß die leider allzu gegründete Furcht, nur als Kranker zu Kranken zu kommen und ſo die mütterlichen Sorgen zu mehren ſtatt zu mindern, hielt ihn ab, nach Schwaben zu reiſen. Was er ſelbſt nicht thun konnte, dazu vermochte er wenigſtens ſeine älteſte Schweſter Chriſtophine, welcher er die Mittel zur Dispoſition ſtellte, von Meiningen nach der Solitude zu eilen.

Chriſtophine kam freilich in ein Trauerhaus, denn Schweſter Nanette war am 23. März der Epidemie erlegen. Die letzten Tage des ſchönen und talentvollen Mädchens waren durch die Gewißheit erheitert worden, daß ihr großer Bruder nach reiflicher Erwägung den glühenden Wunſch ihrer Seele billige, auf der Bühne die Trägerin ſeiner tragiſchen Frauencharaktere zu werden. Unterm 9. Mai ſchrieb der Dichter an Chriſtophine: „Es gereicht mir zu großem Troſt in dieſen traurigen Umſtänden, dich, liebe Schweſter, den Unſrigen zur Stütze dort zu wiſſen. Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die Gute ausgeſtanden und mit welcher Geduld und Stärke hat ſie es ertragen! Wie rührte mich's, daß ſie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, ſie nicht unmittelbar tröſten und beruhigen zu können! Wär'ſt du nicht hingereiſt, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unſrigen war doch erſchrecklich. Ich darf nicht daran denken. Was hat unſere gute Mutter nicht an unſeren Großeltern gethan und wie ſehr hat ſie ein Gleiches von uns verdient! Du wirſt ſie tröſten und wirſt mich herzlich bereit finden zu Allem, wozu du mich auffordern wirſt. Meine Lotte grüßt dich herzlich und nimmt den innigſten Antheil an euren Leiden. Sie iſt ſeit einiger Zeit ſelbſt nicht wohl und erſt heute haben wir Gewißheit, daß ſie ſich in anderen Umſtänden befindet. Karl iſt geſund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unſerer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Grüße die Eltern aufs Herzlichſte und ſag' ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt.“ Bei dem innigen Mitgefühl, welches aus dieſen Zeilen ſpricht, kann man ſich unſchwer vorſtellen, daß Schiller wieder leichter aufathmete, als von daheim die Nachricht kam, daß der Zuſtand des Vaters ſich gebeſſert habe und Schweſter Luiſe völlig geneſen ſei. Eine große Freude erlebte er bald darauf. Am 11. Juli,

Digitized by Google

in der Mittagsſtunde, gab Lotte ihrem Gatten den zweiten Sohn, welcher die Namen Ernſt Friedrich Wilhelm erhielt. Froh erregt, meldete er das Ereigniß ſogleich an Göthe und Körner, faſt mit denſelben Worten: — „Vor zwei Stunden erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwarten geſchwind und ging unter Starke's Beiſtand leicht und glücklich vorüber. Meine Wünſche ſind in jeder Rückſicht erfüllt, denn es iſt ein Junge, friſch und ſtark.“ Tags darauf ſchrieb er an Göthe: „Donnerſtags wird die Taufe ſein. Frau Charlotte wird das Kind heben; es iſt ihr eine große Angelegenheit und ſie verwunderte ſich, daß ſie es nicht in Ihrer Geſellſchaft ſollte.“ Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß unter „Frau Charlotte“ Charlotte von Kalb zu verſtehen ſei, mit welcher ja unſer Dichter ſeit einigen Jahren wieder in freundliche Beziehung getreten war, und dieſer Annahme widerſtreitet der Umſtand nicht, daß Schiller's Brief an Körner vom 23. Juli zufolge die Frau des Letzteren als zweite Pathin ins Kirchenbuch eingetragen wurde. Göthe wünſchte zu dem neuen Ankömmling von Herzen Glück und grüßte „die liebe Frau und die Frau Gevatterin;“ aber zur Taufe kam er doch nicht, weil ihn — ſchrieb er am 13. Juli — „dieſe Ceremoniecn gar zu ſehr verſtimmten.“

Zu dieſer abwechſelnd leidvoll und freudvoll bewegten Zeit geſchah es auch, daß Jean Paul, deſſen Dichterruf damals meteorgleich „erſtaunend“ am literariſchen Himmel aufſtieg, perſönlich in den Lebenskreis Göthe's und Schiller's trat. Aber wir müſſen hier etwas weiter ausholen, denn Jean Paul's Erſcheinung bezeichnet ohne Frage eine anhebende bedeutſame Wendung in der Geſchichte unſerer claſſiſchen Kulturperiode .... Wie die franzöſiſche Revolution durch den thatſächlichen Sturz des Feudalismus das gealterte Europa zu verjüngen unternahm, ſo hatte ſeinerſeits der Gedanke der Humanität, propagirt durch Wieland, Leſſing, Herder, Göthe und Schiller, alle Räume des geiſtigen

Lebens der Deutſchen zu durchdringen angefangen. Unſere Wiſſenſchaft und unſere Nationalliteratur hatten in innigem Bunde das erreicht, was bei der politiſchen Mißgeſtaltung unſeres Landes und auf der damaligen Bildungsſtufe unſeres Volkes überhaupt zu erreichen war: die Freiheit und Selbſtbeſtimmung der Kunſt, die Freiheit und Selbſtbeſtimmung der wiſſenſchaftlichen Forſchung und in beiden und durch beide die Befreiung des Individuums, die Autonomie der Perſönlichkeit. Sodann war die weltbürgerliche Idee, zu deren Realiſirung jenſeits des Rheines ein freilich nur ſehr kurzer praktiſcher Anlauf genommen wurde, dieſſeits deſſelben zu theoretiſcher Durchbildung gelangt oder wenigſtens in derſelben begriffen. Aber ſchon ſtand ein großer Rückſchlag bevor, im politiſchen Leben Frankreichs durch den in Napoleon verkörperten eroberungsſüchtigen Deſpotismus, im literariſchen Leben Deutſchlands durch die Wirkſamkeit der romantiſchen Schule. Hüben wie drüben trat an die Stelle der Freiheit die Willkür und aus dieſer fiel man drüben wie hüben naturgemäß in die Unfreiheit zurück. Ein Philoſoph und ein Humoriſt, Fichte und Jean Paul, ſtellen in ihren Werken die beginnende Wendung von unſerer Claſſik zur Romantik dar. Denn das ſouveraine Fichte'ſche „Ich" iſt ſo recht die Seele der Humoriſtik Jean Paul's, ſo wenig dieſer, der ja ſogar gegen Fichte polemiſirte, es hätte Wort haben wollen. Der Humor, deſſen unbedingt größter Träger in Deutſchland Jean Paul geweſen iſt, ſetzt das menſchliche Ich als Mittelpunkt der Welt, nicht etwa im Sinne des gemeinen Egoismus, ſondern um mit dieſem abſolut ſouverainen Maßſtab alle Erſcheinungen zu meſſen und ſie durch den Contraſt mit der Idee zu vernichten. Dem Paradiesvogel gleich ſchläft der Humor fliegend und „auf den ausgebreiteten Schwingen verſchlummert er blind in ſeiner Höhe die unteren Erdſtöße und Brandungen des Lebens im ſeligen ſchönen Traum von ſeinem idealiſchen Mutterlande." Der Humor anerkennt nur *ein* Geſetz,

Digitized by Google

die Willkür seines Selbstgefühls, in welchem sich wie in einem Hohlspiegel die gegenständliche Welt zur Caricatur verzerrt. Weil aber diese humoristische Willkür nirgends wirkliche Befriedigung gewährt, gesellt sie sich als Ergänzung die schwermüthige Sehnsucht nach dem Idealischen, die Sentimentalität. Jede Seite in Jean Paul's Werken kann das angedeutete zweiseitige Auseinanderfallen des Lebens und der Poesie bestätigen, welches sich nirgends zu künstlerischer Einheit und Gestaltungskraft zusammenschließen will. Daß der große Humorist dessenungeachtet einen ganz außerordentlichen, zwar nicht sehr dauernden, aber desto unbedingteren Erfolg hatte, namentlich bei den Frauen, das verdankte er dem Adel seiner Gesinnung und der gränzenlosen Liebe und Milde seines Gemüths, welche hinter allen den Launen und Grillen seiner humoristischen Willkür immer wieder siegreich und schön hervorblühten.

In einer ärmlichen Pfarre zu Wunsiedel im Fichtelgebirge am 21. März 1763 geboren, hat Johann Paul Friedrich Richter seine gedrückte Jugendzeit mit Grund als eine wahre „Passionszeit und Hungerperiode" bezeichnet. Aber trotzdem „wogte ihm noch in alten Tagen das Herzblut," so oft er „das Kuhglockenspiel der hohen fernen Kindheitsalpen" wieder vernahm. Kein Wunder, denn er ist all sein Lebenlang ein „ernsthaft spielend Kind" geblieben, selbst da, wo er sich, wie beim Beginn seiner Autorlaufbahn, in satirischer Richtung (Grönländische Prozesse 1783, Teufelspapiere 1788) an dem Titanismus der Sturm- und Drangperiode betheiligte. Mit der unsichtbaren Loge (1793) bezeichnet Jean Paul seinen Austritt aus der „Essigfabrik der Satire." Dieser pädagogisirende Roman, insbesondere die darin enthaltene Episode vom vergnügten Schulmeisterlein Wuz, enthält die ganze nachmalige Dichtung Jean Paul's im Keime. Wuz ist der Mikrokosmos des Jean-Paulismus, wie der Titan sein Makrokosmos ist. Der Hesperus (1795), welcher die Populari-

Digitized by Google

tät seines Verfassers feststellte und die deutsche Frauenwelt entzückte, dann Quintus Fixlein (1796), Siebenkäs (1796) und der Jubelsenior (1797) sind nur als Vorstudien zum Titan (1800—2) zu betrachten, welchen der große Humorist als seinen „Haupt- und Universalroman" angesehen wissen wollte. Es sollte darin sein bestes Herzblut pulsiren und er wollte in diesem Werke „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen und Wasserhosen anbringen, wollte der Hekla sein und das Eis seines Klima's und sich dazu auseinandersprengen und sich Nichts daraus machen, wenn es sein letztes wäre." Das war nun allerdings der Titan nicht, wohl aber das umfassendste. Hier breitet der humoristische Genius seine Schwingen über den ganzen Horizont des menschlichen Fühlens und Denkens, Schauens und Wissens aus, fliegt in den Himmel hinein und behält doch die Erde mit ihren kleinsten Freuden und Leiden im Auge. Aber dieser ganze Flug und all dieses Schauen ist nachtwandlerisch, traumbefangen. Die Absicht des Werkes ist, ganz ähnlich wie im Wilhelm Meister, die Darstellung der Entwicklungsgeschichte einer durch Anlagen, Erziehung und Verhältnisse harmonisch vollendeten Persönlichkeit von frühester Kindheit an bis zu allseitig gereifter Befähigung, das Leben in seinen höchsten Forderungen zu erfassen und zu führen. Diese Absicht wird auch erreicht, aber so, daß wir keine reine Wirkung davon empfinden, weil die ganze Zauberwelt, welche der Humor vor uns aufthut, haltlos in der blauen Luft schwebt und verschwebt. Es ist unmöglich, daß wir heimisch werden in diesem anarchischen Durcheinander, welches vom Hundertsten ins Tausendste geräth, in labyrinthischen Einschachtelungen sich gefällt, uns athemlos durch blasse Mondscheinlandschaften fortreißt, uns in Blüthenstaubwolken einhüllt und mit Blumenthränen überschüttet, ohne uns doch jemals recht über die nüchterne Empfindung wegzuheben, daß das Alles nur ein Spiel der Willkür sei, welche bacchantischen Taumel

Digitized by Google

erkünſtle. Mit den Flegeljahren (1803) begann Jean Paul ſeinen Rückzug aus der hochidealiſchen Welt des Titan in die der Wuz'ſchen Idyllik und Kleinlebigkeit, in welcher Schmelzle (1808), Katzenberger (1809) und Fibel (1812) daheim ſind. In ſeinem letzten Roman, der Komet (1820), wollte er den Deutſchen einen Don Quixote ſchaffen, aber die Ermattung der Phantaſie ließ das Wollen nicht recht zum Thun werden .... Die Werke des großen Humoriſten haben ihre Wirkung gehabt. Ihr Vorzug beſtand darin, daß ſie die Freiheit des Fühlens ihrem ganzen Umfange nach forderten und erkämpften, ihr Nachtheil darin, daß ſie die Willkür der Genialität als höchſtes Geſetz der Kunſt proclamirten und daneben durch Verherrlichung der Miſère des Lebens eine thatlos ſentimentale Schwärmerei pflanzten, welches Letztere freilich Jean Paul durchaus nicht wollte. Denn bei aller Fühlſeligkeit war in dieſem Humoriſten auch eine ſtarke Ader energiſcher Freiheitsliebe und durch ihre mit dem männlichſten Freimuth vorgetragenen Aeußerungen ſtellt er ſich als Kosmopolit zu Schiller, als Patriot zu Fichte. Einem aufmerkſamen Leſer kann es nicht entgehen, daß überall in Jean Paul etwas Krankhaftes iſt, jene Krankheit des „Weltſchmerzes," welcher ſeither in der Literatur ſo großen Rumor gemacht hat. Was ſeine Form angeht, ſo iſt ſie nur Formloſigkeit. Das innerſte Heiligthum der Kunſt, jene „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen," hat er nie betreten. Die Materialien, wie eine unendlich reiche Phantaſie und ein ungeheures, aber diffuſes Wiſſen ſie in ſeiner humoriſtiſchen Werkſtatt anhäufte, liegen chaotiſch durcheinander. Nirgends feſter Plan und Boden, ſcharfumriſſene, plaſtiſch geformte Geſtalten, nirgends ſichere, auf die ſtrengen Linien der Schönheit ſich beſchränkende Bildnerkraft und daher brachte es denn der geniale Mann gerade in ſeinen größten Anläufen, gerade da, wo er „Generalſalven ſeines Kopfes geben" und „Allerſeelenfeſte ſeiner Gedanken feiern" wollte, nur zu lyriſchen Ver-

säuselungen, zu einer aus Dämmerlicht und Blumenduft gewobenen Welt, durch welche Mondscheinfiguren hingleiten, das Roth der Hektik auf den Wangen.

So, wie er einmal war, mußte er auf Göthe und Schiller, welche es sich so viel Mühe hatten kosten lassen, zur Erkenntniß und Erfassung der reinen Formen des hellenisch-germanischen Schönheitsideals zu gelangen, eher abstoßend als anziehend wirken. Was Schiller angeht, so hätte er sich, falls er noch nicht unter dem Einfluß von Göthe gestanden, vielleicht eher mit Jean Paul befreunden können, der ja das Freiheitsprinzip mit ihm gemein hatte. Was aber Göthe betrifft, so war dieser, wenn auch ohne es zu sagen, von der Art und Weise, wie der Humorist der deutschen Kleinstaaterei unter dem Bilde des Reiches und Hofes von „Flachsenfingen" satirisch zu Leibe ging, sicherlich wenig erbaut. Göthe war doch immerhin ein kleinstaatlicher Minister und es ist auch von größten Menschen zu viel verlangt, daß sie über alle kleinen Menschlichkeiten immer erhaben sein sollten. Sodann kam in die Beziehungen Jean Paul's zu den beiden Freunden von vorneherein ein Mißklang auch durch den Umstand, daß, seit Göthe und Schiller ihren Bund geschlossen, Herder mit Wieland, dem er früher sehr abgeneigt gewesen war, sich zu einer Art Opposition zusammengethan hatte und daß gerade von dem Wieland-Herder'schen Kreise der Cultus des neuaufgestiegenen humoristischen Gestirns ausging. Jedenfalls ist hierauf, scheint mir, mehr Gewicht zu legen als auf die wunderliche Behauptung, der Schöpfer des Mephisto und der Dichter von Wallenstein's Lager hätten gar kein Organ für den Humor gehabt. Genug, unterm 10. Juni 1795 übersandte Göthe den ersten Band des Hesperus, welchem ihm Jean Paul zugeschickt hatte, an Schiller mit der lakonischen Bemerkung: „Hier ein Tragelaph — (Bockhirsch, d. i. Mißbildung) — von der ersten Sorte." Schiller erwiderte unterm 12. Juni: „Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus.

Digitized by Google

Er gehört ganz zum Tragelaphen-Geſchlecht, iſt aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune und hat manchmal einen recht tollen Einfall, ſo daß er eine luſtige Lectüre für die langen Nächte iſt.“ Worauf wieder Göthe am 18. Juni: „Es iſt mir angenehm, daß Ihnen der neue Tragelaph nicht ganz zuwider iſt; es iſt wirklich Schade für den Menſchen, er ſcheint ſehr iſolirt zu leben und kann deßwegen bei manchen guten Partieen ſeiner Individualität nicht zur Reinigung ſeines Geſchmacks kommen. Es ſcheint leider, daß er ſelbſt die beſte Geſellſchaft iſt, mit der er umgeht.“

Gerade ein Jahr ſpäter eilte Jean Paul ſehnſuchtsvoll Weimar zu, der „heiligen Stadt Gottes — wie er enthuſiaſtiſch an Wieland ſchrieb — nach welcher er von Jugend auf wie nach einer Keblah ſeine Augen gerichtet.“ Jetzt begann ſeine Bekanntſchaft mit den Größen von Weimar und Jena und ſeine Liebesgeſchichte mit Charlotte von Kalb. Aus ſeinen Briefen, die er in dieſer Zeit an ſeinen Herzensfreund Otto ſandte, blitzen ganz eigenthümliche Streiflichter auf und über die Weimarer Geſellſchaft hin. Am 12. Juni 1796 ſchrieb er: „Ach, hier ſind Weiber! Auch habe ich ſie alle zu Freunden; der ganze Hof bis zum Herzog hinauf lieſet mich. Um 3 Uhr kam ich wieder zur Kalb, Knebel kam auch. Er iſt ein Hofmann im Aeußeren, aber ſo viel Wärme und Kenntniſſe, ſo einfach! Du findeſt hier Nichts vom jämmerlichen Gezierten, von der jämmerlichen Sorge und Mode.“ Dann eine ſchwärmeriſche Schilderung der unter Umarmungen und Thränen gemachten Bekanntſchaft mit Herder und ſeiner Frau und: „Abends aßen wir Alle bei der Kalb. Sie haben Alle die liberalſte Denkart. Male dir den unter Wein, Ernſt, Spott, Witz und Laune verſchwelgten Abend und die Vormitternacht! Aber ein bitterſter Tropfen ſchwimmt in meinem Freudenbecher — was Jean Paul gewann, das verliert die Menſchheit in ſeinen Augen. Ach, meine Ideale von größeren Menſchen!“ Am 18. Juni:

Digitized by Google

„Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute. Hier weiß Jeder, daß ſie wie die Erde ſind, die von Weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht und die, wenn man die Ferſe auf ihr hat, aus boue de Paris beſteht und einigem Grün. Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Göthe. Die Kalb und Jeder malte ihn ganz kalt für alle Menſchen und Sachen auf der Erde. Die Kalb ſagte, er bewundere Nichts mehr, nicht einmal ſich: jedes Wort ſei Eis, zumal gegen Fremde, die er ſelten vorlaſſe; er habe etwas Steifes, reichsſtädtiſch Stolzes; blos Kunſtſachen wärmen noch ſeine Herznerven an. Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappirt; es iſt das einzige Weimars im italiſchen Geſchmack, mit ſolchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angſt preſſet die Bruſt. Endlich tritt der Gott her, kalt, einſylbig, ohne Accent. Sagt Knebel: Die Franzoſen ziehen in Rom ein. Hm! ſagt der Gott. Seine Geſtalt iſt markig, ſein Auge ein Licht. Aber endlich ſchürete ihn nicht bloß der Champagner, ſondern die Geſpräche über Kunſt, Publicum u. ſ. w. an und — man war bei Göthe. Er ſpricht nicht ſo blühend und ſtrömend wie Herder, aber ſcharfbeſtimmt und ruhig. Zuletzt las er uns, d. h. ſpielte er uns — ſein Vorleſen iſt ein tieferes Donnern, vermiſcht mit dem leiſeſten Regengeliſpel; es gibt nichts Aehnliches — ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch ſein Herz durch die Eiskruſten Flammen trieb, ſo daß es dem enthuſiaſtiſchen Paul die Hand drückte. Beim Abſchiede that er es wieder und hieß mich wiederkommen .... Ich kann hier, wenn ich will, an allen Tafeln eſſen. Im Clubb ſtritt man, ob Flachſenfingen ein Abriß von Wien oder Mannheim wäre, wegen des Localen. Wieland war des höhniſchen Dafürhaltens, Flachſenfingen liege — in Deutſchland ſehr zerſtreut.“ Am 19. Juni: „Sogar in Paris ſoll nicht ſo viel Freiheit von gène ſein als hier. Du führſt Niemand, du küſſeſt keine Hand

(du müßteſt denn dabei nicht aufhören wollen), du machſt bloß eine ſtumme Verbeugung, du ſagſt vor und nach dem Eſſen Nichts. Das iſt der Ton der hieſigen Welt; der des Bürgers ſoll wie meine Halsbinde geſteift und geſtärkt ſein. Worüber man hier klagt, iſt geſchminkter Egoismus und ungeſchminkter Unglaube". ... Charlotte von Kalb ſchrieb unterm 19. Juni aus Jena an Jean Paul: „Ich ging zu Schiller. In einem Monat erwartet ſeine Frau ihre Entbindung; ſie leidet durch Krämpfe, er auch, wohl ſind ſie Beide nicht. Man fragte mich nach Weimar, ich ſagte, Richter ſei da. Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt und ſie kann es nicht — das wußt' ich ſchon, im Tone merkt' ich's wieder." — (Man ſieht, Charlotte von Kalb konnte es der guten Lolo doch nie ganz verzeihen, daß Schiller dieſe ihr vorgezogen, und welche Frau könnte ſo Etwas auch?) — „Ich ſagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Ton: er iſt ſehr, ſehr intereſſant! Ja, ſagte Schiller, ich verlange auch, ihn kennen zu lernen." Unterm 22. Juni äußerte Göthe gegen Schiller: „Richter iſt ein ſo complizirtes Weſen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann, Ihnen meine Meinung über ihn zu ſagen. Sie müſſen und werden ihn ſehen und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Hier ſcheint es ihm übrigens wie ſeinen Schriften zu gehen; man ſchätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief und Niemand weiß das wunderliche Weſen recht anzufaſſen." Jean Paul meldete unterm 26. Juni aus Jena an Otto: „Ich trat geſtern vor den felſigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückſpringen. Er erwartete mich aber, nach einem Brief von Göthe. Seine Geſtalt iſt verworren, hartkräftig, voll Edelſteine, voll ſcharfer ſchneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Er ſpricht beinahe ſo vortrefflich als er ſchreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und ſetzte mich durch ſeinen Antrag auf der Stelle zu einem Collaborator der Horen um." Schiller ſeinerſeits bemerkte über dieſe Zuſammenkunft am 28. Juni gegen

Göthe: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie Einer, der aus dem Mond gefallen iſt, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer ſich zu ſehen, nur nicht mit dem Organ, womit man ſieht.“ Wir verſtehen leicht, daß unſerem Schiller, welcher ja den Menſchen, den wirklichen Menſchen zum Idealismus herangebildet wiſſen wollte, Jean Paul ſo fremde vorkommen mußte, Jean Paul, der Himmelsſehnſüchtling, dem das Ideal ewig ein Jenſeitiges blieb und dem Phantaſie und Poeſie nur dazu da waren, „verſteinerte Blüthen eines Klima's auszugraben, das auf dieſer Erde nicht iſt.“ Unterm 29. Juni ſchrieb Göthe an Schiller zurück: „Es iſt mir doch lieb, daß Sie Richter geſehen haben; ſeine Wahrheitsliebe und ſein Wunſch, Etwas in ſich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der geſellige Menſch iſt eine Art von theoretiſchem Menſchen, und wenn ich es recht bedenke, ſo zweifle ich, ob Richter im praktiſchen Sinne ſich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretiſchen viele Anmuthung zu uns zu haben ſcheint.“ Trotz dieſer gewundenen Ausdrucksweiſe Göthe's war er, wie auch Schiller, nach gemachter perſönlicher Bekanntſchaft mit Jean Paul im Ganzen nicht ungünſtig gegen dieſen geſtimmt. Aber eine literariſche Klatſcherei verdarb Alles. Schiller hatte nämlich in den Horen Göthe'n gelegentlich den deutſchen Properz genannt und in Beziehung darauf ſchrieb der von Weimar nach Hof heimgekehrte Jean Paul an Knebel, daß man „in ſo ſtürmiſchen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Propertius bedürfe.“ Das kam Göthe'n brühwarm zu Ohren und er rächte ſich für „dieſe arrogante Aeußerung des Herrn Richter,“ indem er das auf Jean Paul gehende ſtachelige Epigramm „der Chineſe in Rom“ zur Aufnahme in den Xenienalmanach an Schiller ſandte, der dann, in dem Freunde mitverletzt, dem großen Humoriſten auch ein Xenion widmete, wenn auch ein ziemlich gutmüthiges. Von nun an war an eine engere Verbindung Jean Paul's mit Göthe und Schiller nicht mehr zu denken.

Digitized by Google

Aber die Abenteuer des Humoriſten in Weimar waren noch nicht zu Ende. Im Spätherbſt 1798 kam er zum zweiten Mal in die Muſenſtadt an der Ilm und verweilte daſelbſt bis zum Frühjahr 1800. Sein Roman mit Charlotte von Kalb, die noch immer ſchön, genial und liebebedürftig war, fing jetzt erſt recht an. Unterm 28. Dezember 1798 ſchrieb er an Otto: „Durch meinen Nachſommer wehen jetzt die Leidenſchaften. Jene Frau, die ich dir bei meinem erſten Hierſein als eine Titanide malte und mit der ich einmal eine Szene hatte, wo ich im Pulvermagazin Tabak rauchte, dieſe iſt ſeit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heiraten. Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet ſie tief und küßte ſie ſogar im Feuer neben ſeiner Frau — und als der Widerſchein dieſer Altarsflamme auf mich fiel, ſagte ſie mir es geradezu.“ Das Heiratsproject wurde ganz ernſthaft betrieben, wenigſtens, wenn man Jean Paul glauben darf, von Charlotte's Seite. Sie that Schritte wegen der Scheidung und bei dieſer Gelegenheit ſchreibt Jean Paul dem Freunde: „Hier ſind Sitten im Spiel, die ich dir nur mündlich malen kann“ — was er ſpäter ſo commentirt: „Hier iſt Alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten Nichts. Wieland nimmt im Frühling ſeine frühere Geliebte, die La Roche, ins Haus, um aufzuleben, und die Kalb ſtellt ſeiner Frau den Nutzen vor .... So viel iſt gewiß, eine geiſtige und größere Revolution als die politiſche und nur eben ſo mörderiſch wie dieſe ſchlägt im Herzen der Welt.“ Die Titanide wurde aber dem weichherzigen Jean Paul doch bald zu titaniſch und er verzichtete auf das ſehr problematiſche Glück einer Heirat mit ihr, wie früher Schiller darauf verzichtet hatte. Nach erfolgtem Bruch mit der Geliebten folgte der Humoriſt den enthuſiaſtiſchen Einladungen, welche ihn nach Berlin riefen. Von da ſchrieb er am 13. Juni 1800 an Otto: „Himmel, welche Einfachheit, Bildung und Schönheit! Der gelehrte Zöllner und achtzig Menſchen

in der Yorksloge zuſammen meinetwegen, Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreiſes. Viele Haare erbeutete ich und viele gab mein eigener Scheitel her, ſo daß ich ebenſowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Hirnſchale wächſt, als was unter ihr. Fleck, ein höherer Tragiker als Iffland, und die Unzelmann ſpielten vor mir göttlich. Die herrliche Königin lud mich brieflich nach Sansſouci ein, ich aß bei ihr, ſie zeigte mir Alles. Der Ton an der Hoftafel war leicht und gut und bei dem höchſtgebildeten Miniſter von Alvensleben ſprach man ſo frei wie auf dieſem Blatt. Nur in Berlin iſt Freiheit und Geſetz, bei Gott!" Eine Dame, welche damals in der Berliner Geſellſchaft einen großen Stand hatte, die ſchöne und geiſtreiche Henriette Herz, macht es uns begreiflich, daß der gute Jean Paul von der preußiſchen Hauptſtadt und namentlich von der dortigen Damenwelt entzückt ſein mußte. Sie ſagt in ihren Denkwürdigkeiten, es ſei kaum zu beſchreiben, wie viel Aufmerkſamkeit ihm von den Frauen, ſelbſt von denen der höchſten Stände, erwieſen wurde. Sie hätten es ihm Dank gewußt, daß er ſich in ſeinen Werken ſo angelegentlich mit ihnen beſchäftigte und bis in die geheimſten Falten ihres Sinnes und Gemüthes zu dringen geſucht hatte; hauptſächlich aber hätten es ihm die vornehmen gedankt, „daß er ſie ſo viel bedeutender und idealer darſtellte als ſie in der That waren." Dies hatte, meint Henriette Herz, ſeinen Grund darin, daß, „als er zuerſt Frauen der höheren Stände ſchilderte, er in Wirklichkeit noch gar keine ſolche kannte und einer reichen und wohlwollenden Phantaſie hinſichtlich ihrer freien Spielraum ließ; diejenigen aus dieſen Claſſen jedoch, welche er ſpäter kennen lernte, Alles anwendeten, um die ihnen ſchmeichelhafte Täuſchung in ihm zu erhalten und ihm möglichſt ideal zu erſcheinen." Dem Könige wurde zuletzt des Enthuſiasmus für unſeren Humoriſten zu viel. Eine durch und durch proſaiſche Natur, deren äſthetiſches Bedürfniß eigentlich nie über die Romane von Lafontaine hinaus-

Digitized by Google

ging, hielt es Friedrich Wilhelm III. nicht für paſſend, dem Humoriſten eine von dieſem auf Betrieb ſeiner vornehmen Verehrerinnen erbetene Präbende zu bewilligen, und er äußerte bei dieſer Gelegenheit: „Höre denn doch zu viel dieſen Jean Paul herausſtreichen. Mag ganz gute Romane geſchrieben haben — für den Liebhaber, denn mir war das, was mir davon zu Handen gekommen iſt, ein Bißchen gar zu kraus — aber dies iſt doch ein Verdienſt, das ſich noch halten läßt. Wie will man erſt von einem großen Staatsmann ſprechen oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verſtehen immer das Maßhalten nicht.“ Im Uebrigen endigten Jean Paul's romantiſche Dichterfahrten mit ſeiner Heirat mit Karoline Meier, einer liebenswürdigen Berlinerin, die er im Frühjahr 1801 heimführte. Das Abſonderlichſte, was nachmals in ſeinem Lebenslauf vorkam, war ſeine freundſchaftliche Verbindung mit dem Herzog Emil Auguſt von Sachſen-Gotha. Dieſer barockſte Sonderling, der je einen Fürſtenhut getragen, iſt auch als Autor aufgetreten, indem er den Roman „Kyllenion“ ſchrieb, in welchem er das griechiſche Leben „abgegriechet“ haben wollte. Der Fürſt war vielleicht die ſeltſamſte Figur einer an ſeltſamen Figuren überreichen Epoche. Jean Paul ſagte von ihm, er habe die „Titanomanie“ und charakteriſirte ihn höchſt bezeichnend als „perſonifizirten Nebel.“ Die Gegenſätze der Zeit verknäulten ſich in ihm zu einer nebelhaften Großmannsſucht, zu einer krankhaften Originalitätshaſcherei. Göthe hatte recht, ihn einen „Narren“ zu nennen — zur Erwiderung ſchalt der Herzog den Herrn Geheimrath einen „Pedanten“ — denn ſeine überreizte Phantaſie war unaufhörlich beſchäftigt, Wunderlichkeiten und geradezu Tollheiten auszuhecken. Bald lag er als Grieche auf dem Sopha und ſpielte ein Stück Arkadien, bald ſaß er als chineſiſcher Mandarin gekleidet ſeinem Staatsrath vor, bald nahm er als Frau, mit einem Kaſchmirſhawl um die entblößten Schultern, dem ganzen Hofe die Cour ab. Lange-

weile verzehrte den Blaſirten, den man bemitleiden könnte, wenn er nicht durch ſein bis zum Exceß undeutſches Verhalten in der Napoleon'ſchen Periode jedes Anſpruchs auf Theilnahme ſich begeben hätte.

Wir ſind im Vorſtehenden weit von Schiller's ſtillem Hauſe in Jena abgekommen; indem wir jetzt dahin zurückkehren, ſteht zu erwarten, daß auch für dieſe, wie für manche andere Abſchweifung, eine Rechtfertigung in der Abſicht liege, ein möglichſt vollſtändiges Bild der Zeit unſeres Dichters zu geben .... Der Herbſt von 1796 war für Schiller wieder eine Trauerzeit. Der Tod war daheim auf der Solitude abermals eingekehrt. Am 7. September verſchied in ſeinem 73. Lebensjahre der Major Schiller in den Armen ſeiner Gattin und ſeiner beiden Töchter, denn die gute Chriſtophine war bis zuletzt bei dem Wiedererkrankten geblieben und hatte in all dieſen Tagen der Trübſal den Ihrigen den Troſt eines ſtandhaften Muthes gewährt, welcher ſich beſonders auch beim Ueberfall des Hauſes durch eine Bande franzöſiſcher Marodeurs hülfreich bewährte. Es iſt ein Ton männlicher Klage in dem Schreiben, welches der Dichter nach empfangener Todesnachricht an Frau Eliſabeth abgehen ließ, und ſchön iſt der Zartſinn, worin er dabei auf die religiöſen Vorſtellungen der Mutter Rückſicht nimmt. „Zwar habe ich ſchon eine Zeit lang Nichts mehr gehofft — ſchrieb er — aber wenn das Unvermeidliche eingetreten iſt, ſo iſt es immer ein erſchütternder Schlag. Daran zu denken, daß Etwas, das uns ſo theuer war und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im ſpäteren Alter mit Liebe geheftet waren, daß ſo Etwas aus der Welt iſt, daß wir mit allem unſerm Beſtreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken iſt immer etwas Schreckliches. Und wenn man erſt wie Sie, theuerſte liebſte Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlorenen Freund und Gatten ſo lange, ſo viele Jahre getheilt hat, ſo iſt die Trennung um ſo ſchmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der

gute verewigte Vater mir und uns Allen geweſen iſt, ſo kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beſchluß eines ſo bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott ſo lange und mit ſolcher Geſundheit friſtete und das er ſo redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es iſt nichts Geringes, auf einem ſo langen und mühevollen Laufe ſo treu auszuhalten und ſo wie er noch im 73. Jahre mit einem ſo kindlichen reinen Sinn von der Welt zu ſcheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle ſeine Schmerzen koſtete, ſo unſchuldig von meinem Leben ſcheiden wie er von dem ſeinigen! Das Leben iſt eine ſo ſchwere Prüfung und die Vortheile, die mir die Vorſehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, ſind mit ſo vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schweſtern nicht tröſten, ihr fühlt Alle mit mir, wie viel wir verloren haben, allein ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieſes lange Leiden endigen konnte. Unſerm theuren Vater iſt wohl und wir Alle müſſen und werden ihm folgen. Nie wird ſein Bild in unſeren Herzen erlöſchen und der Schmerz um ihn ſoll uns nur noch enger unter einander vereinigen. Vor fünf oder ſechs Jahren hat es nicht geſchienen, daß ihr, meine Lieben, nach einem ſolchen Verluſte noch einen Freund au einem Bruder finden würdet, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gewollt und er gönnt mir noch die Freude, euch Etwas ſein zu können" ..... Der Dichter, welcher in dieſen Zeilen mit frommer Hand dem hingegangenen Vater ein ſo würdiges Todtenopfer brachte, fand eine reiche Quelle des Troſtes in dem zu dieſer Zeit wieder erneuerten perſönlichen Umgang mit innigſt Befreundeten. Seine Schwägerin Karoline kam mit ihrem zweiten Gatten, Wilhelm von Wolzogen, aus dem ſtillen Bauerbach, wo ſie zuletzt gelebt, vor den aus Schwaben nach Franken herüberdrängenden Kriegsſtürmen weichend, nach Rudolſtadt und dann nach Jena, von wo Wolzogen noch vor

Digitized by Google

Ablauf des Jahres unter Göthe's Vermittlung als Kammerrath und Kammerherr nach Weimar berufen wurde. Es waren genußreiche Herbsttage, welche die beiden Schwestern und Schwäger mitsammen in Jena verlebten. Göthe war oft in ihrem Kreise. „Die Freude über diese so unerwartete Wiedervereinigung mit meiner Schwester und Schiller war groß — erzählt Karoline. Ein schönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, so wie es unsere Jugendträume gedichtet hatten. Göthe zeigte sich theilnehmend bei diesem Ereigniß. Das Anschauen des innigen Verhältnisses zwischen ihm und Schiller, der immer rege Ideenwechsel, das offene heitere Zusammensein — dies Alles bot tausendfältigen Genuß." Nach Wilhelm's und Karoline's Uebersiedlung nach Weimar, füllte Wilhelm von Humboldt die entstandene Lücke aus. Er kam mit seiner Frau in den ersten Tagen des Novembers zum Winteraufenthalt nach Jena und sofort begann wieder der gewohnte rege Geistesverkehr zwischen dem Dichter und seinem congenialen Freund.

Der tägliche Umgang mit einem solchen war für Schiller doppelt wohlthuend zu einer Zeit, wo die Gefahr einer Gemüthsverbitterung durch die massenhaften Angriffe auf seine und Göthe's Person und Richtung nahe genug lag. Der Xenienſturm hatte die trübsten Hefen der literarischen Gährung aufgerührt, die beiden Verbündeten hatten öffentliche und geheime Verunglimpfungen gemeiner und gemeinster Art zu befahren und es begreift sich, wie viele Selbstüberwindung es ihnen kostete, nicht auch ihrerseits wieder polemisch gegen alle die Rücken und Tücken loszufahren. War doch Göthe noch im Jahre 1798 mitunter wieder recht „xenialisch" gestimmt. Aber Beide leitete, wie schon oben bemerkt worden, das richtige Gefühl, es sei jetzt an ihnen, der Nation durch positive Schöpfungen zu beweisen, wie sehr sie berechtigt gewesen, das Unzulängliche und Schlechte, womit das Publicum behelligt wurde, strafend zu verneinen. Göthe, dessen productive

Stimmung durch das einzigschöne elegische Idyll „Alexis und Dora" höchst erfreulich wieder sich angemeldet hatte, arbeitete rüstig an seinem zu Jena im Nachsommer 1796 angehobenen und dann in der Bergeinsamkeit von Ilmenau fortgesetzten epischen Lied von Hermann und Dorothea. Schiller, an dem Vorschreiten dieses großen Unternehmens des Freundes lebhaftesten Antheil nehmend, ging seinerseits nur mit ausgesprochenem Mißtrauen hinsichtlich der Stimmung der Lesewelt wieder ans dichterische Schaffen. „Es ist zwar sehr gut — schrieb er unterm 18. November an Göthe — und für mich besonders, jetzt etwas Ernsthaftes und Bedeutendes ins Publicum zu bringen; aber wenn ich bedenke, daß das Größeste und Höchste noch ganz neuerdings im Meister und selbst im Almanach — (Alexis und Dora war an der Spitze des Musenalmanachs gestanden) — von Ihnen geleistet worden ist, ohne daß das Publicum seiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr werden könnte, so hoffe ich in der That kaum, es jemals durch etwas in meiner Art Gutes und Vollendetes zu einem besseren Willen zu bringen. Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen und mir wird der starke Gegensatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Masse das Publicum nie zum Freund machen können. Es ist nur gut, daß dies auch so gar nothwendig nicht ist, um mich in Thätigkeit zu setzen und zu erhalten." Zum Glück war unser Dichter über die Stimmung der Nation im Irrthum: sobald er wieder als schöpferischer Meister vor sie trat, war in der ungeheuren Mehrzahl der bittere Nachgeschmack des Xenienkrieges verwischt. Um sich seinerseits dieses Nachgeschmacks ledig zu machen, versenkte sich Schiller vom Spätherbst an immer ernstlicher in die poetische Welt seines Wallenstein. Unter dieser alle Kräfte seines Geistes in Anspruch nehmenden und zu glänzendster Entfaltung bringenden Arbeit verbrachte er den Winter friedlich und zufrieden. An anmuthender Geselligkeit fehlte es auch nicht. Alexander von Humboldt,

Digitized by Google

ſchon ſeine epochemachende wiſſenſchaftliche Zukunft errathen laſſend, kehrte bei ſeinem Bruder und deſſen Freunden ein. Auch Schelling trat ſeinem Landsmann näher und jede Woche hatte Schiller mit dem angehenden Philoſophen und dem älteren Freunde Niethammer einen L'Hombre-Abend. Göthe kam herüber, ſo oft er konnte, und erfreute den befreundeten Kreis durch Mittheilung der neugedichteten Geſänge ſeines unvergleichlichen bürgerlichen Epos. „Mit Rührung erinnere ich mich — erzählt Karoline von Wolzogen — wie uns Göthe in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen den Geſang, der das Geſpräch Hermann's mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entſtehung vorlas. So ſchmilzt man bei ſeinen eigenen Kohlen, ſagte er, indem er ſich die Augen trocknete." Glückliche Menſchen! wie ſehr haben wir Nachgeborenen Urſache, euch um die Fähigkeit zu beneiden, inmitten des Getöſes einer ſtürzenden Welt euch mit ſo innigem Antheil und ſo lauterer Freude in der Region der Schönheit ergehen zu können!

Nach Neujahr 1797 regte ſich in unſerem Dichter der Wunſch einer Orts- oder wenigſtens Wohnungsveränderung. Unterm 31. Januar äußerte er gegen Göthe ſchon jetzt die Abſicht, nach Weimar zu ziehen, wenn er dort eine paſſende Wohnung finden könnte, und wenn wir bedenken, daß Schwager Wolzogen und Schweſter Karoline im März dorthin überſiedelten, iſt es begreiflich, daß auch Lotte dieſer Abſicht zugethan war. Er frug bei Göthe an, ob dieſer ihm ſein Gartenhaus — daſſelbe, welches in den Tagen und Nächten der „luſtigen Zeit von Weimar" eine ſo große Rolle geſpielt hatte — vermiethen wollte, ſtand aber von dieſem Gedanken ab, als er erfahren, das Häuschen ſei für eine Familie nicht einmal zum Sommeraufenthalt tauglich. So richtete er denn ſein Augenmerk auf eine Wohnung im Freien in der Umgebung von Jena und konnte unterm 7. Februar an Freund Körner berichten: „Ich ſtehe jetzt im Handel wegen eines Gartens und

Gartenhauſes, werde es auch wahrſcheinlich bekommen. Das Haus iſt ſehr leidlich zu einer Sommerwohnung für eine Familie wie die meinige, und wenn ich zu den 1200 Thalern, die es mir koſten wird, noch etwa 600 zulege, ſo wird es ein recht geräumiges und angenehmes Quartier auch für den Winter abgeben. Der Garten iſt nicht klein und die Lage iſt trefflich. Ich hoffe von dieſer Acquiſition einen glücklichen Erfolg für meine Geſundheit.“ Göthe ermunterte ihn, den geſund und anmuthig gelegenen Garten „ja nicht wegzulaſſen,“ und ſo wurde der Kauf abgeſchloſſen. Mitten in den Vorbereitungen zum Umzug ward dem Dichter vom hohen Norden her, aus der Heimat Guſtav Adolf's, eine Ehrenbezeugung zu Theil. „Dieſer Tage — meldete er unterm 4. April an Göthe — bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überraſcht worden. Ich glaubte, wie ich das Diplom mit dem großen wächſernen Siegel aufſchlug, es müßte wenigſtens eine Penſion herausſpringen; am Ende war's aber bloß ein Diplom der Akademie der Wiſſenſchaften. Indeſſen freut es immer, wenn man ſeine Wurzeln ausdehnt und ſeine Exiſtenz in andere eingreifen ſieht.“ Demſelben Freunde ſchrieb er am 2. Mai: „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine ſchöne Landſchaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen ſchlagen. Alles um mich herum erheitert mich und mein erſter Abend auf dem eigenen Grund und Boden iſt von der fröhlichſten Vorbedeutung.“ In Wahrheit, die Vorbedeutung täuſchte nicht: unter den Baumwipfeln des Gartens, welchen Schiller am 2. Mai 1797 ſo heitergeſtimmt betrat, wurden die Balladen geſchaffen und das Glockenlied und der Wallenſtein.

Auf der ſüdweſtlichen Seite von Jena läuft ein ſchmaler Fußweg, das ſogenannte Mönchsgäßchen, zwiſchen Hecken und Geſtrüppe hin und führt zu einer mäßigen Anhöhe empor, welche Schiller's ehemaliges Gartenhaus trägt. Es iſt, jetzt als Stern-

Digitized by Google

warte benützt und zu diesem Zwecke mit einem runden thurmähnlichen Aufsatz versehen, mehr ein Häuschen als ein Haus zu nennen, auf schmaler Basis zwei Stockwerke hoch aufsteigend, und stellt sich nicht sehr symmetrisch dar. Hinter dieser Wohnstätte zieht sich der Garten hügelan, ein in gut bürgerlicher Weise mit Blumen und Gemüse bepflanzter Garten. Im Hintergrund ragt eine Gruppe alter Bäume empor und hinter diesen Baumschatten fällt das Terrain jäh und tief in das Bett des Leutrabaches ab. Unter jenen Bäumen stand, beschattet von den Aesten einer Linde, einer Tanne und einer Akazie, zu Schiller's Zeit eine Hütte, zu deren einzigem Gemach eine kleine Freitreppe führte. Dies war im Sommer des Dichters Arbeitszimmer. Die Hütte ist jetzt abgebrochen und ein unbehauener Stein mit der Inschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein" — bezeichnet die Stätte. Seitwärts steht in einer Laube ein verwitterter steinerner Tisch. Da hat der Dichter in lauen Sommernächten mit vertrauten Freunden oft gesessen, da hat er, während der Mond über den Bergen stand und drunten in der Schlucht des Leutrabaches die Nachtigallen schlugen, oft mit Göthe in vertrautestem Beisammensein Gespräche geführt voll von großen und lichten Gedanken, voll von Zukunft. Die kleine Besitzung ist ihm recht ans Herz gewachsen. Er wußte sich halb im Ernste halb im Scherze Etwas mit seinem „Landbesitz," welcher dem Leben „mehr Festigkeit und Sicherheit" verleihe. Er ließ im Sommer 1798 verschiedene bauliche Verbesserungen vornehmen und berichtete darüber mit Behagen an Göthe. Sein Garten ward ihm ein Stück Heimat: hier, in der ländlichen Abgeschiedenheit von allem Gedränge und Getriebe der Welt, war ihm gut und frei zu Muthe, und auch nachdem er Jena verlassen hatte, kam er nicht selten wieder aus Weimar in seine Garteneinsamkeit herüber, um recht ungestört daselbst zu denken und zu dichten. Hier wurden in der Stille weihevoller Nächte Gedanken ersonnen, deren „Menschengeschick

Digitized by Google

bestimmende" Wirkung dauern wird, so lange die Menschheit dauert; hier wurden Worte gefunden, deren Widerhall macht- und prachtvoll durch die Jahrhunderte hinabrollt.

„Poesie wird jetzt auf jeden Fall mein Geschäft sein," hatte Schiller nach Durchmessung des Kreises philosophischer Speculation schon im Oktober 1795 an Humboldt geschrieben. Es stand ihm auch fest, daß es ihm wie Göthe'n zieme, nach verrauschtem Xenienſturm etwas „Bedeutendes" ins Publicum zu bringen. Göthe, dem das Dichten mehr eine Naturnothwendigkeit war, ging auch sofort ohne langes Bedenken ans Schaffen von Hermann und Dorothea. Auch seinen Faust nahm er in dieser Zeit wieder auf. Für Schiller dagegen war die Poesie eine bewußte That, eine Blüthe des Gedankenprozesses, und so sehen wir ihn längere Zeit schwankend, nach welcher Richtung hin er den neuerwachten poetischen Thätigkeitstrieb wenden sollte. Auf der einen Seite hatte er, wie er an Humboldt schrieb, den „Einfall, eine romantische Erzählung in Versen zu machen," auf der andern zog ihn ein schon früher ins Auge gefaßtes dramatisches Problem an, die Malteser, zu dessen Behandlung ihn Göthe gleich beim Beginn ihres Bundes ermuntert hatte. Er konnte aber zu keinem Entschlusse kommen und legte Humboldt förmlich die Frage vor, ob er als Epiker oder als Dramatiker dichten sollte. Der ästhetische Gewissensrath hatte schon 1795 auf diese Anfrage so geantwortet: „Nehme ich die dramatische (tragische) Poesie als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich

ſelbſt zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Dieſen Zuſtand in ſeiner ganzen Größe zu ſchildern, fordert die höchſte und reinſte Energie des Genie's. Hier die größte Wirkung hervorzubringen, halte ich Sie für geſchaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenſtand glücklich wählen, ſo wird Sie hier Keiner erreichen." Der Freund hatte das Rechte getroffen und ein tragiſcher Gegenſtand war ja auch ſchon glücklich gewählt, der Wallenſtein. Allein Schiller konnte ſich zunächſt weder dieſem Stoffe noch der tragiſchen Dichtung überhaupt ungetheilt hingeben, und zwar ſchon aus dem äußerlichen Grunde nicht, weil er für ſeinen Muſenalmanach zu ſorgen hatte, welcher bis 1801 alljährlich erſchien und deſſen Bedeutung ja hauptſächlich von ſeinen eigenen Beiträgen abhing. Dazu kam noch, daß die vorwiegend epiſche Stimmung Göthe's in den Jahren 1796—98 auf den Freund nicht ohne Einfluß blieb, und endlich, daß in der Entwicklung von Schiller's Genius ſich das epiſche Element als ganz naturgemäße Uebergangsſtufe von der Gedankenlyrik zur Dramatik darbot.

So war denn das Jahr 1797 das „Balladenjahr," welches aber beſſer die Balladenzeit hieße, denn dieſe dehnte ſich über mehrere Jahre aus. In einem ſchönſten Wetteifer, wie eben nur Schiller und Göthe ihn entwickeln konnten, dichteten ſie ihre Balladen und Romanzen. Im Juni ſchrieb Göthe den Gott und die Bajadere, Schiller den Taucher und ſcherzend äußerte Jener: „Es iſt nicht übel, da ich mein Paar in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held ſich das entgegengeſetzte Element ausſucht." Außer dem Taucher ſchuf Schiller in den Jahren 1797—98 die Romanzen: der Handſchuh, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, Ritter Toggenburg, der Gang nach dem Eiſenhammer, der Kampf mit dem Drachen, die Bürgſchaft, — ein Cyklus, zu welchem man auch die Nadoweſſiſche Todtenklage, des Mädchens Klage, das Siegesfeſt und die Klage der Ceres beiziehen kann. Ein zweiter Kreis (1801—3) umfaßt Hero

und Leander — welchen Stoff, wie den Ibykus, Göthe an Schiller abgetreten hat — Kaſſandra, den Grafen von Habsburg, den Jüngling am Bache, den Alpenjäger. In Betreff dieſer Schöpfungen ins Einzelne einzutreten, iſt hier gänzlich unzuläſſig, weil überflüſſig. Haben wir doch Alle, von unſeren Schuljahren an, mit den Geſtalten der Schiller'ſchen Balladendichtung wie mit alten lieben Bekannten gelebt. In ſtrenger Anwendung der Beſtimmungen und Unterſcheidungen der Poetik würde aber Schiller kein Balladendichter heißen können, ſofern ſeine epiſchen Dichtungen — mit wenigen Ausnahmen — mehr dem Begriff der Romanze als dem der Ballade entſprächen. Denn in der Ballade erſcheine der Geiſt noch in den Naturmächten befangen, unmittelbar, reflectionslos, und oft finde da deßhalb ein unheimliches Hereingreifen der Genien- und Dämonenwelt in die menſchliche ſtatt; dagegen erſcheine in der Romanze der Menſchengeiſt auf ſich ſelbſt geſtellt und in dem ihm eigenthümlichen Bereiche der Sittlichkeit wirkſam. Dieſe philoſophiſche Unterſcheidung von Ballade und Romanze rührt bekanntlich von Echtermeyer her und derſelben zufolge wäre Göthe der Balladenſänger und Schiller der Romanzendichter. Die neuere Aeſthetik hat jedoch nicht ohne Grund gefunden, man gerathe durch ſtrenge Anwendung dieſer Diſtinction leicht in ein abſtractes Kategoriſiren hinein und außerdem umfaſſe die Echtermeyer'ſche Beſtimmung lange nicht das ganze Gebiet der Balladen- und Romanzenpoeſie. Viſcher hat in einer geiſtvollen Erörterung der Frage die Ballade und Romanze der „objectiven Lyrik" zugewieſen und ſeine Unterſuchung beſtätigt die oben geäußerte Hindeutung, daß Schiller vermöge einer inneren Nöthigung die lyriſch-epiſche Poeſie als Uebergangsſtufe von der Lyrik zum Drama gepflegt habe. Hat doch unſer Dichter ſeine Erzählungsſtoffe „innerlich ſo durchwärmt, daß ihre wallende Bewegung auf die Nähe des Dramatiſchen hinwies." Der Gang der Erzählung in Schiller's Romanzen — ich erinnere nur an den Taucher, an den

Handſchuh, an die prachtvolle Erſcheinung des Furienchors im Ibykus, an die wundervolle Schilderung des Drachenkampfes — iſt von dramatiſchen Säften geſchwellt und die ſpätere Romanze, der Graf von Habsburg, rundet ſich völlig zu einem kleinen Drama ab. Wunderlich, ja geradezu unbegreiflich iſt, wie man in den Romanzen unſeres Dichters den poetiſchen Realismus vermiſſen konnte. Es iſt wahr, der pſychologiſche Prozeß iſt ihm auch hier die Hauptſache, während Göthe in ſeinen Balladen das geheimnißvolle Walten der Naturmächte unſerem Gefühle deutlich nahe bringt, eben dadurch, daß er dieſes Walten objectiv gewähren läßt. Aber deßhalb iſt das pſychologiſche Moment in Schiller's Romanzen kein abſtractes, ſondern vielmehr ein in dem Stoffe concret aufgehendes. Die Seelenſtimmungen werden anſchaulich in die Objectivität herausgeſtellt und die Bethätigung der ſittlichen Kraft, welche Schiller auch als Romanzendichter von ſeinen Helden fordert, tritt uns in realen Geſtalten vor Augen.

Der Romanzendichtung Schiller's in dieſer Zeit ging eine Lyrik zur Seite, welche Hoffmeiſter mit einem glücklichen Ausdruck als kulturgeſchichtliche bezeichnet hat, eine Lyrik, in welcher der Dichter den in den Künſtlern angeſchlagenen Ton wieder aufnahm, um ihn zuletzt zur vollen Harmonie des Glockenliedes anſchwellen zu machen. Als das Verbindungsglied zwiſchen den beiden genannten Gedichten iſt „der Spaziergang" anzuſehen, welcher, wie wir ſahen, ſchon im Jahre 1795 gedichtet wurde. Dieſe Elegie bewegte einen Kunſtrichter wie Wilhelm von Humboldt von allen Gedichten ſeines großen Freundes „am lebendigſten und höchſten;" denn ſie umſchließt, die veränderliche Strebſamkeit des Menſchen der ſicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite ſtellend, den ganzen großen Inhalt der Weltgeſchichte, die Summe und den Gang alles menſchlichen Beginnens, ſeine Erfolge, ſeine Geſetze und ſein letztes Ziel in Bildern voll Wahrheit und entläßt den Leſer, „wie ſie ihn am Anfang durch ſinnliche Leichtigkeit einge-

Digitized by Google

laden, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft.“ Wenn ich daran erinnere, mit wie großem und freiem Blick unſer Dichter hier das Reich der Natur und des Geiſtes überſchaut, wie er ſelber der Weiſe iſt, welcher „in des Zufalls grauſenden Wundern das vertraute Geſetz, in der Erſcheinungen Flucht den ruhenden Pol“ ſucht und findet, — ſo wird man mir geſtatten, daß ich auf ihn des mit Schiller'ſchen Ideen großgenährten transatlantiſchen Eſſayiſten Emerſon ſchönes Wort anwende: „Der Genius ſieht in jedem Gebiet des organiſirten Lebens die ewige Einheit; er forſcht nach der Grundidee und ſieht weit zurück in dem Gewebe der Dinge von einem Kreiſe die Stralen ausgehen, die auseinander laufen, bevor ſie ſich in weiten Durchmeſſern herniederſenken.“ Von dieſem kulturhiſtoriſchen Blick des „rückwärts gewandten,“ im Spiegel der Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft erkennenden Propheten zeugt neben mehreren anderen Gedichten Schiller's aus dieſer Periode insbeſondere das 1798 gedichtete „Eleuſiſche Feſt,“ zuerſt unter dem Titel „Das Bürgerlied“ im Muſenalmanach auf 1799 veröffentlicht, der Form nach als ein Hymnus gedacht, womit die Feier der Myſterien zu Eleuſis eröffnet wurde. Sehr glücklich hat alſo hier der Dichter an dem griechiſchen Kulturmythus von der Demeter ſeine Ideen von der civiliſirenden Macht der Sitte entwickelt. Unzweifelhaft iſt das Gedicht in bewußtem Gegenſatz zu den Gewaltſamkeiten der franzöſiſchen Revolution geſchrieben. Den zerſtöreriſchen Manifeſtationen derſelben wird die Segen bringende, aufbauende Miſſion friedlicher Bildung entgegengehalten und durch den Mund der Kulturgöttin läßt Schiller den Völkern verkündigen, daß nur humane Sitte die menſchliche Geſellſchaft baue und frei und mächtig mache. Alle Momente der kulturgeſchichtlichen Lyrik unſeres Dichters faßten ſich dann in der großartigen Compoſition des Liedes von der Glocke zuſammen. Das iſt ſo eine jener Schöpfungen des Genius, welche in ihrer reinmenſchlichen Schönheit alle Herzen

unwiderſtehlich ergreifen, und man darf dreiſt behaupten, daß uns Deutſchen das Glockenlied in Fleiſch und Blut übergegangen. Noch mehr: das Glockenlied iſt das volksthümlichſte Gedicht unſerer, ja vielleicht der ganzen modernen Literatur geworden; denn bereits kommen uns ſeine Klangwellen wie ein vertrautes Echo aus der Fremde entgegen. Als Schiller dieſes Lied ſchuf, ſtand er auf der Höhe ſeiner dichteriſchen Anſchauung: ſein philoſophiſcher Idealismus hatte ſich durch den Realismus des Lebens und der Geſchichte ſubſtanzialiſirt. Daher die wunderſame Harmonie von Ideal und Wirklichkeit, welche das Gedicht kennzeichnet, wie die richtige Miſchung der Metalle eine meiſterlich gegoſſene Glocke. Die Form iſt ſo glücklich, wie ſie auch einem größten Meiſter nur ſelten aufgeht. Die dramatiſch belebte Schilderung des Glockenguſſes umſpannt wie ein kunſtvoll gearbeiteter Rahmen das große und reiche Gemälde des menſchlichen Daſeins. Zwanglos erweitert ſich die Glockengießerwerkſtatt zur Welt, zwanglos verknüpfen ſich mit den Beziehungen des in innigſten Herzenslauten geſchilderten privatlichen Lebens die des ſtaatsbürgerlichen, deſſen Zeichnung mit goldenen Weisheitslehren durchwoben iſt, und in den Geſchicken der Familie widerſpiegeln ſich die der Menſchheit. Schiller hat dieſe edle Schöpfung lange in der Bruſt getragen. Wir wiſſen, daß das erſte leiſe Tönen des Glockenliedes, freilich nur erſt der Seele des Dichters vernehmbar, in den Rudolſtadter Sommer von 1788 fiel. An die wirkliche Ausführung des Werkes ſcheint er nicht früher als zu Anfang Juli's 1797 gegangen zu ſein. Er meldete dies an Göthe und fügte bei: „Dieſes Gedicht liegt mir ſehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen koſten, weil ich ſo vielerlei verſchiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Maſſe zu bearbeiten iſt.“ Aus den Wochen wurden aber Jahre. Unterm 15. September ſchrieb er dem Freunde, daß er wegen Unwohlſeins die Glocke habe liegen laſſen müſſen, und unterm 22. September

Digitized by Google

äußerte er, daß ihm dieſes nicht ſo ganz unlieb ſei; denn „indem ich dieſen Gegenſtand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe iſt, erſt ſeine wahre Reife erhalten.“ Göthe erwiderte hierauf unterm 14. Oktober: „Die Glocke muß nur um deſto beſſer klingen als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt iſt“ — und in der That blieb das Erz noch an zwei Jahre lang in Fluß und erſt 1799, nach Beendigung des Wallenſtein, gelang der Guß vollkommen.

Still, faſt einſiedleriſch verlebte unſer Dichter den Sommer 1797 und das folgende Jahr. In ſeinem Umgang entſtand eine große Lücke durch den Wegzug Wilhelm's von Humboldt, der 1797 Jena verließ und nach Paris ging, wo er, echtdeutſch, inmitten der Aufregungen einer beginnenden neuen politiſchen Weltordnung ſeine berühmte Abhandlung über Hermann und Dorothea ſchrieb, um an dieſem Gedichte die Geſetze der epiſchen, ja der Poeſie überhaupt zu entwickeln. Humboldt's ruhige Bonhommie war ganz geeignet geweſen, die geſelligen Beziehungen Schiller's zu der Jena'ſchen Gelehrtenwelt im Gange zu erhalten. Nun ein ſolcher Vermittler fehlte, vereinſamte der Dichter immer mehr und mehr. Er mochte an den mancherlei Wirrſalen und Händeln, welche damals die gelehrte Welt der alten Univerſitätsſtadt zerrütteten, in keiner Weiſe theilnehmen. Die Glanzperiode Jena's neigte ſich dem Ende zu, doch wurde der Verfall mit dem Weggang Fichte's (1799) nicht ſo groß als man gefürchtet hatte. Es iſt bekannt, daß der tapfere Philoſoph ein Opfer des Rückſchlages wurde, welchen die franzöſiſche Revolution in der Stimmung der vornehmen Kreiſe herbeigeführt hatte, — nicht überall, aber doch an vielen Orten. Hier war die noch ſo eben gehätſchelte Aufklärung plötzlich zu einem Schreckgeſpenſt geworden, welches um jeden Preis hinweggemaßregelt werden ſollte. Ein Aufſatz Fichte's „über den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche

Digitized by Google

Weltordnung" in seinem gemeinsam mit Niethammer herausgegebenen philosophischen Journal bot der churſächsischen Regierung Veranlassung, die Zeitschrift zu confisciren und an die Herzoge der ernestinischen Linie, als an die gemeinschaftlichen Erhalter der Universität Jena, das Ansinnen zu stellen, den Professor wegen Atheismus richten und bestrafen zu lassen. Wenn man weiß, wie freigesinnt Karl August von Weimar sein Lebenlang gewesen und mit welcher Entschiedenheit der treffliche Mann und Fürst noch wenige Tage vor seinem Tode, in einer Zeit allgemeiner Verfinsterung, gegen religiösen und politischen Obscurantismus sich ausgesprochen hat, so wird man es ganz natürlich finden, daß die Weimar'sche Regierung gegen Fichte überhaupt nur vorfuhr, weil sie bei Gestalt der Sachen mußte. Ihr Beschluß war auch milde genug: der Philosoph sollte einen Verweis „wegen Unvorsichtigkeit" erhalten. Aber Fichte war nicht der Mann, einen Verweis hinzunehmen, wo er im Rechte zu sein meinte. Er glaubte — und dies allerdings nicht ohne Grund — in seiner Person die Sache der Gedanken- und Lehrfreiheit angegriffen, beschloß demnach, nicht um eines Haares Breite nachzugeben, und forderte auf den Fall eines Verweises hin seinen Abschied. Dieser Forderung wurde entsprochen und Fichte wandte sich nach Berlin, welches damals nicht mehr das Berlin der Wöllner und Bischofswerder und noch nicht das Berlin der Kamptz und Schmalz war. Friedrich Wilhelm III., glücklich im Bunde mit jener hoch und mit Recht gefeierten Luise von Mecklemburg, welche mit ihren drei Schwestern, der Herzogin von Meiningen-Hildburghausen, der Fürstin von Solms und der Fürstin von Thurn und Taxis, das vierblätterige Kleeblatt von Prinzessinnen bildete, welches Jean Paul entzückte und ihn zu dem Ausspruch veranlaßte, daß er „in die Nester der höheren Stände nur der Frauen wegen hinaufsteige, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind als die Männchen" — Friedrich Wilhelm III. war,

Digitized by Google

noch nicht durch Unglück befangen und verdüstert, bei freilich nur sehr mäßigen Geistesgaben in der ersten Zeit seiner Regierung voll guten Willens, nicht im Sinne seines Vaters, sondern vielmehr im Sinne seines großen Großoheims den preußischen Staat zu verwalten, und es ist auch Etwas von Friedrich'schem Geist in der Art und Weise, wie der König die Bedenken zurückwies, welche gegen Fichte's Aufenthalt in Berlin sich erhoben hatten. Der Philosoph konnte unterm 10. Oktober 1799 aus der Hauptstadt Preußens an seine Frau schreiben: „Der König hat, nachdem ihm Vortrag über meinen Aufenthalt geschehen, gesagt: „„Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das Nichts.““

Die größte Erfrischung kam in das zurückgezogene Leben, welches Schiller in den Jahren 1797—98 führte, durch den lebhaften Verkehr mit Göthe. Dieser trat im Juli 1797 eine Reise in die Schweiz an und verweilte im August mehrere Tage in Stuttgart, wo er sich im Umgange mit Dannecker und anderen Freunden Schiller's sehr wohl fühlte, aber auch „im Bauche des römischen Kaisers ein schlimmstes Wanzenabenteuer zu bestehen hatte.“ Unser Dichter, eben von einem heftigen Krankheitsanfall sich langsam erholend, schrieb unterm 7. September dem Freunde: „Ich kann Sie mir nicht in Stuttgart denken, ohne in eine sentimentale Stimmung zu gerathen. Was hätte ich vor sechszehn Jahren darum gegeben, Ihnen auf diesem Boden zu begegnen, und wie wunderbar wird mir's, wenn ich die Zustände und Stimmungen, welche dieses Local mir zurückruft, mit unserem gegenwärtigen Verhältniß zusammendenke!“ Mit Beziehung darauf erwiderte Göthe aus Stäfa am Zürichsee unterm 25. September: „In Stuttgart war mir ganz wohl und behaglich. Ihrer ist viel

und von Vielen und immer aufs Beſte gedacht worden. Für uns Beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir ſpäter und gebildeter zuſammentrafen." Aus Stäfa theilte er dem Freunde auch den Gedanken mit, die Sage vom Tell epiſch zu behandeln, und Schiller ermunterte ihn lebhaft dazu, weil — wie er am 30. Oktober ſchrieb — „aus dieſem ſchönen Stoffe ſich wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts öffnet, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in freie Fernen ſich aufthut." Nach Göthe's Heimkehr im November wurde zwiſchen den Beiden viel über die Reform des Theaters verhandelt. Schiller regte die Idee an, die Shakſpeare'ſchen Stücke aus der engliſchen Geſchichte für die Bühne zu bearbeiten, womit „eine neue Epoche eingeleitet werden könnte," und richtete ſein Augenmerk auch auf die Oper, indem er der Anſicht war, daß „aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfeſtes das Trauerſpiel in einer edleren Geſtalt ſich loswickeln ſollte." Göthe meinte, daß dieſe Hoffnung durch den Don Juan eine bedeutende Stütze erhalten habe, beklagte aber zugleich, daß durch Mozart's Tod (5. Dezember 1791) „alle Ausſicht auf etwas Aehnliches vereitelt worden ſei." Unterm 5. Januar 1798 berichtete Schiller dem Freunde, wie weit die Arbeit am Wallenſtein vorgerückt ſei, und bemerkte dazu: „Ich finde augenſcheinlich, daß ich über mich ſelbſt hinausgegangen bin, welches die Frucht unſeres Umgangs iſt; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer ſo objectiv mir entgegenſtehenden Natur konnte mich fähig machen, meine ſubjectiven Gränzen ſo weit auseinander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und Beſonnenheit, welche die Frucht einer ſpäteren Epoche iſt, Nichts von der Wärme einer frühern gekoſtet hat. Doch es ſchickte ſich beſſer, daß ich das aus Ihrem Munde hörte als daß Sie es von mir erfahren." Voll Herzlichkeit erwiderte Göthe: „Bei der Klarheit, mit der Sie die Forderungen überſehen, die Sie an ſich zu machen haben, zweifle ich nicht an

der vollen Gültigkeit Ihres Zeugniſſes. Das günſtige Zuſammentreffen unſerer beiden Naturen hat uns ſchon manchen Vortheil verſchafft und ich hoffe, dieſes Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräſentanten mancher Objecte diente, ſo haben Sie mich von der allzu ſtrengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältniſſe auf mich ſelbſt zurückgeführt. Sie haben mich die Vielſeitigkeit des inneren Menſchen mit mehr Billigkeit anzuſchauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verſchafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu ſein ich ſo gut als aufgehört hatte.“ Damals vertraute Schiller dem Freunde auch ſeinen Entſchluß, nur noch hiſtoriſche Stoffe zu wählen, weil frei erfundene für ihn „eine Klippe“ ſein würden, da es „eine ganz andere Operation ſei, das Realiſtiſche zu idealiſiren als das Ideale zu realiſiren.“ In die ernſthaften Erörterungen zwiſchen den Beiden miſchte ſich dann und wann ein Scherz. So, wenn Schiller den Freund gar artig myſtifizirte, indem er demſelben ein idylliſches Gedicht Lotte's zugehen ließ, als von einem „neuen Poeten“ herrührend, und ſich ſeine Meinung darüber erbat. Schiller und Lotte haben gewiß herzlich mitſammen gelacht, als Göthe, nicht ahnend, wer der „neue Poet“ ſei, unterm 3. Februar gravitätiſch zurückſchrieb: „Die Idylle iſt wirklich wieder eine ſonderbare Erſcheinung. Wieder ein beinahe weibliches Talent, hübſche jugendliche Anſichten der Welt, ein freundliches, ruhiges, ſittliches Gefühl“.... Am 1. März gelangte endlich durch Campe in Braunſchweig das franzöſiſche Bürgerdiplom an Schiller, welcher darüber an Göthe ſchrieb: „Daß ich als deutſcher Publizift κατ' ἐξοχην darin erſcheine, wird Sie hoffentlich auch beluſtigen.“ Als er einige Tage darauf das Eintreffen des Bürgerbriefes an Körner meldete, bemerkte er: „Zu dieſer Ehrenbezeugung iſt kürzlich noch eine andere gekommen, die mir ebenſo wenig hilft. Unſere Höfe haben mir aus eigener Bewegung die Würde eines Professor ordinarius

Digitized by Google

honorarius zugetheilt. Ich gewinne Nichts dabei, indeſſen hat es mich doch gefreut, daß man mir, ohne den geringſten Vortheil von mir zu haben oder zu hoffen, da ich ſchon viele Jahre lang nicht mehr leſe, dieſe Aufmerkſamkeit bewieſen hat.“ Körner meinte: „Die Pariſer Ehrenbezeugung will zu dieſer Zeit nicht viel bedeuten. Das Komödiantenweſen dieſer Menſchen iſt mir widerlich. Bei dem neuen Profeſſortitel iſt doch wenigſtens ehrlicher deutſcher Wille, der immer ſeinen Werth hat.“ Zu Ende des Mai kam Göthe herüber und verweilte beinahe einen Monat in Jena. Da erneuten ſich frühere ſchöne Abendſtunden am Steintiſch in der Laube von Schiller's Garten. Im September war er ſeinerſeits bei dem Freunde in Weimar zu Beſuch, den er kurz darauf wieder als ſeinen Gaſt bei ſich begrüßte. Am 6. November verließ der Dichter ſeine Gartenwohnung, um das Winterquartier im Griesbach'ſchen Hauſe in der Stadt zu beziehen, und ſo kam unter lebhaft zwiſchen Jena und Weimar hin und her gehenden Verhandlungen in Betreff der Aufführung des Wallenſtein das Jahr 1799 heran.

Fünftes Kapitel.

Wallenſtein.

Das franzöſiſche und das deutſche Theater. — Iffland. — Kotzebue. — Verſuch einer Reform. — Entſtehungsgeſchichte des Wallenſtein. — Die Wallenſtein'ſche Trilogie auf der Weimarer Bühne. — Großartiger Eindruck. — Aufführung der Tragödie in Berlin. — Fleck als Wallenſtein. — Reſultate. — Schiller und die Königin Luiſe von Preußen. — Ein Antrag aus England. — Charakteriſtik des Wallenſtein. — Die romantiſche Schule und ihr Verhältniß zu Schiller. — Schelling. — Novalis. — Die beiden Schlegel. — Tieck. — Ein Wort von Rahel Levin.

Die Geſchichte des deutſchen Theaters, welche wir im Verlauf unſerer Darſtellung mehrmals zu berühren hatten, iſt zwar der Entwicklung der deutſchen Kultur ganz analog; aber ſie kann,

Digitized by Google

zuſammengehalten mit der des franzöſiſchen, in beſonders ſcharfer Weiſe den Unterſchied zwiſchen unſerem Bildungsgang und dem unſerer weſtlichen Nachbarn veranſchaulichen. Bei den Franzoſen wird mit der ſtrafferen Centraliſation des Staatsmechanismus durch Richelieu auch das Bühnenweſen, wie die ganze höhere Kultur, zur Staatsſache. Die franzöſiſche Akademie beginnt ihre geiſtige Polizei zu üben und dieſe erſtreckt ſich auch auf das Theater. Eine Hofbühne entſteht, nach welcher ſich die Provinzialbühnen als nach dem offiziellen Vorbild zu richten haben. Schritt für Schritt entwickelt ſich mit der Hofetikette Ludwig's des Vierzehnten auch die theatraliſche Convenienz. Das tragiſche Ceremoniel wie die komiſche Routine, das Coſtüm, die Mimik, die Sprache, die Declamation, Alles gewinnt typiſche Formen und die geſetzmäßige Autorität dieſer Formen wird um ſo größer und nachhaltiger, als ihre Monotonie und Geiſtloſigkeit durch die bedeutenden dichteriſchen Talente, welche ſich ihrer bedienen, vergeſſen gemacht wird. Aber in der „claſſiſchen" Geſtalt, welche die Tragöden Corneille, Racine und Voltaire und der Komöde Molière dem franzöſiſchen Drama gegeben, verſteinert es und alle ſpäteren Verſuche, dem Steingebild wieder Leben einzuhauchen, mißglücken. Es wurde auch hier der Fluch offenbar, welcher dem Generaliſiren anhaftet, der Sucht, Alles unter *eine* Schablone zu bringen, und als in unſeren Tagen die franzöſiſchen Romantiker gegen die akademiſche Polizei Sturm liefen und bei Gelegenheit dieſer literariſchen Emeute auch das erwähnte ſteinerne Götzenbild umſtürzten, da wurde, wie man das ja an den Revolutionen der Franzoſen überhaupt gewohnt iſt, aus der dramatiſchen Umwälzung nur eine theatraliſche Orgie. Aus der claſſiſchen Pedanterie fiel man in die romantiſche Anarchie. Umgekehrt iſt unſere deutſche Bühne von einer Anarchie ausgegangen, welche ſie allerdings bis auf den heutigen Tag noch lange nicht völlig überwunden hat. Der Mangel an einem Centralhof und an einer tonangebenden

Hauptſtadt bewahrte unſer Theater, wie unſere Literatur, vor einer akademiſchen Claſſik; allein auf der andern Seite hatte die Abweſenheit einer durchgebildeten Convenienz in Theaterdingen eine Menge von Uebelſtänden zur Folge. Dem deutſchen Individualismus war bis zur Maßloſigkeit Raum gegeben. Nirgends ein feſter Anhaltspunkt, nirgends ein Achtung gebietendes Geſetz, nirgends allgemein gültige Normen. Man müßte unſere Wanderbühnen auf ihren Zügen verfolgen, wollte man ſich die Entwicklung des deutſchen Theaters in ihrer ganzen Buntſcheckigkeit vergegenwärtigen. Jeder Kritiker theoretiſirte, jeder Poet dramatiſirte, jeder Theaterdirector praktizirte ganz auf eigene Hand. Auch Gottſched's gallomaniſche Maßregelung der deutſchen Bühne war nur das Privatunternehmen eines Stubengelehrten. Leſſing gab ſeinem Lande als Kritiker eine Dramaturgie und ſchuf ihm als Dichter ein Drama. Aber er war weit entfernt an eine durchſchlagende Wirkung ſeiner Rieſenarbeit zu glauben; ſonſt hätte er nicht, als er den Nathan veröffentlichte, in der Vorrede geſagt: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, wo dieſes Stück ſchon jetzt aufgeführt werden könnte.“ Da und dort tauchten aus dem Schauſpielerhaufen Männer auf, welche Leben und Genie an die Verwirklichung ihrer höheren Anſicht von der Schauſpielkunſt ſetzten und auch wirklich vereinzelte Erfolge errangen. So ein Ackermann, ein Eckhof, ein Schröder, welche bei allen Conceſſionen, die ſie dem ungebildeten Geſchmack des Publicums machen mußten, doch mächtig dazu beigetragen haben, unſere Bühne aus der Sphäre eines rohen Naturalismus allmälig in die der Kunſt herüberzurücken. Die Entſtehung der „Nationaltheater“ in Mannheim, in Wien und anderwärts, in ſo geringem Maße auch Anfangs ihrem ſtolzen Namen die Wirkſamkeit dieſer Anſtalten entſprechen mochte, ſicherte doch der Schauſpielkunſt den feſten Boden, deſſen ſie zu ihrem Gedeihen bedarf, und ermöglichte die Bildung von Schauſpielerſchulen, in welchen allmälig die theatraliſche

Tradition ſich reinigen und zu künſtleriſchen Anſchauungen ſich hinaufbilden konnte.

Leider war nun aber unſere dramatiſche Dichtung ihrerſeits noch keineswegs zu einer Entwicklungsſtufe gelangt, auf welcher ſie klar und beſtimmend in die Geſtaltung des Theaters hätte eingreifen können. Der Widerwille gegen den franzöſiſchen Regelnzwang hatte zum entgegenſtehenden Extrem der Regelloſigkeit geführt. Die blinde Nachahmung Shakſpeare's ſtiftete auch mehr Unheil als Gutes. Die dramatiſchen Erſtlinge Göthe's und Schiller's ihrerſeits zogen eine ganze Generation von ungeſchlachten Ritter- und Räuberſtücken hinter ſich her und dem nachäffenden Unverſtand war es nicht um Poeſie, ſondern nur um grobe Spectakelei zu thun. Bei der Verwilderung, in welche der Geſchmack des Publicums durch ſolche Monſtroſitäten zurückgeworfen worden war, begreift es ſich, daß Schiller nur mit einer Art Grauen auf die Räuber, auf Fiesco, auf Kabale und Liebe, ja ſelbſt auf Don Carlos zurückblickte. Es war übrigens ganz natürlich, daß bei der langjährigen Abwendung der beiden großen Dichter von der Bühne die Mittelmäßigkeit und Gemeinheit daſelbſt freien Spielraum zu breiteſter Entfaltung gewonnen hatte. Man konnte zwar nicht eben viel dagegen einwenden, wenn ein Iffland durch ſeine „Jäger" dem Wohlgefallen der Deutſchen an Familienſtücken einen gewiſſermaßen claſſiſchen Ausdruck gegeben hatte; allein dieſe Richtung war in ihrem ungehemmten Verlaufe zu einer breiherzigen, alle ſittlichen und künſtleriſchen Begriffe verwirrenden Rührſeligkeit geworden, die mit der wahren Kunſt zugleich auch die wahre Moral von unſerer Bühne wegſchwemmte. Der Prophet dieſer falſchen Sentimentalität, der Handhaber einer Dramatik, welche den Familienjammer mit dem ſpectakelnden Lärm der Ritter-, Räuber- und Staatsactionen-Romantik verquickte, war Auguſt Kotzebue, der 1761 zu Weimar geborene Barnum der deutſchen Literatur. Dieſer Mann war ohne Frage mit einem

glänzenden Talent begabt, besonders für das Lustspiel, aber ein Mensch ohne alle sittliche Basis, ohne alles künstlerische Gewissen, hat er es auch als Lustspielschreiber nur zur geschickten Inszenesetzung von Zoten gebracht. Er war, bei dem Einfluß, welchen das Theater damals übte, eine Macht und so mag es gestattet sein, hier episodisch das Bild seiner persönlichen Erscheinung zu geben, wie es zwei sehr verschieden gearteten Zeitgenossen sich darstellte. Im Januar 1798 schrieb Jean Paul aus Leipzig an Otto: „Kotzebue hat mich besucht. Wider meine Erwartung ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen, wie sein Auge. Auf der andern Seite scheint er weniger boshaft zu sein als fürchterlich schwach; das Gewissen findet in seinem Breiherzen keinen massiven Grund, um einzuhacken." Im Januar 1813 sah Ernst Moritz Arndt den vielberufenen Mann in Königsberg. „Er machte — schreibt Arndt — einen sehr gemeinen Eindruck, eine der widerlichsten Erscheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Ich hatte mir ihn ganz anders gedacht, wenigstens als einen feingeschliffenen, etwas höfischen und höfelnden Mann. Aber den Vornehmen und Zierlichen spielte er nicht. Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverschämten Offenheit, die Nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche schlaue und gewandte Weltleute gewinnen, und in seinen freundlichen Augen war zugleich etwas schleichend Lauerndes und unverschämt Faunisches." Dieses Bild des Menschen Kotzebue ist zugleich auch das des Schriftstellers.

Erwägt man, daß Göthe und Schiller es unternahmen, der von Kotzebue mit rastloser Betriebsamkeit dem vornehmen und geringen Publicum genehm gemachten Richtung gegenüber, welche in plumpster Weise darauf ausging, die „Stimme der Natur" vernehmen zu lassen, und diesen „Naturlauten" die raffinirteste Unnatur zugesellte, einer Richtung gegenüber, welche in Ernst und Scherz nur an die gemeinen Instincte und Affecte des großen

Haufens appellirte und demnach höchſt populär war — ich ſage, erwägt man, daß die beiden Freunde, ſeit Göthe die Leitung der Weimarer Bühne übernommen und Schiller dem Drama wieder ſchöpferiſch ſich zugewandt hatte, es unternahmen, dieſer rohrealiſtiſchen Bühne eine ideale entgegenzuſtellen und von den Brettern derſelben herab die Kunſtanſchauung zu verkündigen, zu welcher ſie ſelbſt nur langſam und mühevoll gelangt waren, ſo wird man dieſem Unternehmen Muth und Kühnheit nicht abſprechen. Sie vermieden hiebei, wie wir ſehen werden, Irrthümer und Mißgriffe keineswegs und waren, bei Geſtalt der Sachen, ſolche auch gar nicht zu vermeiden. Aber wenn man den Beiden vorgeworfen hat, ſie hätten bei ihren dramaturgiſchen Beſtrebungen die realen Verhältniſſe nicht hinlänglich berückſichtigt, ſo vergaß man, daß eben der Verſuch gemacht werden mußte, mit dieſen realen Verhältniſſen entſchieden zu brechen, wenn man nicht die Bühne überhaupt rettungslos den Kotzebue und Conſorten überlaſſen wollte. Das konnte aber insbeſondere Schiller nicht wollen, nachdem er ſich endlich feſt für die dramatiſche Poeſie entſchieden, er, welcher ſchon als Jüngling mit Begeiſterung die Bühne als eine ſittliche Anſtalt begriffen hatte und, ein gereifter Mann, ſie jetzt zur Würde eines nationalen Erziehungsmittels erheben wollte. Die Anfänge des Repertoriums einer idealen Bühne waren gegeben, theilweiſe in Schiller's Don Carlos, mehr noch in Göthe's Iphigenie und Taſſo. Es handelte ſich nur darum, vermittelſt eines überwältigenden Eindrucks das Publicum für eine Dramatik zu gewinnen, welche dem künſtleriſchen Schönheitsideal entſprach. Das unternahm Schiller mit ſeinem Wallenſtein, und daß er es nicht ohne Erfolg unternahm, wird Niemand leugnen wollen.

Der Wallenſtein, unbeſtritten die Krone der deutſchen tragiſchen Kunſt, ein Werk, ſo groß, daß, wie Göthe am 23. Juli 1827 zu Eckermann ſagte, „in ſeiner Art zum zweiten Mal nichts Aehnliches vorhanden iſt," — war die Schöpfung vieler Jahre, während

welcher die große Arbeit unter vielem Schwanken, unter wechselnden Stimmungen langsam vorrückte und aus dem Anfangs beabsichtigten einen Stück zur Trilogie sich erweiterte. Die Anfänge des Unternehmens sind uns schon früheren Ortes begegnet. Nach der Rückkehr des Dichters aus Schwaben ruhte es ganz, und als Schiller zu Ende des Jahres 1795 wieder die dichterische und dramatische Stimmung gefunden hatte, schien er dem Problem der Malteser, welches bekanntlich Problem geblieben ist, vor dem des Wallenstein den Vorzug geben zu wollen. Erst vom Frühling 1796 an läßt sich die Entstehungsgeschichte von unseres Dichters größtem Werke wieder mit Bestimmtheit verfolgen. Unterm 21. März schrieb er an Körner, daß er sich nun endlich ernstlich für den Wallenstein bestimmt habe und mit großer Freude und ziemlich viel Muth „an diese neue Art von Leben" gehe. Von seiner alten Art und Kunst könne er freilich dabei wenig brauchen; aber er hoffe, in der neuen schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen, und, wenn auch lange nicht das, was er von sich fordere, so doch mehr zu erreichen als er früher in diesem Fache geleistet hätte. Im November bemerkte er gegen Göthe, er habe in der Oekonomie des Stückes einige nicht unbedeutende Fortschritte gewonnen; aber je mehr er seine Ideen über die Form rectifizire, desto ungeheurer erscheine ihm die zu beherrschende Masse und ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst würde er schwerlich fortfahren können. Göthe erwiderte ermuthigend, der Glaube des Freundes an die Möglichkeit der Vollendung des Wallenstein sei ihm höchst angenehm; denn „nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Schiller gab dem Freunde unterm 28. November die Beruhigung, daß es mit dem Wallenstein zwar langsam, aber doch vorwärts gehe; indessen schrieb er an demselben Tage an Körner, das

„unglückſelige Werk liege noch endlos und formlos vor ihm da“ und nur ſeine beharrliche Neigung für die Arbeit laſſe ihm die Hoffnung eines günſtigen Erfolges. Zugleich hob er eine Hauptſchwierigkeit hervor, indem er ſagte: „Die Baſis, worauf Wallenſtein ſeine Unternehmung gründet, iſt die Armee, mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vors Auge und nur mit unſäglicher Kunſt vor die Phantaſie bringen kann; ich kann alſo das Object, worauf er ruht, nicht zeigen, und ebenſowenig das, wodurch er fällt: das iſt ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiſer. Auch die Leidenſchaften ſelbſt, durch die er bewegt wird, Rachſucht und Ehrbegierde, ſind von der kälteſten Gattung. Sein Charakter endlich iſt niemals edel und darf es nicht ſein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erſcheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberſtellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder.“ Noch im Dezember 1796 iſt er entſchloſſen, das Werk in Proſa zu ſchreiben, aus Furcht, „in ſeine ehemalige rhetoriſche Manier zu fallen.“ Zu Anfang des Jahres 1797 ſchreibt er, durch Krankſein am Weiterarbeiten verhindert, an Körner: „Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieſer Wallenſtein aus meiner Hand und von meinem Schreibtiſch verſchwunden iſt. Es iſt ein Meer auszutrinken und ich ſehe manchmal das Ende nicht.“ Nachdem er im Herbſte den Muſenalmanach auf das folgende Jahr hinter ſich hatte, konnte er ſich wieder mit ganzer Seele der Tragödie zuwenden, deren Proſagewand jetzt mit dem rhythmiſchen vertauſcht wurde. Denn er hatte, wie er unterm 24. November gegen Göthe äußerte, inzwiſchen die Ueberzeugung gewonnen, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt die äußere, zuſammenhängen. Der Rhythmus leiſte bei einer dramatiſchen Production außerdem noch das Große und Bedeutende, „daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach *einem* Geſetz behandelt und ſie trotz ihres inneren Unterſchiedes in *einer* Form ausführt, dadurch

den Dichter und ſeine Leſer nöthigt, von allem noch ſo charakteriſtiſch Verſchiedenen etwas Allgemeines, Reinmenſchliches zu verlangen. Alles ſoll ſich in dem Geſchlechtsbegriff des Poetiſchen vereinigen und dieſem Geſetz dient der Rhythmus ſowohl zum Repräſentanten als zum Werkzeug. Er bildet auf dieſe Weiſe die Atmoſphäre für die poetiſche Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geiſtige kann von dieſem dünnen Element getragen werden.“ Uebereinſtimmend damit hatte er einige Tage zuvor gegen Körner geäußert, daß es unmöglich ſei, ein Gedicht in Proſa zu ſchreiben, und daß der Wallenſtein erſt in der neuen (rhythmiſchen) Geſtalt eine Tragödie genannt werden könne. Göthe billigte die mit dem Stücke vorgenommene Veränderung lebhaft und meinte, überhaupt ſollte alles Poetiſche rhythmiſch behandelt werden, und wenn man in Deutſchland eine ſogenannte poetiſche Proſa eingeführt habe, ſo ſei das gerade, als wenn ſich Jemand in ſeinem Park einen trockenen See beſtellte und der Gartenkünſtler die Aufgabe durch Anlegung eines Sumpfes zu löſen ſuchte. Unterm 1. Dezember beklagte ſich Schiller gegen Göthe, daß ihm der Wallenſtein „faſt zu arg anſchwelle,“ weil die Jamben „eine poetiſche Gemüthlichkeit unterhalten, die Einen ins Breite treibt“ — und hierauf deutete der Freund das Auskunftsmittel an, aus dem einen Stück „einen Cyclus von Stücken zu machen,“ worauf unſer Dichter bekanntlich eingegangen iſt, indem er ſein Werk zu einer Trilogie (Wallenſtein's Lager — Die Piccolomini — Wallenſtein's Tod) organiſch gegliedert hat. Vom 8. Dezember exiſtirt eine Aeußerung Schiller's, welche zeigt, mit was für Schmerzen die hohe Vollendung des großen Gedichts erkauft wurde. Er ſchrieb da an Göthe: „Das pathologiſche Intereſſe der Natur an einer ſolchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicher Weiſe alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber ſie macht, daß ein lebhafter Antheil mich ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich

muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen."

Gegen das Frühjahr von 1798 hin war das Stück so recht „in Gang gekommen" und zu Anfang des März waren „drei Viertel der ganzen Arbeit absolvirt." Schiller und Göthe wünschten sehr, daß Schröder zur Uebernahme der Rolle des Wallenstein nach Weimar käme, was sich aber nicht machen lassen wollte. Im Juni kam Göthe auf mehrere Tage zu dem Freunde herüber und es wurde, nach gewohnter Art, zwischen den Beiden lebhaft über den Wallenstein verhandelt. Ueberhaupt ist es höchst belehrend, zu erfahren, mit welcher allseitigen Gewissenhaftigkeit unser Dichter bei Schaffung seines großen Werkes verfuhr. Man ersieht aus dem ganzen Gange der Arbeit recht deutlich, daß Kunstwerke nicht nur so „hingeschleudert," nicht nur so aus dem Nichts hervorgezaubert werden und daß gerade das Genie mit der größten Sorgfalt verfährt. Schiller ließ sich's nicht verdrießen, überall Belehrung zu suchen, wo er solche zu finden hoffen konnte. Als ihn im Juli 1798 der Bruder seines Schwagers, der nachmalige preußische General Ludwig von Wolzogen besuchte, besprach er mit dem Gaste die kriegswissenschaftlichen Momente im Wallenstein. „Er verlangte — erzählt der General — ich sollte ihm ein treues Bild von einer Schlacht im dreißigjährigen Kriege liefern, damit er aus dieser Beschreibung die Grundfarben zur Schilderung des Todes von Max Piccolomini entlehnen könne. Als ich ihm aber mit Karthaunen, Kolubrinen und Bombarden kam, da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „„Wie können Sie nur verlangen, daß ich eine Szene, welche den höchsten tragischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen berechnet ist, mit so viel Knall und Dampf erfüllen soll? Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyt's Ende berichtet."" Er sann noch lange hin

und her, wie er ſeinen Helden nach dieſen Grundſätzen am beſten aus der Welt ſchaffen möchte und jeden Tag brachte ich ein neues Project dazu, das er jedoch als viel zu kriegswiſſenſchaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt. „„Ich hab's — ſagte er — Max darf nicht durch Feindes Hand, er muß unter dem Hufſchlag ſeiner eigenen Roſſe an der Spitze ſeines Küraſſierregiments des Todes Opfer werden!"" — und ſo entſtand die herrliche Erzählung des ſchwediſchen Hauptmanns, die wir heute Alle mit Bewunderung leſen." In der erſten Hälfte des September war Schiller bei Göthe in Weimar und ſtärkte ſich an dem herzlichen Beifall des Freundes zur Vollendung ſeiner Tragödie. Unmittelbar nach ſeiner Heimkehr ſchrieb er den Prolog, an welchem der Freund „eine ſehr große Freude" hatte. Zugleich ſandte er unſerem Dichter den Abraham a Santa Clara, damit dieſer alte Humoriſt ihn „zu der Kapuzinerpredigt begeiſtere." Die prächtige Kapuzinade wurde denn auch im Oktober geſchrieben und im November ging der Dichter an den „poetiſch wichtigſten, bis jetzt immer aufgeſparten Theil des Wallenſtein," an die Liebesepiſode von Max und Thekla. Wenn er dann unterm 30. November an Göthe meldete, daß er „den Wallenſtein zum erſten Mal in die Welt ausfliegen laſſen und an Iffland — welcher 1796 als Director des Theaters nach Berlin berufen worden — geſchickt habe," ſo ſind darunter wohl nur Wallenſtein's Lager und die Piccolomini zu verſtehen. Denn die ganze Tragödie wurde mit „Wallenſtein's Tod" erſt im Frühling 1799 abgeſchloſſen. Damals, am 19. März, ſchrieb er an Göthe: „Ich habe mich lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich ſo ſehr wünſchte, — meines Werkes los zu ſein, und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit ſchlimmer als der bisherigen Sklaverei. Die Maſſe, die mich bisher anzog und feſthielt, iſt nun auf einmal weg und mir dünkt, als wenn ich beſinnungslos im luftleeren

Raume hinge. Zugleich iſt mir, als wenn es abſolut unmöglich wäre, daß ich wieder Etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig ſein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen beſtimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet ſehe.“ Der Brief, womit Körner unterm 31. März die wenige Tage zuvor geſchehene Zuſendung einer Abſchrift des Werkes beantwortete, war wohl geeignet, den Dichter von der Möglichkeit, „wieder Etwas hervorbringen zu können,“ zu überführen. „Ich hätte dir gewünſcht, den Eindruck zu ſehen, den dein Werk auf mich gemacht hat — ſchrieb der Freund. Es iſt ein Erfolg, der dir, das weiß ich, nicht gleichgültig iſt. Nur ſoviel laß mich dir ſagen, daß ich mich wieder ganz verjüngt und in die ſchönen Tage unſeres ehemaligen Beiſammenſeins verſetzt fühle. Ich erwartete viel Kunſt vom Wallenſtein, aber fürchtete eben deßhalb eine gewiſſe Kälte. Deſtomehr wurde ich durch das jugendlich friſche Leben überraſcht, das in dem ganzen Werke athmet.“

Noch bevor die ganze Trilogie zum Abſchluß gediehen war, hatten die beiden erſten Theile die „Feuerprobe der Lampen“ beſtanden. Das Weimarer Theatergebäude war unter der Leitung des beim neuen Schloßbau angeſtellten Stuttgarter Architekten Thouret umgebaut worden und im Herbſt 1798 ſtand es fertig da. Der heitere Saal, mit einem auf Säulen ruhenden Balkon, ſollte mit Wallenſtein's Lager zum Muſendienſt eingeweiht werden. Die Hofſchauſpielertruppe war aus Lauchſtädt, wo ſie Sommers ſpielte, zurückgekehrt, und der Dichter aus Jena herübergekommen, um beim Einſtudiren der Rollen gegenwärtig zu ſein. Gemeinſchaftlich mit ihm dirigirte Göthe die Proben. Der Freund, welcher für die äußere Anordnung eines Drama's, für Gruppirung und Szenerie ein mehr künſtleriſch geübtes Auge beſaß als Schiller, ließ ſich mit wahrhaft brüderlicher Theilnahme die Zurüſtungen angelegen ſein und wir wiſſen von ihm ſelbſt, wie energiſch er bei dieſer Gelegenheit hemmende Schauſpielerlaunen

beſeitigte. Am Abend des 12. Oktober ging das Lager in Szene. Die Aufführung übertraf alle Erwartungen. Der neue, freundliche, hell beleuchtete Raum war mit Zuſchauern angefüllt, die theils aus der Stadt theils aus der Umgegend dem feſtlichen Spiele zugeeilt waren. Geſpannt lauſchte die Verſammlung dem Prolog, welcher ſie auf den richtigen Standpunkt ſtellte. Vohs ſprach denſelben in dem Coſtüm, welches er ſpäter als Max Piccolomini trug. Die Darſtellung des Stückes ſelbſt ging vortrefflich: ſie war ein harmoniſch gerundetes Ganzes, wo jeder Schauſpieler je nach dem Charakter ſeiner Rolle verſtändig hervortrat oder beſcheiden ſich unterordnete. Genaſt trug als Kapuziner den Preis davon. Die lebhaft angeregte Spannung des Publicums auf die Fortſetzung des Stückes, — welche Spannung ſich dadurch nicht irren ließ, daß Wieland (!) das Lager „unmoraliſch" fand, Jean Paul über die Aufführung verdrießlich und der grämliche Herder vor Aerger über „die ſittlichen und äſthetiſchen Fehler" des Stückes gar krank wurde — mußte ſich länger als drei Monate gedulden, denn erſt am 30. Januar 1799 betraten die Piccolomini die Bretter. Die Vorbereitungen wurden faſt mit der Wichtigkeit einer Staatsangelegenheit betrieben, denn auch der Herzog nahm den größten Antheil an dem Gelingen des Werkes und für Schiller und Göthe war es ja alles Ernſtes eine Art Staatsaction, da es ſich dabei um den Sieg des idealen Drama's handelte. Schiller kam ſchon am 2. Januar mit ſeiner ganzen Familie nach Weimar, wo er fünf volle Wochen blieb. Mit unendlicher Geduld und Sorgfalt leiteten die beiden Freunde die Proben und ſo überwanden ſie zuletzt unter anderen Schwierigkeiten auch dieſe, den des Rhythmus ganz entwöhnten Schauſpielern einen richtigen Vortrag der Jamben begreiflich zu machen. Endlich kam der entſcheidende Abend. Aus der Nähe und Ferne, zumal aus Jena und Erfurt, waren Zuſchauer herbeigeſtrömt, ſo viele das Haus nur immer faſſen konnte. Als Thekla glänzte Fräulein Jage-

mann, als Max Vohs und den Wallenſtein agirte vortrefflich Graff, welcher ſich im Greiſenalter mit dankbarer Rührung daran erinnert hat, daß Schiller ſelbſt ihn den Helden ſpielen gelehrt habe. Für die ruhigen Beobachter, deren es unter den Zuſchauern freilich nur ſehr wenige gegeben habe, ſei es ein eigener Genuß geweſen, das übervolle Parterre zu überblicken — ſagt ein Augenzeuge der Aufführung, deſſen Bericht wir hier folgen. „Da ſaßen ihrer Viele mit freudetrunkenen Augen, die bei den wunderſchönen lyriſchen Stellen, aus denen das liebende, ahnende Gemüth des Dichters ſprach und worin die Großheit ſeiner Ideen und die üppige Fülle ſeiner Phantaſie ſo glänzend erſchien, nur durch Gebärden ihr Entzücken ausdrücken konnten; das Herz war ihnen zu voll, als daß ſie ihren Empfindungen hätten Worte geben können. Dann traf es ſich wieder, daß Einige, denen man einen gebildeten Verſtand nicht abſprechen konnte, kalt blieben oder allerlei Ausſtellungen machten, wogegen Andere, die man unter die Ungebildeten zählte, gerade mit am lebhafteſten ergriffen und von der Macht der Poeſie, die ſie fühlten ohne ſie ſich deutlich machen zu können, fortgeriſſen wurden. Schiller ſelbſt war hochvergnügt und in ſeiner Freude, die er den Schauſpielern wiederholt kundgab, fügte er zu dem Mahle im zweiten Act noch einige Flaſchen Champagner hinzu, die er ſelbſt unter dem Mantel auf das Theater trug.“ Ein Vierteljahr ſpäter, am 20. April, erſchien Wallenſtein's Tod auf der Bühne und der Dichter konnte unterm 8. Mai an Körner berichten, die Wirkung ſei eine außerordentliche geweſen und habe auch die „Unempfänglichſten“ mitfortgeriſſen. Es ſei darüber nur e i n e Stimme geweſen und in den nächſten acht Tagen ſei von Anderem gar nicht geſprochen worden. Könnte Schiller's Wahrhaftigkeit auch nur einem leiſeſten Zweifel unterliegen, ſo müßte dieſer ſchwinden bei den Worten, womit eine Augenzeugin, Frau Amalie von Voigt, in ihren Erinnerungen über die Wirkung der großen Dichtung ſich aus-

Digitized by Google

ſpricht. Wir Nachgeborenen müſſen unſere Phantaſie ordentlich anſtrengen, um den Enthuſiasmus, welchen der Wallenſtein hervorrief, in ſeinem ganzen Umfange zu verſtehen. „Nach den erſten Vorſtellungen — ſagt die genannte Dame — begriff man gar nicht, wie man an etwas Anderes als an das Schickſal von Max und Thekla, dem die heißeſten Thränen floſſen, denken könne, ſogar eſſen wolle!“ Iffland beeilte ſich, dem Vorgang Weimars nachzufolgen. Schon am 18. Februar 1799 gingen die Piccolomini, ſchon am 17. Mai ging Wallenſtein's Tod auf dem Berliner Hoftheater in Szene. Fleck machte hier aus der Titelrolle ſeine vielleicht größte Meiſterſchöpfung. Mit raſchem Griff hatte ſich, Tieck's Zeugniß zufolge, der große Mime des ganzen Umfangs der an Gegenſätzen ſo reichen Aufgabe bemächtigt. Der ungeſtüme dämoniſche Trieb der Herrſchſucht Wallenſtein's und die in ſich verſinkende Grübelei, die ſoldatiſche Härte und die zarte Neigung zu dem jungen Freunde äußerten ſich durchaus natürlich als Eigenſchaften einer geſchloſſenen Perſönlichkeit, welche aber erſt in dem unerſchütterlichen Glauben an den geheimnißvollen Schutz der Sterne ihren Schwerpunkt fand. Dies Moment habe Fleck auf ſo eindringliche Weiſe hervorgehoben, daß die ganze finſtere Heroengeſtalt wie von unſichtbarer Macht getragen, wie von magiſch anziehendem Grauen umgeben ſchien. Im Laufe des Sommers wurde der Wallenſtein in Anweſenheit des Königs und der Königin von Preußen zu Weimar wiederum „mit großer Wirkung“ aufgeführt. Der Dichter ward bei dieſer Gelegenheit dem königlichen Paare vorgeſtellt und hatte Urſache, die Grazie und das Wohlwollen zu rühmen, womit die ſchöne Königin ihn empfing, ſowie das Gefühl und den Geiſt, womit ſie in den Sinn ſeiner Werke einging. Dieſe Begegnung ſollte auch, wie wir ſehen werden, nicht ohne weitere günſtige Folgen bleiben. Die Herzogin Luiſe von Weimar ihrerſeits, ſeit lange unſerem Dichter wohlgeneigt, ließ ihm zum Zeichen ihres Beifalls ein

ſchwer und reich aus Silber gearbeitetes Kaffeegeräthe — Kaffee war ja das Lieblingsgetränk Schiller's — auf den Schreibtiſch ſtellen. Der Geiſt des alten Feldherrn führte ſich auch als würdiges Geſpenſt auf, indem er Schätze heben half, wie Schiller unterm 27. Auguſt ſcherzend an Göthe ſchrieb, den Empfang des Theaterhonorars für den Wallenſtein beſcheinigend. Er hatte daſſelbe, wie ich aus ſeinem Brief an Göthe vom 18. Dezember 1798 ſchließe, auf 60 Dukaten feſtgeſtellt; da er aber in erſterem Schreiben von einem „ſchweren Paket" und von einem „Geldſtrom" ſpricht, welchen der Freund „in ſeine Beſitzungen" geleitet habe, ſo iſt anzunehmen, daß die Erwerbung des Wallenſtein für die herzoglichen Bühnen in Weimar und Lauchſtädt für den Dichter einträglicher geweſen ſei. Iffland hatte kein Bedenken getragen, an Schiller für den Wallenſtein, und zwar noch bevor der Erfolg des Stückes in Weimar entſchieden war, das für jene Zeit ganz außerordentlich hohe Bühnenhonorar von 60 Friedrichsd'or zu bezahlen. Im Sommer 1800 kam die Tragödie, in Cotta's Verlag erſchienen, gedruckt ins Publicum. Der Erfolg muß als ein bis dahin in Deutſchland geradezu unerhörter bezeichnet werden, denn ſchon im Herbſte war die erſte Auflage von vierthalbtauſend Exemplaren vergriffen. Freund Körner machte deßhalb auch den Dichter darauf aufmerkſam, künftig bei Geſchäften mit Buchhändlern mehr als bisher auf den eigenen Vortheil bedacht zu ſein, und ſo ſetzte Schiller gegenüber von Cotta das Honorar für jedes ſeiner künftigen Stücke auf 300 Dukaten feſt. Zur nämlichen Zeit erhielt er Beweiſe, daß auch in der Fremde ſein Ruhm bedeutend gewachſen. Der franzöſiſche Exminiſter Narbonne wollte den Wallenſtein ins Franzöſiſche überſetzen und aus England, wo von Fiesco und Kabale und Liebe ſchon 1795, von Don Carlos 1796 Ueberſetzungen erſchienen waren, kam ihm der buchhändleriſche Antrag, ihm jedes neue Drama mit 60 Pfund zu honoriren, unter der Bedingung, daß die engliſche Ueber-

ſetzung vierzehn Tage früher erſcheinen dürfe als das deutſche Original.

Wer „unverwirrt durch der Parteien Haß und Gunſt," welche beide dem Wallenſtein Schiller's in reichem Maße zu Theil geworden, an das Gedicht herantritt, wird, auch bei dem Gefühl der Mängel deſſelben, im Ganzen einen durchaus großartigen Eindruck empfangen. Es iſt wahr, man hat anſcheinend nicht ohne Grund geſagt, der Dichter habe, hierin zu ſehr dem Einfluß Humboldt's nachgebend, eine ſubjective Schickſalsidee in ſein Thema „hineingekünſtelt," welche das Stück mehr erdrücke als belebe. Aber es dürfte doch nicht ſchwer ſein, nachzuweiſen, daß auch an der hiſtoriſchen Geſtalt Wallenſtein's ein geheimnißvoll dämoniſcher Zug haftet, welcher wohl dazu leiten konnte, hier die griechiſche Vorſtellung von der Macht des Schickſals wirkſam zu glauben und wirkend zu zeigen. Und ſo *wird* ſie gezeigt. Denn bei näherem Zuſehen erkennt man ſofort, daß im Wallenſtein das Schickſal keineswegs nur, wie Hoffmeiſter und Andere meinten, als ein-abſtractes Ding erſcheine, welches hinter den Couliſſen ſein Weſen treibe. Nein, die Schickſalsidee iſt in die Charaktere des Stückes eingegangen und in dem Getriebe ihrer Leidenſchaften und Strebungen zu handelnder Realität herausgearbeitet. Was iſt überhaupt die Schickſalsidee in ihrer Wahrheit? Doch nichts Anderes als die zum Begriff erhobene Erfahrung, daß der Menſch, wenn er mit ſelbſtſüchtiger Eigenmächtigkeit die Schranken des ewigen Sittengeſetzes mißachtet, an denſelben zu Grunde geht. Dieſer Conflict iſt auch das Grundmotiv des Wallenſtein. Der Held erhebt ſich zum Idealismus, aber ſeine egoiſtiſch unreinen Mittel ſetzen ſein Handeln zu ſeinem idealen Wollen in einen Widerſpruch, welcher ihn erdrückt. Der Idealismus wird ſich ſelber untreu und deßhalb unterliegt er der gemeinen Wirklichkeit. Hier liegt der tragiſche Knoten des Stückes und er iſt von dem Dichter ſo kunſtvoll geſchürzt worden, daß der Wallenſtein aller

Digitized by Google

ſcheinbar ſubjectiven Schickſalsfärbung ungeachtet in der That das iſt, wofür Schiller ihn angeſehen wiſſen wollte, ein großes, objectives Zeit- und Charaktergemälde. Mit Recht hat Ruge auf die plaſtiſche Vollendung des ſprachlichen Ausdrucks aufmerkſam gemacht, welcher nicht nur die ganze Schrecklichkeit des dreißigjährigen Krieges widerſpiegelt, ſondern auch mit höchſt glücklichem Takt am rechten Orte das entartete Deutſch und ſelbſt den Curialſtyl jener Zeit wirkſam andeutet. Die Liebesepiſode von Max und Thekla — ſchon beim Erſcheinen der Tragödie und heute noch das Entzücken der Jugend und namentlich der Frauen — bot den Gegnern unſeres Dichters den meiſten Stoff zum Tadel. Selbſt eine Rahel Levin fand, Thekla ſei „ganz und gar nur die tragiſche Gurli;" aber man muß nicht vergeſſen, daß die hohe Geiſtesklarheit dieſer Frau öfter als billig durch die Voreingenommenheiten ihrer Freunde, der Romantiker, getrübt wurde. Für Schiller war, wie wir ſahen, die Epiſode von Max und Thekla der „poetiſch wichtigſte" Theil des Stückes. Ich möchte ſagen, er habe ſich bei Schaffung derſelben, wo er ganz dem Drange ſeines Idealismus folgen konnte, von dem Realismus erholen wollen, welchen ihm der Wallenſtein auferlegte. Deßhalb ſind denn Max und Thekla — eine ſchöne, wenn auch halbmyſtiſche Definition der Poeſie hier anzuwenden — ja, die Beiden ſind „ſichtbare Bilder von unſichtbaren Naturen" und ſo, wie ſie ſind, werden ſie für alle Zeit als Verkörperung des deutſchen Liebesideals daſtehen. Und noch mehr, ſie laſſen ſich auch hiſtoriſch rechtfertigen, wenn ich recht erwäge. Wer die deutſche Literatur des ſiebzehnten Jahrhunderts kennt, weiß, daß gerade in der ungeheuern Trübſal des dreißigjährigen Krieges eine idealiſch-ſehnſüchtige Stimmung in den Gemüthern erwachte, welche in den Liebesgedichten der erſten und mehr noch der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule eine allerdings vorherrſchend laſcive, mitunter aber auch eine ganz platoniſch-ſentimentaliſche Färbung annahm. Damit iſt bewieſen, daß

auch zu jener Zeit Liebende ſo fühlen konnten und wirklich ſo fühlten wie Max und Thekla, und wenn auch keineswegs behauptet werden ſoll, Schiller habe dieſe geſchichtlich nachweisbare Stimmung mit Bewußtſein reproduziren wollen, ſo iſt doch gewiß, daß ſein poetiſcher Inſtinct auch hier das Richtige weit beſſer getroffen habe, als die Unkenntniß zugeben wollte. Endlich iſt das Prophetiſche im Wallenſtein vom höchſten Belang. In ſeiner Tragödie entrollte der Dichter eine Zeit, wo „auf des Degens Spitze die Welt ruhte" und, wie auch damals, an des 18. Jahrhunderts „ernſtem Ende," um „der Menſchheit große Gegenſtände, um Herrſchaft und um Freiheit ward gerungen." Beim Schauen und Leſen des großen Werkes iſt uns immer, als erhebe ſich hinter der Geſtalt Wallenſtein's die Napoleon's, welcher, während das Gedicht ſeiner Vollendung zuſchritt, gerade ſeinen abenteuerlichen Feldzug in Aegypten und Syrien machte, um dann, wenige Monate nach dem Erſcheinen des Wallenſtein auf der Bühne, durch den Gewaltſtreich vom 18. Brumaire ſich zum Herrn von Frankreich aufzuſchwingen. Der Wallenſtein iſt im Einzelnen und Ganzen voll von Ahnung deſſen, was Europa bevorſtand, — eine Zeit von Kriegstumult, eine Periode der Säbelherrſchaft. Ja, den „großen Geſchicken" ſchritten in Schiller's Tragödie „ihre Geiſter" voraus und mit dem Hellblick des Sehers zeigte der Dichter ſeinen Zeitgenoſſen in dem „Heute" ſchon das „Morgen."

Der äſthetiſchen Kritik kommt es zu, ein Werk von der Bedeutung des Wallenſtein einläßlicher zu analyſiren. Die Biographie kann ſich begnügen, an die Hauptgeſichtspunkte erinnert zu haben, von welchen die Beurtheilung ausgehen muß. Dagegen liegt ihr ob, die Eindrücke zu verzeichnen, welche die Zeitgenoſſen des Dichters von ſeinen Werken empfingen. In Betreff des Wallenſtein iſt in dieſer Richtung oben ſchon Manches beigebracht worden und dem dort Geſagten füge ich hier bei, daß, wer erfahren will,

Digitized by Google

wie die Tragödie auf Schiller's Freunde wirkte, welche zugleich Kenner waren, die ausführlichen Briefe nachleſen muß, welche Körner unterm 9. April 1798 und unterm 16. Januar 1800 an den Dichter ſchrieb. Hier iſt gehaltvolle Würdigung, ohne eine Spur von Schmeichelei. Aber es fehlte der großartigen Schöpfung auch nicht an Tadlern, welche ſich eifrigſt bemühten, Fehler zu finden und, wo keine zu finden waren, zu erfinden. Wie ſchon angedeutet wurde, gingen dieſe Bemängelungen von der Coterie der Romantiker aus und es iſt komiſch mitanzuſehen, wie ſich ein Mitglied derſelben, Steffens, in ſeiner Schilderung von der Wirkung der Tragödie dreht und windet, um der romantiſchen Loſung gemäß möglichſt zu vertuſchen, daß auch ihm dieſe Wirkung in ihrer ganzen Größe ſich fühlbar gemacht habe. Da wir aber einmal auf die romantiſche Schule zu ſprechen gekommen, ſo iſt es nicht nur paſſend, ſondern geboten, näher auf den Gegenſtand einzutreten.

Bereits iſt, bei Erwähnung Jean Paul's und Fichte's, die Wendung unſerer Literatur von der Claſſik zur Romantik ſignaliſirt worden. Zu den beiden genannten Initiatoren einer neuen Schule geſellte ſich als dritter Schelling, welcher in ſeiner productiven Periode die Grundlinien eines naturphiloſophiſchen Syſtems gezogen hat. In dieſem ging das Ideale aus dem Realen hervor und vergeiſtigte die Natur ſich zum Gedanken: — die Natur iſt der ſichtbare Geiſt, der Geiſt die unſichtbare Natur. Dieſe Einheit des Geiſtigen und Körperlichen iſt das Abſolute, welches ſich in dem allumfaſſenden Leben der Natur als ein durch den Widerſtreit entgegengeſetzter Kräfte nach einem allgemeinen Geſetze der Polarität ſich bildendes Prinzip offenbart, im ſubjectiven Bewußtſein des Menſchen aber zu ſich ſelber kommt, wobei alle Stufen des natürlichen Daſeins ebenſo viele Sproſſen ſind, an welchen der Geiſt zu ſeiner Freiheit und zum Wiſſen von ſich emporſteigt. Es iſt bekannt, wie anregend die Schelling'ſche Philo-

Digitized by Google

ſophie auf die naturwiſſenſchaftlichen Studien eingewirkt, aber auch, wie ſehr ſie der Phantaſterei Thür und Thor geöffnet hat. Es bedurfte nur der frühreifen, hektiſch aufgereizten Genialität eines Novalis, um aus der wunderlichen Verquickung der Fichte'ſchen Lehre vom Ich mit der Schelling'ſchen Lehre vom Abſoluten die ſeltſamſten Reſultate zu gewinnen. Novalis, der eigentliche Prophet der Romantik, d. h., einen Göthe'ſchen Ausdruck zu gebrauchen, der „altneudeutſchchriſtlichreligiöspatriotiſchen" Kunſt, ſetzte alle ſeine Denkkraft an die Durchführung des Verſuchs, Philoſophie und Religion zu verſöhnen und die Poeſie zu verchriſtlichen. Er fühlte wohl, daß hier die Gefahr nahelag, von der Bahn humaner Selbſtbeſtimmung, welche der deutſche Geiſt ſeit Leſſing eingeſchlagen, ab- und in bedenkliche Richtungen hineingedrängt zu werden, und da er Nichts weniger als ein „Dunkler" aus Abſicht war, ſo rang er gewaltig, eine Einheit zu finden, in welcher Glauben und Wiſſen, Dichten und Trachten ſich begegnen könnten, ohne die Freiheit zu gefährden. Man kann nicht ohne Theilnahme dieſes Ringen einer engelhaft reinen Seele mitanſehen, wie es ſich insbeſondere in den fragmentariſchen Betrachtungen von Novalis darſtellt. Zuletzt führen ihn die Vermittlungsverſuche zwiſchen Spinoza, Fichte, Schelling und Böhm zum Chriſtenthum und zwar zum Chriſtenthum in ſeiner Erſcheinungsform als Katholicismus; denn, ſagt er, „der alte Katholicismus war angewandtes, lebendiggewordenes Chriſtenthum, er war die echte Religion, er war es durch ſeine Allgegenwart im Leben, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit ſeiner Ehen, ſeine menſchenfreundliche Mittheilſamkeit, ſeine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue." Nachdem ſich Novalis einen Katholicismus, an welchen den Prüfſtein kirchengeſchichtlicher Kritik zu halten reine Zeitverſchwendung wäre, zurechtgemacht, prophezeite er, „nur die geiſtliche Macht deſſelben könne den ſtreitenden Völkern den Palmenzweig darreichen." Es werde ſo lange Blut über Europa

Digitized by Google

strömen, bis „die Nationen ihres fürchterlichen Wahnsinns gewahr werden, der sie im Kreise umhertreibt, und bis sie, von heiliger Musik getroffen und besänftigt, zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Friedensfest auf den rauchenden Wohnstätten mit heißen Thränen gefeiert wird." Ganz folgerichtig geht dann Novalis bis zur Lobpreisung des Jesuitismus fort, verwirft die Reformation und die Aufklärung des Bestimmtesten, kehrt sich ab von dem „frechen Licht" des Tages, preist in trunkenen Hymnen die „heilige, unaussprechliche, geheimnißvolle Nacht" und feiert in Liedern voll mystischer Innigkeit die Jungfrau Maria als die Kybele oder Isis seines katholisirenden Naturdienstes.

Die Rückkehr zur mittelalterlichen Katholicität, wie sie ja zur gleichen Zeit durch die Bonald und Chateaubriand auch in Frankreich empfohlen wurde, ist also schon von Novalis deutlich als Ziel der Romantik hingestellt. Friedrich Schlegel, der eigentliche Doctringeber der Schule, hat den Novalis'schen Gedanken nur breit, sehr breit getreten. Schlegel hat sich vermittelst seiner Zeitschriften (Athenäum 1798—1800, Europa 1803—4) ein Ansehen als Kritiker zu geben gewußt und sein kritisches Talent war in der That groß genug, um für eine Weile Lärm in der Welt zu machen, worauf es doch vor Allem abgesehen war. Was die negative Seite seiner Kritik betrifft, so war diese insbesondere gegen Kotzebue und Lafontaine, sowie gegen die Nicolaiten, d. i. gegen die Aufklärer gerichtet. Göthe'n wurde gehuldigt, da man ja doch eines Anhaltspunktes bedurfte; Schiller dagegen, dessen sittliches Freiheitsstreben den Romantikern ein Dorn im Auge sein mußte, ward vornehm ignorirt oder hinterrücks befehdet. Mit „göttlicher Grobheit," wie Friedrich Schlegel sagte, in Wahrheit aber mit jener geckenhaften Frechheit, welche stets das Merkmal unsauberen und ohnmächtigen Wollens ist, trat die neue Kunstkritik auf und sie charakterisirt sich schon dadurch, daß Wieland, der

Digitized by Google

wenigſtens im Vergleich mit den Schlegeln ein Poet jeder Zoll war, im Athenäum einer rohen Mißhandlung unterworfen wurde. Die Antwort auf die Frage, was denn eigentlich die neue Doctrin wollte, lautete annehmlich genug: — ſie wollte die Einheit von Leben und Poeſie in der Unmittelbarkeit beider begreifen, die Realität mit dem Idealismus durchdringen, die Wirklichkeit poetiſch verklären, hiedurch die Emanzipation der Geſellſchaft von der Philiſterei aller Art bewirken und die Bildung in eine Sphäre erheben, wo Leben und Kunſt in dem Brennpunkt der Religion Eins würde. Um die Theorie praktiſch zu veranſchaulichen und die Unmittelbarkeit des genialen Ich dichteriſch aufzuzeigen, ſchrieb Friedrich Schlegel ſeinen Roman „Lucinde" (1799). Daß über dieſes allerdings mehr nur langweilige als gefährliche Buch ein Schleiermacher, welcher nachmals, in Wiederaufnahme der Novalis'ſchen Verſuche, zur Vermittlung von Waſſer und Feuer die „ſpeculative" Theologie cultivirte, eine Reihe von entzückten Briefen ſchreiben konnte, beweiſt eine gänzliche Verkehrung aller ſittlichen und äſthetiſchen Prinzipien, einen totalen Mangel an geſundem Menſchenverſtand in der romantiſchen Schule. Wenn auch ohne den geringſten poetiſchen Werth, iſt die Lucinde doch von kulturgeſchichtlicher Wichtigkeit, weil das Buch zeigt, wohinaus die romantiſche Ironie wollte. Sie lehrte nämlich, das menſchliche Ich finde, nachdem es die Schranke der Subjectivität vergebens zu durchbrechen geſucht, ſeine wahre Fülle und Einheit nicht in der Thätigkeit, ſondern umgekehrt in der „gottähnlichen Kunſt der Faulheit," in welcher die Freiheit (d. i. die Frechheit) des genialen Subjects ſich ſelbſt genießt. Je göttlicher der Menſch, deſto ähnlicher wird er der Pflanze, welche unter allen Formen der Natur die ſchönſte und ſittlichſte iſt. So iſt alſo das höchſte und vollendetſte Leben Nichts als ein reines Vegetiren und dieſes Vegetiren, dieſer Zuſtand des abſoluten Nichtsthuns iſt — Religion. Nach ſolchen Prämiſſen kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir

Digitized by Google

den Autor der Lucinde, welche durch ein bekanntes Epigramm vortrefflich kritisirt wurde, bald darauf aus dem heiligen Düster des Wiener Stephansdoms hervor verkündigen hören, der Wendepunkt zum Bösen in der Weltgeschichte sei eingetreten mit den Kämpfen der Ghibellinen gegen das Papstthum und habe sich dann mit der Reformation und der Aufklärung vollendet. Die Umkehr zur mittelalterlich-katholischen Weltansicht, welche Kirche und Staat, Volk und Wissenschaft, Leben und Kunst zu einer Einheit zusammengefaßt hätte, sei demnach die unumgängliche Bedingung einer Wiederherstellung und Verjüngung der deutschen und der europäischen Gesellschaft. In der letzten Zeit seines Lebens, wo Friedrich Schlegel wie ein Kapuziner sprach und wie ein Epikuräer lebte, stieß sein apokalyptischer Orakelton, womit er sich und Andere belügen wollte, selbst seine intimsten Freunde ab. August Wilhelm Schlegel gab sich willig dazu her, für die romantische Doctrin seines jüngeren Bruders Propaganda zu machen. Der eitelste der Menschen, kokettirte er übrigens mehr nur mit der romantischen Mode als daß es ihm wirklicher Ernst damit gewesen wäre. Er adoptirte sie als ein Mittel, Aufsehen zu erregen und sich eine Stellung in der Literatur zu machen. Mit wirklichem Interesse cultivirte er, ein eleganter Sprachkenner, nur die universalistische Seite der Romantik und in dieser Richtung hat er der Herder-Göthe'schen Idee von einer Weltliteratur wesentliche Dienste geleistet, indem er als geschmackvoller Uebersetzer zu der weltliterarischen Theorie von allen Seiten her praktische Belege holte. So schloß er in Verbindung mit seinem Bruder, und zwar nicht wie dieser mit zweideutigen Hintergedanken, dem deutschen Auge die Phantasiewelt der altindischen Dichtung auf, so führte er Dante, Camoens und Calderon in Deutschland ein, so lieferte er seine im Ganzen noch immer unübertroffene Uebertragung Shakspeare'scher Dramen. Seine kritischen Arbeiten erscheinen durch romantische Marotten überall viel weniger getrübt

Digitized by Google

als die seines Bruders und es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß die Wissenschaft der Literarhistorik eigentlich erst von ihm datirt. Auch in Betreff der poetischen Production lief er dem Bruder den Rang ab; wenigstens wußte er sich mehr das Ansehen eines Poeten zu geben als jener, dessen dichterische Hohlheit in dem sogenannten Trauerspiel Alarkos zu einer grellbunten Blase des Unsinns aufschwoll. Freilich wetteiferte auch A. W. Schlegel in seinem einzigen größeren dichterischen Versuch, dem Schauspiel Jon, nur ganz unglücklich mit der Göthe'schen Iphigenie. Von jedem der Brüder schleppt sich herkömmlicher Weise ein halb Dutzend Gedichte in den Anthologieen fort, aber es sind kalte, leblose, gemachte Producte. Die Schlegel wollten den Mangel an Schöpferkraft und die Prosa ihrer Empfindungsweise durch Einführung des Klingklangs südlicher Formen verdecken und durch sie und die übrigen Romantiker kam jene Sonetten-, Canzonen- und Glossenwuth in Deutschland auf, welche der wackere Voß so herb als treffend persiflirt hat. Ueberhaupt ging das Schönthun der romantischen Schule mit der italischen und spanischen Poesie bald so ins Extrem, daß zum großen Nachtheil unserer Literatur eine Zeit lang kaum bezweifelt werden durfte, die crude Phantastik der Calderon'schen Autos sei der Gipfel dichterischer Kunst.

Es würde den Kreis meiner Aufgabe weit überschreiten heißen, wenn ich die Romantik in ihren verschiedenen Richtungen weiter verfolgen wollte. Ich sage daher nur noch, daß keineswegs geleugnet werden soll, die romantische Schule, wenngleich in staatlicher und kirchlicher Beziehung voll unheilvoller Wirkungen, habe auch Ersprießliches und Löbliches angeregt. Ihre schönste Blüthe war die patriotische Richtung, welche zu einer Wiederaufgrabung der Quellen unseres Volksthums antrieb und eine Sprach-, Rechts- und Sittenforschung begründete, deren Ergebnisse dem erwachenden Nationalgeist zu gesunder Nahrung dienten. Diese vaterländische Seite der Romantik, wesentlich aus der herben

Digitized by Google

Enttäuſchung über den Kosmopolitismus der franzöſiſchen Revolution hervorgegangen und nachmals in Großbritannien, durch Walter Scott, zu einer dichteriſchen Geſtaltung gebracht, welche die Runde um die Welt machte, hat unzweifelhaft auch auf Schiller bedeutend eingewirkt. Im Uebrigen wird, denke ich, das Vorſtehende genügen, um klar zu machen, daß das gute Verhältniß zwiſchen unſerem Dichter und den Schlegeln, wie es beim Beginn der Horen beſtanden hatte, unmöglich von Dauer ſein konnte. Die Kluft zwiſchen dieſen Naturen war zu groß, und ſowie die romantiſche Doctrin deutlicher ſich hervorwagte, mußte der Bruch erfolgen. Für Schiller war es unleidlich, wenn ſich, wie namentlich in den Kritiken von Friedrich Schlegel geſchah, die Ohnmacht zur Arroganz aufbauſchte, und ſo waren die Brüder in den Xenien mehrfach ſatiriſch von ihm geſtreift worden. Deſſenungeachtet blieb er mit Auguſt Wilhelm bis 1801 in leidlich guter Beziehung, wogegen er den Friedrich, welcher die aus den Xenien geſogene Galle bei jeder Gelegenheit gegen Schiller auszulaſſen ſuchte, ſchon im Mai 1797 in einem Briefe an Göthe einen „Laffen" nannte. Unterm 23. Juli 1798 ſchrieb er dem Freunde, die „naſeweiſe, entſcheidende, ſchneidende und einſeitige Manier," womit das Schlegel'ſche Athenäum verfahre, mache ihm „phyſiſch wehe." Göthe antwortete nach ſeiner Weiſe beſchwichtigend und Schiller wollte dann auch den Schlegeln „einen gewiſſen Ernſt, ein tieferes Eindringen in die Sachen" nicht abſprechen, obgleich „dieſe Tugend mit ſo vielen egoiſtiſchen und widerwärtigen Ingredienzien vermiſcht ſei." Als aber die Lucinde erſchien, ſprach Schiller in einer Aeußerung gegen Göthe ein ebenſo entſchiedenes als gerechtes Verdammungsurtheil über das Buch, welches er als den „Gipfel moderner Unform und Unnatur," als eine „höchſt ſeltſame Paarung des Nebuliſtiſchen mit dem Charakteriſtiſchen" bezeichnete.

Wenige Tage darauf, Ende Juli's 1799, erhielt er einen

Beſuch von Ludwig Tieck, in welchem damals gerade die Schlegel den poetiſchen Meſſias zu proclamiren begannen, der da thun ſollte, was ſie ſelber nicht konnten, d. h. die Formen ihrer Doctrin mit romantiſcher Subſtanz füllen. Dieſe Hoffnung war keine grundloſe. Denn wie wenig auch Tieck, weil er ſeine beſten Jahre an ein lebensunfähiges Kunſtprinzip vergeudete, im Ganzen und Großen der Nation geworden iſt, wie ſehr ſein ganzes Wirken auf die Kreiſe romantiſcher Geiſtreichigkeit und geiſtreichthuender Excluſivität beſchränkt blieb, ein wirkliches und ſogar großes poetiſches Talent war er immerhin. Seine literariſchen Komödieen ſind zugleich mit den Armſeligkeiten, gegen welche ſie gerichtet waren, verſchollen; aber ſeine Märchen, in welchen er wie kein Zweiter den Zauber der vielberufenen „Waldeinſamkeit" wirken zu laſſen und der Natur ihre verſchämteſten Geheimniſſe abzulauſchen verſtand, bewahren den reinſten und feinſten Duft der „blauen Blume" der Romantik und werden denſelben auch auf die Zukunft bringen. Freilich, wenn man Tieck von vorneherein als eine Genie ausgepoſaunt hatte, berufen, das Größte zu ſchaffen, ſo wurde der Irrthum allen Verſtändigen klar, als er 1799 mit ſeiner Genoveva hervortrat. Dieſe plan- und einheitsloſe Apotheoſe des Mittelalters, in welcher die romantiſche Muſe als eine von falſchem Schmuck förmlich klingelnde Kokette erſcheint und ſich bis zur höchſten Potenz frömmelnder Affectation hinaufklingelt, wurde von der Schule mit ſchallenden Fanfaren begrüßt und den großen Dichtungen Göthe's und Schiller's nicht nur gleichgeſtellt, ſondern vorgezogen. Wer, außer dem Literarhiſtoriker, der ſich ſeufzend durch dieſe „Naturunmittelbarkeit" durcharbeiten muß, kennt das geprieſene Stück heute noch? Niemand. Zuvor hatte Tieck unſerem Dichter „gar nicht übel" gefallen und er hatte in ihm, wie er unterm 24. Juli 1799 an Göthe ſchrieb, „ein angenehmes Talent" gefunden, welches „in ſeiner Sphäre fruchtbar und gefällig wirken könnte." Nach dem Erſcheinen der

Digitized by Google

Genoveva aber gab er ihn auf und mußte es wohl, da er Tieck's zweite productive Periode, die Novellenzeit, nicht mehr erlebte. „Es iſt ſchade um dieſes Talent — ſchrieb er unterm 27. April 1801 an Körner — das noch ſo viel an ſich zu thun hätte und ſchon ſo viel gethan glaubt. Ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm, denn mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle.“ Tieck übrigens, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, hat ſich, wenn auch unſerem Dichter nicht freundlich geſinnt, wenigſtens nie zu der bornirten Ungerechtigkeit der Schlegel gegen denſelben fortreißen laſſen, und wenn er auch bis zuletzt an ſeiner Meinung feſthielt, Schiller's Erſtlingswerk, die Räuber, ſei ſein größtes geblieben, ſo konnte und wollte er ſich doch dem imponirenden Eindruck des Wallenſtein nicht entziehen. Er bemühte ſich zwar angelegentlich, in der Compoſition und Ausführung der großen Dichtung Fehler zu finden und aufzuzeigen, aber er ſetzte ſeinen Ausſtellungen doch das Bekenntniß entgegen, ſie werde „immer als die erſte unter den deutſchen Tragödieen zu nennen ſein,“ und ſprach anderweitig die bekannten warmgefühlten Worte: „Wallenſtein's mächtiger Geiſt trat unter die Tugendgeſpenſter des Tages. Der Deutſche vernahm wieder, was ſeine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Geſinnungen, welche Geſtalten ein echter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieſes tiefſinnige reiche Werk iſt als ein Denkmal für alle Zeiten hingeſtellt, auf welches Deutſchland ſtolz ſein darf, und ein Nationalgefühl, einheimiſche Geſinnung und großer Sinn ſtralt uns aus dieſem reinen Spiegel entgegen, damit wir wiſſen, was wir ſind und was wir waren.“ Im Jahre 1809, als die Geſchicke, deren Geiſter im Wallenſtein der Zeit vorausgeſchritten waren, ſich erfüllt hatten, da griff auch die Tadlerin Rahel Levin wieder nach dem Werke, und als ſie es geleſen, rief ſie aus: „Wie paßt jetzt jedes Wort in der Tragödie! Wie verſteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erſt!“

Sechſtes Kapitel.

Maria Stuart. Die Jungfrau von Orleans. Die Braut von Meſſina.

Die letzte Lebensperiode. — Kurzes Schwanken hinſichtlich der Wahl eines neuen Stoffes. — Schweſter Chriſtophine und Schwager Reinwald. — Die Ueberſiedelung nach Weimar, zunächſt für die Wintermonate, beſchloſſen. — Haushaltslage. — Ankunft einer kleinen Karoline. — Die Malteſer. — Schwere Erkrankung Lotte's. — Umzug nach Weimar. — Revolutionärer und contrerevolutionärer Aberwitz. — Krähwinkelig. — Bearbeitung des Macbeth. — Maria Stuart. — Wiederum im Gartenhaus am Leutrabach. — Was iſt Poeſie und wer iſt ein Poet? — Die Jungfrau. — Neue dramatiſche Pläne. — Im Körner'ſchen Weinbergshaus zu Loſchwitz. — Der Triumph in Leipzig. — Zelter bei Schiller. — Das Mittwochskränzchen und eine Kotzebue'ſche Intrigue. — Dramaturgiſche Experimente. — Eigen Dach und Fach. — Der Adelsbrief. — Eine Trauerzeit. — Die Braut. — Eine „verwünſchte Acclamation." — Unter Kriegsleuten. — Serenade und Morgenſtändchen zu Lauchſtädt. — Schiller und der König von Schweden.

Wir treten in die letzte Lebensperiode unſers Dichters, deren Anfang durch die Vollendung des Wallenſtein bezeichnet wird. Er ſtand jetzt in der Vollreife ſeines Geiſtes. Seiner Kraft und ſeiner Ziele bewußt, war er auch des Erfolges gewiß. Denn die einzelnen Stimmen des Tadels, welche gegen ſeine große Tragödie ohnehin mehr nur flüſternd als laut ſich vernehmen ließen, verſtummten vor dem rauſchenden und herzlichen Beifall, welchen die Nation ihm entgegentrug. Aber er hätte müſſen nicht Schiller ſein, wenn ihm auch nur einen Augenblick beigekommen wäre, auf den errungenen Lorbeern ausruhen zu wollen. Der Blick des Genius iſt nach vorwärts gerichtet und Thätigſein, Streben, Wirken ſein Element. Hinſichtlich des Gebietes ſeiner Wirkſamkeit konnte jetzt kein Zweifel mehr aufkommen. Sein Beruf als dramatiſcher Dichter, als Tragöde war, wie für das Publicum, ſo auch für ihn ſelbſt auf immer entſchieden. Nur in Betreff der Stoffwahl fand noch ein Schwanken ſtatt. Wir ſahen, daß Schiller zu Anfang des Jahres 1798 ſich entſchloſſen hatte, nur noch geſchichtliche Stoffe zu wählen, und damals hatte er gegen Göthe geäußert, daß er große Luſt hätte, die Geſchichte Julian's

Digitized by Google

des Apostaten dramatisch zu behandeln. Unmittelbar nach dem Abschluß des Wallenstein war er jedoch anderen Sinnes, denn er bekannte unterm 19. März 1799 dem Freunde: „Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt.“ Dies war aber nur eine vorübergehende Laune und seine Aufmerksamkeit wandte sich sofort wieder der Geschichte zu. Am 20. April war Wallenstein's Tod in Weimar aufgeführt worden, am 25. April kehrte der Dichter nach Jena zurück und schon am folgenden Tage finden wir ihn mit dem Thema der Maria Stuart beschäftigt, welches ihm ja bereits vor Jahren, in der Einsamkeit von Bauerbach, anziehend nahegetreten war. Unterm 8. Mai schrieb er an Körner: „Jetzt bin ich Gottlob wieder auf ein neues Trauerspiel fixirt“ — womit nur Maria Stuart gemeint sein kann; denn wenn auch zu dieser Zeit der Gedanke, die Malteser ernstlich vorzunehmen, flüchtig aufgetaucht war, so wurde er doch rasch wieder fallen gelassen und ein dritter tragischer Stoff, der Warbek, erregte erst im August die Aufmerksamkeit Schiller's. Am 10. Mai bezog er mit seiner Familie wieder das Gartenhaus am Leutrabach und erhielt daselbst den Besuch Göthe's, der ihn zu seiner neuen Arbeit gewiß sehr ermunterte. Hatte der Freund doch bei einer früheren Gelegenheit gegen Schiller bemerkt, „es scheine ihm beim dramatischen Dichter durchaus nothwendig, daß derselbe oft auftrete und die Wirkung, die er gemacht, immer wieder erneuere.“ Unser Dichter las damals, wie um sich durch den Contrast in seinen dramaturgischen Grundsätzen zu befestigen, Corneille und Racine. Jener mißfiel ihm, wie er sagte, „der Armuth der Erfindung, der Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, der Kälte in den Leidenschaften, der Lahmheit und Steifigkeit im Gange der Handlung wegen.“ Den Racine fand er „ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel

näher, obgleich er alle Unarten der französischen Manier an sich trägt und im Ganzen etwas schwach ist.“ Unterm 4. Juni meldete er an Göthe, daß er sich, obgleich das Schema zur Maria Stuart noch nicht vollständig entworfen sei, doch sofort an die Ausführung des ersten Acts gemacht habe.

Ein paar Wochen später begrüßte er seine Schwester Christophine und ihren Mann bei sich, allein die „imperfectible enge Vorstellungsweise des fleißigen, nicht ganz ungeschickten Philisters“ von Schwager bereitete ihm, wie er Göthe unterm 25. Juni merken ließ, nicht eben viel Unterhaltung. Ueberhaupt macht sich in dieser Zeit an unserem Dichter mitunter ein gewisser Rigorismus fühlbar, um nicht zu sagen eine gewisse Rücksichtslosigkeit, den hohen Maßstab, welchem er sich selbst unterwarf, auch an Andere zu legen. Wenn aber herbe Aeußerungen von der eben berührten Art zu der gewohnten Herzensgüte Schiller's im Widerspruch zu stehen scheinen, so ist es wohl gestattet, zur Ausgleichung desselben an die Reizbarkeit zu erinnern, welche eine leider unausbleibliche Folge fortwährender Kränklichkeit zu sein pflegt. Im Hochsommer sehen wir des Dichters Entschluß, nach Weimar überzusiedeln, wenigstens für die Wintermonate, zur Reife gediehen. Die zwingenden Motive legte er seinem Freunde Körner unterm 9. August dar, wo er schrieb: „Weil ich mich für die nächsten sechs Jahre — (ach, diese Zeitbestimmung war eine ominöse!) — ganz ausschließend an das Dramatische halten werde, so kann ich es nicht umgehen, den Winter in Weimar zuzubringen, um die Anschauung des Theaters zu haben. Dadurch wird meine Arbeit um Vieles erleichtert werden und die Phantasie erhält eine zweckmäßige Anregung von außen, da ich in meiner bisherigen isolirten Existenz Alles, was ins Leben und in die sinnliche Welt treten sollte, nur durch die höchste innere Anstrengung und nicht ohne große faux-frais zu Stande brachte.“ Am nämlichen Tage theilte er auch Göthe seinen Entschluß mit und dieser schrieb umgehend

Digitized by Google

zurück: „Es ist keine Frage, daß Sie unendlich gewinnen würden, wenn Sie in der Nähe eines Theaters sein könnten. In der Einsamkeit steckt man diese Zwecke immer zu weit hinaus.“ Der Freund war auch behülflich, in Weimar ein passendes Quartier auszumitteln, und da Charlotte von Kalb gerade im Begriffe stand, die von ihr innegehabte Wohnung aufzugeben, so miethete Schiller dieselbe zu dem jährlichen Zins von 122 Reichsthalern. Er setzte unterm 1. September von seiner Absicht, nach Weimar zu ziehen, auch den Herzog in Kenntniß. Der Fürst billigte den Entschluß und sprach in seiner Antwort die Hoffnung aus, den Dichter „recht oft sehen und ihm mündlich die Hochachtung und Freundschaft beweisen zu können, die er für ihn hege.“ Die Herzogin Luise schrieb ihm ebenfalls in gütigster Weise, die „angenehme Aussicht auf einen näheren Umgang mit ihm mache ihr viele Freude.“ Endlich wurde bei dieser Veranlassung die Besoldung Schiller's um 200 Thaler erhöht und wir erhalten einen Einblick in seine Haushaltslage, wenn er am 8. Oktober an seine Mutter schreibt: „Wir werden nach Weimar ziehen und den Winter dort zubringen. Ich habe Geschäfte dort und der Herzog will mich dort haben; er hat mir deßwegen auf eine sehr schmeichelhafte Weise meine Besoldung verdoppelt, so daß ich jetzt 400 Thaler von ihm habe, jährlichen Gehalt. Es ist freilich noch ein kleiner Theil dessen, was unsere Wirthschaft jährlich braucht, indessen ist es doch eine große Erleichterung und das Uebrige kann ich durch meinen Fleiß, der mir wohl bezahlt wird, recht gut verdienen. Wir stehen uns jetzt doch, mit dem, was uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über 1000 Gulden Reichsgeld; dies nehme ich ein, ohne Etwas dafür zu thun, und 1400 Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient.“ Man ersieht hieraus, daß das Budget des Dichters zwar ein deutschbürgerlich-bescheidenes, doch aber nicht ein allzu knappes war. Freilich darf dabei

Digitized by Google

nicht übersehen werden, daß die Aufbringung desselben geistige Anstrengungen erforderte, welche der kränkliche Körper Schiller's unmöglich lange auszuhalten vermochte.

Zu Anfang Septembers war der Dichter in seiner neuen Tragödie bis zu der berühmten Szene vorgeschritten, wo die beiden Königinnen zusammenkommen. Er machte jetzt eine Pause, weil der Musenalmanach für das kommende Jahr seine Thätigkeit forderte. In Rudolstadt, das ihm recht ans Herz gewachsen war, holte er sich frische Stimmung und Stärkung, welche letztere ihm bald nach seiner Heimkehr von diesem kurzen Ausflug sehr vonnöthen war. Denn ihm stand ein trüber Spätherbst bevor. Am 11. Oktober gab Lotte ihrem Gatten ein Töchterlein. Die Niederkunft war schwer, doch glücklich von statten gegangen, die „chère mère" kam zur Pflege der Tochter von Rudolstadt herüber, am 15. Oktober wurde die Neugeborene auf die Namen Karoline Henriette Luise getauft, und Alles schien so glücklich sich anzulassen, daß Schiller freien Geistes den Plan seiner Malteser-Tragödie ausarbeitete, „um dem Herzog sogleich bei seiner Ankunft in Weimar etwas Bedeutendes vorzulegen." Dieser Plan, wie wir ihn aus den gesammelten Werken kennen, ließ allerdings etwas „Bedeutendes" erwarten: er ist vielleicht das Erhabenste, was unser Dichter im tragischen Fache ersonnen, und wir haben daher höchlich zu beklagen, daß er nicht zur Ausführung gekommen. Möglich, daß dem Dichter durch das traurige Ereigniß, welches störend in diese Beschäftigung eingriff, die ganze Sache verleidet wurde. Denn am 23. Oktober mußte er in sein Notizenbuch schreiben: „An diesem Tage ist Lolo sehr krank geworden." Die Wöchnerin war von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und schwebte mehrere Tage zwischen Leben und Tod. Am 25. Oktober schrieb Schiller an Göthe: „Ich habe in diesen Tagen sehr gelitten, wie Sie wohl denken können; doch wirkte die heftige Unruhe, Sorge und Schlaflosigkeit nicht auf meine

Digitized by Google

Gesundheit, wenn die Folgen nicht noch nachkommen. Meine Frau kann nie allein bleiben und will Niemand um sich leiden als mich und meine Schwiegermutter. Ihre Phantasieen gehen mir durchs Herz." Der Freund schrieb zurück: „Unsere Zustände sind so innig verwebt, daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle. Ich wünsche Nichts sehnlicher als bald etwas Tröstliches von Ihnen zu hören." Das Tröstliche ließ aber mehrere Wochen auf sich warten. Erst Mitte Novembers erhielt die Kranke Besinnung und Sprache wieder; doch machte von da an ihre Genesung so rasche Vorschritte, daß am 3. Dezember der Umzug der Familie nach Weimar stattfinden konnte. Welche innige Anhänglichkeit sie in Jena zurückließ, zeigt ein Brief, welchen Frau Griesbach am Tage des Umzugs an den Dichter schrieb. „Ich war so gewohnt, mit Ihnen zu leben — hieß es darin — daß mir jedesmal die Thränen in die Augen kommen, wenn Eins von uns fragt: Wie mag es jetzt bei Schiller's gehen?"

Es ging zunächst recht leidlich. Lotte hatte sich wieder vollständig erholt, die Kinder gediehen fröhlich, und nachdem das Hauswesen in ein regelrechtes Geleise gelenkt war, konnte man sich auch den wohlthätigen Einflüssen der Weimarer Geselligkeit überlassen. Der Dichter war von den Fürstlichkeiten mit Achtung und Theilnahme, von der Weimarer Gesellschaft mit Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Mit Papa Wieland stellte sich unschwer wieder ein freundliches Verhältniß her, mit Göthe kam Schiller täglich zusammen und häufig war der Herzog der Dritte in diesem kleinen Kreise. Daß der Verkehr mit Schwager Wolzogen und Schwester Karoline ein geschwisterlich-vertraulicher war, braucht kaum bemerkt zu werden: die beiden Familien machten so zu sagen nur *eine* aus. So kam das Ende des Jahres heran, zugleich das Ende eines Jahrhunderts. Man beabsichtigte, das neue, das neunzehnte mit einem künstlerisch ausgedachten Feste

zu begrüßen, und Schiller betheiligte ſich lebhaft an dieſem Plan, welcher zu Neujahr 1801 ausgeführt werden ſollte. Allein nicht nur fehlten die Mittel, etwas Großartiges herzuſtellen, ſondern es fehlte auch die rechte Feſtluſt. Und woher hätte ſie wohl kommen ſollen? War doch die politiſche Lage ſo, daß jeder Denkende ſchwerſte Schickſale für Deutſchland und Europa befürchten mußte. In Frankreich war die Anarchie gebändigt, aber um welchen Preis? An die Stelle einer zuletzt ganz in ſich zerfallenen Demokratie hatte ſich ein Gewaltherrſcher geſetzt, der das Genie und den Willen hatte, dem Erdtheil mit dem Schwerte die Geſetze einer unerſättlichen Eroberungsgier vorzuſchreiben. Und welche Hoffnungen auf Widerſtand konnte dieſem Bedrohlichen gegenüber das zerklüftete Vaterland bieten? Keine. Preußen, durch die Betheiligung Friedrich's des Großen an der erſten Zerreißung Polens auf die abſchüſſige Bahn der „Freundſchaft" mit Rußland um jeden Preis hineingerathen, hatte ſich durch den Basler Frieden förmlich vom Reiche losgeſagt, allerdings nicht ohne begründetes Mißtrauen gegen Oeſtreich, welches dann ſeinerſeits durch den Friedensſchluß von Campo Formio aller Welt kundgab, daß es außer Standes ſei, fürder eine deutſche Reichspolitik aufrecht zu erhalten. Als bei dieſer Gelegenheit der Schlüſſel des Reichs, Mainz, den Franzoſen überliefert wurde, da ſtieß ein deutſcher Publiziſt, Görres in ſeinem „Rothen Blatt", den höhniſchen Jubelruf aus: „Die Integrität des Reichs iſt zertrümmert! Bürger, Mainz iſt unſer! Es lebe die Frankenrepublik! Am 30. Dezember 1797, am Tage des Uebergangs von Mainz, ſtarb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, ſanft und ſelig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagfluß, bei völligem Bewußtſein und mit allen Sacramenten verſehen, das heilige römiſche Reich, ſchwerfälligen Andenkens." Dieſer Wahnwitz zeichnet die ganze Situation, deren Troſtloſigkeit um Nichts gebeſſert wurde, wenn auf der andern Seite die

Digitized by Google

contrerevolutionäre Angſt in Deutſchland nicht ſelten zu unglaublichen Aeußerungen von Knechtsſinn ausſchlug. Der gute alte Gleim, durch dieſe Angſt völlig zum Kinde geworden, ließ damals Reimereien ausgehen, die mit zum Sklavenhafteſten gehören, wodurch unſere edle Sprache jemals entweiht worden iſt. Alſo Mangel an politiſchem Verſtand und wahrem Patriotismus, Maßloſigkeit, Aberwitz hüben und drüben. Es iſt leicht zu begreifen, daß unſer Dichter, die Lage von Europa überſchauend, in ſeinem Liede „zum Antritt des neuen Jahrhunderts" auf die Frage: „Wo öffnet ſich dem Frieden, wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort?" nur die Antwort fand: „Ach, umſonſt auf allen Länderkarten ſpähſt du nach dem ſeligen Gebiet, wo der Freiheit ewig grüner Garten, wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht" — und daß er, „aus des Lebens Drang fliehend," reſignirt „in des Herzens heilig ſtille Räume" zurücktrat, in die Welt der Ideale, wo es wenigſtens eine „Freiheit in dem Reich der Träume" gab und „das Schöne im Geſang" blühte. Faſt möchte man auch bei dieſer Gelegenheit die Gemeinde der Idealgläubigen von damals abermals um die Leichtigkeit beneiden, mit den realen Zuſtänden ſich abzufinden. Und doch hat hinwieder dieſe ganze ſchöngeiſtige Weimarer Geſellſchaft Etwas an ſich, was uns, welchen denn doch Deutſchland aus einem bloß „geographiſchen" Begriff allmälig zu einer ſittlichen Idee geworden, nicht ſehr angenehm berührt. Im Hinblick auf dieſe Geſellſchaft wandelt uns manchmal das Gefühl an, als hätten ſich die Mitglieder derſelben recht abſichtlich die Augen verbunden, um nicht zu ſehen, was in der Welt vorging, und zuweilen muß Einem, wenn Männer wie Göthe und Schiller ſich in Dutzenden von Billeten über literariſche und theatraliſche Armſeligkeiten wichtig ergehen, während die größten Ereigniſſe einer verhängnißvollen Zeit nicht mit einem Worte berührt werden, dies Alles doch recht krähwinkelig vorkommen. Der ehrliche und einſichtsvolle Knebel hatte nicht ohne Grund

ſchon 1797 mißmuthig geſchrieben: „In Weimar hat man über politiſche Sachen gar kein Urtheil.“ Wenn Göthe, der wie für Geſchichte ſo auch für Politik kein Organ beſaß, über den Patriotismus des Dichters ſo ſich äußerte, wie früheren Ortes berührt worden, ſo hatte er von ſeinem Standpunkt aus unzweifelhaft recht. Aber dabei kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß in dieſer Richtung ſein Einfluß auf Schiller, wenigſtens für eine Zeit lang, kein wohlthätiger geweſen ſei. Schiller war nicht dazu gemacht, ſich in die reine, man möchte ſagen vornehm-abſtracte Kunſtſphäre zu verſchließen. Es iſt ihm auf die Länge auch gar nicht heimelig darin geweſen. Denn in ihm war neben dem künſtleriſchen auch das ſtaatsbürgerliche Element mächtig und er empfand daher das Bedürfniß, unmittelbar auf ſeine Zeitgenoſſen zu wirken. Er beſaß den Inſtinct des Propheten, des Völkerlehrers, und wenn er dieſen Drang für eine Weile den reinkünſtleriſchen Intereſſen zum Opfer brachte, ſo hat er denſelben doch am Ende ſeiner Laufbahn wieder vollkräftig walten laſſen.

In den erſten Monaten des neuen Jahrhunderts finden wir den Dichter mit der Bearbeitung des Shakſpeare'ſchen Macbeth für die Bühne beſchäftigt. Das Repertoire der „idealen“ Bühne verlangte gebieteriſch Bereicherung und durch dieſen Umſtand wurden Göthe und Schiller allmälig in ein dramaturgiſches Experimentiren hineingedrängt, welches manchen Mißgriff zur Folge hatte. Göthe hatte ſich herbeigelaſſen, Voltaire's Mohammed zu überſetzen, wohl nicht ohne Rückſicht auf Herzog Karl Auguſt, welcher in Folge früheſter Gewöhnung auch jetzt noch, nach dem Erſcheinen des Wallenſtein auf der Bühne, das Heil des deutſchen Theaters von der Rückkehr zu den Traditionen der franzöſiſchen Claſſik erwartete. Daß die beiden Freunde zeitweilig darauf eingingen, mag mit auf Rechnung der antikiſirenden Richtung zu ſetzen ſein, welche ſie als Gegengewicht gegen die platte Natürlich-

Digitized by Google

keit der Iffland-Kotzebue'schen Schule cultivirten. Trotzdem sieht man den bekannten Stanzen, welche Schiller an Göthe richtete, als dieser die Voltaire'sche Tragödie auf die Bühne brachte, recht wohl das Unbehagen an. Im Grunde widersprechen auch die schönen Verse überall sich selber, wenn der Dichter sagt, der Deutsche könne muthig einen selbstgepflanzten Lorbeer zeigen und der Franke dürfe uns nicht Muster werden, weil aus seiner Kunst kein lebendiger Geist spreche, aber dennoch solle derselbe ein „Führer zum Besseren" sein und die oft entweihte Szene von „der Natur nachlässig rohen Tönen" reinigen. Es ist charakteristisch, daß, während Göthe sich zum Voltaire wandte, um dem theatralischen Bedarf zu genügen, Schiller in der nämlichen Absicht zum Shakspeare griff. Aber seine Bearbeitung des Macbeth ist kein Meisterstück. Seine sehr mangelhafte Kenntniß der englischen Sprache, welche ihn zwang, sich doch hauptsächlich mit den unzulänglichen Uebersetzungen von Wieland und Eschenburg zu behelfen, war noch nicht so sehr vom Uebel wie das Colorit, welches er dem großen Briten aufzwang. Hier mußte das Antikisiren ganz am unrechten Platze sein: man vergleiche nur die Schicksalsschwestern des Schiller'schen Macbeth mit den Witches des Shakspeare'schen.

Mit Befriedigung sehen wir die beiden Freunde von solchen im Ganzen verfehlten Versuchen wieder zu selbstständigen Arbeiten zurückkehren. Göthe in Fortführung des Faust schickte sich an, die Helena auftreten zu lassen, und Schiller nahm die Maria Stuart wieder auf. Neben dieser Arbeit her lief die Ordnung und Durchsicht seiner Gedichte, deren erste Sammlung Ende Juli's 1800 druckfertig war und auch im laufenden Jahre noch erschien. Gegen das Frühjahr zu brachte aber ein mehrwöchentlicher harter Krankheitsanfall seine Thätigkeit ins Stocken. Noch zu Ausgang des März beklagte er sich gegen Körner, daß seine Kräfte noch sehr weit zurück seien, daß er an heftigem Husten leide, die

Digitized by Google

Treppen nur mit Mühe steige und nur mit zitternder Hand schreibe. Um ihm den stärkenden Genuß der Landluft zu verschaffen, hatte der Herzog die Güte, ihm einen Aufenthalt im Schloß Ettersburg anzubieten, und hier wurde im Laufe des Mai in stiller Waldeinsamkeit die Maria Stuart zu Ende geführt. Die Vorbereitungen zur Aufführung wurden rasch betrieben, obgleich die bekannte Communionsszene im fünften Act eine Klippe derselben zu werden drohte. War doch selbst Göthe'n, wie er unterm 12. Juni dem Freunde schrieb, „nicht wohl dabei zu Muthe." Aber der Dichter blieb fest und bei seinem hohen Begriffe von dem Theater als einer sittlich-religiösen Anstalt konnte und mußte er es bleiben. „Vorgestern — meldete er unterm 16. Juni an Körner — ist die Maria Stuart gespielt worden und mit einem Succeß, wie ich ihn nur wünschen konnte." Es war ein heißer Sommer und eine Weimarer Dame, welche über die erste Aufführung der Tragödie berichtet hat, erinnerte sich, daß der 14. Juni ein besonders schwüler Tag gewesen sei. Das hielt indessen das Publicum nicht ab, sich ins Theater zu drängen und geduldig bis nach 10 Uhr darin auszuhalten. Unsere Berichterstatterin setzt als Augenzeugin hinzu, das erste Urtheil über dieses Stück sei nicht durchaus günstig gewesen. Man habe es in der Form, im dramatischen Effect zwar noch gelungener gefunden, als den Wallenstein, aber daneben habe man ungern idealische Gestalten, wie Max und Thekla, vermißt und an der Zankszene zwischen den beiden Königinnen und noch mehr an der Abendmahlsszene habe Mancher Anstoß genommen. Entschiedener war der Beifall zu Lauchstädt, wo die Weimarer Truppe das Stück am 3. Juli wiederholte. Man schlug sich da förmlich um die Billets zu der Vorstellung und zuletzt war es vergeblich, diese, welche ursprünglich 8 Groschen kosteten, auf 3 Thaler hinaufzusteigern, weil in dem vollgepfropften Saale schlechterdings Niemand mehr Platz hatte.

Digitized by Google

Festgestellt dürfte sein, daß Maria Stuart eine der wirksamsten Tragödieen der modernen Literatur ist; aber als historisches Drama angesehen, unterliegt das Gedicht begründetem Tadel. Schiller hat, indem er nach Vollendung des Wallenstein, wie oben berührt worden, nach einem „bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff" verlangte, einen Fehlgriff gethan, als er trotzdem die Geschichte der berühmten oder berüchtigten Königin von Schottland wählte. Das bloß Menschliche und Leidenschaftliche überwiegt in der That in diesem Trauerspiel das Historische weit, zu weit. Daher die allerdings genial angelegte Glorification Maria's, daher die Vorliebe, mit welcher Mortimer behandelt ist, eine Figur, welche an den jugendlichen Sturm und Drang der Räuber erinnert, daher die schiefen Lichter, welche auf Elisabeth fallen. Die geschichtliche Situation ist in eine menschliche umgesetzt, d. h. an die Stelle der tragischen Motive, welche sich aus dem Kampfe der zwei in den beiden Königinnen verkörperten Prinzipien, des Katholicismus und des Protestantismus, ergeben sollten, ist als tragisches Agens die Nebenbuhlerschaft von zwei leidenschaftlichen Frauen gerückt. Carlyle hat daher nicht ohne Grund die Idee der Maria Stuart, im Vergleich mit dem Wallenstein, eng und beschränkt genannt. Den gerügten historischen Mangel zugegeben, wird man aber nicht viel dagegen einzuwenden haben, wenn Frau von Staël die Maria Stuart das planmäßigste und rührendste deutsche Drama nannte. Gibt doch selbst A. W. Schlegel zu, die Tragödie sei „mit großer Gründlichkeit und Kunstfertigkeit construirt" und es sei darin „Alles so weislich abgewogen," daß man schwerlich Etwas werde verrücken können ohne das Ganze in Unordnung zu bringen. Endlich gesteht auch Schlegel, der ausgesprochene Widersacher des Dichters, daß die Wirkung „unfehlbar" sei. In Wahrheit, mit hoher Kunst weiß der Dichter in dieser Dichtung die Leidenschaften zu einem tobenden Sturm anschwellen zu machen, um

Digitized by Google

dann mit noch höherer ſie verſchweben und verſäuſeln zu laſſen. Die Art, wie Maria auf dem Wege der Religion zur Verſöhnung mit ſich und der Welt gelangt, iſt unvergleichlich ſchön, und daher iſt es auch ſchwer zu begreifen, wie man an der Abendmahlsſzene Anſtoß nehmen konnte. Ein äußerer Cultact iſt hier mit den geheimſten Regungen der Seele wundervoll vermittelt und keine Hand fühlt ſich verſucht, den Glorienſchein anzutaſten, welcher das Haupt Maria's auf ihrem Gange zum Schaffot umgibt. Was ſchließlich den Vorwurf angeht, daß Schiller in dieſem Drama mit dem Romanismus ſchöngethan habe, ſo iſt derſelbe unendlich lächerlich; denn das Gedicht gehört ja zu den furchtbarſten Streichen, die jemals gegen Rom geführt wurden.

Schon zu Ende des Juli war unſer Dichter wieder an einer neuen Arbeit. Es iſt, als hätte er geahnt, daß ſeine Zeit gemeſſen ſei und daß er ſich beeilen müſſe. „Das Mädchen von Orleans iſt der Stoff, den ich bearbeite — ſchrieb er am 28. Juli an Körner. Der Plan iſt bald fertig und ich hoffe binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehen zu können. Poetiſch iſt der Stoff in vorzüglichem Grade, ſo nämlich, wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend. Mir iſt aber angſt vor der Ausführung, eben weil ich ſehr viel darauf halte und in Furcht bin, meine eigene Idee nicht erreichen zu können.“ Am 14. Auguſt flüchtete ſich Schiller vor der in der Stadt herrſchenden Hitze für einige Tage nach Ober-Weimar hinaus, konnte aber, daſelbſt in den Tumult einer Bauernhochzeit hineingerathen, zu keiner rechten Arbeitsſtimmung kommen. Im September fuhr er mit Meyer nach Jena hinüber, Göthe zu beſuchen, der während der ganzen Zeit, welche der Hof in Wilhelmsthal verbrachte, in dem „lieben alten närriſchen Neſt“ weilte und dort ſeine Helena ſchuf. Der Winter verlief unter ſtillem Muſendienſt. „Ich habe das alte Jahrhundert thätig beſchloſſen — ſchrieb der Dichter unterm 5. Januar 1801 an Körner — und meine neue

Digitized by Google

Tragödie, ob es gleich etwas langsam damit geht, gewinnt eine gute Gestalt. Schon der Stoff erhält mich warm; ich bin mit dem ganzen Herzen dabei." Am 10. Februar konnte er die drei ersten Acte Göthe vorlegen und am 5. März ging er bei heiterem Wetter nach Jena, um dort in der Stille seines Gartenhauses sich zur Beendigung seines Werkes zu sammeln. In dieser Einsiedelei, welche um so mehr eine solche war, da er Frau und Kinder in Weimar zurückgelassen, hielt er sich fleißig an die Arbeit und ärgerte sich daneben über Herder's „Adrastea," über dieses, wie er an Göthe schrieb, „erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämische Vergleichungen anzustellen." An ein wissenschaftliches Gespräch mit Schelling knüpfte sich ein tiefsinniger Ausspruch Schiller's über Poesie. „Vor einigen Tagen — äußerte er unterm 27. März gegen Göthe — habe ich Schelling den Krieg gemacht wegen einer Behauptung in seiner Transcendental-Philosophie, daß in der Natur von dem Bewußtlosen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunst hingegen man vom Bewußtsein ausgehe zum Bewußtlosen. Ihm ist zwar hier nur um den Gegensatz zwischen dem Natur- und dem Kunstproduct zu thun und insofern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß diese Herren Idealisten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtlosen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden. Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen und die Poesie, däucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Object überzutragen. Der Nichtpoet kann so gut als der Dichter von einer poetischen

Digitized by Google

Idee gerührt ſein, aber er kann ſie in kein Object legen, er kann ſie nicht mit einem Anſpruch auf Nothwendigkeit darſtellen. Ebenſo kann der Nichtpoet ſo gut als der Dichter ein Product mit Bewußtſein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein ſolches Werk fängt nicht aus dem Bewußtloſen an und endigt nicht mit demſelben. Es bleibt nur ein Werk der Beſonnenheit. Das Bewußtloſe mit dem Beſonnenen vereinigt macht den poetiſchen Künſtler aus."

Am 3. April war der Dichter wieder in Weimar und bald darauf konnte er dem Freunde in Dresden melden, daß die Jungfrau beendigt ſei. „Mir iſt nun wieder ganz unbehaglich — ſchrieb er dazu. Ich wünſchte wieder in einer neuen Arbeit zu ſtecken. Es iſt Nichts als die Thätigkeit nach einem beſtimmten Ziel, was das Leben erträglich macht." Göthe hatte das neue Drama ſchon am 20. April geleſen und ſchickte das Manuſcript an den Dichter zurück mit den Worten: „Es iſt ſo brav, gut und ſchön, daß ich ihm Nichts zu vergleichen weiß." Der Haupttadel, welchem das Trauerſpiel bei den Zeitgenoſſen und ſpäter unterſtellt wurde, iſt der, daß Schiller mit der Geſchichte ſeiner Heldin zu dichteriſch umgeſprungen ſei und die Tragik der Hiſtorie durch den von ihm erfundenen Conflict, in welchen das Herz der gottbegeiſterten Jungfrau mit ihrer heldiſchen Miſſion geräth, keineswegs erreicht, geſchweige übertroffen habe. So faßte A. W. Schlegel die Sache, indem er urtheilte: „Das wahre ſchmachvolle Märtyrerthum der verrathenen und verlaſſenen Heldin würde uns tiefer erſchüttert haben als das roſenfarb erheiterte, welches Schiller im Widerſpruch mit der Geſchichte ihr andichtet." Dagegen hat ein neuerer Aeſthetiker, Carriere, mit Grund bemerkt, der Dichter ſei „nicht zu tadeln, daß er hier von der äußeren Geſchichte abgegangen, daß er die von ihrem Volk Verlaſſene wieder mit dem Volk verſöhnt und als deſſen Retterin ſiegreich habe ſterben laſſen; denn er habe dadurch nichts Anderes gethan

als die nach ihrem Tode erfolgte Reviſion ihres Prozeſſes in ſein Werk aufgenommen und die Zeit des Leidens und der Verkennung als verſchwindend dargeſtellt gegen den bleibenden Ruhm in der liebevollen Erinnerung der Menſchheit.“ Zur weiteren Begründung deſſen muß man im Auge halten, daß Schiller mit ganz beſtimmter Rückſicht auf die ſchnöde Verunglimpfung, welche Voltaire in ſeiner Pucelle der Nationalheldin Frankreichs angethan hatte, an ſein Werk gegangen iſt. Er hat das in ſeinen „das Mädchen von Orleans“ überſchriebenen drei Strophen deutlich ausgeſprochen. Voltaire hatte alle Kraft ſeines Witzes und die ganze Frivolität ſeiner Zeit aufgeboten, um „das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n“ und aus ſeinem heroiſchen Thema eine von Sarkasmen funkelnde Zote zu machen. Der deutſche Dichter wollte, frommen Sinnes, die alſo proſtituirte Jeanne d'Arc rehabilitiren: die Begeiſterung ſollte gutmachen, was der Spott verbrochen. So faßte er denn das Beginnen der Jungfrau als ein religiöſes Thun, als ein aus der Verbindung des Chriſtenthums in ſeiner Erſcheinungsform als Katholicismus mit dem mittelalterlichen Volksgeiſt hervorgehendes Wunderbares. Freilich hat das Moment des Wunders etwas myſtiſch Somnambuliſtiſches in die Handlung gebracht, welches durch die Berufung auf den Glauben der Zeitgenoſſen des Mädchens von Orleans an deſſen höhere Kräfte kaum in dieſem Umfange gerechtfertigt ſein dürfte. Hier iſt in der That der Punkt, wo ſich unſer Dichter den Einflüſſen der Romantik mehr als billig zugänglich gezeigt hat. Wollte er den Romantikern zeigen, daß er ſie auf ihrem eigenen Gebiete weit übertreffen könne? Wohl ſchwerlich, aber jedenfalls hat ſich die Romantik an dem Dichter gerächt, denn ſie nöthigte ihn nicht nur zu dem bedenklichen Motiv, die Heldin zur Verliebten abſinken zu laſſen, ſondern brachte auch in die Tragödie eine gewiſſe opernhafte Willkür, welche ſich in den weit mehr ſtörenden als fördernden Epiſoden von Montgomery und dem ſchwarzen

Digitized by Google

Ritter kundgibt, wie nicht minder in der zur Caricatur übertriebenen Figur der Königin Isabeau. Gibt man aber den Tadlern dies Alles zu und ebenso noch den Vorwurf, daß der Gang der Handlung mehr ein epischer als dramatischer sei, woher denn trotzdem die große Gesammtwirkung der Tragödie? Die Antwort ist leicht. Die große Gesammtwirkung kam von dem wundersam kunstreichen Aufsteigen vom anmuthigen Idyll zum weltgeschichtlichen Trauerspiel, von dem herrlichen Contrast zwischen der schlichten Hirtin und der hochsinnigen Heldin, von dem energischen Hauch religiöser und patriotischer Begeisterung, welcher das ganze Gedicht durchathmet, und endlich von jenem undefinirbaren, geheimnißvollen Etwas, das den echten Dichter macht, wie den echten Tonkünstler die Melodie. Der Kunstrichter hat das Recht und die Pflicht, die Mängel der Tragödie aufzudecken; aber Hunderttausende, Millionen von Herzen haben dem Dichter das Wort nachgesprochen, womit er seine Johanna in die Welt entließ: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!"

Der sofortigen Aufführung der Jungfrau in Weimar stellten sich Hindernisse entgegen. Der Herzog, ganz in der Voltaire'schen Auffassung des Gegenstandes befangen, schrieb zu Anfang Aprils an Karoline von Wolzogen: „Mit Schrecken habe ich erfahren, daß Schiller ein Theaterstück, die Pucelle d'Orleans, wirklich geschrieben hat; ich hatte davon munkeln hören, glaubte es aber nicht. Machen Sie doch, gnädige Frau, daß ich dieses Stück zu Gesichte bekomme, ehe es in die Welt tritt oder ehe es, auf unserem Theater gespielt zu werden, die Einrichtung bekommt. Das Sujet ist äußerst scabrös und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltaire'sche Poem fast auswendig wissen." Karoline veranlaßte hierauf den Schwager, dem Fürsten die Handschrift mitzutheilen, und im Mai sandte Karl August dieselbe an Frau von Wolzogen zurück

mit den Worten: „Schiller's Mädchen von Orleans hat gewiß in ſeiner Art das ſchönſte Enſemble und poetiſche Verdienſte, wie ſie ſelten anzutreffen ſind; eine Wärme herrſcht in dieſem Poem, das auch denjenigen nicht kalt bleiben läſſet, der nie chriſtlicher Mythologie Geſchmack abgewinnen konnte und der nie Intereſſe an einer Perſon oder Heldin zu faſſen vermochte, die durch nicht menſchliche Inſpiration zu das (sic!) wurde, was ſie merkwürdig macht. Die betrübte deutſche Sprache iſt in die ſchönſte Melodie gezwungen, deren ſie fähig iſt, und die der deutſchen Muſe hat Schiller ſo veredelt wirken laſſen, daß man zwiſchen Erhabenheit und Herzlichkeit ſchwebt, wenn man dieſes Gedicht lieſt." Man ſieht, die Tragödie hatte trotz aller Oppoſition, in welcher ſie zu dem Geſchmacke des Herzogs ſtand, bedeutend auf dieſen gewirkt. Deſſenungeachtet — ſchrieb Schiller unterm 28. April an Göthe — „meinte er, ſie könne nicht geſpielt werden, und darin könnte er rechthaben. Nach langer Berathſchlagung mit mir ſelbſt werde ich ſie auch nicht aufs Theater bringen, ob mir gleich einige Vortheile dabei entgehen." Göthe war nicht dieſer Meinung. „Einer Vorſtellung Ihrer Jungfrau — ſchrieb er zurück — möchte ich nicht ganz entſagen. Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir ſchon große genug überwunden." Die Schwierigkeiten waren aber nicht ſo faſt dramaturgiſche, ſondern vielmehr in „Privatverhältniſſen" begründete, auf welche Schiller in einem Schreiben vom 17. November 1801 anſpielte, worin er die Schauſpielerin Bethmann in Berlin zur Uebernahme der Rolle der Jungfrau nach Weimar einlud. Das Lange und Kurze der Sache war dieſes. Der Dichter hatte die Rolle ſeiner Heldin für Karoline Jagemann beſtimmt; allein dieſe Karoline war dem Herzog, wie er der Frau von Wolzogen geſtand, „zu lieb," als daß er „ihr ſchönes Talent und Bemühen ſo zwecklos und ihr ſo nachtheilig hätte gezwungen ſehen mögen." Der Fürſt bewies hier einen ganz richtigen Takt, weil die Vermuthung nahelag,

Digitized by Google

Demoiſelle Jagemann könnte in der Rolle der Jungfrau zu unliebſamen Bemerkungen Veranlaſſung geben. So wollte denn Schiller, noch dazu geſchreckt durch „die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und den Zeitverluſt der Proben," von der Darſtellung der Tragödie abſtehen; allein die Ermuthigung von Seiten Göthe's und der Umſtand, daß die Bühnen von Leipzig, Berlin, München und Hamburg dringend nach dem neuen Stücke verlangten, ließen ihn anderen Sinnes werden und bewogen ihn, das Trauerſpiel bühnengerecht zu machen. So beſchritt die Jungfrau noch im Jahre 1801 in Leipzig die Bühne und zu Neujahr 1802 wurde die Tragödie in Berlin zur Einweihung des neuerbauten Theaters gegeben. In Weimar waren die Hinderniſſe der Aufführung erſt im Frühjahr 1803 gänzlich beſeitigt, hauptſächlich dadurch, daß an der Stelle der Jagemann Fräulein Malcolmi die Titelrolle übernahm. Am 23. April ging denn auch hier die Tragödie in Szene und unterm 12. Mai ſchrieb Schiller darüber an Körner: „Die Jungfrau iſt vor drei Wochen hier zum erſten Mal aufgeführt und mehrmals repetirt worden. Ich habe mir mit den Proben viel zu thun gemacht; das Stück iſt aber auch charmant gegangen und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Alles iſt davon elektriſirt worden."

Wieder in das Jahr 1801 uns zurückwendend, ſind wir Zeugen, wie raſtlos unſer Dichter ſchon zu Anfang des Mai, alſo kaum ein paar Tage nach Vollendung der Jungfrau, wiederum nach einem beſtimmten Ziel ſeiner Thätigkeit ſuchte. Die Malteſer boten ſich ihm zur Ausführung dar, wurden jedoch abermals zurückgelegt, weil der Dichter meinte, noch „fehle ihm das punctum saliens zu dieſem Stück." Warbek wurde ebenfalls wieder näher in Betracht gezogen und auch die Idee einer Komödie ging dem Dichter auf. Dieſe ließ er freilich ſofort wieder fallen, weil er, wie er gegen Körner äußerte, bei näherem Nachdenken fand, „wie fremd ihm dieſes Genre ſei." Zuletzt entſchloß er

ſich, eine „einfache Tragödie in der ſtrengſten griechiſchen Form zu verſuchen," deren Thema „ganz eigene Erfindung" ſein ſollte. Es iſt alſo von der Braut von Meſſina die Rede, deren Plan ſchon am 13. Mai ſo fertig vorlag, daß Schiller zur eigentlichen Arbeit ſchreiten konnte und auch wirklich geſchritten wäre, wenn nicht die beginnende Sommerhitze ſein Krampfleiden wieder zu einer ſchmerzlichen Höhe geſteigert hätte. So war dem Dichter angeſtrengte Thätigkeit für einige Zeit unmöglich und er entſchloß ſich im Juni, als Göthe zur Brunnencur nach Pyrmont gegangen, eine Badereiſe zu unternehmen. In Dobberan an der Oſtſee wollte er durch Meerbäder „einen entſcheidenden Verſuch in Betreff ſeiner Geſundheit machen" und dann über Berlin und Dresden heimkehren. Dieſe Abſicht kam aber nicht zur Ausführung, wahrſcheinlich weil Schiller's Wohnung zu Anfang Juli's „einem Lazareth glich:" die Kinder lagen an den Maſern danieder und auch Lotte kränkelte. Der ganzen Familie war bei mäliger Geneſung eine Erholung vonnöthen und ſo wurde ein Ausflug nach Dresden beſchloſſen, an welchem auch Schweſter Karoline ſich betheiligte. Körner räumte den hochwillkommnen Gäſten ſein Weinbergshaus bei Loſchwitz ein und hier verlebte der Dichter im Kreiſe ſeiner Familie und alter lieber Freunde einen glücklichen Monat, den Auguſt. Es muß ihn eigenthümlich bewegt haben, den Pavillon oben auf der Höhe des Rebengartens, wo der Don Carlos zu Ende geführt worden war, wieder zu betreten. Wie viel hatte er ſeither erfahren, gethan, gelitten! Mit welchen Empfindungen mußte der gereifte Denker und Künſtler auf die Strebungen und Irrungen ſeiner Jünglingsjahre, auf die bunten Illuſionen und herben Enttäuſchungen ſeiner Wanderzeit zurückblicken! Aber die Vergangenheit warf keine Schatten in die Gegenwart. In Loſchwitz, ſowie nachher in Dresden, wo die Familie vom 1. bis zum 15. September weilte, gab er ſich unbefangen und heiter; die Betrachtung der Kunſtſchätze,

Digitized by Google

an welchen die Dresdener Galerie so reich ist, erhöhte sein glückliches Befinden und Körner hatte seine rechte Herzensfreude an der geistigen Kraftfülle, an dem rastlosen Vorwärtsstreben des großen Freundes.

Von Dresden reiste der Dichter mit den Seinigen in Gesellschaft Körner's und seiner Frau über Hubertsburg und Hohenstädt nach Leipzig, wo am 17. September die Jungfrau zum ersten Mal auf den Brettern erschien. Hier nun sollte Schiller erfahren, wie sehr Körner rechtgehabt hatte, als er unterm 22. August 1798 dem Dichter geschrieben: „Gegen das Publicum bist du nicht ganz gerecht. Du erfährst nur einen kleinen Theil von der Wirkung deiner Arbeiten. Der Deutsche hat ohnehin keinen Hang, den tiefen Eindruck, den ein Kunstwerk auf ihn macht, laut werden zu lassen. Hiezu bedarf es immer noch eines besonderen Anlasses.“ Die in den wichtigsten Rollen sehr gelungene Aufführung der Jungfrau bot jetzt dem Publicum einen solchen Anlaß, seine Gefühle für Schiller zu manifestiren. Er feierte einen wahren Triumph. Dem heißen Abend zum Trotz war das Theater bis zum Erdrücken voll und die Aufmerksamkeit auf die Tragödie liebevoll gespannt. Als nach dem ersten Act der Vorhang niederging, brachen die Zuschauer wie mit einem Munde in ein huldigendes: „Es lebe Friedrich Schiller!“ aus und Trompeten und Pauken verstärkten den jubelnden Zuruf. Den Dichter hielt seine Bescheidenheit im Hintergrund seiner Loge zurück und nur Wenige wurden seiner dankenden Verbeugung gewahr. Aber man wollte den Liebling der Nation sehen. Als das Stück unter allgemeiner Begeisterung zu Ende gegangen, war der Platz vor dem Schauspielhause bis hinab zum Rannstädter Thore dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller heraustrat, war schnell eine Hecke gebildet und alle Häupter entblößten sich. So schritt er durch die Reihen seiner Verehrer, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Eltern

Digitized by Google

ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuflüsterten: „Seht, dieser ist es!“

Zur Erhaltung der heiteren Stimmung, in welcher der Dichter nach Weimar zurückkehrte, konnte es nur beitragen, daß am Tage nach seiner Heimkehr ihm die treffliche Schauspielerin Friederike Unzelmann aus Berlin seine Maria Stuart als Gastrolle vorführte. In diese Zeit fällt auch eine hübsche Begegnung Schiller's mit Zelter, welcher von Berlin gekommen war, um ihn persönlich kennen zu lernen. Mit Eintritt des Spätherbstes bestimmte das Bedürfniß des Theaters den Dichter zur Bearbeitung des Gozzi'schen Märchendrama's Turandot und er überwand glücklich „die pedantische Steifigkeit,“ das „Marionettenhafte“ des Originals. Die eingewobenen Räthsel sind übrigens bekanntlich ganz selbstständige Dichtungen voll sinnreicher Phantasie. Auf die Arbeitsamkeit Schiller's wirkte es günstig, daß die Weimarer Geselligkeit im Winter von 1801—2 wieder einen höheren Schwung nahm. Göthe vereinigte die beiderseitigen Freunde und Freundinnen zu einem munteren Kreise, dem sogenannten Mittwochskränzchen, das sich regelmäßig alle vierzehn Tage in seinem Hause versammelte und an welchem auch der Herzog und seine jungen Söhne sich betheiligten. Lotte, Karoline, Fräulein von Göchhausen, die Gräfin von Egloffstein, die Hofmarschallin von Einsiedel und Fräulein Amalie von Imhof brachten die Anmuth weiblicher Sitte in diesen zwanglosen Kreis. „Es geht recht vergnügt dabei zu — schrieb Schiller unterm 16. November an Körner. Wir lassen uns — (durch die Anwesenheit des Herzogs und der Prinzen) — nicht stören und es wird fleißig gesungen und poculirt.“ Im Mittwochskränzchen ertönten zuerst Göthe's „Tischlied“ und Schiller's Lieder „die vier Weltalter,“ „die Gunst des Augenblicks“ und „an die Freunde.“ Hier konnte sich unser Dichter dem gemüthlichen Wohlbehagen überlassen, jenem Erbtheil seiner schwäbischen Natur, das ihn die „Gunst

des Augenblicks" gerne genießen ließ. Er hat es ja in einer seiner ebenso herzlichen als gedankenreichen Tischreden vom Jahre 1801, wie sie durch eine Cousine seiner Frau, Christiane von Wurmb, aufgezeichnet wurden, ausgesprochen, daß „ein frohes heiteres Gemüth die Quelle alles Edlen und Guten ist. Das Größte und Schönste, was je geschah, floß aus einer solchen Stimmung. Kleine, düstere Seelen, die nur die Vergangenheit betrauern und die Zukunft fürchten, sind nicht fähig, die heiligsten Momente des Lebens zu fassen, zu genießen und zu wirken, wie sie sollten." Aber die edle Geselligkeit des Kreises, in welchem unser Dichter die eben bezeichnete Stimmung frei walten lassen konnte, blieb nicht ohne Anfechtungen. Noch mehr, das Mittwochskränzchen mußte dem Neid eines lauernden Intriguanten Veranlassung zu dem Versuche geben, einen Keil in den Bund zwischen Göthe und Schiller zu treiben, vielleicht denselben wohl ganz zu sprengen. Kotzebue nämlich, welcher damals nach mancherlei Irrfahrten seinen Wohnsitz in Weimar genommen, betrachtete diesen Bund mit um so größerer Abneigung, als er es dem festen Zusammenhalten der beiden Freunde zuschrieb, daß das Theater seine Stücke lange nicht so berücksichtigte, wie sie anderwärts berücksichtigt wurden. Dazu kam die Wuth, daß ihm der Versuch, sich in das Mittwochskränzchen einzudrängen, total mißglückt war. Er hatte gehofft, dies durch seine ziemlich ausgedehnten Verbindungen bei Hofe durchzusetzen, und Fräulein von Göchhausen hatte es übernommen, ihn einzuführen. Aber Göthe sagte: „Es hilft dem Kotzebue Nichts, daß er am weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen ist, wenn er nicht auch bei dem geistlichen daselbst Zutritt erhält" — und wußte durch eine Modification der Gesellschaftsstatuten dem Mißliebigen ein für allemal die Thüre zu verschließen. Kotzebue brütete Rache und als geeignetstes Mittel hiezu erschien ihm der Versuch, Schiller und Göthe unter einander zu verhetzen. Zu diesem Ende sollte dem Ersteren

Digitized by Google

auf Koſten des Letzteren eine feierliche Apotheoſe bereitet werden, in Form einer Vorführung von Szenen aus ſeinen Trauerſpielen in dem feſtlich decorirten Saale des Stadthauſes. Zuletzt dann ſollte der Dichter von ſchönen Händen mit dem Lorbeer gekrönt werden. Kotzebue entwickelte bei dieſem Anſchlag ſeine ganze Betriebſamkeit. Mehrere Damen des Mittwochskränzchens ſagten ihre active Betheiligung an der Huldigungsfeier zu, Wieland nahm die Einladung dazu an, Göthe ſchwieg und ging nach Jena, Schiller, dem bei der ganzen Geſchichte unheimlich zu Muthe war, äußerte: „Ich werde mich wohl krank melden.“ Die ganze Stadt parteite ſich für und wider, es war ein großes Regen und Bewegen, Flüſtern und Ziſcheln und Alles ſah mit geſpannter Erwartung dem 5. März 1802 entgegen, an welchem die Feier ſtatthaben ſollte. Allein ſiehe da, es wurde Nichts daraus. Der Bürgermeiſter verſagte die Erlaubniß zur Benützung des Stadthauſes, und da man dieſer Amtshandlung leicht anmerken konnte, daß ihre Wurzel bis zum Herzog hinaufreichte, welcher den wahren Sinn der Kotzebue'ſchen Intrigue ohne Zweifel erkannt hatte, ſo ließ man die Sache fallen. „Der 5. März — ſchrieb Schiller unterm 10. an Göthe — iſt mir glücklicher vorüber gegangen als dem Cäſar der fünfzehnte und ich höre von dieſer großen Angelegenheit gar Nichts mehr. Hoffentlich werden Sie bei Ihrer Zurückkunft die Gemüther beſänftigt finden.“ Voll Aerger ging Kotzebue von Weimar weg und ließ ſeinen Zorn in einem anonym in Berlin gedruckten Pamphlet aus, worin er ſeine beiden Erzfeinde, die Schlegel, und mehr noch Göthe mit Invectiven überſchüttete.

Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß übrigens geſagt werden, daß namentlich Göthe's Gebahren als Theaterdirector eine ſchwache Seite hatte, welche ſelbſt einen Kotzebue und deſſen Anhänger zu Angriffen berechtigte. Auch Schiller iſt nicht von dem Tadel freizuſprechen, durch allzu große Nachgiebigkeit gegen Göthe

dieſen zu den bedenklichſten dramaturgiſchen Experimenten ermuthigt zu haben. Keine Frage, es war den beiden Freunden mit der Herſtellung einer idealen Bühne heiliger Ernſt und dieſer Ernſt ſpricht auch aus Schiller's beſtem ſatiriſchen Gedicht, Shakſpeare's Schatten, worin er die Dramatik von Kotzebue und Conſorten ſo köſtlich perſiflirte. Aber die Beiden überſahen, daß man einer Nation Geſchmack und Urtheil nicht mit Gewalt octroyiren kann, und noch ſchlimmer war es, daß die Beharrlichkeit, womit ſie dieſes verſuchten, zuletzt auf wunderlichſte Abwege führte und bis ins Lächerliche ging. Dazu kam, daß Göthe's Direction in äußerlichen Dingen von einer gewiſſen Steifigkeit und Pedanterei nicht freizuſprechen war. So hatte z. B. der Balkon eine excluſive Beſtimmung und ſtreng geſondert ſaßen auf demſelben — „in Weimar, der edlen Muſenſtadt!" rechts der Adel, links die bürgerlichen Honoratioren. Beifall oder Mißfallen laut zu bezeugen, war unterſagt und mit ſtrengem Blick hielt der Herr Geheimrath, mitten im Parterre auf einem Seſſel thronend, dieſe Hausordnung aufrecht, namentlich auch den Jenenſer Studenten gegenüber. Der Billigung des Hofes ſicher, glaubte Göthe dem Publicum Alles zumuthen zu dürfen. Solche Unternehmungen, wie die Aufführung von Leſſing's Nathan, welcher hier zuerſt (28. November 1801) würdig dargeſtellt wurde, waren gewiß höchſt löblich. Aber man experimentirte mit Allem und Jedem, mit Voltaire wie mit Shakſpeare, und führte ſogar die Terenz'ſchen Komödieen mit Anwendung der antiken Geſichtsmasken auf, im directen Widerſpruch mit den Grundgeſetzen der modernen Bühne. Man verlangte, daß das Publicum an einem ſo kalten, lebloſen Machwerk, wie der Jon von A. W. Schlegel war, ein Ergötzen fände, ja man zwang ihm ſogar den Alarkos von Fr. Schlegel auf. Als aber dieſe dramatiſche Monſtroſität am 29. Mai 1802 über die Bühne hinkte, war die Geduld des Publicums doch gründlich zu Ende. Es wurde Gepoch und

Digitized by Google

Gelächter laut. Vergebens erhob ſich Göthe, mit donnernder Stimme rufend: „Man lache nicht!“ „Jedes monarchiſche Beklatſchen des Unſinns — ſchrieb Karoline Herder ſchadenfroh an Knebel — wurde von einem Lachen des Publicums beehrt.“ Schiller war nur mit „bedenklichen Sorgen“ daran gegangen, dieſes „ſeltſame Amalgam des Antiken und Neueſtmodernen,“ welches Körner kurzweg und treffend eine Geiſteskrankheit nannte, den Schauſpielern einzuſtudiren, und es iſt bemerkenswerth, daß gerade zur Zeit, wo er ſich ſo mit dem Alarkos abquälte, der Verfaſſer deſſelben pasquilliſche Verſe gegen ihn ſchmiedete und unter der Hand in Umlauf ſetzte. Wir dürfen jedoch den Blick von der dramaturgiſchen Thätigkeit Göthe's und Schiller's nicht abwenden, ohne noch einmal zu betonen, daß ungeachtet der Fehlgriffe, welche dabei mitunterliefen, dennoch ihren Bemühungen hauptſächlich die deutſche Bühne ihre Würde verdankt. Es fehlt nicht an ſprechenden Beweiſen, daß ſchon zu Anfang unſeres Jahrhunderts die Schiller'ſche Vorſtellung vom Theater als einer ſittlichen und äſthetiſchen Bildungsanſtalt ins Bewußtſein der Nation eingegangen war.

Im Verlaufe des Kapitels ergab ſich die Gelegenheit, der ſchwäbiſch-gemüthlichen Seite in Schiller's Weſen wieder einmal zu gedenken. Gewiß nicht minder als aus dem Umſtand, daß des Dichters Miethwohnung für ſtilles Sinnen und Schaffen zu geräuſchvoll war, iſt ihm aus dem Bedürfniß des Heimeligſeins, wie wir Schwaben es nennen, der Wunſch erwachſen, auch in Weimar wieder eigen Dach und Fach zu beſitzen. Eigenes Haus und eigener Herd! — es liegt Poeſie in dieſer Vorſtellung, auch für einen Weltbürger. Der Jugend iſt es gegeben, darüber ſich hinwegzuſetzen und ſich vorkommenden Falls in jedem Gaſthaus heimiſch zu fühlen; aber den reiferen Mann überkommt die Sehnſucht, einen Fleck zu beſitzen, auf dem er fühlen und ſprechen kann: Da bin ich daheim, ganz daheim! Das iſt mein „Hei-

meli," ſagt der Schweizer und wunderbar gibt hier die Mundart die ganze Traulichkeit des Heimatbegriffes wieder. Genug, Schiller erwarb ſich eigen Dach und Fach, indem er im Februar 1802 einem Engländer, Melliſh geheißen, der abwechſelnd in Dornburg und Weimar lebte, deſſen in letzterem Orte an der Esplanade gelegenes Haus abkaufte und zwar um den Preis von 4200 Gulden. Einen Theil des Ankaufspreiſes deckte er vermittelſt ſeines kleinen Beſitzthums in Jena, welches er freilich um 1150 Thaler ablaſſen mußte, aber erſt im Jahre 1804 konnte er, wie aus einem Brief an ſeinen Schwager Wolzogen vom 20. März erhellt, hoffen, ſein Weimarer Haus „vollends ſchuldenfrei zu machen." Die Esplanade, jetzt der glänzendſte Stadttheil von Weimar und mit drei- und vierſtöckigen Gebäuden beſetzt, unter welchen ſich das „Schillerhaus" ſehr gedrückt, ja faſt kümmerlich ausnimmt, war damals ein Spaziergang, welcher auf das außerhalb der Stadtmauer gelegene Theater zuführte. Das Haus des Dichters war ein einzelnſtehendes, gegen die Sonne gerichtetes, und die grünen Bäume gegenüber verliehen der Umgebung einen ländlichen Charakter. Für einen bürgerlich-beſchränkten Haushalt reichte das kleine Giebelhäuschen gerade aus. Im mittleren Stockwerk befanden ſich die Wohn- und Schlafräume der Familie, in dem darüber liegenden Erkerſtockwerk hauſte der Dichter. Die Pietät hat jetzt dieſe beſcheidenen Räume, das Ziel unzähliger Wallfahrer, ſinnig ausgeſchmückt, zugleich aber Sorge getragen, namentlich das Arbeitszimmer Schiller's ſo zu erhalten, wie es bei Lebzeiten des großen Bewohners war. Da ſteht noch der Schreibtiſch des Dichters, jenes beſcheidene Möbel, wegen deſſen Anſchaffung er ſich einſt gegen Körner faſt entſchuldigen zu müſſen glaubte und dem gegenüber am Fenſter ein carmoiſinſeidener Vorhang angebracht war, deſſen röthlicher Schimmer belebend auf die Phantaſie Schiller's wirkte. Eine Schublade des Schreibtiſches mußte, worüber ſich Göthe bekanntlich eines Tages entſetzte, ſtets mit

halbfaulen Aepfeln angefüllt ſein, weil ihr Geruch dem Dichter wohlthat, und unwillkürlich ſucht das Auge des Beſuchers mitleidsvoll unter dem Schreibtiſch jenes Gefäß mit kaltem Waſſer, in welches der Tradition zufolge Schiller die Füße zu ſtellen pflegte, um ſich bei nächtlicher Arbeit munter zu erhalten. Man kann ſich nichts Einfacheres denken als dieſes kleine Gemach, aus dem ſo viele große Gedanken in die Welt ausgegangen. Das ſpärliche Mobiliar beſteht aus einfachem Holze, die Stühle ſind mit ungefärbtem Leder überzogen. Dazu ein kleines Spinett, mit einer Guitarre darüber, und ein paar ſchlechtcolorirte Kupferſtiche — das iſt Alles. Daneben das gewöhnliche Schlafcabinet des Dichters, ein winziges Dachſtübchen, worin die niedrige Bettſtelle ſtand, mit einem kleinen Tiſchchen davor, worauf die unſcheinbare Mundtaſſe und die ebenſo unſcheinbare Tabaksdoſe Schiller's ihren Platz hatten.

In dieſes beſcheidene Bürgerhaus kam am 16. November 1802 ein — Adelsbrief. Karl Auguſt ſandte ihn dem Dichter mit der Beiſchrift: „Dasjenige, was beikommender Harniſch in ſich enthält, möge Ihnen und den Ihrigen zum Nutzen und zur Zufriedenheit gereichen; den freudigſten Anblick nehme ich an Ihrer Wappnung, wenn dieſes Ereigniß Ihnen einen angenehmen Augenblick verſchafft.“ Schiller der Dichter der Räuber, Schiller das Original des Poſa, Schiller der Bürger der franzöſiſchen Republik, geadelt! Das konnte wohl damals Aufſehen und allerlei Gloſſen hervorrufen und auch noch viel ſpäter mitleidiges Achſelzucken erregen. Lotte ſchrieb darüber an Fritz von Stein: „Aus dem Diplom kann Jeder ſehen, daß Schiller ganz unſchuldig daran iſt.“ Man möchte um dieſer köſtlichen Naivetät willen die Treffliche noch im Grabe küſſen. Ja wohl war der Dichter „ganz unſchuldig“ daran, wie auch Göthe an ſeiner Adelung unſchuldig geweſen war. „Sie werden recht gelacht haben — ſchrieb Schiller am 3. März 1803 an Humboldt nach Rom

— da Sie von unſerer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unſerem Herzog, und da es geſchehen iſt, ſo kann ich es um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen laſſen.“ Aber es war doch nicht ſo ganz nur ein „Einfall“ von Seiten des Herzogs, das Motiv lag tiefer. Der Adelsgeiſt war noch ſehr mächtig in Weimar. Sonſt hätte Karoline Herder es nicht als ein epochemachendes Ereigniß an Knebel melden können, daß zu Anfang des Jahres 1800 die Adeligen und Bürgerlichen zum erſten Mal mitſammen einen Ball veranſtalteten. Weder die Genieperiode noch der nachhaltige Liberalismus Karl Auguſt's hatten die Steifigkeit der Etikette und des Kaſtenvorurtheils zu beſeitigen vermocht. Zwei Jahre ſchon hatte Schiller in Weimar gewohnt, ohne daß die wichtige Frage zur Erledigung kam, ob es möglich ſei, ihn offiziell bei Hofe zu empfangen. Als endlich eine offizielle Einladung erfolgte, lehnte er ſie ab und ſchrieb darüber am 2. Januar 1802 an Frau von Stein: „Da ich nun zwei Jahre hier wohne, ohne nach Hofe eingeladen zu ſein, ſo wünſchte ich auch fürs Künftige, wegen meiner Kränklichkeit, davon ausgeſchloſſen zu bleiben. Ich bin, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht perſönlich iſt. Von Ihrer Güte hoffe ich, daß Sie dieſer meiner Bitte bei der Frau Herzogin die gehörige Auslegung geben werden.“ Hier, glaube ich, iſt die wahre Wurzel von Schiller's Adelung zu ſuchen. Die Herzogin Luiſe mag die Adelsverleihung als einen Ausweg ergriffen haben, die Antriebe ihrer Herzensgüte und ihrer Hochachtung vor dem Dichter mit ihren Standesbegriffen zu vereinigen, und mag ſo dem Herzog eingegeben haben, den Adelsbrief für Schiller beim Kaiſerhofe nachzuſuchen. Dies geſchah und unterm 7. September 1802 wurde zu Wien die Urkunde ausgefertigt, vermöge welcher Kaiſer Franz „mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rath und rechtem Wiſſen den Johann Chriſtoph Friedrich Schiller ſammt ſeinen ehelichen Leibeserben und derſelben Erbeserben

Digitized by Google

beiderlei Geschlechts in des heiligen römischen Reichs Adelstand gnädigst erhoben und eingesetzt hat." Näheres über das Ereigniß, und zwar sehr Charakteristisches, erfahren wir aus Schiller's Brief an Körner vom 29. November 1802. „Der Herzog — schrieb der Dichter — hatte mir schon seit länger her Etwas zugedacht, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen Jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Daß mein Schwager den ersten Posten am Hofe bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses Alles bringt nun der Adelsbrief ins Gleiche, weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirat hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel Nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zeit erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen, wie Weimar, ist es immer ein Vortheil, daß man von Nichts ausgeschlossen ist; denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, während man in einer größeren Stadt gar Nichts davon gewahr wird."

Die erste Zeit, welche der Dichter in seinem neuerworbenen Hause an der Esplanade verbrachte, war wiederum eine Trauer-

Digitized by Google

zeit. An demſelben Tage, an welchem er die neue Wohnung bezogen hatte, am 29. April 1802, war daheim in Schwaben im Pfarrhauſe zu Kleverſulzbach, wo ſie bei ihrem Schwiegerſohn Frankh, dem pfarrherrlichen Gatten ihrer Tochter Luiſe, gelebt hatte, Frau Eliſabeth Dorothea Schiller geſtorben. „Man kann ſich nicht erwehren — ſchrieb der Dichter am 12. Mai an Göthe — von einer ſolchen Verflechtung der Schickſale ſchmerzlich angegriffen zu werden.“ Der letzte Brief der Hingeſchiedenen an ihren Sohn hatte über deſſen kindliche Pflichterfüllung das ſchöne Zeugniß abgelegt: — „Deine ſo große Liebe und Sorgfalt für mich wird Gott mit tauſendfachem Segen lohnen. Ach, ſo gibt es keinen Sohn in der Welt mehr.“ Die Gute hatte den vollen Ruhmesglanz ihres Fritz noch erlebt, aber ihrem Mutterherzen war es wohl noch wohlthuender geweſen, daß ſeine Häuslichkeit eine glückliche war, daß er im Hinblick auf Frau und Kinder ſagen konnte: „Von dieſer Seite hat mir der Himmel Nichts als Freude gegeben.“ Zwei Tage vor ihrem Tode hatte die Kranke ſich das Medaillonbild ihres Sohnes geben laſſen, hatte es ans Herz gedrückt und mit Rührung von dem geſprochen, welchen es darſtellte. „Und ſo ſind ſie denn Beide hingegangen, unſere theuren Eltern — ſchrieb der Dichter an ſeine Schweſtern — und wir Drei ſind nun allein übrig. Laßt uns einander deſto näher ſein!“

In den Jahresübergang von 1802 zu 1803 fällt die Beendigung der Braut von Meſſina. Am 4. Februar war die Tragödie fertig und Abends las ſie der Dichter auf den Wunſch des in Weimar anweſenden Herzogs von Meiningen in einer, wie er an Körner ſchrieb, „ſehr gemiſchten Geſellſchaft von Fürſten, Schauſpielern, Damen und Schulmeiſtern mit großem und übereinſtimmendem Effecte“ vor. Der Freund in Dresden, dem ſogleich eine Abſchrift zugegangen, ſchrieb zurück: „Dein neues Stück hat einen hohen Rang unter deinen Producten. Mir iſt kein

modernes Werk bekannt, worin man den Geiſt der Antike in ſolchem Grade fände. Der Stoff geht ganz unter in der Hoheit und Pracht der poetiſchen Form. Rechne übrigens hier nicht auf den lärmenden Beifall der jetzt lebenden Menge, aber auf dauernden Ruhm bei echten Kunſtfreunden der kommenden Geſchlechter" — eine Prophezeiung, die nicht ſo ganz das Richtige traf. Wilhelm von Humboldt war über die neue Tragödie entzückt. Sobald er dieſelbe geleſen, ſchrieb er aus Rom an den Dichter: „Sie ſind ein unendlich glücklicher Menſch, dieſe Productionskraft ewig in ſich rege zu erhalten, und nie, glaube ich, iſt es einem Dichter gelungen, ſo beſtimmt einen ſelbſt gezeichneten Weg zu verfolgen. In Ihnen kann das Niemand verkennen, wenn man Ihre Stücke, wie ſie nach einander gefolgt ſind, vergleicht. In Rückſicht der ſtrengen Form kann ſich keines mit der Braut meſſen. In ihr iſt Alles poetiſch, Alles folgt ſtreng auf einander und es iſt überall ſtrenge Handlung. Auch über den Chor bin ich einſtimmig mit Ihnen. Er iſt die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem proſaiſchen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks." Anders urtheilten Tieck, Schlegel, Hegel, Seume, der Letztere bekanntlich ſonſt ein unbedingter Verehrer Schiller's. Sie alle erklärten ſich gegen die Einführung des Chors und zwar mit Recht. Dieſer Verſuch muß als eine Verirrung bezeichnet werden, ſo großartig ſchön an ſich auch die Lyrik der Chorgeſänge oder Chorreden iſt. Der Dichter überſah, daß im Drama des demokratiſchen Athen der Chor einen Sinn hatte, welchen er im modernen Polizeiſtaat nicht haben kann. Dort betheiligte der Chor ſo zu ſagen die ganze Zuſchauerſchaft an der dramatiſchen Handlung, aber gleichſam nur als ideales Publicum. Wenn jedoch Schiller durch ſeine antikiſtrende Richtung ſich einmal zur Einführung des Chors beſtimmen ließ, ſo hätte er denſelben wenigſtens nicht theilen ſollen, weil dadurch die Bedeutung des Chors als eines Sprachorgans des Schickſals verloren ging. Auch

Digitized by Google

Humboldt tadelte dieſe Theilung und A. W. Schlegel hat richtig bemerkt: „Indem jedem der feindlichen Brüder ein eigener Chor parteiiſch anhängt, der ſich mit dem gegenüberſtehenden ſtreitet, hören beide auf, ein wahrer Chor, d. h. die über alles Perſönliche erhabene Stimme der Theilnahme und Betrachtung zu ſein.“ Und nicht allein die Chorfrage gibt dem Tadel Raum: die ganze Compoſition klappt nirgends recht und all der wunderbare Glanz der Diction, alle die Gedankenhoheit des Stückes vermag die klaffenden Fugen nicht ganz zu verbergen. Selbſt dem Genius eines Schiller war es nicht gegeben, das Unmögliche zu leiſten, d. h. den romantiſchen Geiſt mit der antiken Form zu einem vollkommen harmoniſchen Ganzen zu verſchmelzen. So zieht ſich eine ungelöſte, weil unlösbare Diſſonanz durch das ganze Werk und am ſchärfſten manifeſtirt ſich dieſelbe in dem Verſuch, das moderne Liebesideal in die antike Tragik einzuführen.

Aber wie über das Urtheil der zukünftigen Kunſtkritik, ſo war Körner auch über den Beifall der Zeitgenoſſen in Betreff der Braut im Irrthum. Die Tragödie war im Einzelnen doch ſo voll genialer Blitze, daß die augenblickliche Wirkung nicht ausbleiben konnte. Am 19. März 1803 wurde das Stück zum erſten Mal in Weimar gegeben. „Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich ſtark — ſchrieb Schiller am 28. März an Körner. Auch imponirte es dem jüngeren Theile des Publicums ſo ſehr, daß man mir nach dem Stücke ein Vivat brachte, welches man ſich ſonſt hier noch niemals herausnahm. Ich kann wohl ſagen, daß ich in der Vorſtellung der Braut zum erſten Mal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. Der Chor hielt das Ganze trefflich zuſammen und ein hoher furchtbarer Ernſt waltete durch die ganze Handlung. Göthe'n iſt es auch ſo ergangen; er meint, der theatraliſche Boden wäre durch dieſe Erſcheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden.“ Mit dem erwähnten Vivat hatte es eine Bewandtniß, welche zeigt, daß die Leute, welche meinten,

Kotzebue's satirische Posse „die deutschen Kleinstädter" sei speziell auf Weimar gemünzt gewesen, doch nicht so ganz fehlgerathen haben dürften. Nämlich als nach dem Schlußact der Braut von Messina der Vorhang gefallen, brachte ein junger Dozent aus Jena vom Balkon herab dem Dichter ein Lebehoch aus. Die im Parterre in Masse anwesenden Jenenser Studenten, in deren Auftrag der Dozent gehandelt hatte, stimmten jubelnd ein; denn die Studenten waren, wie Körner unterm 23. April an Schiller schrieb, damals noch „diejenige Classe des deutschen Publicums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poetische zu erwarten hatte." Aber Se. Excellenz der Herr Geheimrath und Theaterdirector von Göthe — hier ja nicht zu verwechseln mit dem Dichter Wolfgang Göthe — gerieth über die „verwünschte Acclamation," wie er das Vivat in einem Billet vom 22. März an Schiller bezeichnete, ganz außerordentlich in Harnisch. Die Sache machte ihm „ein paar böse Tage," er ordnete auch zur Ausmittelung der Schuldigen sofort eine polizeiliche Untersuchung an und ließ hierauf dem jungen Dozenten einen Verweis ertheilen. Der Dichter Göthe hatte sich zwei Jahre zuvor wie ein Kind gefreut, daß ihm bei seiner Anwesenheit in Göttingen die Studenten ein Vivat brachten. „Ich vernahm — erzählt er — daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich zu begrüßen." Der Dichter Göthe hat auch noch in seinen alten Tagen sich gegen Eckermann über die ewige Polizeiplackerei in Deutschland zürnend ausgelassen und hat bei dieser Gelegenheit namentlich in Betreff der Erziehung tadelnd gesagt: „Es geht bei uns Alles darauf hin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende Nichts übrig bleibt als der Philister." Fürwahr, nicht ohne Grund klagt Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!" .... Berlin folgte dem vorangegangenen Weimar

Digitized by Google

mit Aufführung der neuen Tragödie raſch nach und voll Enthuſiasmus ſchrieb Iffland unterm 18. Juni an den Dichter: „Am 14. und 16. ward die Braut von Meſſina mit Würde, Pracht und Beſtimmtheit gegeben. Gegenfüßler? Etliche. Totaleffect? Der höchſte, tiefſte, ehrwürdigſte. Die Chöre wurden meiſterhaft geſprochen und ſenkten wie ein Wetter ſich über das Land. Gott ſegne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle!“

Was ſich Dozenten und Studenten in Weimar nicht „herausnehmen“ durften, nahmen ſich bald nach der „verwünſchten Acclamation“ die preußiſchen Offiziere in Erfurt heraus. Sein Wallenſtein hatte unſern Dichter unter den Kriegsleuten höchſt populär gemacht. Zu Anfang des Mai veranſtalteten daher die Offiziere in Erfurt ihm zu Ehren ein Feſt und er nahm die Einladung dazu an. „Ich habe da luſtig gelebt — ſchrieb er unterm 12. Mai an Körner. Es hat mir viel Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militair zu finden. Denn es waren gegen hundert Offiziere beiſammen, wovon mir insbeſondere die alten gedienten Majors und Oberſten intereſſant waren.“ Nicht immer jedoch waren die „alten gedienten Majors“ der preußiſchen Armee hinſichtlich der Literatur ſo ganz auf dem Laufenden. Es bildet zu der Huldigung, welche Schiller 1803 in Erfurt widerfuhr, einen eben ſo charakteriſtiſchen als ergötzlichen Gegenſatz, wenn im Spätherbſt 1805, als preußiſche Truppen in Weimar einquartirt waren, ein alter dicker Major Abends im Weinhaus zu ſeinen Kameraden ſagte: „Ich ſtehe bei einem gewiſſen Gothe oder Göthe oder weiß der Teufel, wie der Kerl heißt“ — und die jüngeren Offiziere ihm mit Emphaſe vorſtellten, das ſei ja der berühmte Göthe, bei dem er ſtehe, und der alte Kriegsmann darauf erwiderte: „Kann ſein, ja, ja, nu, nu . . . das kann wohl ſein; ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er ſcheint mir Mucken im Kopfe zu haben“ . . . . Die Studenten wollten aber nicht hinter den Offizieren zurückbleiben und ließen es ſich

Digitized by Google

nicht nehmen, ihren Gefühlen für Schiller Ausdruck zu geben. Als im Sommer die Weimarer Truppe, wie gewöhnlich, während der Kurzeit zu Lauchstädt spielte und in Halle, Leipzig und Jena verlautete, auch der Dichter befände sich in dem genannten Badorte, strömte die akademische Jugend in hellen Haufen dahin. Schiller behagte sich einige Tage in dem bunten und lebhaften Treiben nicht übel; obgleich ihm „der gänzliche Müssiggang etwas Ungewohntes war" und er „den Verlust der schönen Zeit" bedauerte. Er verkehrte viel mit dem anwesenden Prinzen Eugen von Würtemberg, entsprach einer Einladung seiner Verehrer nach Halle und ritt gegen Merseburg hinaus, ein Manoeuvre mitanzusehen, welches preußische und sächsische Offiziere veranstaltet hatten. Am 3. Juli wurde unter Blitz und Donner in dem neuerbauten Theater die Braut von Messina gegeben. Nachher war Ball im großen Kursaal, und als sich der Dichter zurückgezogen, rückten ihm die Studenten vor das stille Gartenzimmer, welches er bewohnte, und brachten ihm unter Fackelschwingen eine festliche Serenade. Viel Volk hatte sich angeschlossen und die akademische Jugend war mit dieser Nachtfeier noch nicht zufrieden; denn am folgenden Tage weckte sie den Gefeierten mit einem Morgenständchen. Im Herbste desselben Jahres erhielt Schiller aus einer ganz anderen Gesellschaftsregion ein Zeichen der Achtung. Der Schwedenkönig Gustav IV. ließ sich bei seiner Reise durch Weimar den Dichter vorstellen, sagte ihm viel Verbindliches über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und fügte zu den anerkennenden Worten einen Brillantring. „Wir Poeten — schrieb Schiller unterm 4. September an seinen Schwager Wolzogen, welcher sich damals in Petersburg befand, für den Erbprinzen von Weimar um die Hand einer Großfürstin zu werben — wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltener geschieht es, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren: unser Reich ist nicht von dieser Welt."

Siebentes Kapitel.

Wilhelm Tell.

Zwei Warnungstafeln im Buche deutſcher Geſchichte. — Wien und Berlin. — Schiller und Napoleon. — Studien für den Tell. — Hegel. — Klopſtock's, Herder's und Kant's Tod. — Anne Louiſe Germaine de Staël. — Der Tell vollendet und auf der Bühne. — Charakter des Gedichts. — Der Dichter am Trinktiſch. — In der preußiſchen Hauptſtadt. — Henriette Herz über Schiller. — Ein lockender Antrag. — Ablehnung. — Geburt einer zweiten Tochter. — Der Dichter als Menſch und Vater. — Groß und gut. — Die Huldigung der Künſte. — Der letzte Winter. — Ueberſetzung von Racine's Phädra. — Demetrius. — Letzte Lebenstage und Tod des Dichters. — Göthe's Schmerz. — Die Beſtattung. — Die Trauer. — Lotte und Karoline. — Die Fürſtengruft. — Die Apotheoſe. — Schluß.

Wenn zu Anfang des 19. Jahrhunderts von einer deutſchen Geſchichte überhaupt geſprochen werden kann, ſo war ſie kaum etwas Anderes denn eine Chronik voll von Aergerniß und Beſchämung. Beſchöniger dürfte jene Periode nicht mehr viele finden, Lobpreiſer keinen. Lehren voll düſterer Warnung hat ſie in Fülle hinterlaſſen und von Beachtung oder Nichtbeachtung derſelben wird ein gut Theil der Zukunft Deutſchlands abhängen. Es ſtehen da zwei Warnungstafeln: Auſterlitz und Jena, auf welche man nicht oft genug hinweiſen kann. Nur Oeſtreich und Preußen kommen in Betracht. Was in den kleineren Staaten Gutes oder Schlimmes geſchah, war auf die Weltſtellung Deutſchlands weiter von keinem Einfluß, und dieſe Kleinſtaaten ſelbſt erfüllten, als die Verhängniſſe kamen, nur das unumgängliche Geſchick der Schwäche, dem zuzufallen, welcher gerade der Stärkſte war .... In Oeſtreich war Joſeph's aufgeklärtem Deſpotismus, der zuletzt an ſich ſelber hatte verzweifeln müſſen, die Leopold-Franz'ſche Reaction gefolgt. Die Thugut und Cobenzl regierten. Syſtematiſch wurde Alles niedergetreten, was Joſeph zu Gunſten einer höheren Geiſtesbildung gepflanzt hatte. Das Wüthen der Cenſur gegen alles Freie, Große, Schöne ging ins Abgeſchmackte. Die Werke eines Leſſing, Herder, Göthe, Schiller durften nur

arg verſtümmelt curſiren. Die Bühne war der Kotzebue'ſchen Schminke und Entnervung oder den rohen Kaſperleſpäſſen preisgegeben. Macbeth durfte nicht geſpielt werden, damit ſich das Publicum nicht an die Ermordung von Königen gewöhne; Lear nicht, damit man nicht glaube, Fürſten könnten im Unglück den Verſtand einbüßen; Maria Stuart nicht, weil darin eine Anſpielung auf Marie Antoinette liegen könnte; Egmont, Fiesco, Wallenſtein nicht, weil ſie revolutionäre Emotionen erregen, der Kaufmann von Venedig nicht, weil er einen Hepp-Hepp-Tumult veranlaſſen könnte. Aber ſelbſt ein Kotzebue war nicht immer hinlänglich „geſinnungstüchtig," d. h. ſeine Schurkencharaktere wurden degradirt: ſie durften nicht über den Freiherrnſtand hinaufgehen. Die Wiener Geſellſchaft, ganz wieder auf das Gebiet der Sinnlichkeit hingewieſen, erſchien damals fremden und einheimiſchen Beobachtern ebenſo bildungslos als zuchtlos. Unwiſſenden Prieſtern überlaſſen, hatte die Erziehung der Jugend beklagenswertheſte Reſultate: dreizehnjährige Knaben ſpielten ſchon die Wüſtlinge und durften ſie ſpielen. Die Familienbande zerriſſen, ſogar die Frauen bei ihren Vergnügungen häufig alle Geſetze des Anſtands, geſchweige der Sitte, bei Seite ſetzend. Das Volk aller und jeder Ahnung vom Staatsbürgerthum entwöhnt, die Bureaukratie dumm, faul und feil, die Armee Leuten wie Mack anvertraut, die Finanzen in gränzenloſer Unordnung: ſo ſchwankte der Staat den Kataſtrophen von Ulm und Auſterlitz entgegen. Wie laut ſprachen die Erfahrungen, welche Deutſchland dem revolutionären und bonaparte'ſchen Frankreich gegenüber bisher gemacht hatte! Aber ſie ſprachen vergebens und umſonſt bot ein Gentz, welcher damals den Luſtbecher ſeines Epikuräerlebens noch nicht bis dahin geleert hatte, wo er auf dem Grunde deſſelben nur noch feile Blaſirtheit vorfand, — umſonſt bot er alle Logik und Beredtſamkeit ſeines Styls auf, um gegen die auf Deutſchlands Vernichtung ausgehende Eroberungspolitik Napoleon's das

Digitized by Google

einzig Rettende zuwegezubringen: einen festen und treuen Bund zwischen Oestreich und Preußen.

Man war mit Blindheit geschlagen, wie in Wien, so in Berlin. Wie dort eine aus blinder Angst grausame Gespensterfurcht vor den Ideen der Zeit, so beherrschte hier die unheilvolle Illusion, daß die Tage Friedrich's des Großen noch nicht vorüber seien, die entscheidenden Kreise. Preußen konnte nicht von der Höhe herabfallen, auf welche der große König es gehoben, — diese Idee war zu einer fixen geworden und sie galt noch, als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestiegen hatte. In der musterhaften Häuslichkeit, welche der junge Monarch mit seiner Gemahlin darstellte, lag wenigstens ein preiswürdiger Gegensatz zu dem zügellosen Sittenverderbniß, welches damals in der preußischen Hauptstadt daheim war, ein Erbtheil der vorhergegangenen Regierung. Der König war wohlmeinend und er fühlte auch instinctmäßig, daß nicht nur Etwas, sondern Vieles im Staate faul sei. Aber sein Blick war lange nicht scharf genug, die fußdicke Schichte von Kanzleistaub zu durchdringen, womit bureaukratische Routine die Schäden bedeckte. Die Nachtheile der Regierungsweise Friedrich's des Großen machten sich jetzt erst recht geltend. In dem Schatten, welchen seine Größe geworfen, hatte keine Männersaat gedeihen können. Seine eifersüchtige Autokratie hatte die Heranbildung von staatsmännischen Charakteren eher verhindert als begünstigt. So konnte es geschehen, daß ein Dreiviertelsfranzos, den man an Frankreich, ein Italiener, den man mit ebenso gutem Grund an Rußland verkauft glaubte, und endlich ein Dritter, von welchem Lavater geurtheilt hatte, es sei ihm nie ein zweiter Mensch vorgekommen, welcher „hinter der Larve eines Christuskopfes so viel Immoralität verberge wie dieser," in einer Zeit voll Gefahr mitsammen die Geschicke des preußischen Staates lenkten oder vielmehr gehen ließen, wie sie eben gehen wollten. Es herrschte hier keine unbedingte Verwerfung und

Befehdung der zeitbewegenden Anſchauungen, wie in Oeſtreich. Im Gegentheil, dieſe Anſchauungen waren ſelbſt in die privilegirten Stände eingedrungen und man ließ ſich die politiſchen Ideen, welche die Aufklärungsperiode gereift hatte, wenigſtens theoretiſch gefallen. Ja, zur gleichen Zeit, wo das preußiſche Junkerthum ſeine bevorrechtete Stellung noch immer ſo anmaßlich und patzig zur Schau trug, daß in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreiſen der Wunſch ſich regte, die Junker möchten von den Franzoſen recht tüchtige Schläge bekommen, zur gleichen Zeit tändelte man in den Berliner Salons mit demokratiſchen Gedanken. Auf der andern Seite charakteriſirt es die allgemeine Unklarheit, Zerfahrenheit und Verblaſenheit, daß ein großer Theil der Berliner Geſellſchaft noch immer für Napoleon ſchwärmte, als dieſer ſchon ſich anſchickte, den preußiſchen Staat zu zertrümmern. Allerdings gab es auch eine franzoſenfeindliche Partei, welche von der Königin ihre Inſpiration empfing. Aber weder wußten die Franzoſenfeinde klar, was ſie wollten, noch beſaßen ſie Feſtigkeit genug, das, was ſie etwa wollten, zu thun, und ſo konnte das Haupt dieſer Partei, der geiſtvolle Prinz Louis Ferdinand, dazu kommen, ſeine Kraft in Gelagen zu vertoben, mit Geſellſchaftern wie Johannes von Müller, deſſen „zerfloſſene Züge und ſtets wie mit Fett beſtrichener Mund" vortrefflich den Mann charakteriſirten, welchen Napoleon vermittelſt einer Audienz von zehn Minuten aus einem glühenden Haſſer in einen glühenden Vergötterer verwandeln ſollte. Zuletzt, nachdem der günſtige Moment, im Bunde mit Oeſtreich dem Franzoſenkaiſer Widerſtand entgegenzuſtellen, verpaßt war, wurde im Vertrauen auf Rußlands Freundſchaft, welche dann im Friedensſchluß von Tilſit recht klärlich zu Tage kommen ſollte, die ewig zwiſchen Ordres und Contreordres ſchwankende Neutralitätspolitik aufgegeben und die Fiction von einem unbeſiegbaren Friedrich'ſchen Preußen trat activ auf. Die Kokarde, die Fahne, der Zopf, der Puder, die Kamaſchen, die

junkerliche Fuchtelklinge, Alles war noch da wie in des großen Königs Tagen. Nur der Geiſt, der dieſe Dinge beſeelt hatte, war todt, weil die Zeit inzwiſchen eine andere geworden. Lauter ausgelebte Formen, Schemen, hohler Spuk. Vom Podagra gelähmte Greiſe als Commandanten der Feſtungen, rathloſe Invaliden an der Spitze der Armee, nirgends Plan, Einheit und Sicherheit in dem verrotteten Organismus, ein veraltetes Exercitium, der Soldat ſchlecht gekleidet, ſchlecht genährt, ſchlecht bewaffnet, ſchlecht geführt, und als nun der von einer genialen Hand geleitete Stoß auf dieſes mumiſirte Altpreußenthum bei Jena erfolgte, da brach der Golem, dem man das Zauberwort „Friedrich" umſonſt auf die Stirne geſchrieben, in ſich zuſammen und eine Zeit voll Elend und Schmach für Preußen, für Deutſchland hob an . . . .

Schiller ſollte das Unheil nicht mehr erleben. Dieſer Schmerz wenigſtens iſt ihm erſpart worden, das Vaterland in einer Erniedrigung zu ſehen, welche die Inſolenz franzöſiſcher Generale ermuthigte, von deutſchen Fürſten und Königen wie von Lakaien zu reden. Er ſollte es nicht erleben, daß nach dem Schickſalstag von Jena ſein Beſchützer und Freund, Karl Auguſt, weil derſelbe ſeine Pflicht als deutſcher Fürſt und preußiſcher General brav gethan, ins Angeſicht ſeiner Gemahlin, der Herzogin, von dem brutalen Eroberer „un fou," „un mauvais sujet" geſcholten wurde. Aber in unſerem Dichter lebte die prophetiſche Ahnung der heraneilenden Verhängniſſe. Zur Zeit, als noch alle Welt von dem jungen Ruhm Bonaparte's berauſcht war, als auch in Schiller's nächſter Umgebung nur Stimmen des Beifalls über den Bändiger der Anarchie, über den Wiederherſteller der Monarchie in Frankreich laut wurden, da ſagte er zu Karoline von Wolzogen: „Wenn ich mich nur für ihn intereſſiren könnte! Alles iſt ja ſonſt todt — aber ich vermag's nicht; dieſer Charakter iſt mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung vernimmt man von ihm." Der finſtere Deſpotengeiſt in Napo-

Digitized by Google

leon also war es, was den Dichter anwiderte. Seine Seele hörte die Ketten klirren, womit der gewaltige Schlachtenmeister Europa bedrohte. Was die Völker dieser Alles verschlingenden Eroberungsgier, dieser schrecklichen Verzerrung der kosmopolitischen Idee gegenüber zu thun hätten, es hatte schon in der Jungfrau von Orleans prophetisch angeklungen. Jetzt, nachdem er durch die Braut von Messina den Forderungen reinidealer Künstlerschaft Genüge gethan, kehrte Schiller mit gereifter Kraft, mit geläutertem Enthusiasmus zu dem großen Problem zurück, von welchem all sein Denken und Dichten ausgegangen, — zu dem Problem sittlicher Menschenwürde und staatsbürgerlicher Freiheit. Mit dem Instinct des Genius hatte er im Wallenstein seine Nation auf ein ungeheures Kriegsspiel vorbereitet; jetzt schuf er den Tell, wie um ihr zu zeigen, daß und wie ein unterjochtes Volk sich befreien muß und kann. Sein Erstling, die Räubertragödie, war ein weltbürgerlicher Nothschrei gegen die Unfreiheit und Verkrüppelung des deutschen Lebens gewesen; sein letztes großes Gedicht war ein glorreiches Lied vom Vaterland. Das ist mehr als Zufall. Es ist der vorschauende Blick eines Propheten, welcher die Stadien der geschichtlichen Entwicklung zum Voraus durchläuft und hinter dem blutigen Wirrsal heranziehender Niederlagen schon die Siegesfahnen wehen sieht.

Unmittelbar nach Beendigung der Braut von Messina hatte der Dichter zu seiner „Erholung und um der theatralischen Novität willen" jene zwei Lustspiele, die sich unter den Titeln „der Parasit" und „der Neffe als Onkel" unter seinen Werken vorfinden, nach dem Französischen frei bearbeitet. Mit dem Tell beschäftigte er sich aber keineswegs erst nach seiner Heimkunft aus Lauchstädt im Sommer 1803 angelegentlich; denn schon unterm 9. September 1802 hatte er darüber ausführlich an Körner geschrieben. Es lief damals ein Gerücht um, Schiller habe einen Tell gedichtet, und von den Bühnen zu Hamburg und Berlin er-

Digitized by Google

gingen diesfällige Anfragen an den Dichter. Dadurch, berichtete er dem Freunde in Dresden, sei er aufmerksam geworden und habe Tschudi's Schweizerchronik zu studiren angefangen. Da sei ihm ein Licht aufgegangen, weil der treuherzige, herodotische, ja fast homerische Geist dieses Chronisten ihn poetisch gestimmt. „Ob nun gleich — fuhr er fort — der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig scheint, da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zerstreut auseinander liegt, da sie großentheils eine Staatsaction ist und, das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen, der Darstellung widerstrebt, so habe ich doch bis jetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus und ins Poetische eingetreten ist. Uebrigens brauche ich dir nicht zu sagen, daß es eine verteufelte Aufgabe ist; denn wenn ich auch von allen Erwartungen, die das Publicum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoffe mitbringt, wie billig abstrahire, so bleibt doch eine sehr hohe poetische Forderung zu erfüllen, weil hier ein ganzes localbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und, was die Hauptsache ist, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Nothwendigkeit und Wahrheit soll zur Anschauung gebracht werden. Indeß stehen schon die Säulen des Gebäudes fest und ich hoffe einen soliden Bau zu Stande zu bringen." Dieser Brief ist für die richtige Würdigung des Tell sehr wichtig. Man beachte insbesondere, daß der Dichter mit Bewußtsein darauf ausging, in seinem Drama „ein ganzes Volk" zur Anschauung zu bringen. Einer brieflichen Aeußerung Schiller's gegen Humboldt vom August 1803 zufolge war es eben die „Volksmäßigkeit" des Gegenstandes, welche den Dichter besonders reizte, keine Anstrengung zu scheuen, um den „widerstrebenden Stoff dennoch zu überwältigen." Seine Studien zu diesem Zwecke waren umfassende und er bemühte sich so ziemlich um alle damals vorhandenen oder wenigstens für ihn zugänglichen

Hülfsmittel, welche das Hiſtoriſche und Topographiſche des Gegenſtandes ihm näherbringen konnten. So las er außer Tſchudi auch Etterlin und Stumpf, dann Johannes von Müller, Scheuchzer und Ebel. Dazu kamen die landſchaftlichen Schilderungen Göthe's, welcher ja, wie wir ſahen, bei Gelegenheit ſeiner Schweizerreiſe von 1797 auf den Gedanken gekommen war, die Tellſage epiſch zu behandeln. Es ſcheint aber, daß Schiller ganz unabhängig davon die Idee zu ſeinem Drama gefaßt habe, und Göthe ſelbſt bezeugt in ſeinen Jahresheften (1804), daß der Freund ihm „Nichts als die Anregung und eine lebendigere Anſchauung," nämlich von Land und Volk, ſchuldig ſei. An der nämlichen Stelle bemerkt Göthe ausdrücklich, daß Schiller, loyal und zartfühlend wie immer, den Freund von ſeiner Abſicht mit dem Tell ſofort in Kenntniß geſetzt hatte.

Im Spätſommer und Herbſt von 1803 machten ſich die beiden Freunde angelegentlich damit zu thun, wie der Univerſität Jena wieder aufzuhelfen wäre, deren Glanz durch den Wegzug von Loder, Hufeland, Paulus und Schelling, wie durch den Tod von Batſch und die hoffnungsloſe Erkrankung Griesbach's ſehr bedroht war. Göthe weilte damals viel in Jena und verkehrte häufig mit Hegel, an welchem er nur „Klarheit der Aeußerung" vermißte. Schiller meinte dazu, dieſe Klarheit dürfte dem Philoſophen „ſchwerlich gegeben werden können, aber der Mangel an Darſtellungsgabe ſei ein deutſcher Nationalfehler und compenſire ſich, wenigſtens deutſchen Zuhörern gegenüber, durch die deutſche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernſtes." Man ſieht, der Dichter hat ſeinen philoſophiſchen Landsmann richtig beurtheilt, inſofern dieſer in der That ſein Lebenlang nie zur Klarheit des mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks gelangen konnte. Aber es war doch gut, daß ein Mann wie Hegel in den Kreis unſerer Geiſtesheroen eintrat, welcher ſich gerade zu dieſer Zeit bedeutend lichtete. Am 14. März 1803 war Klopſtock geſtor-

Digitized by Google

ben und das kaufmänniſche Hamburg hatte noch mehr ſich ſelbſt als den großen Todten geehrt, indem es den Meſſiasſänger mit allem Pomp zu Grabe brachte, über welchen ein republikaniſches Gemeinweſen verfügen konnte. Niemals wieder iſt ein deutſcher Dichter ſo feierlich beſtattet worden. Am 18. Dezember ſtarb Herder, nachdem er noch den Romanzenkranz vom Cid ſeinem Volke als ein koſtbares Vermächtniß gegeben hatte. Der arme Herder! Bei allen ſeinen großen Eigenſchaften und Verdienſten iſt er nie glücklich geweſen und wie eine herzzerreißende Klage über ein verfehltes Leben lautet es, wenn er nach der Lectüre von Trenck's Selbſtbiographie in der letzten Zeit gegen Knebel äußerte: „Was will das heißen zehn Jahre an der Kette ſitzen! Ich ſitze dreißig daran.“ Schiller blickte verſöhnten Gemüthes auf das Grab des Gegners. „Hier iſt — ſchrieb er am 5. Januar 1804 an ſeine Schweſter Chriſtophine — kürzlich Herder geſtorben, was ein wahrer Verluſt nicht nur für uns, ſondern für die ganze Welt iſt.“ Am 12. Februar des nämlichen Jahres verſchied droben in Königsberg der achtzigjährige Kant und vertauſchte ſeine ſtille Gartenwohnung mit der noch ſtilleren im Profeſſorengewölbe neben der Domkirche. Ja, der Kreis der Heroen lichtete ſich: nur vierzehn Monate ſpäter ſollte dem großen Lehrer ſein großer Schüler folgen.

Aber noch blühte dieſem reich und voll das Daſein. Während er an ſeinem großen Volksdrama dichtete, war im Winter von 1803—4 die Weimarer Geſellſchaft durch die Ankunft eines berühmten Gaſtes in ungewöhnliche Aufregung verſetzt worden. Anna Louiſe Germaine de Staël, eines berühmten Vaters berühmtere Tochter, hatte ſich durch Bücher, welche zuſammen mit den gleichzeitigen Schriften Chateaubriand's für Frankreich eine neue literariſche Epoche begründeten, einen Ruf erworben, der über die gewöhnliche Sphäre weiblicher Autorſchaft weit hinausging. So insbeſondere durch ihren Roman Delphine (1802).

Digitized by Google

Aber die geniale Frau, durch den Gang der Revolution keineswegs zur Verzweiflung an ihren Idealen gebracht, wollte mehr als ſchreiben: ſie wollte auch rathend und handelnd in die Wirklichkeit eingreifen, und als der Machthaber von Frankreich dies unbequem und ſtörſam fand, ſpitzte ſich ihr Enthuſiasmus zu prickelnden Epigrammen zu. Allein weder für Enthuſiasmus noch für conſtitutionelle Epigramme war in dem uniformen Mechanismus der Bonaparte'ſchen Tyrannis Raum. Der kühnen Dame ging ein Ausweiſungsdecret zu und ſo kam ſie, mit einem neuen Nimbus ausgeſtattet, als Verbannte nach Deutſchland. Sie wollte die unfreiwillige Muße des Exils zu gründlichen Studien über das Land benützen, welches damals für die Franzoſen noch geradezu eine terra ignota war. Sie hatte dunkle Sagen von deutſcher Sitte, Art und Kunſt, von deutſchen Denkern und Dichtern vernommen und ſie wollte ſich nun das räthſelhafte Land der Philoſophie und Poeſie näher anſehen. In Wahrheit, ſie ſah es näher, viel näher an, als bis dahin ein Franzos gethan hatte, und das Reſultat ihrer Beobachtungen, das ſpäter (1810) erſchienene berühmte Buch De l'Allemagne iſt bei allen großen Irrungen und Fehlgriffen im Einzelnen doch im Ganzen als der erſte ernſtliche Verſuch von franzöſiſcher Seite anzuerkennen, den Deutſchen gerecht zu werden und den Franzoſen eine Vorſtellung von Deutſchland zu geben. Schon der Umſtand zeugt glänzend für den Werth des Unternehmens, daß das Buch dem Napoleon, welcher ja mit cyniſcher Offenheit „die Vernichtung der deutſchen Nationalität als die Hauptaufgabe ſeiner Politik" betrachtete, ein ſcharfer Dorn im Auge war. Natürlich hatte ſich die Aufmerkſamkeit der Staël insbeſondere auf Weimar richten müſſen und ſie kam, von einer zweiten literariſchen und politiſchen Notabilität ihres Landes, von Benjamin Conſtant begleitet, im Dezember 1803 daſelbſt an. Göthe, mit einem heftigen Katarrh von Jena zurückgekehrt, war in ſeine Stube gebannt und ſo hatte in

der ersten Zeit ihres Aufenthalts Schiller die bei seiner Ungeübtheit in französischer Conversation doppelt schwierige Aufgabe, der berühmten Reisenden die Honneurs der Musenstadt zu machen. Frau von Staël hat von den deutschen Frauen gesagt: „Sie besitzen einen Reiz, der ihnen eigenthümlich ist, einen süßen Ton in ihrer Stimme, blonde Haare, einen blendenden Teint; sie sind bescheiden, ihre Gefühle sind wahr, ihr Benehmen ist einfach, ihre sorgfältige Erziehung und die ihnen natürliche Reinheit der Seele machen den Zauber, den sie ausüben." Mit solchen Frauen zu verkehren war unser Dichter gewohnt und nun denke man sich ihn der „französischen Philosophin" gegenüber, welche, wie er unterm 4. Januar 1804 an Körner schrieb, „unter allen lebendigen Wesen, die ihm noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste war, eine unserm deutschen Wesen ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Kultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung." Aber sie zog ihn doch an und er, zu welchem die geniale Frau in einem ihrer Einladungsbillete sagte: „Vous qui êtes aussi simple dans vos manières qu' illustre par votre génie" .... er seinerseits erweckte seinem brüchigen Französisch zum Trotz in ihr bekanntlich eine begeisterte Sympathie. In einem Schreiben an Göthe vom 21. Dezember hat er so über sie geurtheilt: „Es ist Alles aus einem Stück und kein fremder pathologischer Zug an ihr. Dies macht, daß man sich trotz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören und ihr Alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In Allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will Alles erklären, einsehen, ausmessen,

Digitized by Google

ſie ſtatuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt Nichts für ſie vorhanden. Für das, was wir Poeſie nennen, iſt kein Sinn in ihr; ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche, Redneriſche und Allgemeine zueignen; aber ſie wird nichts Falſches ſchätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Die Klarheit, Entſchiedenheit und geiſtreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur können nur wohlthätig wirken. Das einzige Läſtige iſt die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß ſich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können.“ Göthe ſcheint ſich in der Geſellſchaft der lebhaften Dame weniger behagt zu haben als der Freund, dem ſie doch auch mitunter „ganz unerträglich“ wurde. Es mißfiel Jenem, daß ſie, wie er ſich an der bezüglichen Stelle der Jahreshefte ausdrückt, „Leidenſchaft erregen wollte, gleichviel welche.“ Ihr ganzes Weſen war ihm zu unruhig, zu ſpringend, zu turbulent. Er ließ es ihr auch nicht hingehen, wenn ſie ſich Etwas gegen ihn herausnahm und ſich über ſeine Schweigſamkeit moquirte. Bei einem Abendeſſen im Palais der Herzogin Amalia entfuhr im Hinblick auf die Zurückhaltung des Dichters der Staël die Aeußerung: „Ueberhaupt mag ich Göthe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat“ — worauf der Dichter vernehmlich genug den Trumpf ſetzte: „Da müſſen wir uns denn doch ſchon manchmal zuſammen beſpitzt haben.“ Sehr beachtenswerth iſt die Aeußerung Schiller's in ſeinem letzten Brief an Humboldt (vom 2. April 1805), Frau von Staël habe ihn „in ſeiner Deutſchheit aufs Neue beſtärkt.“ Uebrigens wirkte die Anweſenheit der berühmten Schriftſtellerin doch wie ein erfriſchender Luftzug auf die Geſellſchaft von Weimar, von wo ſie gegen das Frühjahr zu nach Berlin ging, um den dortigen Damen zu zeigen, wie man einen literariſchen Salon halten müſſe.

Zu Anfang des Jahres 1804 war der Tell ſo weit gefördert,

Digitized by Google

daß der erſte Act in Reinſchrift Göthe mitgetheilt und an Iffland nach Berlin geſchickt werden konnte. Jener äußerte mit gewohntem Lakonismus: „Das iſt denn freilich kein erſter Act, ſondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünſche.“ Iffland ſchrieb mit gewohntem Enthuſiasmus: „Ich habe geleſen, verſchlungen, meine Kniee gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut haben Ihrem Geiſt, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O, bald, bald mehr! Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen.“ Mit außerordentlicher Energie arbeitend vollendete Schiller, Krankheitsanfälle und ſonſtige Störungen überwindend, zwiſchen dem 16. und 19. Februar ſein Drama. Sofort wurde mit Eifer an die Einſtudirung gegangen und ſchon am 17. März beſchritt der Tell die Weimarer Bühne. Unmittelbar darauf war große Noth im Hauſe des Dichters, indem Lotte und alle drei Kinder zugleich „an einer Art Keuchhuſten mit Fieber“ daniederlagen. Erſt unterm 12. April konnte er dazu kommen, an Körner zu ſchreiben: „Der Tell hat auf dem Theater einen größeren Effect als meine anderen Stücke und die Vorſtellung hat mir große Freude gemacht.“ Zu Anfang Juli's ging das neue Drama auch in Berlin in Szene und Zelter ſchrieb darüber an Göthe: „Schiller's Tell iſt mit ſehr lebhaftem Beifall aufgenommen und ſeit acht Tagen ſchon drei Mal geſpielt worden; der Apfel ſchmeckt uns nicht ſchlecht.“ Er ſchmeckte überall gut. Man kann ohne Phraſe ſagen, daß das Prophetiſche, das Providentielle im Tell alle Gebildeten in Deutſchland elektriſch berührte und auch die Ungebildeteren wie eine Ahnung von Schickſalsmächtigem durchſchauerte. Unter ſolchem Eindruck wagte ſich ſelbſt die Nörgelei der Romantiker wenigſtens nicht laut hervor und A. W. Schlegel meinte ſogar, dieſes nach ſeiner Anſicht „vortrefflichſte“ von Schiller's Werken, dieſe „herzerhebende“ Dichtung ſollte „im

Angesichte von Tell's Kapelle, am Ufer des Vierwaldstättersee's, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde," dargestellt werden.

Die historische Kritik hat sich mit der Sage vom Tell viel zu schaffen gemacht und heutzutage gilt für feststehend, daß dieselbe nur die locale Auszweigung eines über die ganze altgermanische Welt verbreiteten und sogar bis in den alten Orient hineinreichenden Mythus sei. Daß auch Schiller schon hinsichtlich des geschichtlichen Gehalts der Sage in keiner Täuschung befangen war, erhellt aus seiner oben berührten Bezeichnung der Geschichte vom Apfelschuß als eines Märchens. Den Dichter konnte das freilich weiter nicht berühren und es wäre für ihn von keinem Belang gewesen, wenn er gewußt hätte, daß in Uri selbst urkundlich nur ein einziger Anklang an den Namen Tell existirt. Es hätte seinen poetischen Plan auch nicht beeinflussen können, wenn ihm bekannt gewesen wäre, was jetzt bekannt ist, daß nämlich keineswegs „ein harmlos Volk von Hirten," sondern vorwiegend der reichsfreie Adel der Waldstätte jene Eidgenossenschaft vom 1. August 1291 gestiftet, deren lateinisch geschriebener Originalbrief im Archiv von Schwyz verwahrt wird und aus welcher allmälig der Schweizerbund erwachsen ist. Das Wort Adel darf dabei freilich nicht im heutigen Sinne verstanden werden. Es waren die Gemeinfreien — (die Ingenui oder Liberi der altdeutschen Rechtsbücher) — der drei Waldstätte, welche jene Eidgenossenschaft gründeten und zwar in ganz diplomatisch-prosaischer Weise. Allerdings fällt damit noch nicht die historische Existenz des Rütlibundes, denn jenem Territorialbündniß konnte recht wohl ein Personalbündniß vorhergehen oder auch nachfolgen. Für Schiller war, den historischen Hintergrund seines dramatischen Gedichtes betreffend, die Hauptsache, daß er, und zwar ganz richtig, die Waldstätte als Reichsgebiete faßte, welche dynastischen Sonderinteressen und Gelüsten gegenüber zur Behauptung

Digitized by Google

ihrer altherkömmlichen Reichsangehörigkeit und Reichsfreiheit sich verbanden. Es ist demnach die Idee des Rechts, des Reichsrechts, auf welcher das ganze Drama sich aufbaut, und denkwürdig, ja prophetisch auf die Zukunft weisend muß es genannt werden, daß unser Dichter gerade zur Zeit, wo der Name des deutschen Reiches von der Karte Europa's zu verschwinden im Begriffe war, die Reichsidee, d. h. die Idee der Einheit Deutschlands dichterisch verklärte. Unter diesem Gesichtspunkte dürfte auch die vielgetadelte Episode von Johann Parricida im Tell eine andere, d. h. ihre richtige Bedeutung gewinnen. Parricida, welcher aus dynastischer Selbstsucht zum Verräther und Mörder am Reichsoberhaupt geworden, konnte dem Tell, welcher die Hand gegen einen Brecher der Reichsgesetze, der sich durch seinen Frevel außerhalb des Reichsfriedens gestellt, erhoben hatte, nicht allein ein sittliches, sondern auch ein politisches Relief geben.

Gegen den Charakter von Schiller's Tell sind große Bedenken erhoben worden und als Heldencharakter läßt er sich auch wirklich nicht halten. Aber Schiller's Tell ist gar kein Held; vielmehr ist er so recht ein Privatmensch, ein Bauer, der sich bäuerisch schlau den Verhältnissen scheinbar fügt, um sie nach seinem Sinne zu wenden, und der auch seinen Feind nicht heldisch von Angesicht zu Angesicht, sondern bäuerisch pfiffig hinter dem Busche hervor angreift. Zu diesem bäuerischen Wesen stimmt dann freilich der berühmte sentimental-philosophische Monolog schlecht. Auf diesen, meine ich, passe es viel besser als auf die Einführung des Parricida, wenn Göthe am 16. März 1831 gegen Eckermann äußerte, Schiller habe bei Schaffung des Tell dem Einfluß der Frauen da und dort zu viel nachgegeben. Tell ist aber auch im Sinne der poetischen Technik nicht der Held des Stückes. Der wirkliche Held des Gedichtes ist das ganze Volk. Wenn man das festhält, so erledigt sich nicht nur der Tadel, das Drama ermangele der Einheit, sondern auch der weitere, die Episode von Rudenz und Bertha sei willkürlich und störend. Auch dem Adel, und zwar nach

Digitized by Google

seinen verschiedenen Parteiansichten repräsentirt, gebührte eine Stelle in dem Drama, welches mit unvergleichlicher Kunst, wie es alle Nuancen des deutschen Volkscharakters veranschaulicht, so auch alle Volksclassen zu einer nationalen Handlung vereinigt. Ja, ein ganzes Volk ist der Held des Schauspiels, welches darum auch seinen sittlichen und dichterischen Höhepunkt in jener Rütliszene erreicht, deren einfacher Größe und herzbewegender Macht ich in alter und neuer Literatur Nichts an die Seite zu stellen wüßte. Selbst Göthe, dem doch gewiß keine demokratischen Sympathieen zugeschrieben werden können, hat die Darstellung der Landsgemeinde einen außerordentlich glücklichen Griff genannt. Hier weht der Geist echter, d. i. gesetzmäßiger Freiheit, hier hat Schiller's Republikanismus seine schönste Offenbarung gefunden. Da ist auch ein Stück Revolution, aber man beachte, romanisch-blinder Wütherei gegenüber, den durch und durch germanischen Charakter derselben. Die Männer vom Rütli sie stehen auf dem Boden des Rechtes, des Gesetzes. Diesen wollen sie behaupten, im Nothfall auch mit dem Schwert, gegen List wie gegen Gewalt. Jene berühmten Verse voll ewigen Gehalts, welche der Dichter mit feinstem Takte nicht etwa dem jugendlich brausenden Melchthal, sondern dem besonnen abwägenden Rechtsbodenmann Stauffacher in den Mund legt, jene Verse von den „ew'gen Rechten, die unzerbrechlich und unveräußerlich wie die Sterne selbst droben am Himmel hangen," und vom letzten Mittel zu ihrer Behauptung, vom gegen Rechtsbruch und Willkür zu kehrenden Schwert, sie sind die deutsche Verkündigung der „Menschenrechte." Von dem Realismus zu reden, womit unser Dichter den landschaftlichen Charakter der Oertlichkeit seines Drama's wiedergegeben, ist überflüssig. Kein Gebildeter deutscher Zunge fährt über den Vierwaldstätterse, steht auf der Rütlimatte oder steigt die Gotthardstraße hinan, ohne daß rings um ihn her jene Schilderungen lebendig würden, in welchen Schiller, der die Schweiz nie gesehen, vermöge einer ans

Wunderbare gränzenden dichterischen Intuition die Größe und Schönheit der Alpenwelt in seinem heroischen Idyll vom Tell verherrlicht hat. Es ist da überall mehr als das bloße Bild, es ist mit diesem zugleich die Stimmung, die Seele der Landschaft gegeben. Endlich bedarf auch die hohe sprachliche Vollendung des Gedichtes, dessen Tonfall und Schmelz dem Gedächtniß schon so vieler Generationen sich eingeprägt hat, keines Lobes. Unser Dichter fand im Tell für Alles und Jedes in seiner Brust den entsprechenden Ton und sehr glücklich hat er passenden Ortes auch von dem volksmäßig Charakteristischen in unserem Sprachschatze Gebrauch zu machen verstanden.

Im vorletzten Winter seines Lebens, während er den Tell vollendete, scheint sich Schiller's Gesundheit ziemlich gut gehalten zu haben, weil er zu dieser Zeit häufiger als sonst an geselligen Zusammenkünften sich betheiligte. Heinrich Voß, des „Eutinischen Leuen" wohlgerathener Sohn, welcher damals eine Lehrstelle am Weimarer Gymnasium bekleidete, hat seine Erlebnisse im Winter von 1803—4 in einer Reihe von Briefen an seinen Freund Börm in Holstein geschildert. Darin spricht er auch viel von Schiller, dem „sanften und anmuthigen" Mann. „Ein paar mal — schrieb der junge Voß am 2. Mai 1804 — ging ich mit ihm spazieren, wo er ganz allerliebst war. Er spricht am liebsten über Gegenstände des gewöhnlichen Gesprächs, wenigstens dann, wann er, von seinen Geschäften ausruhend, Kräfte zu neuen Anstrengungen sammelt. Der Mann ist durchaus hingebender Natur, sanft und freundlich. Einmal habe ich ihn sehr kalt und einsylbig gesehen, als ihm im Café ein Jeder Complimente über seine Maria Stuart machte. Wer aber in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menschen sucht, der ist ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen." Voß erzählt dann, daß er mit einigen Freunden den Dichter auf die Maskerade eingeladen habe, und „denke dir den freundlichen Mann, er

folgte. Wir saßen in der Ecke dicht an dem Zimmer, wo die Farobank ist, und poculirten. Wir tranken laut seine Gesundheit und klingten an auf sein Wohlsein. Schiller ward so aufgeweckt, daß er sein Stück: „So leben wir" — intonirte, worüber sich einige Studenten, die zugegen waren, höchlichst verwunderten." Da haben wir also unsern Dichter am Trinktisch und so mag gerade ein Wort über die früher weitverbreitete Sage, Schiller sei ein Trinker bis zum Uebermaß gewesen, hier eingeflochten werden. Die unlautere Quelle dieser Sage brauchen wir nicht aufzuspüren. Genug, am 18. Januar 1827 sagte Göthe zu Eckermann: „Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern." Des Dichters Schwägerin ihrerseits bemerkt: „Beim fröhlichen Mahl im Kreise vertrauter ihn ansprechender Menschen überließ er sich gern einem heitern, aber mäßigen Genusse des Weines. Das Unmaß floh er immer, da ihm, wie er sagte, ein Glas zu viel gleich den Kopf zerstöre. Beim Schreiben trank er nie Wein — (also directe Widerlegung eines weitverbreiteten Klatsches) — aber oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Wenn er sich einem Genusse überließ, so lag eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß man sich derselben mit erfreuen mußte, wie man sich an dem Genusse eines heitern, glücklichen Kindes ergötzt." Es thut ordentlich wohl, zu vernehmen, daß es gerade den letzten Lebensjahren des Dichters an solchen Silberblicken von Glück und Wohlbehagen nicht gefehlt hat.

Seine schöpferische Kraft schien unermattet, schien der Ermattung gar nicht fähig zu sein. Kaum hatte er den letzten Federzug am Tell gethan, als ihn bereits wieder ein neues tragisches Thema beschäftigte. Schon am 10. März 1804 schrieb er in sein Notizenbuch: „Mich zum Demetrius entschlossen." Da gab aber der gute Iffland, welcher den Dichter schon lange gern in

Digitized by Google

Berlin gehabt hätte, keine Ruhe mehr und Schiller machte ſich mit Lotte und den zwei älteren Kindern am 26. April nach der preußiſchen Hauptſtadt auf. Ueber Leipzig, Wittenberg und Potsdam erreichten die Reiſenden am 1. Mai Berlin, wo dem Dichter „allgemeine Bewunderung, begeiſterte Anerkennung und herzliche Theilnahme" entgegenkam. Er traf hier von alten Freunden Fichte, Woltmann, Hufeland, er verlebte „viele vergnügte Stunden" mit Zelter, er ſah im Theater den Wallenſtein, die Jungfrau und die Braut mit der höchſten ſzeniſchen Vollendung aufführen, welche Iffland's begeiſterte Sorgfalt der Darſtellung zu geben vermochte. Der Prinz Louis Ferdinand, der ſo bald darauf heldenhaft wie Max Piccolomini bei Saalfeld fallen ſollte, zog den Dichter zur Tafel, die Königin Luiſe empfing ihn voll Huld. Ueber den edlen Eindruck, den ſeine Perſönlichkeit bei Allen, die ihm nahekamen, hinterließ, hat uns aus jenen Tagen eine geiſtvolle Beobachterin, Henriette Herz, dieſen Bericht gegeben: — „Schiller mußte auf die Mehrzahl der Menſchen nothwendig einen angenehmeren Eindruck machen als Göthe. Die äußere Erſcheinung ſprach allerdings im erſten Augenblick mehr für den Letzteren; aber auch Schiller's Aeußere war jedenfalls bedeutend. Er war von hohem Wuchſe, das Profil des oberen Theils ſeines Geſichts war ſehr edel. Aber ſeine bleiche Farbe und das röthliche Haar ſtörten einigermaßen den Eindruck. Belebten ſich jedoch im Laufe der Unterhaltung ſeine Züge, überflog dann ein leichtes Roth ſeine Wangen und erhöhte ſich der Glanz ſeines blauen Auges, ſo war es unmöglich, irgend etwas Störendes in ſeiner äußeren Erſcheinung zu finden." Am 21. Mai war der Dichter wieder in Weimar und am 28. Mai ſchrieb er an Körner: „Daß ich bei dieſer Reiſe nicht bloß mein Vergnügen beabſichtigte, kannſt du dir leicht denken; es war um mehr zu thun und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine weſentliche Verbeſſerung in meiner Lage vorzunehmen." Das hing ſo zuſammen. Die Ver-

Digitized by Google

ehrer und Freunde Schiller's in Berlin hatten den Plan gefaßt, ihn zu beſtändigem Aufenthalt dorthin zu ziehen, und dieſer Plan wurde ohne Zweifel durch die Königin Luiſe weſentlich gefördert, falls er nicht überhaupt von ihr ausgegangen ſein ſollte. Feinfühlend, großgeſinnt, voll Patriotismus, wie ſie war, hatte die Königin von Schiller's Dichtungen nachhaltigſte Eindrücke empfangen und ſie empfand das Bedürfniß, ſich dankbar zu bezeigen. Der ſehr einflußreiche Geheime Kabinetsrath Beyme nahm ſich der Sache ebenfalls mit Eifer an und ſo wurde von Friedrich Wilhelm III. erwirkt, daß unſerm Dichter, wenn er ſich in Berlin niederlaſſen wollte, ein Jahresgehalt von 3000 Thalern nebſt freiem Gebrauch einer Hofequipage förmlich angeboten, daneben auch ein Platz in der Berliner Akademie in Ausſicht geſtellt ward.

Der Antrag war lockend, um ſo mehr, da es Schiller und ſeiner Frau in Berlin beſſer gefallen, als ſie erwartet hatten, wie er denn gegen Körner die dortige „große perſönliche Freiheit und die Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben" zu rühmen ſich veranlaßt ſah. Die Anſchauung der Verhältniſſe der großen Stadt hatte offenbar ſeine Phantaſie günſtig angeſprochen. „Ich habe — ſchrieb er nach ſeiner Heimkehr an Schwager Wolzogen — ein Bedürfniß gefühlt, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal iſt es meine Beſtimmung, für eine größere Welt zu ſchreiben; meine dramatiſchen Arbeiten ſollen auf ſie wirken und ich ſehe mich hier in ſo engen kleinen Verhältniſſen, daß es ein Wunder iſt, wie ich nur einigermaßen Etwas leiſten kann, das für die größere Welt iſt." Aber „auf der andern Seite — äußerte er gegen Körner — zerreiße ich höchſt ungern alte Verhältniſſe, und in neue mich zu begeben ſchreckt meine Bequemlichkeit (und Kränklichkeit). Hier in Weimar bin ich abſolut frei und im eigentlichſten Sinne zu Hauſe. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich

Digitized by Google

loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehe thun, zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz bietet, so habe ich Lust, zu bleiben." Und er blieb wirklich. Mit der Loyalität, die ihm eigen, legte er die ganze Angelegenheit dem Herzog vor, mit dem Bemerken, daß es sein Wunsch wäre, zu bleiben, wenn der Fürst es thunlich fände, seinen Jahresgehalt um 400 Thaler zu erhöhen. Karl August beeilte sich, diesem Gesuche zu entsprechen, und schrieb dazu: „Von Ihrem Herzen erwartete ich, daß Sie so handeln würden. Empfangen Sie, werthester Freund, meinen wärmsten Dank; ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können." Froh dieses Ausgangs der Sache, meldete Schiller, als „ein ordentlicher Hausvater," die Erhöhung seines Gehaltes an Humboldt, mit dem Beifügen: „Da ich nun auch für meine dramatischen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Accorde gemacht, so bin ich in den Stand gesetzt, Etwas für meine Kinder zu erwerben, und wenn ich nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, darf ich hoffen, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verschaffen."

Voß der Jüngere hatte in dem oben angezogenen Briefe bemerkt, Lotte „denke ihrem Gatten ein neues Knäblein zu schenken, worüber er sich im Voraus fast über die Maßen freue," und da die „kleine Frau" bei obwaltenden Umständen für den alten Hausarzt Starke in Jena „ein ausschließendes Vertrauen" hegte, so siedelte Schiller mit ihr und den Kindern im Juli für einige Monate in die Universitätsstadt hinüber. Gerade zur Zeit, wo Lotte's Niederkunft erwartet wurde, zog eine Erkältung dem Dichter einen heftigen Anfall seiner Unterleibskrämpfe zu, und während ihn die Schmerzen auf dem Lager hielten, kam zwar nicht ein drittes Knäblein, aber ein zweites Töchterlein an, welches am 7. August Emilie Henriette Luise getauft wurde. Schwägerin Karoline brachte dem kranken Vater die Neugeborene, „die er mit

Digitized by Google

der lebhafteſten Freude empfing.“ Es iſt geradezu unbegreiflich, wie man den klarſten Zeugniſſen entgegen jemals an Schiller's Herzensgüte und an ſeiner Zärtlichkeit als Gatte und Vater hat zweifeln können. „Wie konnte er ſeine Kinder herzen und küſſen, ſich mit ihnen auf der Erde wälzen! ſchreibt Voß der Jüngere. Nie vergeſſe ich den innigen Blick, den er manchmal auf ſeine jüngſtgeborene Emilie warf. Es war, als könne er ſein ganzes Glück nicht ausſchöpfen, mit ſolcher Wehmuth, Freude und Innigkeit hingen ſeine Augen an ihr.“ Schnorr von Carolsfeld erzählt: „Als ich drei Jahre vor Schiller's Hinſcheiden gegen Abend in Weimar angekommen war, wandelte ich nach ſeiner Wohnung und da fand ich ihn, ſeine Tochter Karoline auf den Armen, das Köpfchen an des Vaters Geſicht gelehnt, die Aermchen um deſſen Hals geſchlungen, in dem dämmernden Zimmer gleichſam tanzend herumſchreiten.“ Sehr ſchön hat nach des Dichters Hingang Frau Griesbach geſagt: „Die Meiſten denken ſich den groſſen Mann, wir beweinen den guten.“ Gerade in den letzten Jahren ſeines Lebens hatte ſich der Adel ſeiner Natur zur höchſten Humanität und Liebenswürdigkeit herausgebildet, und wie der Dichter Bewunderung, ſo erregte der Mann Zuneigung, wohin er trat. „Schiller ſcheint mir ein ſehr edler Menſch,“ ſchrieb Voß der Vater im Dezember 1802 an Esmarch, nachdem er den Dichter näher kennen gelernt hatte. Es iſt uns bezeugt, daß noch fünfundzwanzig Jahre nach ſeinem Tode ſchlichte Bürger von Weimar mit Verehrung und Liebe von Schiller dem Menſchen redeten. In Göthe's Andenken lebte der Freund als das Ideal eines Menſchen fort. So ſchrieb er unterm 9. November 1830 an Zelter: „Schiller'n war die Chriſtus-Tendenz eingeboren, daß er nichts Gemeines berührte, ohne es zu veredeln,“ und ſo äußerte er zwei Jahre früher (am 11. September 1828) gegen Eckermann: „Schiller erſchien immer im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur. Er war ſo groß am Theetiſch, wie er es im

Digitized by Google

Staatsrathe gewesen sein würde. Nichts genirte ihn, Nichts engte ihn ein, Nichts zog den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein!" Es galt auch ebenso sehr dem Menschen wie dem Dichter Schiller, wenn ihm Wilhelm von Humboldt im Oktober 1803 aus Rom schrieb: „Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen Kraft, es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie nicht darin stört, so führen Sie aus jenem besseren eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses herüber, die unverkennbar ihre Abkunft verrathen. So wie Sie in Ideen fester, in der Production sicherer geworden, hat das zugenommen. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten."

Aber das Schicksal war unerbittlich. Der Dichter sollte von dem heftigen Krankheitsanfall, welcher ihn zu Jena betroffen, nie wieder recht genesen. Als er mit seiner Familie von der alten Universitätsstadt, wo ihn diesmal besonders der Verkehr mit Johann Heinrich Voß, dem Pathen der kleinen Emilie, erfreut hatte, nach Weimar zurückgekehrt war, schrieb er unterm 4. September an Körner, er fühle sich noch immer sehr schwach und es sei ihm selbst nach der schwersten Krankheit nie so übel zu Muthe gewesen. Am 11. Oktober konnte er zwar dem Freunde in Dresden melden, daß er anfange, sich wieder zu erholen und einen Glauben an seine Genesung zu bekommen; allein Karoline von Wolzogen berichtet aus derselben Zeit, daß die physischen Kräfte des geliebten Schwagers sichtlich abgenommen hätten und daß sie durch seine veränderte, ins Graue spielende Gesichtsfarbe oft erschreckt worden sei. Wie licht und warm in der zerfallenden Hülle der Geist noch flammte, bezeugt das Festspiel „die Huldigung der Künste," welches Schiller auf Göthe's lebhaftes Andringen zur Begrüßung der Braut

des Erbprinzen binnen wenigen Tagen, vom 4. bis zum 8. November, gedichtet hat. Schiller legte auf dieſes „Werk des Moments," auf das „Machwerk," wie er es gegen Humboldt und Körner nannte, keinen Werth, und doch gehört dieſes kleine lyriſche Spiel zu den freundlichſten Blüthen ſeiner Kunſt. Was haben ſich die Romantiker Mühe gegeben, die Poeſie und die übrigen Künſte poetiſch zu verherrlichen; aber wie leicht fallen alle ihre bezüglichen Sonette und Ottaven in die Wagſchale gegen die Schiller'ſche Charakteriſtrung der Künſte, gegen ſeine prachtvolle Strophe über die Poeſie! Und wie edel iſt die ganze Huldigung gehalten! Er konnte freilich zur Schmeichelei ſich nicht erniedrigen. Sein Schwager Wolzogen, welcher das neuvermählte Paar aus Petersburg nach Weimar geleitet, hatte ihm von der Kaiſerin von Rußland, die beſonders an dem Don Carlos Gefallen gefunden, einen koſtbaren Ring mitgebracht. Dankbar äußerte darauf der Dichter: „Ich hätte eine ſehr paſſende Gelegenheit, in der Perſon des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius ſpielt, der Kaiſerfamilie viel Schönes zu ſagen." Aber am folgenden Tage ſagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben." Am 9. November führte der Erbprinz in feſtlichem Aufzug ſeine junge Gemahlin, die Großfürſtin Maria Paulowna, in Weimar ein und zehn Tage lang war die Stadt feſtlich bewegt. Am 12. November kam die Huldigung der Künſte, gewiß die paſſendſte Hochzeitsgabe der Muſenſtadt, zur Darſtellung und wir wiſſen, daß die fürſtliche Frau, welcher die Künſte huldigten, noch nach Jahren dankbar des erhebenden Eindrucks gedachte, welchen ſie an jenem Feſtabend von der Muſe Schiller's empfing.

Die Nachrichten über den letzten Winter des Dichters ſind dürftig und es dürfte daher vergeblich ſein, aus denſelben ein volles Lebensbild gewinnen zu wollen. Wir müſſen uns ihn denken, wie ſeit lange, arbeitend und leidend. Völlig ſchmerzloſer Tage ſcheint er ſich in dieſer Zeit gar nicht mehr erfreut zu haben. Die

peinlichen Krämpfe in den Eingeweiden nahmen an Heftigkeit zu und das häufige Faſten, womit er ſie zu bändigen trachtete, vermehrte nur ſeine Hinfälligkeit. Um Weihnacht und Neujahr wurden die Anfälle ſchon höchſt bedenklich. Eines Abends wachten Lotte und Heinrich Voß bei dem Schlafloſen. Gegen Mitternacht bat er ſeine Frau, hinunter zu gehen und ſich zur Ruhe zu begeben. Sie zögerte, bis er den Wunſch dringender und zuletzt heftig wiederholte. Aber kaum war Lotte die Treppe hinab, ſo ſank der Kranke bewußtlos in die Arme des jungen Freundes. Als ihn dieſer durch Anwendung geeigneter Mittel ins Bewußtſein zurückgebracht hatte, fragte er ſogleich: „Voß, hat meine Frau Etwas gemerkt?“ Er hatte die Ohnmacht kommen gefühlt und ihr den ſchmerzlichen Anblick erſparen wollen. Aber zu leben ohne zu arbeiten, war ihm unmöglich. Am 14. Januar 1805 meldete er Göthe, er verſuche, ſich für den Demetrius in die gehörige Stimmung zu ſetzen, und außer dieſem Thema beſchäftigten damals noch zwei andere dramatiſche Pläne ſeine Phantaſie. Der eine, welcher den Tod des Themiſtokles zum Vorwurf haben ſollte, iſt nur ein flüchtiger Gedanke geblieben; der andere iſt unter dem Titel „die Kinder des Hauſes“ ſkizzirt worden. Am 20. Januar ſchrieb er an Körner: „Sowie das Eis wieder anfängt aufzuthauen, geht auch mein Herz und mein Denkvermögen wieder auf, welches Beides in den harten Wintertagen ganz erſtarrt war.“ Da ihm aber ſein leidender Zuſtand ſelbſtſtändiges Schaffen fortwährend verwehrte, ſo hatte er ſich, um „doch nicht ganz müſſig zu ſein,“ den Winter über daran gemacht, die Phädra des Racine metriſch zu überſetzen. Er ſagt von dieſem „Paradepferd der franzöſiſchen Bühne,“ wie er das Stück nennt, es habe viele Verdienſte und könne, die Manier einmal zugegeben, ſogar „fürtrefflich“ heißen. Daß außerdem eine wohlbegründete Rückſicht auf die Vorliebe Karl Auguſt's für das franzöſiſche Drama bei dieſer Arbeit mitwirkſam geweſen, iſt unbedenklich anzunehmen. Der Herzog hatte auch, wie

ſeine Briefe vom 29. Januar und 5. Februar an Schiller darthun, eine große Freude an der wohlgelungenen Ueberſetzung, welche ſchon am 30. Januar zur Aufführung gelangte. Mit einem wahren Heroismus, gelaſſen und ſelbſt heiter, trug der Dichter ſeine winterlichen Leiden. „Eine unausſprechliche Milde — erzählt Karoline von Wolzogen — durchdrang im letzten Winter Schiller's ganzes Weſen und gab ſich kund in all ſeinem Empfinden und Urtheilen; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm.“ In Wahrheit, er war im Frieden mit ſich und der Welt und ſo ſollte er ſcheiden.

Nachdem er zu Anfang des März mehrtägigen Fieberparoxysmen unterworfen geweſen, richtete er ſich an dem großen Plane zu ſeiner Tragödie Demetrius zu neuer Lebenshoffnung auf. „Ich habe mich — ſchrieb er am 27. März an Göthe — mit ganzem Ernſt an meine Arbeit angeklammert und denke nun nicht mehr ſo leicht zerſtreut zu werden. Es hat ſchwer gehalten, nach ſo langen Pauſen und unglücklichen Zwiſchenfällen wieder Poſto zu faſſen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge.“ Wie rührend iſt an der ſchon halb geöffneten Pforte des Todes dieſe Energie des raſtlos Strebenden, ſeinem Lande und der Welt ein unſterbliches Werk mehr zu geben! Man glaubt den kranken Dichter zu ſehen, wie er ſich in ſeinen ſchlafloſen Nächten auf ſeiner niedrigen Bettſtelle aufrichtet und die erhabenen Phantaſiegebilde, die ihn umſchweben, feſtzuhalten ſtrebt und wie er ſich dann an den Schreibtiſch ſchleppt, an den armen alten Schreibtiſch aus den Jenenſer Junggeſellentagen, um mit zitternder Hand leuchtende Gedanken, unvergeßliche Worte, die er den Schmerzen, die er dem Tode abgerungen, aufs Papier zu bannen. Allein er konnte ſein letztes Werk nicht vollenden. Der Demetrius iſt Torſo geblieben, aber ein Torſo, der ein Kunſtwerk von höchſter Vollendung ahnen läßt. Idee und Anlage, wie die Ausführung der vorhandenen Szenen, Alles bezeugt noch die Vollkraft des Genius. Es iſt,

Digitized by Google

wie wenn die Sonne, im Untergehen herrlich aufleuchtend, noch einmal ihre ganze Stralenmaſſe über den Abendhimmel hingießt; aber bevor die Goldhelle Zeit gehabt, das ganze Firmament zu erfüllen, iſt das rothglühende Geſtirn am Horizont hinabgeſunken.

Die milderen Lüfte des Frühlings ſchienen die ermatteten Lebenskräfte des Dichters noch einmal anfriſchen zu wollen. „Die beſſere Jahreszeit — ſchrieb er am 25. April an Körner — läßt ſich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Muth und Stimmung; aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße ſeit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch Etwas davon zurückbleibt. Die Natur hilft ſich zwiſchen vierzig und fünfzig nicht mehr ſo wie im dreißigſten Jahre. Indeſſen will ich mich zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Geſundheit bis zum fünfzigſten Jahre aushält.“ Der Brief, deſſen Eingang dieſe Worte bilden, war der letzte, welchen er an Körner ſchrieb. Vom Tage zuvor datirt ſeine letzte Zuſchrift an Göthe, welche dieſer wie ein „Heiligthum“ bewahrte. Sie war in „ſchönen und kühnen“ Schriftzügen entworfen, und wenn Göthe in ſeinen alten Tagen vertrauten Freunden dieſen Brief zeigte, pflegte er von dem Urheber deſſelben zu ſagen: „Er war ein prächtiger Menſch und bei völligen Kräften iſt er von uns gegangen.“ Der Gedanke, daß er höchſtens fünfzig Jahre alt werden würde, kehrte in ſeiner letzten Lebenszeit oft bei unſerem Dichter ein. Bis dahin, hoffte er, würde er bei fortdauernder Arbeitsfähigkeit ſeine Kinder einigermaßen unabhängig ſtellen können. Ueber den Tod ſprach er ſich mit der Gelaſſenheit aus, die einem weiſen Manne ziemt. Ein bezügliches Geſpräch mit ſeiner Schwägerin ſchloß er mit den Worten: „Der Tod kann kein Uebel ſein, da er etwas Allgemeines iſt.“ Für ſo nahe bevorſtehend hielt er jedoch ſein Ende nicht, um ſo weniger, da er ſich in der zweiten Hälfte des Aprils eines Scheins von Geneſung erfreuen durfte. Er empfand Reiſeluſt, bei Kranken bekanntlich oft ein Vorzeichen der letzten großen

Reiſe. Eine lebhafte Sehnſucht, die Schweiz zu ſehen, bemächtigte ſich ſeiner. Dann ſehnte er ſich auch wieder nach dem Wieſengrün und den Waldſchatten von Bauerbach, wo einſt der Flüchtling Raſt gefunden. Als die milde Witterung Bewegung in freier Luft erlaubte, ging er mit Lotte und Karoline mehrmals im Parke ſpazieren. Aber ſein erſter Gang galt Göthe, welcher ſich ebenfalls von einer harten Krankheit, einer Nierenkolik, nur langſam erholte. Heinrich Voß war bei dieſer Zuſammenkunft zugegen und konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Die zwei großen Freunde fielen ſich um den Hals und küßten ſich mit einem langen herzlichen Kuſſe, bevor Einer ein Wort hervorbrachte. Auch ſprach Keiner weder von der eigenen noch von des Anderen Krankheit, ſondern Beide überließen ſich der ungemiſchten Freude, endlich wieder mit heiterem Geiſte vereint zu ſein. Am 28. April war Schiller zum letztenmal bei Hofe. Voß war ihm bei ſeiner Toilette behülflich und freute ſich der ſtattlichen Figur, welche der Dichter im grünen Galakleide machte. Am folgenden Tage erhielt Schiller, eben im Begriff ins Theater zu gehen, einen Beſuch von Göthe, der zum erſtenmal wieder ausgegangen war, ſich aber noch ſo mißbehaglich fühlte, daß er den Freund nicht ins Theater begleitete, ſondern an deſſen Hausthüre von ihm Abſchied nahm — auf immer. Denn ſie ſollten ſich nicht wieder ſehen. Karoline holte mit ihrem Wagen den Schwager ins Theater ab und auf dem Wege ſagte er ihr, ſein Zuſtand ſei ganz ſeltſam; in der linken Seite, wo er ſeit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar Nichts mehr. Der Grund hievon war ein nur zu trauriger: der ſeit Jahren kranke linke Lungenflügel hatte aufgehört zu ſchmerzen, weil er total zerſtört war.

Die Illuſion einer Geneſung verſchwand raſch. „Da liege ich wieder!“ ſagte der Dichter von ſeinem Kanapee aus mit hohler Stimme zu Heinrich Voß, als dieſer am 1. Mai bei ihm eintrat. Mit dem Freunde waren die drei älteren Kinder heraufgekommen,

Digitized by Google

aber ſie vermochten dem Vater keine Theilnahme abzugewinnen. Das war ein Zeichen, daß ſeine Wiedererkrankung etwas Bedenklicheres war als ein bloßes Katarrhfieber, für was er ſelbſt ſie Anfangs hielt. Doch glomm die erlöſchende Lebenslampe in den nächſtfolgenden Tagen noch einmal ſoweit auf, daß der Kranke mehrere Freunde, darunter ſeinen durchreiſenden Verleger Cotta, empfangen konnte. Er traf auch keinerlei Anordnungen, welche auf ein Vorgefühl des nahen Todes gedeutet hätten; nur verlangte er lebhaft, ſeinen Schwager Wolzogen, welcher die Erbprinzeſſin zur Leipziger Meſſe begleitet hatte, heimkehren zu ſehen. Am 6. Mai nahm aber die Krankheit eine ſchlimmere Wendung. Der bis dahin frei geweſene Kopf begann zeitweilig wirre zu werden, die Sprache abgebrochen. An dieſem oder einem der zwei folgenden Tage traf Voß den Göthe weinend in deſſen Garten und erzählte ihm von Schiller's bedrohlichem Befinden. „Das Schickſal iſt unerbittlich und der Menſch wenig!" hat Göthe darauf geſagt. Als am Abend des 7. Mai Karoline dem Kranken Gute Nacht bot, erwiderte er faſt mit den Worten Wallenſtein's: „Ich denke dieſe Nacht gut zu ſchlafen." Bei Tage wollte er nur ſeine Frau und ſeine Schwägerin um ſich haben, bei Nacht nur ſeinen treuen Diener Rudolf. Dieſer hat in den letzten Nächten den Kranken viel im Halbſchlummer reden gehört, meiſt vom Demetrius. Der ſcheidende Genius wollte von ſeinem letzten Werke nicht ablaſſen. Als er geſchieden, fand man den herrlichen Monolog der Marfa auf des Dichters Schreibtiſch und ſo ſind dieſe glühenden Zeilen wahrſcheinlich das Letzte, was er gedichtet. Als am Morgen des 8. Mai Karoline an ſein Lager trat und nach ſeinem Befinden fragte, gab er zur Antwort: „Immer beſſer, immer heiterer!" Als man darauf die kleine Emilie heraufbrachte, betrachtete er ſie mit Freude und Wohlgefallen und es war der Mutter, als wollte er dem Kinde ſeinen Segen geben. Gegen Abend zu verlangte er die Sonne zu ſehen.

Digitized by Google

Man öffnete den Vorhang, mit heiterem Auge blickte er in den ſchönen Abendhimmel hinaus und „die Natur empfing ſeinen Scheidegruß.“ Am folgenden Tage unterzog er ſich Morgens geduldig den Vorſchriften des Arztes, welcher ein Bad und dann zur Stärkung ein Glas Champagner verordnete. Aber die Schwäche nahm zu und immer zu. Er forderte mit gebrochener Stimme Naphtha, doch die letzte Sylbe erſtarb auf ſeinen Lippen. Vorher hatte er noch unzuſammenhängend phantaſirt, meiſt in lateiniſcher Sprache. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde das Athmen des Kranken unregelmäßig und ſtockend. Geſprochen hat er dann Nichts mehr. Karoline ſtand mit dem Arzt am Fuße des Bettes und hüllte die erkaltenden Füße des Sterbenden in gewärmte Kiſſen. Die Kinder waren da: Karl lag ſchluchzend am Boden, Ernſt weinte ſtill in einer Ecke, Karoline hielt ſich neben der Mutter, die an dem Lager kniete. Ihr hat er noch in der Agonie letzte Liebeszeichen gegeben, indem er ihr die Hand drückte, ſie anlächelte und ſie küßte. Das Ende ſollte ſchmerzlos und ſanft ſein. In der ſechſten Abendſtunde war es, da fuhr Etwas wie ein elektriſcher Schlag über die Züge des Sterbenden. Dann ſank ſein Haupt zurück und auf ſeinem Antlitz lag die Ruhe des Todes..... So ſtarb Friedrich Schiller, fünfundvierzig Jahre, fünf Monate und neunundzwanzig Tage alt, am 9. Mai 1805.

Dem kranken Göthe die Todesbotſchaft zu bringen, hatte Niemand den Muth. Meyer war bei ihm, als draußen die Nachricht von Schiller's Hingang eintraf. Meyer wurde hinausgerufen, aber er brachte es nicht über ſich, zu Göthe zurückzukehren. Die Einſamkeit, in welcher dieſer ſich befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Beſtreben, ihm auszuweichen, — Alles dieſes läßt ihn wenig Tröſtliches erwarten. „Ich merke ſchon, ſagte er endlich, Schiller muß ſehr krank ſein.“ Die übrige Zeit des Abends war er in ſich gekehrt. Er muß geahnt haben, was geſchehen war, denn man hörte ihn in der Nacht weinen.

Digitized by Google

Am Morgen ſagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank?“ Der Nachdruck, womit er das „ſehr“ ausſprach, wirkt ſo heftig auf Jene, daß ſie ſich nicht länger halten kann, ſondern in Thränen ausbricht. „Er iſt todt?“ fragte Göthe mit Heftigkeit. „Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen,“ entgegnete ſie. „Er iſt todt!“ wiederholte er und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

Es war beſtimmt worden, daß die Beſtattung des großen Todten Sonntags den 12. Mai ſtattfinden ſollte. Weil aber der Leichnam zu ſchnell in Verweſung überging, wurde er in der Nacht vom Samſtag auf den Sonntag zu Grabe gebracht. Die trauernde Familie hatte die Beerdigung dem Oberconſiſtorialrath Günther übertragen. Der Sarg ſollte nach gewohntem Brauch durch Handwerker getragen werden. Aber auf Anregung des nachmaligen Bürgermeiſters von Weimar Karl Leberecht Schwabe vereinigten ſich zwanzig junge Männer, Gelehrte, Künſtler und Beamte, zu dieſem Liebes- und Ehrendienſt. Ein Sohn des Genannten hat aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe ſeines Vaters die folgende authentiſche Erzählung der Beſtattung des Dichters veröffentlicht. „Still und ernſt begab ſich nach Mitternacht der kleine Zug von Schwabe's Wohnung nach Schiller's Haus. Es war eine mondhelle Mainacht, nur einzelne Wolken verhüllten bisweilen den Mond. Still war das Todtenhaus, nur aus einem Zimmer deſſelben tönte dumpfes Weinen und Schluchzen. Während die Freunde die Treppe hinab vorangingen, wurde der Sarg hinuntergetragen und vor der Hausthüre von ihnen aufgenommen. Kein Menſch war vor dem Hauſe oder in den Straßen; tiefe, lautloſe Stille herrſchte in der Stadt. So ging der Zug durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsgaſſe nach dem alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche. Gleich rechts am Eingange befindet ſich noch jetzt das ſogenannte Kaſſengewölbe, vor deſſen Thüre die Träger die Bahre mit dem Sarge niederſetzten. Hell

durchbrach in dieſem Augenblicke der Mond die verhüllenden Wolken und übergoß mit ſeinem Lichte den Sarg des Dichters. Gleich darauf verbarg ſich die Lichtſcheibe wieder hinter den raſch am Himmel dahin eilenden Wolken und hörbar rauſchte der Wind über Dächer und Bäume dahin. Nun öffnete ſich die Pforte des düſtern Gewölbes, der Todtengräber und ſeine drei Gehülfen nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinein, öffneten eine Fallthüre und der theure Todte wurde an Seilen in die unterirdiſche, von keinem Lichtſtral erhellte Gruft hinabgeſenkt. Die Fallthüre ward wieder niedergelaſſen und dann das äußere Thor des Grabgewölbes wieder verſchloſſen. Kein Trauergeſang, kein dem Andenken des eben Begrabenen geweihtes Wort unterbrach die Stille der Mitternacht. Still wollten ſich die Männer des Trauergeleites vom Kirchhof entfernen, als Aller Aufmerkſamkeit durch eine hohe, in einen Mantel tief verhüllte Männergeſtalt angezogen wurde, welche zwiſchen den dem Kaſſengewölbe nahen Grabhügeln herumirrte und durch Gebärden und lautes Schluchzen ihre innige Theilnahme an dem eben hier Vollbrachten zu erkennen gab.“ Dieſer Trauernde, deſſen Anweſenheit ſpäter Sage und Novelliſtik in einem romantiſchen Lichte erſcheinen zu laſſen verſuchten, war kein Anderer als Wilhelm von Wolzogen, welcher, auf der Rückreiſe von Leipzig begriffen, zu Naumburg den Tod des theuren Schwagers erfahren, ſich ſofort auf ein Pferd geworfen und Weimar gerade noch zur rechten Stunde erreicht hatte, um ſich unvermerkt dem kleinen Leichenzug anzuſchließen .... Man hat es damals und ſpäter noch bitter getadelt, daß die Muſenſtadt Weimar unſeren Dichter in einer Weiſe beſtattete, welche die Vergleichung mit der Beſtattung, die unlange zuvor die Kaufmannsſtadt Hamburg Klopſtock bereitet hatte, herausfordern mußte. Auf die in den Zeitungen darüber laut gewordenen Anklagen gab Göthe, wenigſtens mittelbar, die Antwort: „Eben das iſt es, was mir an Schiller's Hingang ſo ausnehmend gefällt.

Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen kam er nach Weimar und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht, was ich liebe.“ Es liegt etwas Großes darin, daß der Mann, dessen Geistesreichthum den Kulturschatz der Menschheit mehrte und fortwährend mehrt, die Welt so arm und einfach verließ, wie er sie betreten hatte. Am Ufer des Neckars in einer dürftigen Bäckerstube geboren, ist er am Ufer der Ilm in einem Sarge, welcher drei Thaler kostete, zu Grabe getragen worden. Uebrigens wurde am 12. Mai zu Ehren des großen Todten in der St. Jakobskirche eine kirchliche Feier begangen, wobei die herzogliche Kapelle Mozart's Requiem aufführte und der Generalsuperintendent Voigt die Gedächtnißrede hielt. Die Kirche vermochte die Menge der Theilnehmenden nicht zu fassen.

Allgemein, tief und herzlich war die Trauer um den Dahingegangenen, in der Nähe und Ferne. Es ging ein Ton der Klage durch das ganze Vaterland. Henriette von Knebel, die Erzieherin der Prinzessin Karoline von Weimar, schrieb unterm 15. Mai an ihren Bruder: „Das schmerzhafte Ereigniß von Schiller's unvermuthetem Tod hat mein Herz so verwundet, daß mir der Balsam der Freundschaft sehr nothwendig ist. Wir haben die Nachricht von Schiller's Tod in Auerstädt erfahren. Meiner armen Prinzeß kam dieser Fall zu unerwartet. Sie weinte und schluchzte und konnte sich kaum fassen, obgleich die Erbprinzessin, der es auch sehr nahe ging, Alles that, um sie zu trösten. Wir sind fast täglich bei Frau Schiller, deren Schmerz zwar tief, aber doch sanft ist. Die Wolzogen ist viel heftiger.“ Die Erbprinzessin bezeugte der vaterlosen Familie ihre Theilnahme in hochsinniger Weise, indem sie sofort die Kosten der Erziehung von Schiller's Söhnen übernahm. Dannecker, der Akademiegenosse

Digitized by Google

des Dichters, ſchrieb im Mai aus Stuttgart an Wilhelm von Wolzogen: „Schiller's Tod hat mich ſehr niedergedrückt. Durch Kapellmeiſter Granz kam die fürchterliche Nachricht zuerſt hieher. Im erſten Moment konnte ich kein Wort hervorbringen, es erſtickte in mir. Ich glaubte, die Bruſt müßte mir zerſpringen, und ſo plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen und da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen; aber der kann nicht anders lebig ſein als koloſſal. Schiller muß koloſſal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheoſe!" Und zu dem Churfürſten von Würtemberg hat der edle Künſtler geſagt: „Ihr Durchlaucht, der Schwab m u ß dem Schwaben ein Monument machen!" und wenn auch die Ungunſt der Zeit die Ausführung dieſes Gedankens verwehrte, ſo konnte ſie Dannecker doch nicht verhindern, ſeine berühmte Koloſſalbüſte des Dichters zu ſchaffen. Aus Erlangen ſchrieb Fichte unterm 1. Juni 1805 an Wolzogen: „Innigſt erſchüttert hat mich und meine Frau die Nachricht von dem Tode unſeres theuren Schiller. Ich hatte an ihm noch einen der höchſt ſeltenen Gleichgeſinnten über geiſtige Angelegenheiten. Er iſt hin. Ich achte, daß in ihm ein Glied meiner geiſtigen Exiſtenz mir abgeſtorben ſei." Zelter ſchrieb aus Berlin an Göthe: „Der unvermuthete Tod unſeres lieben Schiller hat bei uns eine allgemeine und ſtarke Senſation erregt." Iffland veranſtaltete in der preußiſchen Hauptſtadt zur Todtenfeier des Dichters die Aufführung einer Reihenfolge ſeiner Dramen. Göthe ſchrieb unterm 1. Juni an Zelter: „Ich dachte mich ſelbſt zu verlieren und verliere nun den Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeins." Als er ſich ermannt hatte, erzählt er in ſeinen Annalen, blickte er nach einer entſchiedenen, großen Thätigkeit umher und da war ſein erſter Gedanke, den Demetrius zu vollenden, um ſo „dem Tode zum Trotz die Unterhaltung mit dem Freunde fortzuſetzen, deſſen Gedanken, Anſichten und Abſich-

Digitized by Google

ten bis ins Einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten hier zum letztenmal auf seinem höchsten Gipfel zu zeigen.“ Dieser so vollendete Demetrius sollte dann als Todtenfeier Schiller's auf allen Theatern zugleich gespielt werden. Aeußerliche und wohl auch innerliche Hindernisse ließen den großen Plan nicht zur Verwirklichung kommen. Aber ohne Todtenopfer ließ er das Grab des Freundes doch nicht, nein, er brachte ihm das schönste, welches je ein Dichter einem Dichter dargebracht hat: — den herrlichen „Epilog zu Schiller's Glocke.“ Derselbe wurde zuerst am 10. August 1805 gesprochen, wo das Glockenlied zum Gedächtniß seines Schöpfers auf der Bühne zu Lauchstädt dramatisch dargestellt ward. So innige und mächtige Herzenstöne wie in diesem Gedicht hat Göthe nachher nie mehr gefunden. Wie Klage und Triumph zugleich scholl das in dem Epilog mehrmals wiederkehrende: „Er war unser!“ über Deutschland hin. Er hatte das Gedicht der Schauspielerin Wolf, die es als Muse sprechen sollte, selber eingelernt. Aber bei einer besonders ergreifenden Stelle überwältigte ihn sein Gefühl so sehr, daß er sie bat, innezuhalten, und mit Thränen in den Augen in die Worte ausbrach: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!“ Lotte hatte in der Bitterkeit des ersten Schmerzes an Fischenich geschrieben: „Ich habe das Schrecklichste erlebt, habe Schiller sterben sehen! Die Erde ist mir nun Nichts mehr, ich finde keinen Ruhepunkt mehr!“ Einen Monat später (3. Juli) ergoß sich ihre Trauer in sanfteren Worten gegen den genannten vertrauten Freund von Jena her. „Ach, Sie kannten ihn nur halb — schrieb sie — denn in dem letzten Theil seines Lebens, wo seine Seele frei auch unter dem drückenden Gefühl seiner Krankheit sich erhob, wo er immer milder, immer liebender wurde, sein Herz an dem unschuldigen Leben seiner Kinder erfreute, war er ganz anders, als da Sie mit uns lebten. Diese Liebe, diese Freude an den lieben Geschöpfen, diese Heiterkeit würde Ihrem Herzen

Digitized by Google

wohlgethan haben. Das lange Zuſammenſein mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe geſtellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg .... Es hat Niemand, kann ich behaupten, dieſes edle, hohe Weſen ſo verſtanden, als ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir ſeinen Charakter, die Triebfedern ſeines Handelns zu erklären, zurechtzulegen wie Niemand. Die Jahre verbanden uns immer feſter, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm ſeine Anſichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verſtand wie keiner ſeiner Freunde. Ich war ihm ſo nöthig zu ſeiner Exiſtenz als er mir. Er freute ſich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verſtand. Dieſes geiſtige Mitwirken, Fortſchreiten war ein Band, das uns immer feſter verknüpfte. Ich würde zu keinem Menſchen ſonſt ſo ſprechen, lieber Freund, ſo ſprechen können. Aber Sie ſollen nur fühlen, daß ich Unerſetzliches verlor, daß ich alle Kräfte meines Geiſtes zuſammenrufen muß, um dieſes Leben zu ertragen. Sie ſollen Zeuge meines Lebens ſein, daß ich nicht unwerth bin, die Gefährtin eines ſolchen Geiſtes zu ſein, daß ich jetzt durch meinen Muth, durch meine Reſignation auch zeigen will, daß ich meinen Geiſt an Schiller's Beiſpiel zu ſtärken verſtand." Sie hat Wort gehalten. Mit religiöſer Innigkeit das Andenken ihres großen Gatten pflegend und mit aufopfernder Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder leitend, lebte ſie, im regen geiſtigen Verkehr mit vielen der Beſten ihrer Zeit, geachtet und geliebt bis zum Jahre 1826. Da iſt ſie am 9. Juli in den Armen ihres Sohnes Ernſt zu Bonn geſtorben und ſo hat die beſcheidene, keuſche, verſtändniß- und liebevolle Lebensgefährtin Schiller's am ſchönen Rheinſtrom ihre letzte Ruheſtätte gefunden. Ihre Schweſter Karoline ſollte ſie um zwanzig Jahre überleben. Denn erſt am 11. Januar 1847 ſtarb Frau von Wolzogen, nahezu vierundachtzigjährig, nachdem ſie 1809 den Gatten, 1825 den einzigen Sohn verloren und lange Jahre in Schiller's ehemaligem Garten-

Digitized by Google

haus zu Jena ihren Erinnerungen gelebt hatte. Dort hat sie auch die warmgefühlte Lebensgeschichte ihres großen Schwagers geschrieben. Die Drei, welche im Leben so innig, so treu verbunden waren, sollten im Tode getrennt werden: Karoline ruht in Jena, Lotte in Bonn, Schiller in der Fürstengruft zu Weimar.

Einundzwanzig Jahre lang hielt das Kassengewölbe auf dem Friedhof der Jakobskirche die irdischen Ueberreste des Dichters verschlossen. Im März 1826 erfuhr Karl Leberecht Schwabe, Bürgermeister von Weimar, daß das Landschaftscollegium damit umgehe, das Kassengewölbe „in der Kürze aufräumen zu lassen." Der treffliche Mann konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Schiller's Gebeine bei dieser Gelegenheit für immer verloren gehen könnten, ja müßten, und er setzte sofort Alles in Bewegung, um den Untergang der geweihten Reste zu verhindern. So wurde denn in der Nacht vom 19. März das Kassengewölbe von Sachkundigen durchsucht und aus dreiundzwanzig Todtenschädeln der Schiller'sche herausgefunden. Die genaueste, unter Beiziehung von Anatomen vorgenommene Untersuchung stellte die Echtheit der Reliquie fest. Im September gelang es dann auch, die meisten Theile des übrigen Skeletts aufzufinden, zu verifiziren und zusammenzusetzen. Der Schädel selbst wurde in Anwesenheit von Schiller's Sohn Ernst mit angemessener Feierlichkeit in dem hohen Piedestal der Schillerbüste von Dannecker niedergelegt, welche der Künstler der Familie seines großen Freundes zum Geschenk gemacht, Karl August von dieser käuflich erworben und im Bibliothekſaale der Büste Göthe's gegenüber hatte aufstellen lassen. Indessen erregte diese Trennung des Schädels von den übrigen Gebeinen manche Bedenken im Publicum und auch König Ludwig von Baiern sprach bei einem Besuche in Weimar eine Mißbilligung aus. So befahl denn Karl August, die verehrten Ueberreste sollten wieder vereinigt und in der Fürstengruft, welche er für sein Geschlecht auf dem neuen Friedhof erbaut hatte, be-

Digitized by Google

ſtattet werden. In der Morgenfrühe des 16. Dezember 1827 wurden demzufolge Schiller's Gebeine in einem nach einer Zeichnung von Göthe gefertigten Sarkophag in der Fürſtengruft beigeſetzt. Hier geſellte ſich dem Sarge Schiller's am 28. Juni 1828 der Karl Auguſt's, am 8. Februar 1830 der Sarg der Herzogin Luiſe, am 26. März 1832 der Sarg Göthe's. In der Mitte des Friedhofs, auf einer ſanftanſteigenden Erhöhung, ſteht der einfache Grabtempel mit Vordach und Säulen. Aus dem innern Raume, einer ſchmuckloſen, von oben erhellten Rotunde, führt zur Linken eine ſteinerne Treppe in das Gewölbe hinab. Etwa in der Mitte deſſelben ſteht der Sarkophag von Erz, in welchem der treffliche Fürſt ruht, und ihm zur Seite der Sarg ſeiner hochgeſinnten Gemahlin. Links von der Treppe erblickt man auf gemauerten Unterlagen zwei ganz gleiche Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander. Auf dem einen iſt in Metallbuchſtaben zu leſen: Schiller, auf dem andern: Goethe. Sonſt kein Schmuck, außer auf jedem der Särge ein von Zeit zu Zeit fromm erneuerter Kranz von Lorbeer und Eppich.

Der würdigen Beſtattung des Dichters folgte nach zwölf Jahren die Apotheoſe. In Stuttgart hatte ſich ein Verein gebildet, welcher alljährlich den Todestag Schiller's feierlich beging. Von dieſem Kreiſe ging der Gedanke aus, dem geliebteſten Heros der Nation ein ſeines Namens würdiges Denkmal aufzurichten. Der Gedanke reifte zur That und am 8. Mai 1838 feierte auf demſelben Platze, wo er vor achtundfünfzig Jahren, in der kümmerlichen Uniform eines Feldſcherers bei der Parade erſcheinend, halb das Mitleid halb den Spott ſeiner Kameraden erregt hatte, der große Todte durch die Liebe der Nation und durch die Kunſt eine monumentale Auferſtehung. Der Raum zwiſchen der Stiftskirche und dem alten Schloß mit ſeinen mittelalterlichen Thürmen war Kopf an Kopf von den Feſtgäſten beſetzt, unter welchen auch

die zwei Söhne des Dichters nicht fehlten. Mörike's schöner Festhymnus erklang; dann zog der Enkel die bergende Hülle von dem Erzbild des Großvaters und, von feierlichem Glockengeläute begrüßt, blickte Thorwaldsen's Schiller auf das ehrfurchtsvoll lauschende Volk nieder.

Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.

Diese Anspielung auf Achill's Geschick in Schiller's „Nänie" schwebte ohne Zweifel Göthe vor, als er in die allgemeine Todtenklage um den großen Freund hinein die herrlichen Trostworte sprach: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er in dem, was er gewollt und gewirkt, stets seinem Volke und der Menschheit leben" ..... Sehr glücklich, scheint mir, ist in dieser ganz hellenischen Grabrede das getroffen, was unseres Dichters Werken in hohem und höchstem Grade eigenthümlich. Ich meine das Ewig-Jugendliche, das Thaten Zeugende. Nur die Schöpfungen von wenigen Auserwählten besitzen diesen nie veraltenden Zauber. Sie stehen am Eingange neuer Weltperioden und formuliren, vorschauend, die höchsten Ziele derselben auf Jahrhunderte

Digitized by Google

und wieder Jahrhunderte hinaus. Dieſe ſeltenen Geiſter ſind die eigentlichen Helden der Menſchheit, weil ſie ihre Erzieher und Bildner ſind. So ein Heros iſt Friedrich Schiller. Man kann ohne Anmaßung ſagen, daß ſeit den Tagen Homer's kein Dichter aufgeſtanden, der in ſolchem Grade wie Schiller die Geltung eines Völkerlehrers gehabt hätte. Zu ihm, der ſich mit beiſpielloſer Energie aus der Region des ungeſtümen Naturalismus zur Höhe der idealen Kunſtform emporgeſchwungen, hat vom Erſcheinen des Wallenſtein an die deutſche Jugend hinaufgeblickt als zu einem „Weſen höherer Art.“ Ihr hinterließ er ſcheidend ein theures Vermächtniß, den Tell, der in der deutſchen Geſchichte wahrlich nicht bloß eine literariſche Bedeutung hat. In jener Unglückszeit, als der Grundgedanke von Napoleon's Politik, die Vernichtung Deutſchlands, erfüllt ſchien, zu jener Zeit, wo ein Patriot wie Stein keine Fußbreite deutſchen Bodens mehr fand, darauf zu ſtehen, zur Zeit, wo ein Poet erſten Ranges, ein Mann von Genie und Herz, Heinrich von Kleiſt, ſich ſelber den Tod gab, um das überwältigende Elend nicht länger mitanſehen zu müſſen, — zur Zeit, wo Deutſche gegen Deutſche kämpfen mußten wie Gladiatorenbanden und alle Länder für fremde Intereſſen mit ihrem Blute düngten, — zu dieſer Zeit voll Druck, Noth und Schmach haben ſich am Tell und anderen Schöpfungen Schiller's die Gemüther erquickt, die Geiſter wieder aufgerichtet zu vaterländiſchem Fühlen, zu opferfreudigem Handeln. Auf jeder Seite jener ruhmreichen Kampfgeſchichte, die von der Katzbach bis nach Waterloo reicht, leuchtet für Jeden, der Augen hat, der Name unſeres Dichters und er wird auch für alle Zukunft in der deutſchen Geſchichte da leuchten, wo immer Großes geſchieht. Denn in ſeinen Werken iſt, ich wiederhole es, ewige Jugend, Mannheit und Thaten zeugende Kraft. Den ganzen Werth und Umfang dieſes Genius erkennt man erſt, wenn man als reiferer Mann wieder zu ihm zurückkehrt. Da erſt lernt man den Idealismus des Dichters, hinter dem „im wechſelloſen Scheine alles Ge-

Digitized by Google

meine" weit zurückgeblieben, ſo recht kennen, bewundern, lieben; da erſt gewinnen alle ſeine hohen Worte, die uns vertraut ſind wie ſüßeſte Jugenderinnerungen, ihre volle Bedeutung; da erſt ſtimmt man dankbaren Herzens in den Ausſpruch jenes Aeſthetikers ein, welcher geſagt hat, Schiller habe „die Erziehung des Volkes zum Idealismus nicht nur vorgeſchlagen, ſondern durch ſeine Werke auch begonnen; er habe die Ideale der Nation geſchaffen und den Volksgeiſt im Sinne der großen humanen Idee umgebildet." Und was iſt das Grundmotiv dieſer erſtaunlichen, aus allen zeitweiligen Verdunkelungen immer wieder ſiegreich aufleuchtenden Wirkſamkeit? Kein anderes als die ſittliche Begeiſterung, welche in Schiller lebte, der unwandelbare Glaube an den „göttlichen Lichtgedanken," die Seele der Geſchichte der Menſchheit. In dieſem hohen Sinne, im Sinne einer raſtloſen Entwicklung ſeines Volkes und aller Völker zum Menſchlich-Freien, Großen, Guten, Schönen, war Schiller Dichter, war er Seher und Prophet. Und ſo ſei er es immer und immer! Mit Stolz hat Göthe über das Grab des großen Freundes hinweg der Nation zugerufen: „Er war unſer!" Ich vertraue meinem Volke, daß es nie aufhören werde, mit Liebe und Stolz zu fühlen und zu ſprechen: — „Er iſt unſer!"

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt.

—ꝏ—

Drittes Buch.

Schiller's Meisterjahre.

Seite

Erstes Kapitel: Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Die deutsche Ehe. — Charakter der dritten Lebensperiode Schiller's. — „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben." — Portrait des Dichters in den Jahren seiner Männlichkeit. — Studien und Arbeiten. — Ideal und Bedarf. — Die Neue Thalia. — Historische Abhandlungen. — Geschichte des dreißigjährigen Krieges. — „Täglich vierzehn Stunden in Arbeit." — Vorlesungen. — Aesthetische Abhandlungen. — Gesellige Verhältnisse. — Wolken und Tumulte. — Novalis. — Baggesen. — Göthe. — Kant. — Beginn der Krankheitsgeschichte des Dichters. — An den Pforten des Todes. — In Karlsbad. — Ein schönes Zeugniß für Lotte. — Oekonomische Sorgen. — Die frohe Botschaft aus Dänemark. 1

Zweites Kapitel: Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Eintritt ins Jahr 1792. — Philosophische Studien. — „Ueber Anmuth und Würde." — Ausflug nach Dresden. — Liebe Besuche. — Verhalten deutscher Größen zu der französischen Revolution. — Forster. — Klopstock. — Wieland. — Herder. — Göthe. — Schiller will als Anwalt Ludwig's des Sechszehnten auftreten. — Er bricht mit der Revolution. — Aus Paris. — Le sieur Gille citoyen français. — Einrichtung einer eigenen „Menage". — „Der Schwabe regt sich." — Der Heimat zu! — In Heilbronn. — In Ludwigsburg. — Lotte's „Campagne" und Schiller's erste Vaterfreude. — Tod des Herzogs Karl. — Ein Triumph. — In Stuttgart. — Dannecker. — Der Freiheitsbaum zu Tübingen. — Schelling, Hegel, Hölderlin. — Eine Weissagung. — Rückkehr nach Jena. — Die ästhetische Erziehung des Menschen. 30

Drittes Kapitel: Horentanz und Xenienkrieg.

Schiller und Göthe schließen ihren Bund. — Aeußerungen der Freunde darüber. — Wer ist der Größere? — Wilhelm von Humboldt. — Schiller's Gesprächsweise. — Fichte. — Jena und Weimar. — Die wissenschaftliche Bewegung der Zeit. — „Ueber naive und sentimentalische Dichtung." — Die Horen. — Schiller's und Göthe's Widersacher. — Berufung nach Tübingen. — Uebergang von der philosophischen Speculation zur Poesie. — Schiller's Gedankenlyrik in ihrer Vollreife. — „Ideal und Leben." — Der Musenalmanach. — Die Xenien. — In Frankreich und in Deutschland. — Herder bricht mit Göthe und Schiller. — Krieg. — Göthe's und Schiller's Verhältniß zum Christenthum. — Der Patriotismus des Dichters. 59

Digitized by Google

Seite

Viertes Kapitel: Das Lied von der Glocke.

Hölderlin in Jena. — Schiller in Weimar. — Iffland's Gastspiel. — Göthe und Körner in Jena. — Trübe Nachrichten von daheim. — Dem Dichter wird ein zweiter Sohn geboren. — Die Wendung in unserer Literatur von der Classik zur Romantik. — Jean Paul und der Humor. — Jean Paul'sche Abenteuer in Weimar und Berlin. — Fürstliche Titanomanie. — Hingang des Vaters und Klage des Sohnes. — Schwager Wilhelm und Schwägerin Karoline. — Wilhelm von Humboldt. — Verhältniß zum Publicum. — „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen." — Schiller im Besitze von Haus und Garten. — Poetische Absichten und Probleme. — Der ästhetische Gewissensrath. — Die Balladenzeit. — Kulturhistorische Lyrik. — Fichte verläßt Jena. — Verkehr mit Göthe. . 100

Fünftes Kapitel: Wallenstein.

Das französische und das deutsche Theater. — Iffland. — Kotzebue. — Versuch einer Reform. — Entstehungsgeschichte des Wallenstein. — Die Wallenstein'sche Trilogie auf der Weimarer Bühne. — Großartiger Eindruck. — Aufführung der Tragödie in Berlin. — Fleck als Wallenstein. — Resultate. — Schiller und die Königin Luise von Preußen. — Ein Antrag aus England. — Charakteristik des Wallenstein. — Die romantische Schule und ihr Verhältniß zu Schiller. — Schelling. — Novalis. — Die beiden Schlegel. — Tieck. — Ein Wort von Rahel Levin. 136

Sechstes Kapitel: Maria Stuart. Die Jungfrau von Orleans. Die Braut von Messina.

Die letzte Lebensperiode. — Kurzes Schwanken hinsichtlich der Wahl eines neuen Stoffes. — Schwester Christophine und Schwager Reinwald. — Die Uebersiedelung nach Weimar, zunächst für die Wintermonate, beschlossen. — Haushaltslage. — Ankunft einer kleinen Karoline. — Die Malteser. — Schwere Erkrankung Lotte's. — Umzug nach Weimar. — Revolutionärer und contrerevolutionärer Aberwitz. — Krähwinkelig. — Bearbeitung des Macbeth. — Maria Stuart. — Wiederum im Gartenhaus am Leutrabach. — Was ist Poesie und wer ist ein Poet? — Die Jungfrau. — Neue dramatische Pläne. — Im Körner'schen Weinbergshaus zu Loschwitz. — Der Triumph in Leipzig. — Zelter bei Schiller. — Das Mittwochskränzchen und eine Kotzebue'sche Intrigue. — Dramaturgische Experimente. — Eigen Dach und Fach. — Der Adelsbrief. — Eine Trauerzeit. — Die Braut. — Eine „verwünschte Acclamation." — Unter Kriegsleuten. — Serenade und Morgenständchen zu Lauchstädt. — Schiller und der König von Schweden. . . . 164

Siebentes Kapitel: Wilhelm Tell.

Zwei Warnungstafeln im Buche deutscher Geschichte. — Wien und Berlin. — Schiller und Napoleon. — Studien für den Tell. — Hegel. — Klopstock's, Herder's und Kant's Tod. — Anne Louise Germaine de Staël. — Der Tell vollendet und auf der Bühne. — Charakter des Gedichts. — Der Dichter am Trinktisch. — In der preußischen Hauptstadt. — Henriette Herz über Schiller. — Ein lockender Antrag. — Ablehnung. — Geburt einer zweiten Tochter. — Der Dichter als Mensch und Vater. — Groß und gut. — Die Huldigung der Künste. — Der letzte Winter. — Uebersetzung von Racine's Phädra. — Demetrius. — Letzte Lebenstage und Tod des Dichters. — Göthe's Schmerz. — Die Bestattung. — Die Trauer. — Lotte und Karoline. — Die Fürstengruft. — Die Apotheose. — Schluß. 200

Digitized by Google

4.2

FEB 12 1881

Gebunden von
C. W. Freise